Preußische Jahrbücher

Begründet von **R. Haym**, fortgeführt von
Heinrich v. Treitschke und **Hans Delbrück**

Herausgeber: **Dr. Walther Schotte**

Zweihundertundsiebenter Band

Januar bis März 1927

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1927

Inhaltsverzeichnis

des

207. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

(Januar bis März 1927.)

I. Aufsätze.

Seite

Alsberg, Max. Das Schund- und Schmutzgesetz 86
Barthel, Ernst. Gibt es fiktionsfreie Erkenntnis? 61
Bredt, Victor. Michaelis und Kühlmann 1
Busse, Kurt. Rainer Maria Rilkes Vermächtnis 361
Cron, Helmut. Georg Simmel als Philosoph der modernen Kultur 292
Däubler, Theodor. Das eigentliche Aegypten 167
Daniels, Emil. Konnte August 1914 in Frankreich gesiegt werden? 145
Fechter, Paul. Die Musikalität der Unmusikalischen 221
Fittbogen, Gottfried. Aus Luxemburg 206
Heyer, Friedrich. Britische Wirtschaftsfragen 277
Lufft, Hermann. Bevölkerungsproblem und Weltanschauung . . 37
Meydenbauer, Hans. Der Staat als Zensor 94
Olschki, Leonardo. Kulturgeographie Italiens 19
Paulsen, Rudolf. Friedrich Paulsen über das akademische Lehramt 80
Rogge, Heinrich. Vom Führertum als Problem der wissenschaftlichen Politik 317
Schilling Trygophorus, Otto. Ludwig van Beethoven . 340
Schmidt, Axel. Selbstbestimmungsrecht und Randstaatenidee . . 231
Schotte, Walther. Irrungen und Wirrungen 97
—„— Konservativismus und Liberalismus 374
Stecher, G. Pestalozzis „ABC-Buch der Menschheit" 189

II. Besprochene Werke und Hinweise.

Buttny, Albrecht. Gebhard Truchsetz 427
Constant, Benjamin. „Journal intime“ 118
Klemperer, Victor. Geschichte der französischen Literatur in fünf Bänden 116
Kurth, Ernst. Bruckner 121
Leitzmann, Albert. Wolfgang Amadeus Mozart 275
Mainländer, Philipp. Meine Soldatengeschichte 408
Rohde, Hans. Der Kampf um Asien 250
Springer, Brunhold. Die genialen Syphilitiker 275
Vetter, August. Kritik des Gefühls 410
Wagner, Ludwig. Der Szeniker Ludwig Sievert 427
Welter, Nikolaus. Gesammelte Werke 261

III. Politische Korrespondenz und kleinere Aufsätze.

Daniels, Emil. Mittelamerika, China, Litauen 138
—„— Englische Innen- und Außenpolitik 269
—„— Abrüstungsvorschlag Coolidges, polnischer Handelsvertrag, China 419
Heynen, Walter. Inland und Ausland. Zeitschriftenschau 100, 240, 388
Knudsen, Hans. Berliner Theater 122, 264, 414
Korodi, Lutz. Personalwechsel in Berlin und Bukarest. — Rumänisch-deutsche Beziehungen einst und jetzt. — Minderheitenfrage und Völkerbund. — Faschistische Neurasthenie . . 130
Meydenbauer, Hans. A. Hugenbergs Streiflichter 412
Urzidil, Johannes. Sudetendeutscher Aktivismus 128

Michaelis und Kühlmann

von Prof. D. Dr. Dr. Victor Bredt, M. d. R.

Mehrere Tage hindurch war die deutsche Presse erfüllt mit den Berichten über die Vernehmungen[1]) von Reichskanzler a. D. Dr. Michaelis und Staatssekretär a. D. Dr. v. Kühlmann vor dem Vierten Unterausschuß des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses des Reichstages. Beide Herren sind lange zu Worte gekommen, haben ihre Angaben und Antworten in aller Ausführlichkeit machen können; die Presse hat sie in großem Umfange wiedergegeben. Aber eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede. Es muß jetzt auch der andere Teil zu Worte kommen. Zwar wird der Ausschuß selbst noch zu den Aussagen Stellung nehmen und diesbezügliche Veröffentlichungen machen, aber dies wird noch längere Zeit in Anspruch nehmen. Ich selbst habe das begreifliche Verlangen, auf die in allen Zeitungen wiedergegebenen Aussagen baldigst persönlich zu antworten, und dies soll im folgenden geschehen.

Als Endergebnis möchte ich vorweg nehmen, daß irgendeine neue Urkunde oder ein neues Beweisstück von den beiden Herren nicht beigebracht worden ist. Herr Dr. Michaelis hatte angekündigt, er werde mit gänzlich neuem Material gegen mein Gutachten angehen, aber es ist nichts derart gekommen. Die ganzen Vernehmungen haben sich nur in dem Rahmen bewegt, daß die Frage erörtert wurde, ob nicht die in meinem Gutachten abgedruckten Urkunden anders aufzufassen seien, als bisher geschehen. Aber auch hier ist etwas Entscheidendes nicht vorgebracht worden. Ich wüßte daher nicht, wo ich die entscheidenden Ergebnisse meines Gutachtens zu berichtigen hätte; es kann alles aufrechterhalten werden. Allerdings haben die Vernehmungen in den Einzelheiten außerordentlich viel Interessantes gebracht, was unsere bisherigen Kenntnisse ergänzt und unterbaut. Es haben sich auch in den Einzelheiten manche Neuerungen ergeben, die zu berücksichtigen sind, und insofern sind die Vernehmungen für den Historiker zweifellos von großem Werte.

Herr Dr. Michaelis hatte selbst darum gebeten, vernommen zu werden, weil er darlegen wollte, die in meinem Gutachten gegebene Darstellung beruhe auf unrichtigen Auffassungen. Die Vernehmung brachte aber insofern eine gewisse Enttäuschung, als Dr. Michaelis sofort bat, den Staatssekretär v. Kühlmann zu vernehmen, da dieser in der Lage sein werde, die entscheidenden Auskünfte zu geben. Zunächst wurde diesem Wunsche nicht entsprochen, da der Ausschuß den

[1]) Am 14., 15., 17. Dezember 1926.

verantwortlichen Kanzler selbst hören wollte. Schließlich schien es aber doch geboten, Herrn v. Kühlmann zu bitten, da offensichtlich nur von diesem eine wirkliche Klarstellung erwartet werden konnte.

In der Vernehmung von Dr. Michaelis war als wirklich neues Moment nur der Brief Kaiser Wilhelms II. zu bezeichnen, den er zur Ueberraschung Aller vorlas. Er ist ihm auf seine Anfrage aus Doorn zugegangen und lautet, soweit er verlesen wurde, folgendermaßen:

„In der Presse habe Ich zu Meiner Verwunderung gelesen, daß die Vorgänge bei den Versuchen der päpstlichen Friedensvermittlung während Ihrer Reichskanzlerzeit im Jahre 1917 erneut die öffentliche Meinung erregen, und daß die Erörterungen zu lebhaften Angriffen gegen die Politik der damaligen Reichsregierung geführt haben. Die Angriffe werden damit begründet, daß Sie damals im Widerspruch mit Meinen Intentionen gehandelt hätten, daß Sie insbesondere hinsichtlich Ihrer Erklärungen über Belgien durch den Brief an Nuntius Pacelli vom 24. September 1917 Meinen Absichten entgegengehandelt hätten, ein Brief, von dem Ich nichts gewußt hätte. Nachdem Ich mich über diese Angelegenheit genau unterrichtet und mir auch alle darauf bezüglichen Dokumente habe vorlegen lassen, sehe Ich Mich veranlaßt, zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit folgendes Ihnen mitzuteilen:

Ich erinnere Mich unserer Unterredung über den Brief des Nuntius Pacelli vom 30. August, die am 10. September[1]) abends oder morgens vor dem Kronrat stattgefunden hat, genau. Ich habe Meine schweren Bedenken nicht verhehlt, die Ich vor Meinem Volke trug, wenn Ich nach den unvergänglichen Leistungen von Heer und Marine den ehrenvollen Besitz Belgiens aufzugeben Mich entschloß, falls wir bis Ende 1917 zum Frieden kämen. Ich konnte Mich jedoch Ihren Gründen nicht versagen und stimmte im Kronrat der Aufgabe Belgiens zu. Aber Ich mußte selbstverständlich an den völligen und endgültigen Verzicht auf Belgiens Bedingungen knüpfen, die Ich im Interesse des Friedens in der Zukunft für unbedingt erforderlich hielt.

In diesem Sinne war Ihr Brief an Pacelli vom 24. September verfaßt. Er entsprach in seiner Zielsetzung durchaus Meiner Auffassung, die in ihm enthaltene Wendung: „so liegt der Grund keineswegs darin . . .“, mußte bei redlichem Willen zur Verständigung so gedeutet werden, daß eine endgültige Freigabe Belgiens

---

[1]) So muß das Datum offenbar lauten. In den Wiedergaben steht 1. September.

durch den Brief nicht ausgeschlossen sein sollte. Sie sollte nur nicht bedingungslos erfolgen. Der Brief widersprach somit nicht der offiziellen Antwort auf die Papstnote.

Auch heute noch bin Ich der Meinung, daß es unverantwortlich gewesen wäre, im voraus einen glatten Verzicht auf Belgien, an dessen endgültige Freigabe Ich Mich durch Meine Erklärung im Kronrat gebunden halten wollte, auszusprechen, ohne bei den erhofften Friedensverhandlungen Sicherungen zu erhalten, die Ich zum Wohle Meines Volkes für unbedingt erforderlich hielt. Ich hoffe, durch diese Darlegung nicht nur zur Klärung dieser Streitfrage beizutragen, sondern auch zu beweisen, daß Ich nur das Wohl Meines Volkes im Auge hatte. Ich ermächtige Sie, von diesem Meinem Brief den Gebrauch zu machen, den Sie im Interesse der Sache für gut und notwendig halten."

Es ist zweifellos sehr ritterlich von Kaiser Wilhelm II., daß er seinen Kanzler in dieser Weise noch heute decken will, aber einen wirklich historischen Wert hat der Brief nicht. Welche Dokumente will denn der Kaiser in Doorn sich haben vorlegen lassen? Ein Vertreter des Auswärtigen Amtes erklärte sofort, daß nichts nach Doorn mitgeteilt worden sei. Der Ausschuß selbst hat ja erst in den letzten Tagen nach vielem Verhandeln vom Auswärtigen Amte die von ihm gewünschten Akten zur Einsicht erhalten. Dr. Michaelis antwortete auf eine diesbezügliche Frage, daß er dem Kaiser Auszüge aus den ihm zur Verfügung stehenden Dokumenten nach Doorn geschickt habe; diese seien vom Kaiser gemeint. Damit entfällt aber eine Bedeutung des Kaiserbriefes sofort.

Der Kaiser schreibt aber auch jetzt noch nicht, daß er den Brief vom 24. September gekannt habe; im Gutachten war es verneint und daraus ein Schluß zugunsten des Kaisers gezogen. Der Kaiser schreibt an einer Stelle etwas, worauf in anderem Zusammenhange später noch einzugehen ist; dies sei hier einstweilen zurückgestellt. Im ganzen würde an den in Frage stehenden Geschehnissen auch dann nichts geändert, wenn sich herausstellen sollte, daß der Kaiser von allem gewußt habe.

Im übrigen ist aus den Ausführungen von Dr. Michaelis nur hervorzuheben seine Auslegung des Briefes vom 24. September. Da aber hier Dr. v. Kühlmann denselben Standpunkt vertrat, sei hiervon erst im Rahmen seiner Vernehmung die Rede. Aus eigener Wissenschaft hat Dr. Michaelis weiteres bedeutsames Material nicht beigebracht. Er stellte nur immer erneut den Antrag einer Vernehmung Kühlmanns.

Nun dürfte allerdings mein Gutachten dahin zu berichtigen sein, daß dort zweifellos die Persönlichkeit von Michaelis zu stark in den Vordergrund gestellt ist. Aus seiner Vernehmung hat sich ergeben, daß wir mehr mit einer „Regierung

Michaelis“ zu rechnen haben, in welcher Kühlmann die führende Persönlichkeit war, wenigstens in bezug auf die Außenpolitik. Michaelis ist zwar der verantwortliche Reichskanzler gewesen, aber nicht der entscheidende Faktor. Seine Persönlichkeit wird daher bei der historischen Betrachtungsweise und Beurteilung zurücktreten müssen.

Die Vernehmung des Staatssekretärs v. Kühlmann war materiell sehr viel ergiebiger. Es war genußreich und interessant, einen Meister der alten Diplomatie seine Ansichten entwickeln zu hören. Wenn erst die Ausführungen gedruckt vorliegen, werden sie ein helles Licht werfen auf die ganze Art und Weise, wie damals die Außenpolitik getrieben wurde. Wirklich Neues von entscheidender Bedeutung haben sie aber auch nicht gebracht.

Staatssekretär v. Kühlmann räumte zu Anfang seiner Ausführungen sogleich einen Punkt aus, in dem volle Einstimmigkeit bestand. Dr. Michaelis hatte in seiner ersten Veröffentlichung so geschrieben, daß man annehmen mußte, im Gutachten sei behauptet, es habe eine greifbare Friedensmöglichkeit vorgelegen und Michaelis habe sie zerstört. Kühlmann stellte fest, daß dieser Punkt außer Streit sei; eine wirkliche, greifbare Friedensmöglichkeit sei nirgends behauptet. Er führte nun weiter zum Beweis dafür, daß ein Friedensschluß überhaupt nicht in Frage kommen konnte, eine Demarche der französischen bei der englischen Regierung an, welche vom 26. August datiert. Hier erklärt die französische Regierung, daß sie auf die Friedensvermittlung des Papstes nicht eingehen könne. Dieses Dokument hat natürlich große Bedeutung; es kann in diesem Zusammenhange aber ausscheiden, da die deutsche Regierung es überhaupt erst nach dem Frieden im englischen Weißbuch kennengelernt hat. Für die Haltung der Regierung Michaelis also scheidet es vollkommen aus. Nun sagt Kühlmann weiter, man habe damals durch einen neutralen Mittelsmann erfahren, daß der päpstliche Friedensschritt keine Aussichten habe; man habe also der Aktion keinen praktischen Wert beigemessen. Dann bleibt aber die Frage offen, warum man nicht überhaupt den heiklen Punkt mit Belgien lieber ganz unbeantwortet ließ. Es bleibt weiter die Frage offen, warum man nicht dem Siebener-Ausschuß des Reichstages offen darlegte, die Friedensaktion sei aussichtslos. Im übrigen steht dieser ganzen Darlegung auch die Tatsache entgegen, daß der Kardinal Gasparri bis zuletzt an eine Aussicht der päpstlichen Vermittlung geglaubt hat. Sollte die Kurie wirklich das nicht gewußt haben, was die deutsche Regierung durch einen neutralen Mittelsmann erfahren konnte? Alles das ist natürlich schwer zu sagen, aber auch hier müssen wir wieder den Punkt ins Auge fassen, um den es sich handelt: Der Siebener-Ausschuß glaubte — und wurde in dem Glauben belassen! —,

daß eine Friedensmöglichkeit vorliege, und daß die Regierung sie behandle völlig auf dem Boden der Friedensresolution. Daß dies letztere eben nicht der Fall war, ist ja dasjenige, worauf es hier ankommt.

Ein weiterer sehr wesentlicher Punkt in den Darlegungen Kühlmanns betraf das Verhältnis der Reichsregierung zur Obersten Heeresleitung. Hier bestätigten seine Worte nur das, was schon immer erkannt war, daß nämlich die Reichsregierung unter einem schweren Drucke stand, und daß die Rücksichten auf die Oberste Heeresleitung ihr Handeln stark beeinflußten. Kühlmann sprach es offen aus, daß eine Militärdiktatur damals durchaus im Bereich des Möglichen gelegen habe, und daß für die Reichsregierung eine vorsichtige Haltung gegenüber der Obersten Heeresleitung deshalb ein Gebot der Notwendigkeit gewesen sei. Aus dem Grunde habe die Reichsregierung auch an den Forderungen der Obersten Heeresleitung nicht ohne weiteres vorbeigehen können, und habe sie zum mindesten in ihre Berechnungen einstellen müssen. Dieses klare Bekenntnis Kühlmanns, das sich wohl in der ganzen Memoirenliteratur noch nicht in dieser Deutlichkeit findet, wird später im gedruckten Bericht von großem Werte sein.

In diesem Zusammenhange bedarf das Gutachten einer rein äußerlichen Berichtigung. Es war bisher angenommen, daß der Brief des Feldmarschalls v. Hindenburg vom 15. September die unmittelbare Veranlassung zu dem Schreiben des Reichskanzlers vom 24. September gewesen sei; beide fügen sich ja inhaltlich ineinander. Nunmehr machte Kühlmann die Mitteilung, daß er jenen Brief des Feldmarschalls vom 15. September überhaupt nicht gekannt habe. Diese überraschende Tatsache wird sich vermutlich daraus erklären, daß die Korrespondenz mit der Kurie im Auswärtigen Amte, die Korrespondenz mit dem Feldmarschall in der Reichskanzlei registriert worden ist; dort befinden sich die Akten noch heute. Weiter machte Kühlmann die Mitteilung, daß der Brief vom 24. September von ihm selbst verfaßt und dem Reichskanzler nur zur Unterschrift vorgelegt worden sei. Demnach ist also der Brief vom 15. September die unmittelbare Veranlassung zu dem Briefe vom 24. September nicht gewesen. Diese Aeußerlichkeit ist aber belanglos, denn Kühlmann betonte ausdrücklich, daß der Brief vom 24. September mit Rücksicht auf die Oberste Heeresleitung geschrieben sei.

Die Darlegung, daß der Druck der Obersten Heeresleitung die Reichsregierung stark beeinflußt habe, führt nun weiter zu einer anderen Erscheinung. Der Kampf zwischen beiden Faktoren war bis zu einem gewissen Grade ein Kampf um die Person des Kaisers. Hier war die einzige übergeordnete Stelle, die imstande war, eine Entscheidung zu treffen. In dem Gegensatz zwischen dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg

und der Obersten Heeresleitung hatte sich auch der Kaiser dem Druck fügen und den Kanzler entlassen müssen. Er mußte später den Staatssekretär Kühlmann unter ganz ähnlichen Umständen entlassen. In dem hier zur Erörterung stehenden Zusammenhange kam es darauf an, wie der Kaiser entschied in der Frage von Belgien. Die Oberste Heeresleitung hatte hier weitgehende Pläne, die nicht angenommen werden konnten. Der Reichskanzler Michaelis sagte bei seiner Vernehmung, daß er selbst mit großen Mühen den Kaiser bewogen habe, hier gegen die Oberste Heeresleitung zu entscheiden; das ist ohne Zweifel zutreffend. Im Kronrate hat der Kaiser dann tatsächlich die Entscheidung getroffen für eine Freigabe Belgiens im Sinne der Papstnote — so muß man wenigstens nach den bisher vorliegenden Quellen annehmen. Das Protokoll des Kronrats[1]) ist etwas unklar. Wichtiger scheint die Stelle bei Helfferich[2]), daß der Kanzler im Kronrat gesagt habe, „Voraussetzung für Friedensverhandlungen sei unser völliger und bedingungsloser Verzicht auf Belgien". Der Chef des Admiralstabes habe die flandrische Küste verlangt, der General Ludendorff wenigstens Lüttich und Umgebung. „Der Kaiser entschied schließlich im Sinne des Kanzlers." Ganz damit in Einklang steht die Aufzeichnung von Ludendorff[3]) über den Kronrat:

> „Seine Majestät der Kaiser nahm dieselbe Stellung ein wie der Reichskanzler (Bethmann!) in der Unterhaltung mit dem Nuntius Pacelli am 26. Juni und entschied gegen die O.H.L. Er ermächtigte den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ausdrücklich zur Anerkennung der Unversehrtheit und der Landeshoheit Belgiens *ohne jede Einschränkung* und kam damit den Wünschen des Feindes aufs weiteste entgegen. An den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes waren die Worte gerichtet, die er hinzufügte: ‚Jetzt haben Sie freie Bahn, nun zeigen Sie einmal, was Sie können, und machen Sie bis Weihnachten Frieden.' Die O.H.L. beugte sich dieser Entscheidung Seiner Majestät."

Es lag bisher kein Grund vor, an diesen beiden bestimmten Mitteilungen zu zweifeln. Nunmehr aber führte Kühlmann aus, daß die Entscheidung des Kaisers nicht so einwandfrei gelautet habe. Der Kaiser habe Belgien zwar freigeben wollen, aber nur unter gewissen Vorbehalten und Bedingungen, und diesem Standpunkte des Kaisers sei in dem Briefe vom 24. September Rechnung getragen. Diese Darlegungen Kühlmanns waren neu. Sie würden beweisen, daß man schlechter-

[1]) Von Dr. Michaelis verfaßt. Siehe „Für Staat und Volk", S. 349.
[2]) Helfferich: „Der Weltkrieg", III, S. 171.
[3]) Ludendorff: „Kriegführung und Politik". S. 280.

dings gar nicht in der Lage war, auf dem Boden der Friedensresolution zu verhandeln, wie im Siebener-Ausschuß angenommen wurde und wie die Reichsregierung dort selbst behauptete.

Hier ist nun auch der Punkt, wo der von Michaelis verlesene Kaiserbrief eine gewisse Bedeutung hat. Der Kaiser sagt:

> „Auch heute noch bin Ich der Meinung, daß es unverantwortlich gewesen wäre, im voraus einen glatten Verzicht auf Belgien, an dessen endgültige Freigabe Ich Mich durch Meine Erklärung im Kronrat gebunden halten wollte, auszusprechen."

Also der Kaiser will es heute gutgeheißen haben, daß die formelle Erklärung noch nicht abgegeben wurde. Er sagt aber mit absoluter Klarheit, daß er im Kronrat für die Freigabe Belgiens entschieden habe. Dies scheint auch heute noch glaubhaft, da hier die Behauptungen von Helfferich, Ludendorff und Kaiser Wilhelm II. genau übereinstimmen.

Wir stoßen hier noch auf eine weitere Frage, die durch die Vernehmung Kühlmanns nicht geklärt ist. Kühlmann führte aus, es würde verfehlt gewesen sein, den glatten Verzicht auf Belgien auszusprechen, weil man damit das kostbarste Objekt im voraus preisgegeben habe. Er betonte, daß man im Handel nichts mehr bekomme für das, was man bereits hingegeben habe. Denselben Gedanken will offenbar der Kaiser in seinem jetzigen Briefe aussprechen — ob aus eigenem Antriebe, das mag dahingestellt bleiben. Das Argument Kühlmanns ist aber völlig unverständlich, denn niemand hat etwas Derartiges von der deutschen Regierung verlangt. Mit keinem Worte sagt der Papst oder einer seiner Beauftragten, daß Deutschland zunächst Belgien hergeben soll, und daß dann erst über die eigentlichen Friedensbedingungen verhandelt werden soll. Der Papst sagt vielmehr, daß Deutschland bereit sein muß, Belgien selbst — sagen wir einmal: in seiner Substanz! — ohne alle Einschränkungen und Bedingungen herauszugeben. Forderungen, die Belgien selbst betreffen, sei es Gebietsabtretung, sei es wirtschaftliche Abhängigkeit, soll Deutschland nicht stellen dürfen. Welche Forderungen aber Deutschland im übrigen stellen will, das bleibt ihm völlig überlassen. Wenn also Deutschland Kolonien verlangt, Flottenstützpunkte (Valona — Korfu!) oder Handelsbegünstigungen, dann muß es sich finden, was die Entente dazu sagt. Das ist der Vorschlag des Papstes.

Es stand nach dem päpstlichen Vorschlage und selbst nach dem Briefe des Nuntius Pacelli vom 30. August nichts im Wege, daß Deutschland den Verzicht auf Belgien an solche Bedingungen knüpfte. Wenn Deutschland erklärt hätte, es gebe Belgien ohne alle Einschränkung heraus gegen eine ebensolche

Herausgabe der deutschen Kolonien, so hätte die Kurie nicht mehr erklären können, die deutsche Antwortnote sei ungenügend.

Belgien ist nach Kühlmanns Ansicht das „Faustpfand" Deutschlands gewesen, und dieser Ansicht kann man nur beitreten, Man muß dann aber auch die juristische Folgerung ziehen. Ein Faustpfand muß man herausgeben, wenn die eigenen Forderungen befriedigt werden, und jeder Besitzer eines Faustpfandes wird, wenn er darnach gefragt wird, nur erklären können, er sei zur Herausgabe bereit unter gewissen Bedingungen. Er kann aber unmöglich erklären, er habe vor, das Faustpfand ganz oder teilweise zu behalten.

Es muß in diesem Zusammenhange auch noch auf ein weiteres Moment zurückgegriffen werden. Der erste Schritt des Nuntius Pacelli war noch erfolgt bei dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg[1]), und dieser berichtet darüber:

> „Auf die Frage über unsere Ziele bezüglich Belgiens erwiderte ich, daß wir seine volle Unabhängigkeit wiederherstellen würden. Mit dieser vollen Unabhängigkeit würde es freilich unverträglich sein, wenn Belgien politisch, militärisch und finanziell unter der Herrschaft Englands und Frankreichs gerate, welche Mächte diese Herrschaft dann zu Deutschlands Schaden ausnutzen würden."

Offensichtlich auf diesem Bescheid Bethmanns beruht es, daß der Nuntius am 30. August an den nunmehrigen Reichskanzler Michaelis schreibt, er solle erreichen:

> „1. Eine bestimmte Erklärung über die Absichten der kaiserlichen Regierung bezüglich der vollen Unabhängigkeit Belgiens und der Entschädigung für den in Belgien durch den Krieg verursachten Schaden.
>
> 2. Eine gleichfalls bestimmte Angabe der Garantien für politische, ökonomische und militärische Unabhängigkeit, welche Deutschland verlangt."

Bethmann hatte also zunächst den glatten Verzicht auf Belgien gutgeheißen, hatte aber umgekehrt Garantien verlangt, daß nicht England und Frankreich Belgien unter ihren Einfluß brächten. Daraufhin fragte der Nuntius an, welche diesbezüglichen Garantien Deutschland verlange. Man sollte nun annehmen, daß hierüber im Kronrat verhandelt worden sei. Man kann sich auch des Eindrucks nicht erwehren, daß dem Kaiser in seinem jetzigen Briefe Bedingungen dieser Art vorschweben. Man erfährt aber nichts davon, daß dieser Punkt verhandelt worden sei.

Wenn nun Kühlmann jetzt sagt, man habe den Verzicht auf Belgien nicht aussprechen können, weil man damit das

[1]) **„Betrachtungen zum Weltkriege"**, II, S. 212.

Faustpfand aus der Hand gegeben habe, so ist er unverständlich. Die Kurie verlangte das in keiner Weise. Die Kurie verlangte nur eine einwandfreie Erklärung darüber, ob man unter irgendwelchen annehmbaren Bedingungen die Substanz des Faustpfandes restlos herausgeben wolle, oder ob man vorhabe, von der Substanz des Faustpfandes etwas zu behalten.

Kühlmann hat aber in anderer Beziehung recht. Er sagte weiter bei seiner Vernehmung, daß die Oberste Heeresleitung später die Entscheidung des Kaisers nicht mehr beachtet habe. Daß er hier recht hat, zeigt der Brief des Feldmarschalls vom 15. September zur Genüge. Selbst wenn der Kaiser von Bedingungen und Vorbehalten gesprochen haben sollte, war die Annexion von Lüttich, wie der Feldmarschall sie fordert, mit dem Begriff „Freigabe" überhaupt nicht mehr zu vereinigen. Aber auch die Worte in dem Briefe vom 24. September: „Forderungen der Kaiserlichen Regierung, insbesondere in bezug auf Belgien" waren mit der Entscheidung des Kaisers nicht mehr in Einklang zu bringen. Wenn daher Kühlmann meint, die Oberste Heeresleitung sei später über die Entscheidung des Kronrats hinausgegangen, so ist ihr die Reichsregierung dabei gefolgt. Hier liegt überhaupt der Schlüssel zu den ganzen Geschehnissen. Der Druck der Obersten Heeresleitung, auf den Kühlmann so großes Gewicht legte, ist auch hier unverkennbar.

Es ließen sich noch viele Punkte aus den Darlegungen Kühlmanns besprechen, aber man wird hier besser die fertige Drucklegung abwarten. Hier muß es jetzt darauf ankommen, die entscheidenden Dokumente, um die es sich im Grunde allein handelt, in den Vordergrund zu stellen, nämlich die offizielle Antwort an den Papst vom 19. September und den Brief an den Nuntius Pacelli vom 24. September.

Zu dem ersteren ist daran zu erinnern, daß die Antwort beraten worden war in der Sitzung des Siebener-Ausschusses am 10. September. Die Regierung hatte dargelegt, auf die Frage des Papstes in bezug auf Belgien brauche keine bestimmte Antwort gegeben zu werden, da in der allgemeinen Bezugnahme auf die Friedensresolution der Verzicht auf Belgien inbegriffen liege. Fehrenbach, Erzberger und Payer hatten sich hiervon überzeugen lassen; Ebert und Scheidemann, die eine ausdrückliche Erklärung verlangten, waren überstimmt worden; Graf Westarp und Stresemann standen der ganzen Aktion wesentlich ablehnend gegenüber. Auf dieser Sitzung beruhte von nun an der Glaube der Mehrheitsparteien, die Regierung habe sich dem Papste gegenüber wenigstens indirekt zu einer völligen Freigabe Belgiens bereiterklärt.

Nun hatte die Regierung das Konzept zu jener Antwort vertraulich dem Nuntius Pacelli gegeben, und dieser hatte es chiffriert an den Kardinal-Staatssekretär Gasparri in Rom

telegraphiert. Eine Nachprüfung der Akten des Auswärtigen Amtes hat ergeben, daß meine im Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher“[1]) gemachten Angaben vollkommen stimmen. Am 18. September nachmittags ging beim Auswärtigen Amt ein Schreiben des Nuntius Pacelli aus München ein, worin er mitteilt, der Kardinal-Staatssekretär bezeichne telegraphisch die geplante Antwort als durchaus ungenügend, und sei der Ansicht, daß damit alle Aussicht auf einen Erfolg der päpstlichen Friedensaktion zunichte gemacht werde. Die Bezugnahme auf die Friedensresolution genügte eben nicht, sondern es war eine bestimmte Erklärung über Belgien notwendig. Trotz dieser Warnung aus Rom schickte die Reichsregierung diese im voraus abgelehnte Antwort am 19. September ab!

Hier setzt nun das große Bedenken ein: Durfte die Reichsregierung den Siebener-Ausschuß in dem Glauben belassen, an die Kurie sei eine in bezug auf Belgien genügende Antwort gegeben, wenn man schon wußte, daß der Empfänger die Antwort als nicht genügend ansah? Staatssekretär v. Kühlmann hat auf eine diesbezügliche Frage geantwortet, es sei nach diplomatischen Gepflogenheiten nicht angängig gewesen, von dieser vertraulichen Mitteilung des Kardinal-Staatssekretärs irgendeiner Stelle Kenntnis zu geben; daher habe man es unterlassen. Hiergegen ist zunächst einzuwenden, daß man von der Mitteilung selbst gar keine Kenntnis zu geben brauchte. Es genügte vollkommen, wenn die Regierung sagte, sie sei neuerdings zu der Ansicht gekommen, die Antwort genüge nicht in dieser Form. Sie wäre dabei nur einem Wunsche des Siebener-Ausschusses nach größerer Deutlichkeit begegnet. Dr. Michaelis selbst schreibt in seinen Memoiren[2]) über die Einsetzung des Siebener-Ausschusses folgendes:

> „Das war mir klar: ohne engste Fühlungnahme mit dem Willen des Parlaments konnte nicht regiert werden. Ich schlug deshalb vor, eine ständige Fühlung des Reichstags mit mir dadurch herzustellen, daß ein Ausschuß — ich glaubte, daß ein Siebener-Ausschuß das richtige sei — zunächst für eine Beratung der Antwort auf die Papstnote, unter Umständen aber für dauernd eingesetzt würde.“

Also der Siebener-Ausschuß war eingesetzt ausgerechnet zu dem Zwecke, die Antwort auf die Papstnote zu beraten, und tatsächlich hatte er auch die Antwort am 10. September zusammen mit der Regierung beraten. Wenn nun darauf der Kardinal-Staatssekretär mitteilte, die entworfene Antwort sei ungenügend, wenn er genau das verlangte, was auch Ebert

---

[1]) „Reichskanzler Michaelis und die päpstliche Friedensaktion“. S. 191.
[2]) „Für Staat und Volk“. S. 360.

und Scheidemann mit allem Nachdruck verlangt hatten — war es da nicht eine glatte Verpflichtung der Regierung, den Siebener-Ausschuß noch einmal zusammenzurufen und eine neue Antwort mit ihm zu beraten? Auf diese Frage sind sowohl Michaelis wie Kühlmann die Antwort schuldig geblieben.

Nun weiter zu dem Geheimbriefe vom 24. September, dessen entscheidende Stelle hier im Wortlaut noch einmal mitgeteilt werden muß. Sie lautet:

„Sind wir mithin im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage, dem Wunsche Eurer Exzellenz zu entsprechen und eine bestimmte Erklärung über die Absichten der kaiserlichen Regierung im Hinblick auf Belgien und auf die von uns gewünschten Garantien zu geben, so liegt der Grund hierfür keineswegs darin, daß die kaiserliche Regierung grundsätzlich der Abgabe einer solchen Erklärung abgeneigt wäre oder ihre entscheidende Wichtigkeit für die Frage des Friedens unterschätzte, oder glaubte, ihre Absichten und die ihr unumgänglich nötig scheinenden Garantien könnten ein unübersteigliches Hindernis für die Sache des Friedens bilden, sondern lediglich darin, daß ihr gewisse Vorbedingungen, die eine unbedingte Voraussetzung für die Abgabe einer solchen Erklärung bilden, noch nicht genügend geklärt zu sein scheinen.

Hierüber Klarheit zu gewinnen, wird das Bestreben der kaiserlichen Regierung sein, und sie hofft — falls die Umstände ihr Vorhaben begünstigen —, in nicht allzu ferner Zeit in der Lage zu sein, Eure Exzellenz über die Absichten und nötigen Forderungen der kaiserlichen Regierung, insbesondere in bezug auf Belgien, genauer unterrichten zu können."

Aus diesem Schreiben wurde bisher ein Nein herausgelesen. Nunmehr erklärten Michaelis und Kühlmann übereinstimmend, diese Auffassung sei unrichtig, denn das Schreiben enthalte ein bedingtes Ja! Hierüber herrscht einstweilen nur Staunen, und in allen den Stunden der Vernehmung sind wir der Klarheit noch nicht nähergekommen. Um die Antwort aber richtig würdigen zu können, wollen wir die Frage einmal in ihre Bestandteile zerlegen.

Es kam zunächst darauf an, ob Deutschland überhaupt *materiell* bereit war, Belgien bedingungslos herauszugeben. Es kam zweitens darauf an, ob Deutschland *formell* bereit war, hierüber der Kurie schon zu diesem Zeitpunkte eine bestimmte Erklärung abzugeben. Diese beiden Punkte stellen sich nach der oben wiedergegebenen Stelle in der Antwort folgendermaßen dar.

Beginnen wir mit dem Punkte der formellen Erklärung, so müssen wir zunächst feststellen, daß der Nuntius Pacelli in seinem Briefe vom 30. August an den Reichskanzler geschrieben hatte, es komme für ein Gelingen der Friedensaktion an auf

„eine bestimmte Erklärung über die Absichten der kaiserlichen Regierung bezüglich der vollen Unabhängigkeit Belgiens und der Entschädigung für den in Belgien durch den Krieg verursachten Schaden."

Darauf antwortet der deutsche Reichskanzler am 24. September:

„Wir sind im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage, dem Wunsche Eurer Exzellenz zu entsprechen und eine bestimmte Erklärung über die Absichten der kaiserlichen Regierung im Hinblick auf Belgien und auf die von uns gewünschten Garantien zu geben."

Deutlicher kann man ein Nein doch wohl kaum aussprechen, und wie man da ein bedingtes Ja herauslesen kann, bleibt unerfindlich. Hätte der Nuntius gefragt, ob die Möglichkeit bestehe, daß später einmal diese Erklärung abgegeben werde, dann könnte man darüber reden. Aber der Nuntius hatte eine Erklärung im jetzigen Stadium als notwendig bezeichnet. Im übrigen müssen alle Zweifel an dem Nein verschwinden gegenüber dem Wortlaut, daß die deutsche Regierung nicht in der Lage sei, *dem Wunsche des Nuntius zu entsprechen*. Mag also der Wunsch gelautet haben, wie er will, die deutsche Regierung lehnte seine Erfüllung ab!

Nun zweitens die materielle Seite der Frage. Da kann es in diesem Zusammenhange offenbleiben, wie der Kaiser im Kronrat entschieden hatte: es kommt hier nur darauf an, ob die Regierung bereit war, die Erklärung — nach den Worten des Nuntius — für eine „volle Unabhängigkeit Belgiens" abzugeben. Wenn nun da die deutsche Regierung schreibt, sie hoffe, in nicht allzuferner Zeit den Nuntius unterrichten zu können über die „Absichten und nötigen Forderungen in bezug auf Belgien" — dann war die deutsche Regierung eben *nicht* bereit, die volle Unabhängigkeit Belgiens wiederherzustellen, denn mit dieser vertragen sich weder Forderungen noch Absichten. Wenn also vielleicht gesagt wird, die Regierung sei „noch nicht" bereit gewesen die Erklärung abzugeben, so zeigt der Schlußsatz, daß sie überhaupt nicht bereit war, die Erklärung abzugeben. Hier zeigt sich eben die Hand der Obersten Heeresleitung, von der Kühlmann selbst sagt, daß sie in bezug auf Belgien sofort wieder über die Entscheidung im Kronrat hinausgegangen sei. Und in diesen Zusammenhang gehört auch der Brief des Feldmarschalls vom 15. September, in welchem

er die Annexion von Lüttich als notwendig bezeichnet; diese war doch wohl bestimmt nicht vereinbar mit einer vollen Wiederherstellung Belgiens, ebensowenig wie die geforderte wirtschaftliche „Angliederung" vereinbar war mit der vollen Unabhängigkeit Belgiens.

Zwischen diesen beiden Ablehnungen stehen nun jene Worte, welche besagen, daß Deutschland nicht „grundsätzlich" ablehnen wolle und weiteres mehr. Was wollen diese Worte aber bedeuten, nachdem die geforderte Erklärung über Belgien im Satze vorher abgelehnt worden ist? Die Kurie schreibt mit klaren Worten, nach der ersten Antwort der englischen Regierung vom 21. August sei eine Erklärung der deutschen Regierung über die völlige Wiederherstellung Belgiens die Vorbedingung für die jetzige Friedensaktion. Wenn also Deutschland jetzt ablehnte, wenn es später seine Forderungen in bezug auf Belgien anmelden wollte, dann hatte eine sogenannte grundsätzliche Bereitwilligkeit nicht den mindesten Wert.

Für die Behauptung, die Antwort an den Nuntius bedeute kein Nein, sondern ein bedingtes Ja, berief sich Dr. Michaelis auf den Berliner Historiker Professor Meineke. Er teilte mit, dieser habe zwar noch keine Zeit gefunden, eine eingehende Ausarbeitung fertig zu stellen, er lasse aber als „vorläufiges Gutachten" mitteilen, der Brief enthalte ein bedingtes Ja. Man wird abwarten müssen, was Professor Meineke später sagt; es ist nicht anzunehmen, daß er versuchen sollte, dem klaren Wortlaute des Briefes Gewalt anzutun und ihn anders aufzufassen, als er lautet.

Staatssekretär von Kühlmann setzte den Hebel an anderer Stelle an, indem er darlegte, am 19. September sei eine offizielle Antwortnote der deutschen Regierung abgesandt worden, am 24. September nur ein Privatbrief des Reichskanzlers an den Nuntius; durch einen nachfolgenden Privatbrief könne aber eine offizielle Note nicht beeinträchtigt werden. Grundsätzlich ist das gewiß richtig. Es würde sogar völlig zutreffen, wenn die offizielle Note den Verzicht auf Belgien mit klaren Worten ausgesprochen hätte; dann hätte sich die Kurie an diesen Wortlaut halten und den Brief beiseite legen können. In der offiziellen Note stand aber über Belgien nichts, und der Kardinal-Staatssekretär hatte gerade deshalb die Note als ungenügend bezeichnet. Er sowohl wie der Nuntius hatten noch einmal nachdrücklich betont, es komme an auf eine sofortige Erklärung über Belgien, durch welche die offizielle Antwort noch ergänzt werden müsse. Wenn nun da der deutsche Reichskanzler schreibt, er könne die gewünschte Erklärung nicht abgeben, dann blieb es eben bei der offiziellen Note, und diese wurde als ungenügend bezeichnet, weil sie über Belgien nichts enthielt.

Nun mögen der Reichskanzler und sein Staatssekretär tatsächlich der Ansicht gewesen sein, der Brief vom 24. September enthalte ein bedingtes Ja. Entscheidend ist aber doch wohl die Auffassung dessen, der den Brief bekommt. Der Kardinal-Staatssekretär hatte im voraus die offizielle Antwortnote als ungenügend bezeichnet, also nach der Ansicht des Empfängers genügte eine allgemeine Bezugnahme auf die Friedensresolution nicht. Der Kardinal verlangte ein rundes Ja! Also selbst wenn der Reichskanzler und der Staatssekretär annahmen, der Brief enthalte ein bedingtes Ja, dann mußten sie sich immer noch sagen, daß sie damit nach der klaren Mitteilung des Kardinals die Voraussetzung für eine erfolgreiche Friedensaktion nicht erfüllten.

Hier kommen wir nun wieder zu dem Kernpunkt der ganzen Frage: Durfte dieser Geheimbrief herausgehen ohne Wissen des Siebener-Ausschusses? Kühlmann erklärte hier, daß der Reichskanzler seine Privatbriefe nicht habe vorzulegen brauchen. Das wäre gewiß richtig, wenn es sich um einen Privatbrief im eigentlichen Sinne gehandelt hätte. Hier aber handelte es sich darum, daß der offizielle Unterzeichner einer Note, deren Inhalt als ungenügend und unklar bezeichnet war vom Empfänger, nunmehr erklärte, wie diese Note aufzufassen sei. Das war nun und immer ein einfacher Privatbrief; das war ein Dokument, das der offiziellen Note überhaupt erst ihren rechten Inhalt gab. Es steht auch vollkommen fest, daß dieser Brief sowohl dem Wunsche wie dem Glauben des Siebener-Ausschusses diametral entgegen lief. Dem Wunsche nach einem klaren Bekenntnis zur Friedensresulotion, dem Glauben, daß dieses Bekenntnis in der offiziellen Note enthalten sei. Wenn nun jetzt gesagt wird: es war nicht notwendig, diesen Brief vorzulegen, denn er konnte die offizielle Note nicht aufheben — dann kann man nur antworten mit der Frage: Was wäre wohl gekommen, wenn man dem Siebener-Ausschuß den Brief zur Kenntnis gegeben hätte? Will jemand im Ernste behaupten, daß es dann ohne schwerste Konflikte abgegangen wäre?

Soweit die Stellungnahme zu den Vernehmungen, wie sie sich einstweilen machen läßt. Nun wollen wir aber noch einmal auf den eigentlichen Kernpunkt zurückkommen, um festzustellen, worum es sich im Grunde handelt. Die Frage, ob im Jahre 1917 eine greifbare Friedensmöglichkeit vorlag, war behandelt vom zweiten Unterausschuß, mit dem hier keine grundsätzlichen Unterschiede bestehen. Im vierten Unterausschuß handelt es sich um „Heimatpolitik und Umsturzbewegung" und lediglich in diesem Zusammenhange war hier die Frage der päpstlichen Friedensaktion zu behandeln. Da war nun der Kern der Frage folgender:

Wie sich immer deutlicher zeigte, wollte die Oberste Heeresleitung weiterkämpfen bis zu einem annexionistischen Sieg-

frieden. Sie wurde dabei unterstützt von den alldeutschen Kreisen, die sich später in der Vaterlandspartei zusammenfanden und die in der Konservativen Reichstagsfraktion ihre größte Stütze hatten, wobei die Reichspartei und die Nationalliberalen ihnen zustimmten. Demgegenüber hatte die Mitte — Zentrum, Fortschritt, Sozialdemokratie — sich aufgerafft zu einer grundsätzlichen Stellungnahme gegen den annexionistischen Siegfrieden, zugunsten eines Friedens ohne Annexionen und Entschädigungen: die Friedensresolution. Unmittelbar danach kam nun zum ersten Male wenigstens eine Vermittlertätigkeit in greifbare Nähe, gleichgültig, ob sie große Aussichten hatte oder nicht: die päpstliche Friedensnote. Nunmehr kam es darauf an, welchen Standpunkt das offizielle Deutschland, vertreten durch die kaiserliche Regierung, einnahm: bekannte es sich zum Gedanken des Siegerfriedens oder zum Gedanken der Friedensresolution? Um diese Frage handelt es sich jetzt, und um diese Frage hat es sich sowohl in meinem Gutachten wie bei den Vernehmungen von Michaelis und Kühlmann gehandelt:

Da sehen wir nun folgendes Ergebnis:

Die Reichstagsmehrheit war mißtrauisch gegen Dr. Michaelis wegen seiner Worte „wie ich sie auffasse". Wie stark das Mißtrauen der Sozialdemokratie war, zeigte sich aus den Notizbucheintragungen von Scheidemann und dem offiziellen Protokollbuch der sozialdemokratischen Fraktion, das von Dittmann verlesen wurde. Um nun einen Beweis seiner vollen Vertrauenswürdigkeit zu geben, setzte Dr. Michaelis den Siebener-Ausschuß ein, und in dessen Sitzung vom 10. September wurde sowohl vom Reichskanzler wie vom Staatssekretär dargelegt, die offizielle Antwort an den Papst enthalte das Bekenntnis zur Friedensresolution, weil auf diese Bezug genommen sei. Fehrenbach, Erzberger und Payer haben es geglaubt, Ebert und Scheidemann haben es nicht geglaubt, aber sich fügen müssen.

Im Kronrate hat Dr. Michaelis offensichtlich das mögliche getan, um dem Gedanken der Friedensresolution nach Möglichkeit gerecht zu werden. Er hat dem Kaiser vorher zugeredet und erreicht, daß der Kaiser entschied, Belgien solle freigegeben werden, wenn dadurch der Frieden herbeigeführt werden könne. Ob der Kaiser weitere Bedingungen gestellt hat, ist nicht nachzuweisen, aber anzunehmen ist es nicht. Gestützt auf die übereinstimmenden Aufzeichnungen von Helfferich und Ludendorff sowie den jetzt verlesenen Brief aus Doorn, muß man vielmehr immer noch annehmen, daß der Kaiser damals eine Entscheidung getroffen hat, die mit dem Willen der Reichstagsmehrheit übereinstimmte, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß man damit in diesem Stadium zum Frieden kommen könne. Es mag daher sein, daß der Kaiser später eine

andere Haltung eingenommen hat, als ihm dargelegt wurde, die Friedensaktion werde keinen Erfolg haben.

Die Oberste Heeresleitung hat im Kronrate natürlich die Entscheidung des Kaisers ohne Widerspruch anhören müssen, aber gefügt hat sie sich keineswegs. Dafür ist der Brief des Feldmarschalls vom 15. September der klarste Beweis. Selbst dann, wenn der Kaiser weitere Vorbehalte gemacht hat, wie Kühlmann behauptet, wäre der Brief immer noch im Widerspruch mit dem Kronrate. Dr. Michaelis hat diesen Brief bekommen, wußte also Bescheid. Kühlmann hat zwar diesen Brief nicht gekannt, betont aber den allgemeinen Druck, den die Oberste Heeresleitung ausgeübt habe.

Und nun kommt die Frage auf den entscheidenden Punkt: blieb jetzt die Reichsregierung auf dem Boden der Friedensresolution und des Siebener-Ausschusses stehen, oder gab sie dem Drucke der Obersten Heeresleitung nach? Es gab dazu zwei Wege:

Die Reichsregierung konnte noch einmal zum Kaiser gehen, ihm die abweichende Stellungnahme der Obersten Heeresleitung mitteilen und sich noch einmal seines Einverständnisses vergewissern. Dann konnte sie vor den Siebener-Ausschuß gehen, und erklären, die am 10. September beratene Antwort sei aus irgendwelchen Gründen — ohne den Namen Gasparri zu nennen — nicht mehr als ausreichend anzusehen, es solle nunmehr eine deutliche Erklärung über Belgien abgegeben werden.

Die Reichsregierung konnte umgekehrt dem Siebener-Ausschuß gar nichts sagen, aber tatsächlich in die Bahnen der Obersten Heeresleitung einlenken. Dann mußte sie aber auch dem Papste gegenüber in irgendeiner Form abrücken von dem Bekenntnis zur Friedensresolution. Und das geschah durch den Brief vom 24. September!

Daß die beiden leitenden Männer sich zum letzteren entschlossen, erscheint nicht nur menschlich, sondern auch politisch verständlich. Die Namen Hindenburg und Ludendorff hatten damals ein Gewicht, gegen das nichts Gleichwertiges in die Wagschale zu werfen war. Der Reichskanzler v. Bethmann war kurz vorher von General Ludendorff gestürzt worden, und gerade der Staatssekretär v. Kühlmann wurde später auch von General Ludendorff gestürzt, als er eine Linie verfolgen wollte, die der päpstlichen Friedensaktion ziemlich parallel ging. Wollten die beiden Staatsmänner jetzt den offenen Kampf aufnehmen mit den beiden Feldherren, dann hatten sie bestimmt keine Aussichten auf Erfolg. Dann konnte aber leicht eine Katastrophe entstehen für das ganze Reich. Kühlmann hatte vollkommen recht, als er bei seiner Vernehmung sagte, die Möglichkeit einer Militärdiktatur Ludendorff sei durchaus nicht abzuweisen gewesen. Aus diesem Grunde ist es also sowohl menschlich wie politisch verständlich, daß die

beiden Staatsmänner sich dem ungeheuren Drucke fügten, der auf ihnen lastete — aber ein Unglück war es doch!

Wir kommen damit von dem Kernpunkt des Problems zu dem ganzen Problem: war es notwendig, daß die Heimatpolitik endete in einer Umsturzbewegung? Wäre es nicht möglich gewesen, das Verlangen der zahlenmäßigen Mehrzahl des deutschen Volkes in legale Bahnen zu lenken? Wäre es nicht möglich gewesen, das auf parlamentarischem Wege herbeizuführen, was sich in den Stürmen des Novembers schließlich mit Gewalt Bahn brach? Es wäre sicher möglich gewesen, wenn man den Faktor richtig eingeschätzt hätte, der hier verfassungsmäßig der Vermittler sein mußte: den Deutschen Reichstag. Gegen ihn war auch die Oberste Heeresleitung im Erfolge machtlos, wie sich deutlich zeigte bei der Friedensresolution, gegen welche auch General Ludendorff nicht öffentlich aufzutreten wagte. Hätte eine feste Reichstagsmehrheit hinter der Reichsregierung gestanden, hätten diese beiden zusammen mit aller Bestimmtheit ihren gemeinsamen Willen vertreten, dann hätten sie den Kaiser ganz bestimmt auf ihrer Seite gehabt, dann hätten sie sich auch durchsetzen können.

Diese Möglichkeit bot sich der Regierung Michaelis in jenen Septembertagen 1917. Es war dazu aber notwendig, daß die Regierung nicht nur fest entschlossen, sondern auch absolut vertrauenswürdig in jene Bahnen einlenkte. Ein völlig klares Bekenntnis zur Friedensresolution, eine völlig einwandfreie Erklärung über Belgien an den Papst hätte damals aus den Parteien eine feste Mehrheit für die Regierung geschaffen. Die ganze innerpolitische Unzufriedenheit hätte sich hier in legale Bahnen ergossen, und es ist heute im Rückblick kein Grund ersichtlich, warum der Kaiserthron hätte gestürzt werden müssen.

Die Regierung hat diesen Schritt damals nicht getan. Der Reichstag ist damals in dem Glauben belassen worden, die Regierung habe sich auf den Boden der Friedensresolution gestellt, aber in Wirklichkeit war es nicht der Fall. In Wirklichkeit räumte die Reichsregierung vor der Obersten Heeresleitung das Feld. Unter der Regierung Michaelis gewann die Oberste Heeresleitung das absolute Uebergewicht auch auf politischem Gebiete. Die Regierung des Grafen Hertling hat keinen Versuch mehr gemacht, einen eigenen Willen durchzusetzen. General Ludendorff benutzte seine Macht solange, bis sie sich überschlug. Und als man dann im Oktober 1918 plötzlich auf den Reichstag zurückgriff, da war es zu spät, denn da war der Krieg bereits militärisch verloren.

Diese ganzen Dinge sind grundsätzlich in ihren Anfängen entschieden worden bei Gelegenheit der päpstlichen Friedensaktion. Hier war der Scheidepunkt, wo die Wege der Reichsregierung auseinander führten, in der Richtung auf die Volksvertretung und in der Richtung auf die Oberste Heeresleitung.

Hier wurde die Entscheidung getroffen, die nicht nur die gegenwärtige, sondern auch die kommende Reichsregierung festlegte. Von einem Widerstreit der Volksvertretung mit der Obersten Heeresleitung kann man dabei kaum reden, denn der Reichstag war ja des guten Glaubens, die Reichsregierung habe sich entschieden für die Friedensresolution. Daß der Reichstag in diesem guten Glauben erhalten wurde, daß er das Verhalten der Reichsregierung am Scheidewege gar nicht erkennen konnte, weil er die entscheidenden Ereignisse nicht erfuhr, das war der Kernpunkt in den Untersuchungen, um die es sich hier handelt.

Deshalb wurden den beiden Zeugen, Reichskanzler a. D. Dr. Michaelis und Staatssekretär a. D. v. Kühlmann nur folgende zwei Fragen vorgelegt:

1. Warum wurde der Reichstag bzw. der Siebener-Ausschuß oder einzelne Vertrauensmänner der Parteien von den Einwendungen der Kurie gegen die Fassung der Antwort auf die Friedensnote des Papstes nicht in Kenntnis gesetzt?

2. Warum wurde dem Siebener-Ausschuß des Reichstags die Antwort an den Nuntius Pacelli vom 24. September 1917 nicht vorgelegt?

Die beiden Zeugen haben darauf sehr viel Interessantes und Bedeutsames mitgeteilt; aber die beiden ihnen vorgelegten Fragen haben sie nicht zu beantworten vermocht.

***

Kulturgeographie Italiens

von Leonardo Olschki

Während des Wiener Kongresses glaubte Fürst Metternich die historischen und dynastischen Rechte der Habsburger und ihrer Vasallen auf die italienische Halbinsel mit der Behauptung vertreten zu können, daß Italien ein lediglich geographischer Ausdruck wäre, der eine Reihe unabhängiger Staaten umschließe.

Als im Laufe der darauffolgenden Jahrzehnte die italienische Freiheitsbewegung aus den Sphären romantischer Sehnsucht und literarischer Ideologien in das Gebiet der politischen Wirklichkeit überging, wurde jene Behauptung des österreichischen Staatsmannes das geflügelte Wort, das er selbst mit seinen Getreuen in steigender Erbitterung den europäischen Kanzleien als Leitmotiv seiner Politik zurief.

Diese historische Phrase, die rund ein halbes Jahrhundert der anti-italienischen Politik und Publizistik den Ton angab, ist in ihrer Einseitigkeit und in ihrer unmittelbaren Wirkung für die Auffassungen und den Stil der Staatsmänner und Diplomaten charakteristisch, die mit blendenden Formeln eine halbe Wahrheit verkünden, um die ganze zu verbergen.

Wenn es nun Metternich auf der einen Seite gelang, den bedrohten Fürsten Mut zu machen, so hatte er erst den Italienern den Anlaß gegeben, aus dem Widerspruch zur klaren Erkenntnis ihrer nationalen Ziele zu gelangen. Denn, wenn die eindeutige geographische Einheit und die kaleidoskopische Kleinstaaterei Italiens durch anderthalb Jahrtausende hindurch dem Fürsten Recht zu geben schienen, so hatte er vergessen, die dritte und mächtigste Realität in Erwägung zu ziehen, die von den Staatsmännern zum Schaden der Welt so oft übersehen wird: die Einheit der Kultur, die in Sprache und Sitte ihren gewöhnlichen, in Kunst und Bildung ihren reinsten Ausdruck findet.

Nun reicht das Bewußtsein der geistigen und kulturellen Zusammengehörigkeit der Italiener von den Alpen bis zum afrikanischen Meere, über ethnische, geographische und politische Grenzen hinweg, bis in die antike Zeit zurück.

An der Schwelle der Neuzeit gab ihm Dante in seiner Schrift über die Vulgärsprache den klarsten Ausdruck, während er in der Komödie als Florentiner, Italiener und Weltbürger die Grenzen des Landes nach Norden und Osten aus dem Gefühl seiner geographisch-geistigen Einheit bezeichnete. Mit dem prophetischen Blick des poeta vates sah Dante als erster und einziger, daß die Zusammenschließung aller durch erbitterte Fehden und Interessenkämpfe getrennten politischen Glieder der Nation durch die Gemeinschaft einer literarischen Kultursprache erreicht werden würde; er schuf für sie das poetisch

erhabene und wissenschaftlich geläuterte Idiom ihrer gegenseitigen Verständigung, das dem Bewußtsein brüderlicher Zusammengehörigkeit Gehalt und Weihe geben sollte.

Dichter, Humanisten und Publizisten haben diesem gemeinsamen Kulturbewußtsein der Italiener weiterhin den Ausdruck, die historischen Voraussetzungen und die lebendigen Ziele offenbart. Seit Petrarca und Machiavelli bis zur Gegenwart haben diese niemals an aktueller Bedeutung verloren.

Weder Religionsspaltungen noch große Volkserhebungen erschütterten jemals dieses Bewußtsein, so daß die politische Vereinheitlichung des Landes um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich als die praktische Erfüllung dieses in langer Entwicklung gereiften Gefühls einer geistigen Einheit erwies.

Durch welche diplomatischen Kunstgriffe und kriegerische Unternehmungen dieses Ziel von 1848 bis 1870 erreicht wurde, ist bekannt.

Indessen wissen die wenigsten, wie die verschiedenen Landschaften der Halbinsel, innerhalb und gegenüber der idealen und politischen Einheit des Landes, sich als kulturelle Individualitäten erhielten und entwickelten; d. h. wie sie sich in der prismatischen Geschlossenheit Italiens zu seinem Gesamtbilde verhalten. Denn eine jede dieser Landschaften hat mehr oder minder eine durch Mundart, Sitte, Ueberlieferungen gekennzeichnete Physiognomie bewahrt und diesem Gesamtbild eingefügt.

Ihre im allgemeinen schwer zugänglichen Charakteristiken lassen sich in der Art einer Kulturgeographie Italiens sammeln und sie erlauben uns die dynamische Struktur des Landes im Spiel und Gegenspiel seiner Einzelglieder zu erfassen oder als Problem zu vertiefen.

Mit verschwindenden Ausnahmen ist keine dieser Landschaften der Halbinsel ein geschlossenes politisches und administratives Gebiet; sie waren es auch früher nicht, so daß sie auch keine historischen Gebilde sind, wie etwa die Einzelstaaten des deutschen Reiches. Nur in vereinzelten Fällen sind sie geographische Begriffe oder geologische Einheiten und ebenso selten geschlossene ethnische Individualitäten.

Man erkennt dies deutlich z. B. an den Landschaften der Po-Ebene, in denen Kelten, Gallier, Etrusker, Ligurer, Lateiner und Germanen sich in historischer Zeit ansiedelten und die dann später, wie die Emilia, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in verschiedene selbständige Staaten zerfielen. In Apulien leben zahlreiche versprengte Kolonien von Albanern; in Calabrien ist der Wortschatz mit so vielen altgriechischen Elementen durchsetzt, daß wir in zahlreichen Siedlungen eine sprachlich-ethnische Kontinuität verfolgen können, die bis in die Epoche der griechischen Kolonisierung Süditaliens zurückreicht. Dazu das unentwirrbare Völkergemisch auf Sizilien. Es bleibt demnach nur ein eindeutiges und auffälliges

Element der Individualisierung übrig: die Mundart oder die Dialektgruppen, die mit ihren phonetischen und lexikalischen Besonderheiten den Charakter einer Landschaft und ihre Grenzen bestimmen.

Diese Mundarten weichen beträchtlich von der literarischen Einheitssprache ab, so daß ohne diese die Verständigung zwischen den Angehörigen verschiedener Landschaften unmöglich wäre. Sind es doch nur ganz wenige phonetische Erscheinungen, die allen Mundarten und der Schriftsprache Italiens gemeinsam sind.

Die relative Selbständigkeit der italienischen Mundarten hat nun zur Folge, daß diese sich zäher und lebendiger erhalten und entwickelt haben, als es in anderen romanischen Ländern der Fall ist. Gegenüber dem einigenden Symbol der einheitlichen Schriftsprache bezeichnen diese Mundarten den konservativen Geist regionaler Besonderheiten, der durch den Mangel an einheitlicher Geschichte und Verwaltung seine naturhafte Zähigkeit bis zum heutigen Tage ohne jede partikularistische Absicht bewahrt.

So sehen wir, daß in den meisten Landschaften und hauptsächlich in Piemont, in den emilianischen Provinzen, in Venetien und im ganzen Süden des Landes die Mundart die eigentliche Konversationssprache der Gebildeten ist, wo die Beteiligten und Redenden durch die Bande der Familie und der Zugehörigkeit zur betreffenden Landschaft eben zwanglos vereint sind.

In dieser warmen, häuslichen, gemütlichen Atmosphäre vertrauten Umgangs gedeihen die ursprünglichen, unmittelbaren, unrhetorischen Formen, in denen sich die Eigenart eines jeden Stammes und einer jeden Gegend in ihren elementaren natürlichen Gemütsregungen und in besonderen intellektuellen Veranlagungen äußert.

Für die symbolische Veranschaulichung dieser Eigenarten haben Italiens Landschaften und Provinzen seit dem 16. Jahrhundert, d. h. seit der Verallgemeinerung des kulturellen Einheitsbewußtseins, die Masken des Volkstheaters geschaffen, die den Volkswitz, die Mundart, die geistige und sittliche Physiognomie eines Landesteiles drastisch oder sentimental in einer bürgerlichen Umwelt repräsentierten.

Diese zum Teil auch in Deutschland bekannt gewordenen Masken sind als Bühnentypen mit der Stegreifkomödie Ende des 18. Jahrhunderts verschwunden und leben, seit Goethe sie sah, als repräsentative Gestalten im Volksmunde noch fort.

Ihre jahrhundertelange Mission, die geistigen Besonderheiten einer mundartlichen Volksgemeinschaft in komischem Kontrast gegen höfisch-literarische Gleichmachung zu betonen, wurde durch die Volkspoesie und durch das regionale Witzblatt

abgelöst, in denen weder die Normen der Literatur, noch die des sprachlichen Anstands befolgt zu werden brauchen.

So reagierte das italienische Volk instinktiv, derb und harmlos mit bloßen geistigen und seelischen Mitteln gegen jede Bestrebung einer radikalen Zentralisierung nach französischer Art und gegen das kulturelle Uebergewicht eines Volksteiles.

Von dieser tendenzlosen Stimmung legen verschiedene, im Auslande wenig bekannte Erscheinungen auf dem Gebiet der Literatur und der Heimatkunst beredtes Zeugnis ab.

Seit der politischen Einigung des Landes, also seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, hat die regionale Dialektdichtung einen ungeahnten Aufschwung erlebt.

An einheimische Traditionen anknüpfend und den Situationen des modernen Lebens angepaßt, hat das Dialekttheater in Venetien, in Toskana, in Neapel und Sizilien im künstlerischen und nationalen Bewußtsein des ganzen Volkes Wurzel gefaßt und es behauptet sich entschieden neben der europäisch-kosmopolitischen Theaterliteratur strengeren Sinnes und neben den vergröberten Importen der Boulevardbühnen.

Gegenüber ihren konventionellen Formen und Kunstgriffen steht also lebendig und von diesen relativ unabhängig der konservative Geist bodenständiger Menschen und Klassen, die an der Darstellung ihres eigenen Lebens mehr Gefallen finden, als etwa an den intellektualistischen und frostigen Antithesen zerebraler Inspiration, wie sie der Weltliterat Pirandello eher für europäische Großstadtbühnen als für das italienische Nationaltheater ausklügelt.

Die Herzenstöne des italienischen Volkes klingen indessen noch unmittelbarer in der mundartlichen Volkspoesie, die sich auf Flügeln des Gesanges die Welt erobert hat, und die bald den sentimentalen Lyrismus, bald die satirische Stimmung des „esprit frondeur", bald die epischen Neigungen einer provinziellen Gemeinschaft zum Ausdruck bringt.

Aus der anonymen Fülle dieser Volkspoeten ragen diejenigen hervor, die dem gemeinsamen Fühlen und den lyrisch-epischen Neigungen ihrer unmittelbaren Volksgenossen persönliche Akzente zu entlocken und dadurch das naturhaft Gebundene, regional Begrenzte und formal Primitive zu überwinden und zu läutern vermochten.

Die aus der Scholle und dem bürgerlichen Milieu gewonnene Inspiration, das zähe und gemütvolle Betrachten dieser kleinen provinzialen Welten, aus denen Italien besteht, rief das merkwürdigste und bloß aus italienischen Verhältnissen begreifbare literarische Phänomen hervor, das das Schrifttum dieses Landes in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen hat.

Als die politische Einigung erreicht war, die ein halbes Jahrhundert alle Interessen und Spannungen geistiger und

praktischer Betätigung auf dieses eine Ziel gebannt hatte, setzte die historische und folkloristische Entdeckung der Einzellandschaften ein, die noch heute in voller Blüte ist.

Eine besondere Kunstrichtung und eine besondere literarische Gattung nahmen sich dieser Aufgabe an: die veristische Novelle.

Bei der Unkompliziertheit und Problemlosigkeit der italienischen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte diese Kunstrichtung französischen Ursprungs und Charakters in Italien keine Entwicklungsmöglichkeit und -Berechtigung.

Deshalb wandten sich zahlreiche Schriftsteller, wie der Stimme des eigenen Blutes gehorchend, der skizzenhaften und doch realistischen Schilderung provinzialer Sitten und Typen zu, je nach den Neigungen des einzelnen in den Kreisen des Landadels, der Bourgeoisie, des Kleinbürgertums, der Beamten, Bauern und Handwerker.

Die Tagesblätter förderten und verallgemeinerten diese heimatkundliche Literatur mit drastischem Lokalkolorit, die ihre großen Meister fand.

Es sind die wenigen, die bei ihrer Versenkung in primitive Erscheinungen kulturabgeschiedener Menschen, Stände und Gegenden deren Stimme vernahmen und ihr Wesen begriffen.

Niemand entzog sich dem Einfluß dieser ungeheuer anwachsenden Literatur; denn man lernte durch sie die schwer zu bändigende Naturkraft solcher Massen und Individuen kennen, indem man ihre ganze unheimliche animalische und menschliche Triebhaftigkeit mit den schonungslosen Mitteln veristischer Kunst darstellte.

Im Romane erhielten europäische Strömungen und Anschauungen einen national-italienischen Charakter durch die regionalen Umwelten ihrer Träger.

So verbindet Antonio Fogazzaro die neue gesellschaftliche Kasuistik moderniştischer Observanz mit der heiligen Einfalt des Altbürgertums der Lombardei und Venetiens; so gab D'Annunzio seinen raffiniert dekadenten Romanhelden und seinen verstiegenen Uebermenschen den strahlenden und historisch gesättigten Hintergrund der italienischen Landschaften.

In seinen „Novelle della Pescara" wandte er sich mit einer rein literarischen Lust am Grausamen von der überhitzten Atmosphäre kosmopolitischer Salons zur brutalen Schilderung seines abruzzesischen Volkes in scheußlichen Episoden von Blut und Besessenheit.

Die kulturelle Dezentralisierung Italiens bringt es mit sich, daß diese Schilderungen nicht von einem bald mitleidigen, bald hochmütigen und immer problematischen Kopfschütteln begleitet sind, mit welchem man von Paris aus die „Moeurs de Province" betrachtet; sondern mit dem Bewußtsein der ent-

scheidenden Gewalt dieser unverbrauchten Einzelkräfte im Gesamtschicksal der Nation.

Diese literarischen Erscheinungen des modernen Italien sind nur ein Ausdruck dieses Bewußtseins; es gesellen sich zu ihnen andere Phänomene des italienischen Geistes- und Wirtschaftslebens, die der Beachtung wert sind.

In den Jahren, da das neue Italien den politischen und kulturellen Anschluß an Europa suchte und mit noch unsicheren Mitteln und Zielen eine weltpolitische Sendung und Stellung erstrebte, wurden in allen Landschaften die sogenannten „Deputazioni di Storia Patria" gegründet, die mit den Methoden der neueren historischen Forschung die Regional- und Lokalgeschichte aufzudecken hatten.

Diese von Staats wegen eingesetzten Institutionen knüpfen an eine bis in die Renaissance zurückzuverfolgende Ueberlieferung der Lokalhistoriographie an, die im Laufe der Jahrhunderte Vortreffliches geleistet hat. Sie bildete den eigenartigen ganz italienischen Typus des Lokalgelehrten aus, der aus der liebevollen und entsagungsreichen Hingabe an Erscheinungen und Probleme einer kleinen historischen Umwelt den Mut zum Fleiß ohne Lorbeer schöpfte.

In neuerer Zeit reagierten die Landschaften gegen die zunehmende Industrialisierung Italiens mit der Pflege des heimatlichen Kunstgewerbes, das in einer zähen Kontinuität der Stile, des Materials, der Gegenstände und Arbeitsmethoden sowohl im Norden als im Süden und auf den großen und kleinen Inseln in hoher Blüte und in ständigen Wettbewerb steht.

In politischer Hinsicht wirkte sich der Regionalismus im Gewohnheitsrecht der Landschaften aus, ihre Vertreter im Regierungskabinett zu besitzen, so daß die Ministerstellen nicht allein nach Partei-, sondern auch nach der landschaftlichen Zugehörigkeit verteilt zu werden pflegten.

So sollten die Sonderinteressen mit den allgemeinen im Gleichgewicht erhalten bleiben, wo doch Heer und Schule, Verwaltung und Recht die Einheit und die Macht des Staates nach Innen und Außen sicherten.

Diese Feststellungen berechtigen nun zur Frage nach der eigentlichen Physiognomie dieser Landschaften und nach ihrer Rolle in der Gesamtkultur Italiens.

Je konkreter man diese Frage faßt, desto plastischer werden diese ihre Eigenarten aus der deskriptiven Folge der wesentlichen Merkmale hervortreten.

Denn aus soziologischen Untersuchungen, aus geopsychologischen Experimenten, aus den Imponderabilien der Rasse, aus geschichtlichen und kulturphilosophischen Exkursen würde in einer kurzen Analyse eher Verwirrung als Problematik entstehen.

Lehrreicher dürfte deshalb die Hervorhebung konkreter, realer und nachweisbarer, zeitlos-gegenwärtiger Erscheinungen sein, wie sie im folgenden versucht wird.

* * *

Geographische und politische Realitäten führen uns zunächst nach Piemont, der politischen Zelle des neueren Italien, der Wiege der einigenden Dynastie.

Nur mit dem fernen und wilden Sardinien staatlich verknüpft, dynastisch und sprachlich mit Frankreich verwandt, hat Piemont erst mit dem Dichter Alfieri Ende des 18. Jahrhunderts den dauernden geistigen Anschluß an das übrige Italien gefunden. Robust und feurig wie seine weinfreudige Umwelt gab Alfieri dem in blutleeren Traditionen erstarrten italienischen Volke den begeisternden nationalen Schlachtenruf für Freiheit und Einigkeit.

Während die übrigen Landschaften der Halbinsel mit revolutionären Liedern, patriotischen Gesängen, rednerischem Getrommel antworteten, rüstete sich das rauhe piemontesische Volk, von der Disziplin eines geordneten Staates geleitet, zum bewaffneten Angriff gegen die Fremdherrschaft der benachbarten Landschaften.

Piemont besaß die einzige angestammte Dynastie von ganz Italien. In ihrer fast ein Jahrtausend zurückgehenden lückenlosen Kontinuität hatte sie einen Soldaten- und Beamtenstand von territorialer Geschlossenheit und einheitlichem Charakter ausgebildet, der wie kein anderer geeignet war, die Geschicke der Nation in die Hand zu nehmen und zu leiten.

Praktisch und nüchtern, real und amusisch wurde das piemontesische Volk das Werkzeug der nationalen Begeisterung und der Vollstrecker des nationalen Willens.

Von Cavour bis Giolitti gab es dem Lande die lange Reihe der Staatsmänner, die eine gesunde redliche Verwaltung nach den Gepflogenheiten des Mutterlandes, frei von politischen Abenteuergelüsten, erstrebten; von Lamarmora bis Cadorna lieferte dieses Musterland die Organisatoren des Heeres, die einem dem militärischen Gehorsam abgeneigten Millionenvolke nicht allein soldatische Zucht, sondern auch staatlichen Opfersinn in einer umfassenden zivilisatorischen Aufgabe beizubringen genötigt waren.

So wirken Verfassung und Heerwesen als piemontesische Erbstücke im staatlichen Leben entscheidend mit, hauptsächlich von den Traditionen der Dynastie getragen.

Aus dem haushälterischen Sinn des piemontesischen Landadels und Bürgertums erklärt sich sowohl die wirtschaftlich fortgeschrittene Agrikultur wie die finanzielle und industrielle Emsigkeit dieser Landschaft, deren praktische Begabung jede andere zu überragen scheint.

So war die unerhört schwierige Aufgabe der Gesundung, Ausgleichung und Konsolidierung der Staatsfinanzen durch Jahrzehnte hindurch vornehmlich Piemontesen anvertraut, die aus dem genialen und soliden Reformsinne Cavours die Anpassung moderner und einheitlicher ökonomischer Prinzipien und Methoden an die italienischen Verhältnisse lernten.

Die für die Beschaffung von Rohstoffen günstige geographische Lage und der Reichtum an gewerb- und erwerbfleißigen Städten (Alessandria, Biella, Ivrea, Novara usw.) haben aus Piemont das Zentrum der italienischen Großindustrie gemacht, mit der Hauptstadt Turin als Scheitelpunkt des industriellen Dreiecks, das noch Mailand und Genua umschließt.

Ebenso eindeutig ist in seiner regionalen Eigenart Ligurien, das amphitheatralisch zwischen steil aufsteigenden, schattenlosen Bergen und dem tyrrhenischen Meere eingezwängte Land der beiden Rivieren.

Es scheint, als seien die Musen vor der aufdringlichen Pracht der Natur geflohen, als habe die indiskrete Sonne dieser Fels- und Meereslandschaft den Menschen den Einblick in ihre Seele verwehrt, so arm ist sie an Poesie und an originellen Werken der bildenden Kunst.

Das Meer ist ihnen die Wasserstraße, auf der sich die Konkurrenzkämpfe abspielen, der Weg zu dem Golde, mit welchem die klotzigen und protzigen Paläste Genuas aufgebaut werden, in denen der Geist des Handels als Herrscher regiert und seine Untertanen emsig und geschäftig, gerissen und zielbewußt ihren konkreten Aufgaben überläßt.

Italien kann sich glücklich preisen, ein solches sicheres und großartiges Nest erfinderischer Kaufleute zu besitzen, wenn auch Dante, die übrigen Italiener und das ganze Mittelmeer die betriebsame Schlauheit dieser realen Menschen als Gewissenlosigkeit abstempeln.

Sie gehen aber unbekümmert den Weg, den Natur und Geschichte ihnen vorgeschrieben haben und genießen unberührt von diesem Spotte ihr Wohlleben in den üppigen Villen und in den komfortablen Gaststätten ihrer engeren Heimat.

Kaum eine Landschaft kann sich an geographischer, klimatischer, ethnischer und charakterologischer Geschlossenheit mit diesen peripherischen der Halbinsel messen.

So weist bereits die benachbarte Lombardei eine Reihe stark kontrastierender Eigenschaften auf: schwankende historische Grenzen; politische Spaltung ihres bis zum Gotthard reichenden Dialektgebietes; in der Bodenbeschaffenheit höchste Alpengipfel, weite Seeflächen mit fjordartigen Klüften, liebliche Hügelzüge, eine einförmige Ebene und trostlose Sumpfgegenden; in der Bauart ihrer Städte die Mischung der Stile in Grundriß und Schmuck.

Mailand genießt keinen guten Ruf bei den Italienreisenden.

Freilich, wenn man mit konventionell-idyllischen Vorstellungen dieses weite und geräuschvolle Eingangstor Italiens betritt und kaum etwas findet, das den Träumen und Wünschen entspricht, so liegt die Enttäuschung eben an diesen Convenus.

In dieser großen und lebhaften Stadt verbindet sich ein aktiver nationaler Wille mit einem entschiedenen regionalen Fühlen. Mailand ist mit seinen Banken und seiner Börse, als Sitz der zahlreichsten und vielseitigsten industriellen Unternehmungen bekanntlich das wirtschaftliche Zentrum Italiens, die Stadt aller großen praktischen Initiativen mit internationaler Expansionskraft.

Es ist aber auch die Stadt der großen Verlagshäuser, des berühmtesten und anspruchsvollsten kontinentalen Theaters, der in politischen und Kulturfragen maßgebenden Tagespresse, die italienischste aller Städte, weil sie, vom Uebergewicht der Geschichte, des Beamtentums, der Fremdenindustrie unbelastet, alle aktiven Kräfte Italiens vereinigt, um es zu beherrschen.

Und doch hat diese Stadt eine eigene geistige Physiognomie durch die hohe Kultur ihrer Bürger, die bei allen kosmopolitischen Einflüssen den von Alessandro Manzoni geschilderten und repräsentierten Charakter bewahren. Bildungsdrang und aufgeklärte Frömmigkeit, Fleiß und Lebensfreude, Weitblick und Heimatliebe, Unternehmungsgeist und Naturſinn und die satirisch-großstädtische Lebensbetrachtung, die einen so orginellen Ausdruck in den Werken des Dialektdichters Carlo Porta vor hundert Jahren erhalten hat.

So ist die städtische Kultur in allen anderen lombardischen Städten — Brescia, Bergamo, Cremona und Pavia — aufs höchste entwickelt. Aber die von jeher in ihren Bereichen blühende Landwirtschaft schützt sie alle vor den Gefahren der Industrialisierung und bewahrt ihnen den bodenständigen Charakter.

Wer aus dem geschäftigen Getriebe dieser Städte, den endlosen Kränzen hängender Reben und den fliehenden Pappelreihen folgend, in die so oft verschmähte Oede dieser Landschaft flüchtet, und an einem warmen Sommertage im Dörfchen Pietole bei Mantua im wilden Garten Rast macht, aus welchem sich hoch die Säule mit der Statue Virgils erhebt; im Norden die ferne Alpenkette im Dunste erblickt, südlich die Apenninen in behenden Rhythmen entfliehen sieht und über Kanäle und Sümpfe hinaus die harte Arbeit von Mensch und Vieh verfolgt, während die Zikaden mit schrillen Schreien die schattenlose Glut erzittern lassen, der wird das Geheimnis dieser reichen Landschaft aus dem Liede ihres größten Dichters erfassen.

Es ist eine georgische Welt, heute wie vor zweitausend Jahren, deren „praesentia numina“ Virgil zur poetischen Erhebung des sprödesten Stoffes und zur Verherrlichung seiner Heimat bewegten.

Dieser georgische Charakter ist noch deutlicher in den benachbarten Landschaften jenseits der Grenzflüsse Po und Mincio, in Venetien und in der Emilia ausgeprägt. Nachdem die venetianische Republik ihre historische Rolle ausgespielt hat, bewahrt ihr Gebiet einen unpolitisch konservativen Geist in allen Manifestationen des Lebens, abseits vom aufdringlich lärmenden Fremdenstrome, der sich in seine stillen Städte jahraus jahrein ergießt.

Nicht mehr von dem Machtwillen seiner Patrizier zu großen Leistungen angetrieben, trägt das venezianische Volk die Grundzüge seines weichen, naiven, kleinbürgerlichen, anspruchslosen Wesens zur Schau, das sich so echt und gewinnend in der sanften Musik seiner Mundart, in Sinn und Dialog der Komödien Goldonis und seiner Epigonen, im sentimental-melancholischen Tone seiner Volkspoesie äußert.

Die repräsentativste Gestalt dieses häuslich-konservativen Geistes erkennen wir in der liebenswürdigen und reinen Figur Pius X., jenes venezischen Bauernsohnes, der auf dem Stuhle Petri die demütige Frömmigkeit seiner Landsleute zum Weltgesetz des Katholizismus im Kampfe gegen die modernistische Ketzerei erhob; der sich im feierlichen Zeremoniell und in der Pracht der vatikanischen Paläste nur als Diener Gottes fühlte und die evangelische Schlichtheit in den patriarchalischen Sitten seiner Heimat zu bekunden schien. Deshalb ist Pius X. der populärste aller Päpste seit den glücklichen Jahren Pius IX. in Italien gewesen und derjenige, der nach der langen Entfremdung des Vatikans vom italienischen Volke wieder eine verbindende Atmosphäre zwischen beiden Gewalten schuf.

Aemilien ist im Gegensatz zur Lombardei und Venetien eine einheitliche Binnenlandschaft von geschlossenem agrarischen Charakter, breithingestreckt an der vom Konsul Marcus Aemilius Lepidus erbauten Heeresstraße von Rimini bis Piacenza, berühmt durch ihre an provinzialer Kultur reichen Städte, die — wie Parma und Modena — bis in jüngste Zeit ihren Residenzcharakter bewahrt haben und neben Bologna in der gastronomischen Vorherrschaft das fette Leben ihrer Gebiete zum Ausdruck bringen.

In der satten Behaglichkeit dieser Städte und ihrer Landbezirke blühte einst die heitere Dichtung Ariosts und Tassos, flossen kristallklar und pastös Verdis Melodien hervor und gediehen ungestört und kompakt die Monumentalwerke der italienischen Gelehrsamkeit in einem bis zum heutigen Tage währenden Sammelfleiße, dem der Reichtum der Bibliotheken und Archive zugute kam.

Anders ist das Bild der östlichen Emilia, der turbulenten Romagna, die in der Mißwirtschaft des Kirchenstaates in Jahrhunderten niemals zum Frieden kam.

Die wilde Energie des „sangue romagnolo" tobte sich bis zum Weltkriege in revolutionären Bewegungen, blutigen Zwisten, dumpfen Umtrieben aus.

Deshalb hatte die Staatsautorität bis vor kurzem ihre Not, um sich in Ravenna, Forlì und Faenza durchzusetzen.

Eine in Italien sprichwörtliche Unbändigkeit des Temperaments und der im langen Kampf um Dasein und Recht bodenständig gewordene Geist des Widerspruchs trieben die Romagnolen mit feurigem Eifer allen wichtigen sozialpolitischen Ideen und Bewegungen der Neuzeit entgegen.

So steht die Romagna in ihren agrar-ökonomischen Einrichtungen an der Spitze aller italienischen Provinzen; so nahm die faschistische Volkserhebung von hier aus ihren Ausgang und ihren Siegeslauf, weil ein Romagnole reinsten Blutes, Benito Mussolini, sie mit der elementaren Kraft seines im Volkstum wurzelnden Temperaments schuf und leitete.

Agitatorische Organisation ist ein altes romagnolisches Erbstück; sie gelang im Faschismus durch das Aufgehen der Masse in der Persönlichkeit, die ihre derbe Sprache spricht. Bestimmte Attitüden dieses Volksführers werden durch das sprichwörtliche Ungestüm der Romagna eher begreiflich, als durch politische Konstellationen und Notwendigkeiten des Parteilebens.

Der Unternehmungsgeist der romagnolischen Provinzen dehnt sich allmählich auch auf die stillen Marken aus, seitdem das Automobil dieses einsame Bergland und seine schwer zugänglichen Städtchen mit der Welt der Tätigen in dauernde Verbindung gebracht hat.

Die für Hafenanlagen ungeeignete Küste nördlich und südlich der alten dorischen Stadt Ancona ließ auch die übrigen Städte, Pesaro, Fano, Sinigallia usw. in einem trägen schattenartigen Provinzleben dahinsiechen.

Die Marken besannen sich wieder in den letzten Jahrzehnten auf ihre alte regionale Kunst der Keramik, die im Zeitalter der Renaissance, dank der Erfindungsgabe der Künstler und der Virtuosität der Handwerker, Unerreichtes erzeugt hatte.

Die alten Stile und die alte Technik leben hier in merkwürdiger Anpassung an moderne Liebhabereien und Bedürfnisse auf und beschäftigen von Pesaro und Urbino bis hinunter nach Gubbio und Perugia in Umbrien in zahlreichen Kleinbetrieben tausend Hände.

Aus diesen provinzialen Engen kommen wir abrupt und endgültig heraus, wenn wir von der Wasserscheide des Apennin in das universale Reich Toskanas hinabsteigen.

Geographisch und sprachlich streng abgegrenzt, entspricht sein jetziges Gebiet dem Einheitsstaate, der sich von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in einer ungetrübten Kontinuität friedlichen Wohlstandes erhielt.

Die Bedingungen, die es zum ältesten italienischen Kulturlande schon in grauer Vorzeit machten, sind die gleichen, die es zu einem geschlossenen politischen Gebilde führten und die es heute in seinem regionalen Sonderleben erhalten.

Der florentinisch-medizeische Machtwille konnte die trotzigen munizipalen Kleinstaaten von Siena, Lucca, Pisa, Pistoia, Arezzo bezwingen und zähmen, weil diese in ihren elementarsten Lebensnotwendigkeiten voneinander abhingen, wie einst die Städte des etruskischen Bundes.

Dieses glückliche Land umfaßt potentiell alle Bedingungen des unabhängigen Einheitsstaates und seiner weltgeschichtlichen Kulturmission.

Seit Jahrtausenden liefern die wilden Bergriesen von Carrara den Künstlerwerkstätten das Material, das heute ebenso gewonnen und befördert wird, wie Michelangelo es in seinen Briefen schildert.

Das bauluftige toskanische Volk findet in den überall lagernden Steinbrüchen und im Lehmboden seiner Flußtäler die unerschöpflichen Mittel seiner architektonischen Betätigung.

Von den tannenschweren Höhen von Boscolungo, Camaldoli und Vallombrosa herunter zu den hellen Buchen- und Kastanienwäldern des mittleren Apennin, zu den Steineichen des Arnotales, den Kirsch- und Nußbäumen des Mugello, den Pinien und Zedern der Villengärten gedeihen alle Holzarten zu Schmuck und Nutzen.

Berühmt ist der Metallreichtum des Landes, mit den Eisenerzen des mächtigen granitischen Felsblocks von Elba, den Quecksilberminen des Monte Amiata und dem Basalt und Schwefel seiner vulkanischen Gegend, den Kupfer- und Bleilagerungen der mittleren Maremma.

Während die Salinen von Volterra das ganze Land mit Salz versorgen, liefert die Braunkohle des mittleren Arnotales die elektrische Energie allen toskanischen Provinzen.

Die regionale Industrie konzentriert sich in Prato, so daß keine andere Stadt ihren klaren Himmel vom Qualm der Fabriken befleckt sieht; der medizeische Hafen von Livorno ist hingegen das handelsfreudige Emporium Toskanas und die felsige Unterbrechung des sonnigen Strandes, der in der Sommerglut der Schulferien alle Stadtkinder Toskanas in toller Ausgelassenheit sammelt.

Inmitten dieser gesegneten kleinen Welt, von ihrem Kranz dienender Städte umgeben, thront, lieblich und stolz, die edle Stadt Florenz.

Bannen wir von unserem Geiste die Visionen, die die Magie dieses Namens in uns erweckt, und besinnen wir uns auf das heitere und angenehme Leben dieser Literaten- und Fremdenstadt, „dieser im Stile der italienischen Renaissance erbauten amerikanischen Stadt, wo es zu viel Deutsche gibt“,

wie Valéry Larbaud seinen smarten Yorick des 20. Jahrhunderts sagen läßt!

Das toskanische Volk genießt seit jeher den in täglichen Erfahrungen zu bestätigenden Ruf des sprühenden natürlichen, witzigen und pointierten Scharfsinns, der das intellektuelle Uebergewicht über die Gaben des Gemüts oft sogar in roher Form und in impulsiver Heftigkeit bekundet.

In allen Aeußerungen des toskanischen Geistes werden wir deutliche Spuren eines verstandesmäßigen Naturells erkennen, das sich im praktischen wie im geistigen Leben konkrete Sinnbilder geschaffen hat.

Der eher rechnende als verwegene Unternehmungsgeist der toskanischen Kaufleute, der im Mittelalter das europäische Geld- und Handelswesen in ihre Abhängigkeit brachte, ist auch bis heute die Grundlage des stabilen wirtschaftlichen Wohlstandes geblieben.

Die an Metaphern arme, klare und vollklingende Sprache eignet sich natürlich zum unsentimentalen, pointierten, scharf umrissenen Stil und Ton der toskanischen Volkspoesie, deren strenge und regelmäßige Formen die Kunstdichtung Italiens übernahm.

Aus diesem Geiste heraus ist der lineare, analytische, zeichnerische Zug der toskanischen, im Gegensatz zur farbenfreudigen, dekorativen, sinnlichen und beweglichen Kunst Venetiens, zur weichen und schwärmerischen des frommen Umbrien zu erklären.

Ist doch die bildende Kunst Toskanas aus dem Empfinden und Glauben, daß alles Schöne meßbar und beweisbar sei zu einer mathematischen Proportionslehre geworden, die die ganze Welt umfassen wollte, in deren Enge sich nur Michelangelos titanisches Kunstwollen nicht mehr zurecht finden konnte.

Die klassische Oekonomie der Stile, die im Ausdruck nur Notwendiges und Zureichendes duldet, ward diesem intellektbegabten Volke zum Weltgesetz.

So fand hier die intellektualistische Mystik des Neoplatonismus ihren Nährboden und ihre dialektische Vollendung; so gab hier Galilei der Natur ihre Gesetze aus der rechnenden und experimentierenden, rationalen und positiven Art ihrer Betrachtung, die den im Grunde unfrommen Toskanern eigen ist.

Sie sind skeptische und reale Wesen, die für Taten und Leistungen, für klare Abmachungen und nüchterne Offenheit Sinn und Anerkennung haben.

So werden wir in Machiavellis unbarmherziger Welt- und Menschenbeurteilung und in seinem skrupellosen Humor den „spiritus familiaris“ seiner hochbegabten Landsleute erkennen.

Folgen wir ihnen aufs Land, wo die auf gegenseitiges Mißtrauen von Bauern und Herrn begründete und hier hei-

mische Halbpacht, die „mezzadria", herrscht, und betrachten wir uns ihr Leben. Einzigartig ist die Besiedlung der nördlichen und mittleren Bezirke; mit Goethe zu sprechen „unglaublich bebaut und ins Unendliche mit Villen und Häusern besät."

Man bemerkt daraus die innige Verbindung, die zwischen Stadt und Land herrscht, so daß diese Wein- und Oelberge, Felder und Fluren, in denen alle Nutz- und Zierpflanzen in malerischem Durcheinander gedeihen, als gartenartige Auflösung der Stadt erscheinen.

Es ist eine arkadische Stimmung, die hier in Toskana und im grünen, feuchten Umbrien den Städter und Wanderer umfängt. Ihr entspricht die primitive und anmutige, friedliche und sorglose Art des Landbaus und Landlebens, in ihrer Regelmäßigkeit und Sauberkeit, Sorgfalt und Ursprünglichkeit.

Sie ist faßbar in der ernsten Lieblichkeit dieser Hügelwelt, deren harmonische, wellige Linien sich mit der Mannigfaltigkeit der Vegetation und der Farben verbinden.

Die arkadische Sehnsucht findet in dieser Umwelt ihre Erfüllung; wohl nicht für denjenigen, der mit der Natur stumme Zwiegespräche führt, um ihr Gemütsregungen und persönliche Angelegenheiten anzuvertrauen, sondern für das idyllische Empfinden, das — von Horaz bis Pascoli — die lateinische und klassische Nüance des Naturgefühls kennzeichnet.

Welch heftigen Gegensatz bildet dazu das öde, beklemmende, fieberkranke, weite Land der Maremma längs des toskanischen Meeres, wo zwischen windgepeitschtem Gebüsch und trägem Moor wilde Büffelherden jagen, versprengte Menschen hinter dichten Drahtgeflechten vegetieren, wohin die Hirten zu Beginn des Winters das Vieh von den kahlen Bergen herabtreiben!

Es ist der lange Uebergang zum Latium, der römischen Campagna, zu dem luftleeren weiten Raume, der die Distanz zwischen der Welt und Rom eindrucksvoll zu markieren scheint.

Ein spanischer Dichter der Renaissance wagte zu sagen, man wäre nirgends dem alten Rom so fern, wie gerade in der ewigen Stadt. Und da ihre innere Geschichte eine beständige Folge von Zerstörungen und Wiederaufbau ist, muß man bei der Betrachtung des dritten Rom die jammernde Sentimentalität der Rombesucher ebenso meiden, wie die billige Rhetorik italienischer Zeitungsliteraten.

In einem halben Jahrhundert hat Roms Bevölkerung um das fünf- bis sechsfache zugenommen, so daß sich heute weit um die aurelianischen Mauern ein Wall von Zement und Eisen erhebt, der die moderne Weltstadt ankündigt. Noch wie zu Goethes Zeiten: „Scheltenswertes und Abgeschmacktes, das an der allgemeinen Großheit teilgenommen hat."

Bei dieser raschen kolonialen Zuwanderung verschiedenartigster Elemente konnte sich selbstverständlich kein einheimischer Volkscharakter herausbilden.

Die schmarotzende, stumpfe und rohe Plebs von Trastevere und des ehemaligen Ghetto, die mehr als der internationale römische Adel eine Volkskontinuität durch Jahrtausende bewahrt hat, ist heute von der Masse der eingewanderten, arbeitenden und genießenden Bürger erdrückt und zurückgedrängt worden und bildet, wie ehemals, eine Welt für sich in Sitten und Sprache.

Das charakterlich Heimische ist aber auch hier dem heterogen Zugewanderten so überlegen, daß trotz dieser räumlichen Abgeschiedenheit die Sprache der alten, bodenständigen römischen Plebs sich bis zu den neuen Stadtgrenzen und darüber hinaus ausgedehnt hat.

Dies liegt nicht allein am Umstand, daß hauptsächlich stammverwandte Elemente aus den südlichen Landschaften Italiens sich im neuen Rom eingebürgert haben, sondern auch an der stärkeren Beteiligung des Proletariats am Gesamtleben der Stadt gegenüber den älteren Epochen ihrer inneren Geschichte.

Diese Mundart hat die Klassiker der italienischen Volkspoesie hervorgebracht; den Satiriker Gioachino Belli, der vor hundert Jahren die alten heimischen Pasquinaden in eine künstlerisch typisierende, dramatisch belebte, sarkastisch zugespitzte tausendfältige Darstellung des römischen Volkslebens verwandelte; neuerdings Cesare Pascarella, der mit raffinierter Kunst einige Episoden der italienischen Geschichte im Volkston wiedergab und damit den epischen Stil mit der epigrammatischen Schärfe sinnvoll und stilvoll verband.

Dies ist zweifellos echterer Ausdruck des römisch-italienischen Volksempfindens, als die zu Stein gewordene Rhetorik der offiziellen Denkmalskunst.

Freilich, die intimeren Töne romanesker Stimmung sind im Verklingen begriffen. Rom wird über kurz oder lang die Spuren eines Sonderlebens gänzlich verwischen. Dazu müssen einerseits das gigantische Bauprogramm, andererseits die Bestrebungen führen, die es zum Herd und Sitz eines neuen Cäsaro-Papismus machen wollen.

* * *

Um so zäher bewahrt der italienische Süden die sozialen und geistigen Eigenarten, die sich in Jahrtausenden aus einheimischen Bedingungen und freien Einflüssen in seinem weiten Bereiche herausgebildet haben.

Eine einzige Atmosphäre verbindet das primitive Bergvolk der Abruzzen mit der Lebensfülle des kampanischen Wunderlands und dieses mit den rasch aufblühenden Städten des fernab liegenden, ausgedörrten Apulien.

Sprachliche Verwandtschaft und gemeinsame historische Schicksale seit der griechischen Kolonisierung bis zur Einigung Italiens verknüpfen sie mit der menschenarmen Basilicata und

den waldreichen Gefilden Calabriens, die — von Fieber und Erdbeben heimgesucht — ein armselig Volk von Hirten und Holzfällern ernähren.

Von seinen historischen Städten nach den drei Meeren begrenzt, liegt in seiner insularen Abgeschiedenheit, aber dem nahen Festlande verwandt, der Kreuzpunkt aller Mittelmeerkulturen, die dumpfe, unheimliche Wildnis Siziliens.

Alle diese Landschaften werden von den Italienern als ein einziger Komplex von Realitäten und Problemen angesehen, den sie — ohne genauere Unterscheidungen — als „mezzogiorno" bezeichnen.

Das Millionenvolk Süditaliens führt im allgemeinen ein wirtschaftliches Schmarotzerleben am Gesamtkörper der Nation.

Die Latifundien haben es geknechtet, die Feudal- und Fremdherrschaft des Rechtsgefühls beraubt, der Kampf mit den vernichtenden Naturgewalten abgestumpft, die Ueppigkeit des Bodens verweichlicht, die Armut verroht und gewitzigt und die geographisch-politische Isolierung von der Teilnahme an der europäischen Zivilisation ausgeschlossen.

Daher die erschreckende Anzahl der Analphabeten und die resignierte, sorglose, fatalistische Anspruchslosigkeit dieses Volkes, dem Staatsgesinnung und Gemeinschaftsgefühl nur mit zäher Mühe beizubringen sind.

Jeder Durchschnittssüdländer ist eine unausgeglichene Natur mit starken Spannungen und unergründlichen Widersprüchen: stumpf und erregbar, skeptisch und abergläubisch, generös und verschlagen, klug und ungebildet, träge und hitzig, sentimental und fanatisch, und infolge dieser naturhaft-individualistischen Anlage unsozial, undisziplinierbar, unberechenbar, passiv und schwer zu lenken.

Die vielfältige Seele dieses Volkes offenbart sich in Dichtung und Gesang.

Ihre Grundstimmung ist elegisch oder dramatisch, von keinen Reflexionen und spruchartigen Moralien getrübt, deshalb so ganz in der Gefühlswelt des Volkes verwurzelt, das sein Elend im eigenen Liede vergißt.

So haben der Sizilianer Giovanni Meli und der Neapolitaner Salvatore di Giacomo die Stimmungen, die Leidenschaften, die schwärmerische Heimatliebe und was sonst diese seltsamen Menschen beschäftigt und bewegt in ihrer eigenen Sprache verraten, während die Romane und Novellen Vergas und der Matilde Serao, die Dramen Rosso di San Secondos und die Farcen Scarpettas die unerschöpfliche Problematik der Einzel- und Milieupsychologie durchwühlen, um Typisches und Merkwürdiges aus dieser tragikomischen Welt an den Tag zu fördern.

Es gehört zu den tiefgründigsten Unbegreiflichkeiten, daß dieses scheinbar träge und animalisch dahinlebende, von Trie-

ben und Stimmungen beherrschte Volk die Geister hervorgebracht hat, die Italien eine Seele gaben, indem sie durch die Kontemplation des Ewigen in die philosophische Kulturgemeinschaft Europas eingingen.

Bei aller Verschiedenheit der Weltanschauungen bilden sie durch Jahrhunderte eine Kontinuität der Weltbetrachtung, die in der spekulativen Beschaulichkeit sowohl ihre Richtung wie den Zusammenhang mit den Grundstimmungen ihres Volkes findet.

Wie Toskana die Heimat der bildenden Künste und der exakten Wissenschaften war, ist Süditalien die Heimat der italienischen Philosophie.

Sie beginnt bei Thomas von Aquin, setzt sich in der Renaissance in den Gedankenwelten Telesios, Brunos, Campanellas fort, geht mit Vico von der Natur zur Kultur und zur Geschichte über, um in ihnen Gott zu finden, und verbindet sich im 19. Jahrhundert mit dem deutschen Idealismus, um von diesem aus dem neuesten Italien eine nationale Ethik zu geben.

Als Hippolyte Taine vor sechzig Jahren aus dem bunten Menschengewühl der Gassen Neapels in einen Hörsaal der Universität flüchtete, da fand er zu seinem Erstaunen eine dicht gedrängte Schaar von Studenten, die, über den deutschen Text Hegels gebeugt, ihn fließend übersetzten und deuteten.

Der geniale und feinsinnige Theoretiker des Naturalismus betrachtet diese Familiarität der Neapolitaner mit den Hegelschen Lehren als eine Verirrung, die er um so schmerzlicher empfindet, als er bei ihnen kein Verständnis für die französische Aufklärungsphilosophie und für ihre positivistische Nachfolge findet.

Aehnlich wäre es bis zur Jahrhundertwende jedem gebildeten Norditaliener ergangen; denn in Oberitalien herrschte — soweit philosophische Interessen sich regten — der Positivismus von Auguste Comte in seinen epigonenhaften Verästelungen.

Als sein bedeutenderer Vertreter Roberto Ardigò kurz nach dem Weltkriege sich an seiner Wirkungsstätte Padua dreiundneunzigjährig in grausamer Weise entleibte, da nahm die positivistische Aera in Italien ein dramatisches Ende.

Die neapolitanische idealistisch-metaphysische Denktendenz hatte siegreich die provinzialen Grenzen überschritten.

Schon lange vorher hatte Benedetto Croce von Neapel aus die denkende Jugend Italiens in den Bann seines empiristischen Idealismus mit einer vielseitigen Produktivität und mit zähem, aber vornehmen Geltungswillen gezogen.

Als dann Mussolini, nach dem Staatsstreich von 1922, dem Faschismus eine weltanschauliche Grundlage und einen ethischen Gehalt geben wollte, berief er zu sich den subtilsten

Denker Italiens, den Sizilianer Giovanni Gentile zur Erfüllung eines umwälzenden Schulprogramms.

Wenige sind imstande, die an Fichte orientierte, an Hegel geschulte, bis zur Verstiegenheit zugespitzte Metaphysik des Geistes zu erfassen, die Gentiles idealistischen Aktualismus beseelt und dialektisch vollendet.

Es ist hier nicht der Ort, ihn in der Fülle seiner fruchtbaren Anschauungen zu entfalten.

Er bedeutet aber als Staatsdoktrin und als Ausgangspunkt pädagogischer Reformen eine neue Epoche in der italienischen Geistesgeschichte und als Ueberwindung des Positivismus den Sieg des kontemplativen Südens über den realistischen Norden.

Freilich gelangen zu uns nur die gröberen Töne der Umwälzung, die sich seit einigen Jahren in Italien vollzieht.

Ein tieferer Einblick in ihre Motive und Richtungen läßt aber erkennen, welche Aufgaben sich das neueste Italien stellt: es will die alte Spannung zwischen Norden und Süden schlichten, in dem Sinne, daß der Süden durch die zivilisatorische Durchdringung an dem wirtschaftlichen Aufstieg des Landes teilnehme, und daß der Norden seine Kultur und Bildung mit neuen Inhalten und Werten beseele. Damit beginnt auch tatsächlich eine neue Periode der italienischen Geschichte.

Daß eine solche Umwälzung nicht ohne Exzesse und Vergewaltigungen vor sich geht, ist schon deshalb nicht verwunderlich, weil die im Süden gereifte und im Norden vollstreckte neue Staatsmoral die Gewalt als Recht und Pflicht des allmächtigen und vergotteten Staates aus ihren Prinzipien ableitet.

Die Philosophie des Sizilianers Gentile verwirklicht sich in der gegenwärtigen Machtpolitik ebenso, wie sich vor 300 Jahren diejenige des Kalabresen Campanella in den weit harmloseren Utopien des Sonnenstaates als Idealpolitik auslebte.

Die Zukunft wird lehren, ob die politische Wirklichkeit ebenso gefügig ist, wie die utopistische Phantasie.

***

Bevölkerungsproblem und Weltanschauung

von Dr. Hermann Lufft, Berlin

Die menschliche Natur bleibt im wesentlichen unverändert, wie auch die Geschlechter kommen und gehen, wie Staaten, Völker, und Kulturen entstehen und versinken im Strom der lebendigen Zeit. So haben denn die Geschlechter, die Staaten, Völker und Kulturen ihr eigenes Abbild hinterlassen in ihrer Auffassung von Menschen, wie in einem Spiegel, der selbst unverändert bleibt, während sie an ihm vorüberschreiten.

Eine besonders einfache Seite der menschlichen Natur ist die reproduktive. Der Instinkt der Erneuerung der Rasse, die sittlichen und tatsächlichen Bindungen, die in Vaterschaft und Mutterschaft gegeben sind, die Hindernisse der freien Auswirkungen des sexuellen Instinkts innerhalb und außerhalb des Menschen, die Begründung dieser Hindernisse in der Psyche des Menschen und in der Beschränktheit der Subsistenzmittel waren zu jeder Zeit wirksam.

Dieses Spiegelbild vermittelt die Volkswirtschaftslehre in ihrer historischen Entwicklung. Die Volkswirtschaft hat es zu tun mit dem Menschen im Verhältnis zum wirtschaftlich Wirklichen, und soweit sie politische und aktuelle Bedeutung für sich in Anspruch nimmt, im Verhältnis zum wirtschaftlich Möglichen. Das Mögliche ist gewöhnlich vieldeutig, so auch hier. Es kommt darauf an, was man mit dem Vorhandenen verwirklichen will, welche Möglichkeiten man für die Verwirklichung eigenen Wollens als gegeben ansieht. Der Mensch ist das Maß und das Ziel aller wirtschaftlichen Dinge. Was will er mit sich selbst, als der physiologischen Konstanten von Instinkten, Bedürfnissen, Bindungen? Das Bevölkerungsproblem ist also das zentrale Problem der Volkswirtschaft. Steht die Volkswirtschaft unter der beherrschenden Idee eines Maximums oder eines Optimums gesellschaftlicher Arbeit? Will sie den Fortschritt? oder will sie das Glück der Menschen? Geht das Streben der Zeit, der Rasse, auf Quantität, auf Macht — oder auf Qualität, auf Kultur? Und welches ist der Quantitätsbegriff? Hat er die wirtschaftliche Produktion vor allem im Auge, oder die politische Macht, oder ist einfach ein instinktiver Expansionswille der Rasse maßgebend? Was ist der Qualitätsbegriff? — sucht man das Wesen der Kultur in vergeistigterer Arbeit der Masse, oder in der Pflege gewisser Oberschichten? — ist die Idee solcher aristokratischen Kultur materiell-gesellschaftlich oder disziplinär-organisatorisch? — rechnet sie mit der Bevölkerung als mit einer Summe von Individuen? — oder als mit einer Masse, die in sich eine Einheit darstellt? — oder handelt es sich weder um die einzelnen,

noch um die Masse, sondern um ein höheres organisches Etwas, das jenseits des einzelnen und der Masse, aber in ihnen existiert, als Kultur, als Rasse, als Idee? Alle diese Fragen sind Weltanschauungsfragen, und ihre Beantwortung oder vielmehr ihre Aufwerfung selbst, somit wesentlich subjektiv. — Subjektiv auch vom Standpunkt einer historischen Rasse in einer historischen Zeit; aber sie sind auch zugleich grundlegend für die Gestaltung der Volkswirtschaft als Wissenschaft. Diese enthält also notwendig ein subjektives Element: es gibt nicht eine Wissenschaft der Volkswirtschaft, es gibt unbeschränkt viele. Jeder Forscher baut sich sein eigenes wissenschaftliches System auf, in das als integrierender Bestandteil der Zukunftswille seiner Gegenwart und seiner Persönlichkeit, also ein wesentliches ethisches Moment eingeht. Tatsächlich also gibt es genau so viele Wissenschaften von der Volkswirtschaft als Menschen ihr volkswirtschaftliches Denken wissenschaftlich vertiefen. Aber da kein Mensch außerhalb seiner Zeit leben kann, so passen sich diese Anschauungen von selbst in historische Gruppen zusammen; und da keine individuelle Wissenschaft der Volkswirtschaft lebensfähig ist, die nicht ihre Zeit repräsentativ und zielgebend vertritt, so spiegelt sich in der Volkswirtschaft jeder Zeit nicht nur das Sein, sondern auch das Wollen dieser Zeit ab, und beides wird wieder am einfachsten geschaut in seiner Spiegelung in dem sich selbst gleichbleibenden Bevölkerungsproblem.

Hier ist also ein Mittel gegeben, an der Hand politisch-wissenschaftlicher Lehrmeinungen tief in den Geist der Kulturen und ihrer Epochen einzudringen. Zugleich aber erschließt sich in der historischen Vielseitigkeit der Problemerfassung ein Ueberblick über die Ausdehnung des Problems in der lebendigen Wirklichkeit. Auch das Wesentliche scheidet sich vom Unwesentlichen, was bei einer methodisch-intellektualistischen Einstellung nicht immer leicht gelingt; denn im Reich des reinen Denkens sind Gedanken als Gedanken von gleichem nur durch ihre innere Konsistenz gesetzten Wert, und unabhängig von ihrem Aequivalenzwert in der Wirklichkeit.

Zwei Wege öffnen sich für unsere weitere Untersuchung: Der historische und der methodische. Man kann eine Kulturgeschichte der Menschheit schreiben an Hand ihrer wechselnden Auffassung vom Bevölkerungsproblem, und eine solche Kulturgeschichte, obgleich sie sich nur mit elementaren Dingen beschäftigt, würde sehr viel mehr die wesentlichen Momente zur Geltung bringen als viele Geschichten einzelner Kulturgebiete, für die ein objektiver Maßstab der Wertung einzelner Kulturleistungen nicht leicht greifbar ist. Man könnte auch eine Kulturgeschichte einzelner Völker, des Römertums, des Griechentums, des deutschen Volkes an der Hand seiner wechselnden Auffassung vom Bevölkerungsproblem schreiben. Der andere Weg

wäre die Gliederung der historischen Formen nach methodischen Gesichtspunkten. Es würde dies einen verwirrenden Reichtum von Formen offenbaren, die irgendwo, irgendwann einmal lebendige Wirklichkeit gewesen sind. Wir wählen hier, dem Rahmen dieses Aufsatzes angepaßt, einen Mittelweg; wir beschränken die Darstellung des Bevölkerungsproblems auf wenige große Zeitabschnitte nach grundsätzlich methodischen Gesichtspunkten. Auch hier aber wird bereits der Reichtum des raschströmenden historischen Lebens die starre methodische Form sprengen.

Zunächst aber sind noch einige allgemeine Bemerkungen zur technischen Eigenart des Bevölkerungsproblems nötig.

I. Instinkt, Wissenschaft und der Staatsmann im Bevölkerungsproblem.

1.

Das Bevölkerungsproblem, also wesentlich ein Weltanschauungsproblem, hat auch eine technisch-wissenschaftliche Seite im Sinne streng mathematisch-naturwissenschaftlicher Forschung. Daß die Menschenzahl nicht ins Unbegrenzte wachsen kann, daß es in jedem historischen Augenblick eine Bevölkerungsgröße geben muß, die aus den vorhandenen wirtschaftlichen Unterlagen nicht mehr ernährt werden kann, ist eine uralte Erkenntnis. Aber dieser Erkenntnis fehlte die wissenschaftlich-begriffliche Fassung und Prägung, bis diese Mitte oder Ende des 18. Jahrhunderts dahingehend gefunden wurde, daß die Vermehrung des menschlichen Geschlechts theoretisch dem Gesetz der geometrischen Progression, die Vermehrung der Lebensunterhaltsmittel aber höchstens dem Gesetz der arithmetischen Progression folge. Diese rein theoretische Präzisierung der Vorstellung, ohne daß an der grundsätzlichen Erkenntnis selbst etwas wesentliches geändert worden wäre, führte dann Malthus zu seinem berühmten Werk. Wir werden diese technische Seite in der Entwicklung des Bevölkerungsproblems hier nicht behandeln, denn sie ändert an dem zu Grunde liegenden Weltanschauungsproblem nichts. Malthusianismus (oder was so heißt), Neomalthusianismus ist nicht eine Entdeckung unserer Zeit und hat mit Malthus' wissenschaftlichen Leistungen an sich nichts zu tun, sondern ist eine Erscheinung einer gewissen Phase der Kulturentwicklung, einer gewissen Weltanschauung, einer gewissen Ethik. Es hat sich nicht so sehr viel geändert gegenüber ähnlichen Erscheinungen später griechischer oder römischer Kulturperioden, nur die Vorstellungen kostümieren sich heute wissenschaftlicher. Aber solche Wissenschaft betrifft nur die Form, nicht das Wesen der Sache; auch Malthus ist in seiner politischen Einstellung Träger einer Weltanschauung, Träger einer besonderen Auf-

fassung von Fortschritt und Glück der Menschheit, die er in seiner besonderen Fassung des Bevölkerungsproblems vertritt. Wenn die moderne Wissenschaft die Volkswirte nach Malthus, die sich mit dem Bevölkerungsproblem beschäftigt haben, in Gegner und Freunde von Malthus gewöhnlich scheidet, so verschiebt eine solche Einteilung durchaus den Schwerpunkt der Frage. Aehnliches gilt von der gesamten wissenschaftlichen Demographie. Sie hat unserer Ueberzeugung nach noch eine weite Zukunft vor sich. Aber alle wissenschaftliche Erkenntnis der technischen Tatsachen wird an dem Weltanschauungscharakter der primären Stellungnahme des einzelnen Menschen zum Bevölkerungsproblem nichts ändern.

2.

Die Negation des Lebens, als Negation selbst, ist nicht lebensfähig. Sie ist nicht selten, sie ist sogar sehr häufig, auch wenn sie sich selten, und man möchte fast sagen mit einer gewissen Positivität des Willens, zu einer Zerreißung der im Menschen gegebenen Lebenssynthese, zu einer Bejahung von etwas Lebendigem gegen das Leben, zum Selbmord verdichtet. Aber die Negation des Lebens ist unfruchtbar wie alles Böse, ein animalischer Verbrauch der animalischen Kraft, ein Vegetieren, bis die Lebensfähigkeit des Körpers aufgezehrt ist.

Wo immer bewußte, starke, von Leben und Leidenschaft durchwogte Negation des Lebens ist, da ist die Negation nur oberflächlich, manchmal Pose vor sich selbst, sehr oft Krankheit oder Unwohlsein des physischen Körpers, Mangel an Disziplin, Unfähigkeit, die volle eigene innere Kraft freizusetzen, sehr oft Disharmonie der äußeren Wirkungsmöglichkeiten und der inneren Lebens- und Gestaltungskräfte. In solchen Fällen wird die Lebensanschauung pessimistisch; in ernsteren Fällen tritt dann an die Stelle pessimistisch-schöpferischen Wollens das Ideal des Glückes als das Ziel des Lebens. Aber man täte diesen geistig oder seelisch aktiven Persönlichkeiten sehr Unrecht, wenn man glauben wollte, sie erstreben, trotz aller Theorie, ein Aufhören, individuell oder generell, wie es der animalische oder vegetative Mensch verwirklicht. Selbst wenn sie das Leben grundsätzlich ablehnen, so wollen sie doch mindestens, daß diese Ablehnung, als Ergebnis eigener, hoher, raffinierter Kultur des Geistes und der Seele, nicht mit ihnen sterbe. Sie wollen Lehrer sein des Pessimismus, ohne einzusehen, welch starker Optimismus der Tat im Lehrwillen steckt.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn in Zeiten, in denen die Fortexistenz einer Kultur, einer Rasse selbst in Frage zu stehen scheint, sei es infolge furchtbarer äußerer Verluste, sei es infolge innerer Zersetzungserscheinungen, die Optimisten wie die Pessimisten der Theorie zu gemeinsamen Han-

deln und Wollen sich zusammenschließen. Die Notwendigkeit der Lebenserhaltung siegt in solchem Falle über den Luxus theoretischer Lebensablehnung. Nach dem Dreißigjährigen Krieg schrieben alle deutschen Volkswirte — aus der Notwendigkeit heraus, das entvölkerte Land wieder zu bevölkern und damit die Grundlage höherer Kulturtätigkeit erst wieder zu gewinnen — von der heiligen Pflicht jedes einzelnen, eine Familie zu gründen. Das größte Verbrechen, so meinte damals Kaspar Klock, sei der Ehebruch, das zweitgrößte aber die Ehelosigkeit. Wer die meisten Kinder habe, der mache sich um den Staat am besten verdient; Fruchtbarkeit sei zu belohnen und Kinderlosigkeit zu bestrafen. — Der Bevölkerungsrückgang Spaniens im 17. Jahrhundert veranlaßte alle spanischen Volkswirte die Bevölkerungsfrage als die wichtigste Frage des Landes zu behandeln. Die Vernichtung der altrömischen Aristokratie in den Bürgerkriegen, die sittliche Haltlosigkeit der von den Juliern neugeschaffenen Aristokratie und der in den Kriegszeiten reichgewordenen Parvenus veranlaßten selbst einen Horaz — risum teneatis amici — dazu, sich mit dem Bevölkerungsproblem zu beschäftigen, und verführten selbst einen Tacitus, ihm so wesensfremde Gebiete, wie die des Romans oder des Dithyrambus in seiner Germania wenigstens zu streifen. — Ein kleiner Bevölkerungsrückgang Frankreichs in den Kriegen Ludwigs XIV. rief eine leidenschaftliche Erörterung mit echt gallischen Uebertreibungen fast aller führenden Männer der Wissenschaft, wie der Politik, wie der Kirche, hervor: man könnte meinen, Frankreich sei damals am Aussterben gewesen. Und ähnliche Uebertreibungen haben im 19. Jahrhundert politisch eine nicht ganz unbedenkliche Rolle gespielt. Der Lebensinstinkt der Rasse, der Menschheit ist aufs tiefste erregt, wo immer die Menschenzahl, wenn auch nur vorübergehend, sinkt.

Eine sehr starke Bevölkerungsvermehrung wirkt dagegen immer im Sinne eines leidenschaftlichen Optimismus, und zwar selbst dann, wenn die daraus erwachsenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten sehr wesentlich und ernst sind. Der amerikanische Optimismus des 19. Jahrhunderts ist bekannt und mit Unrecht als „seicht" von unserer kulturverfeinerten, mehr negativen Einstellung aus bezeichnet worden: er ist der Optimismus schöpferischen Fortschritts und daher am stärksten und typischsten ausgebildet bei den großen Amerikanern, die in keiner Weise den Vergleich mit hervorragenden europäischen Zeitgenossen zu scheuen haben. Auch der russische Panslavismus ist der Ausdruck einer wesentlich positiven Lebenseinstellung der Rasse, der Nation, hervorgegangen aus ihrer ungeheuren Expansionskraft, in welcher Einstellung das politische Machtstreben weder das primäre noch das wichtigste Moment war: der von den Russen gefühlte, von Dostojewski, diesem typischen Vertreter russischen Volksgeistes, klar ausgesprochene Gegen-

satz war vielmehr der zwischen einem jugendhaften aufsteigenden Russentum und einem dekadenten, zerfallenden Europa; dahinter stand der Glaube, daß der russische Geist und die russische Seele, die alternde europäische Welt erneuern werde. Auch unsere alldeutsche Bewegung war dem russischen Panslavismus, ihrem geistig-seelischen Wesen, wie ihren physischen Verwurzelungen nach, verwandt. Nur war sie weder gleich stark, noch gleich elementar, noch gleich allgemein, genau entsprechend den Verhältnissen der Bevölkerungszunahme bei beiden Völkern. Bei uns war die Zunahme bekanntlich weniger wurzelhaft, sie bedarf vor allem die polnischen Bevölkerungsteile und entsprechend war die geistig-seelische Reaktion mehr romantisch und bewußt politisch-staatlich eingestellt. Trotzdem war das Letzte in dieser alldeutschen Bewegung ein nicht ganz klarer Idealismus der Rasse, und der politische Machtwille war nicht das Primäre, genau wie in Rußland; trotzdem war der Glaube lebendig und wirklich, wenn auch weniger elementar und mehr romantisch, daß am deutschen Wesen einmal die Welt noch genesen solle, und daß das 20. Jahrhundert das deutsche Jahrhundert heißen werde. Dazu sind bei beiden Völkern die besonderen Bedingungen des politischen Denkens zu berücksichtigen, Rußland hatte genug und übergenug Land zur Expansion, wenn es ihm auch an Kapital fehlte; für die deutsche Bevölkerung bedeutete jeder Menschenzuwachs erhöhte Schwierigkeiten der Ernährung auf dem engen Staatsgebiet und daher vermehrte Gefahr, politisch wie militärisch.

So stark ist dieser Optimismus, der aus rasch wachsender Bevölkerung hervorgeht, daß meist die dadurch hervorgerufenen Schwierigkeiten wirtschaftlicher Natur nicht ihrem wahren Ursprung nach verstanden werden. Daß die wesentlichen Schwiekeiten der inneren Entwicklung Rußlands wie Indiens im 19. Jahrhundert großenteils aus der überaus starken Bevölkerungsvermehrung herrühren, mit der die Entfaltung der produktiven Kräfte, die Bildung von Kapital in diesen Ländern nicht gleichen Schritt gehalten haben, wird meist übersehen. Selbst in Amerika, das das Problem nationaler Reichstumsschöpfung entsprechend der rasch sich vermehrenden Bevölkerung im größten Umfange mit vollem Bewußtsein unter hervorragenden Führern in Angriff genommen und mit bemerkenswertem Erfolg gelöst hat, hat man die vielverzweigten Schwierigkeiten, die oft schrankenlos leidenschaftlich und bitteren, fast anarchisch erscheinenden Kämpfe in der Herausbildung großkapitalistischer Wirtschaftsorganisation nicht als das verstanden, was sie waren, nämlich als die notwendigen Begleiterscheinungen des mit enormer Geschwindigkeit vor sich gehenden gleichzeitigen Bevölkerungszunahme- und Reichtumszunahme-Prozesses. Der russische Panslavismus hat durch die furchtbaren Verluste infolge Krieg, Revolution, Pest und Hungers-

not vorübergehend an lebendiger Kraft eingebüßt. Aber tot war er wohl niemals, und heute unter dem bolschewistischen Stern vertritt er den gleichen Glauben, nur in anderen Gewande, daß von Rußland die Wiedergeburt der Welt ausgehe, und er vertritt genau die gleiche imperialistische Politik großen Stiles mit den gleichen Mitteln von unten aus fortschreitender Kolonisation, nur daß gegenwärtig der Schwerpunkt dieser Politik in Asien, nicht in Europa liegt, wie dies übrigens auch im Jahrzehnt vor dem russisch-japanischen Kriege der Fall war.

Man stelle die außerordentlich starke Instinktreaktion, sobald die Bevölkerungszahl sinkt, dem völligen Mangel jeder instinktiven Hemmung und Kritik bei starksteigender Bevölkerung gegenüber: so stark ist die elementare und elementar-positive Einstellung des Menschen zum Leben.

3.

Warum aber erschöpft solch machtvolle Instinkteinstellung das Bevölkerungsproblem in der Fülle seiner historischen Verwirklichung nicht?

Die politisch-wissenschaftliche Betrachtung der Dinge als solche ändert an dem Instinktwillen nach Leben, Macht, Fortschritt nichts. Ebensowenig wird die sachliche Untersuchung der biologischen Faktoren, durch solche Instinkteinstellung geändert. Instinkt, und wissenschaftliche Fassung der Erfahrung zu wissenschaftlicher Erkenntnis gehören verschiedenen Ebenen der menschlichen Persönlichkeit zu. Aber die Stellungnahme des Instinkts ist machtvoll, und setzt bereits Ziele materiellen Bejahungswillens. Die Wissenschaft wird geneigt sein, sich diesem Machtwillen zunächst zu fügen, ihm feste Ziele zu suchen und diese Ziele als an sich wünschenswert und möglich nachzuweisen.

Hier aber ergibt sich offenbar eine grundsätzliche Schwierigkeit. Im menschlichen Instinkt nach Ausdehnung seiner Art in Familie, Volk und Staat lebt ein ständiges Aufbäumen und Anrennen gegen Schicksalsgewalten, die ihm die zum Unterhalt der Menge notwendigen Güter in jedem Augenblick begrenzt. Das Fortschreiten dieses gewaltigen Kampfes nicht nur um die Nutzbarmachung der Erde mit allen ihren Schätzen und Möglichkeiten, sondern heute auch der gesamten uns zugänglichen Sonnenenergie, in ihrer aktuellen Gegenwart wie in ihrer aufgespeicherten Form als Wasser oder Kohle, läßt sich nur zum geringsten Teil auf mechanischem Wege erklären, mit mechanischen Bildern darstellen. Menschliche Intelligenz, menschlicher Schöpferwille und Schöpferkraft spielen darin die Hauptrolle. Sie aber sind gerade der wissenschaftlichen Fassung und Berechnung nicht zugänglich. Die Wissenschaft endet, und zwar wesentlich und notwendig, an dem schöpferischen Geist, der sie selbst ins Leben ruft. Auch Philosophie,

Theologie und Geschichtswissenschaft kommen diesem schöpferischen Geist nur beschreibend, Tatsachen innerer und äußerer Erfahrung beschreibend, näher; von durchgeführter Analyse, erst recht von Begriffen, die synthetischer Anwendung fähig wären, ist hier keine Rede. Noch viel mehr versagt hier die Volkswirtschaftslehre, die es mit den wirtschaftlichen Bindungen des Menschen an die Erde zu tun hat. Der Versuch, den hier vorliegenden Beziehungen in der Vorstellung von der arithmetischen Progression in der Vermehrung der Unterhaltsmittel sich zu nähern, ist wohl bewundernswert wegen des darin zum Ausdruck kommenden heroischen Willens, aber der Wirklichkeit der Dinge gegenüber hilflos: Die Ausweitung des Güterbereichs der menschlichen Wirtschaft erfolgt mit unberechenbarer Sprunghaftigkeit, je nachdem neue Erfindungen gemacht, verbesserte Betriebsmethoden, leistungsfähigere Organisationen der Produktion, des Transports, der Verwertung der Güter geschaffen werden.

Wieder auf anderer Ebene als der Instinkt mit seiner elementaren Energie, als die Wissenschaft mit ihren auf festen technischen Grundlagen gewonnenen Erkenntnissen steht der politische Wille. Er kann den Instinkt nicht ändern, und er wäre ohnmächtig, wenn er sich gegen den Instinkt grundsätzlich einstellen wollte. Aber er setzt dem rohen Augenblickswillen des Instinkts, der aus unterbewußten Wurzeln Denken und Handeln des Menschen bestimmt, die Idee der planmäßigen Verwirklichung des Möglichen, ja der Verfeinerung, der Erhöhung, der Umdeutung und Umwertung des Instinkts gegenüber. In der Bemessung des in jedem Augenblick Möglichen bedient er sich des Instrumentes der Wissenschaft, für die Zielsetzung kommen ethische Faktoren entscheidend mit ins Spiel. Unsere volkswirtschaftlichen Wissenschaftler pflegen auch Politiker zu sein, wie unsere Politiker sich wissenschaftlicher Methode zu bedienen bemühen, wo immer sie dazu die nötige Disziplin des Intellekts und die nötige Zeit haben. Wenn wir also im folgenden vor allem Namen der Wissenschaft nennen, so meinen wir damit die Politiker und Staatsmänner dieser Wissenschaft.

Der Kampf des menschlichen Geistes mit dem Instinkt in der Behandlung des Bevölkerungssystems beginnt also mit der Aufsuchung von Idealen und Zielen zur Rechtfertigung des quantitativ eingestellten Instinkts, schreitet von hier, indem der Geist mehr und mehr die objektiven Schwierigkeiten der Instinktverwirklichung so theoretisch wie praktisch erfaßt, zur *qualitativen* Umdeutung des Instinkts fort und endet schließlich in einem Versuch, den Instinkt unter ein *organisches* Staatsideal zu beugen, in ähnlicher Weise, wie der Reproduktionsinstinkt im einzelnen Menschen der organischen Idee dieses Menschen unterworfen werden kann. Je mehr der Geist versucht,

den Instinkt zu sublimieren, um so weiter gespannt werden die kulturellen Perspektiven, um so höher die Ideen und Ideale, um um so künstlicher, lebensunfähiger, unwirklicher wird das ganze Gebäude.

4.

Das gleiche Bevölkerungsproblem ist sowohl individuell wie generell, und zwar für jeden einzelnen Menschen. Diese beiden Seiten des Problems sind scharf getrennt zu halten; in der Wirklichkeit bewußten Lebens haben sie nichts miteinander zu tun.

Die Ehe setzt einen individuellen Tatbestand, von dem man sogar in neuerer Zeit (Weininger) bezweifelt hat, ob in ihr der Wille zum Kind das primäre Motiv sei, vom bewußten Standpunkt des Individuums aus. Zweifellos dürfte es sehr wenig Menschen geben, die heiraten, damit die menschliche Rasse nicht aussterbe. Der Wille zum Kind, zur Familie ist individuell, auch wenn er sich zum Expansionswillen der Familie erweitert. Eine der Grundlagen der Größe des römischen Staates ist darin zu finden, daß er diesen individuellen Lebens- und Machtwillen zahlreicher aristokratischer Familien (gentas) albanischer, latinischer, tuskischer Abstammung im Staate koordinierte, ohne zur Summation zu schreiten, ja indem er eine solche Summation ängstlich vermied; dies war der tiefere Sinn, in Worten des Bevölkerungsproblems ausgedrückt, des jahrhundertelangen Kampfes zwischen Patriziern und Plebejern; der ungeheure Expansionswille Roms erklärt sich aus dieser sorgsamen Pflege des individuellen Expansionswillens der einzelnen Familien, der eben nicht in einem generellen Expansionswillen der Volksgesamtheit, wie ihn das plebejische Element vertrat, unterging, noch auch sich zu sehr in einem innerstaatlichen Kampf der Familien erschöpfte. Die Einrichtung des Senats und der wesentlich kriegerisch-politische Charakter des römischen Adels haben hier ihre Wurzeln.

Der Zölibatär ist in vielfacher Hinsicht der Gegenpol des aristokratischen pater familias der römischen Staatsphilosophie und Staatspraxis. Er verzichtet für seine Person auf Familie und Fortpflanzung. Lebenshaß und der Wille zur Lebensvernichtung mögen dafür maßgebend sein. Sie sind es in den wenigsten Fällen. Denn die physische, animale, vegetabile Lebensfähigkeit des Zölibatärs ist viel geringer als die des Verheirateten. Bei psychisch negativer Lebenseinstellung wäre er also kaum lebensfähig. Im allgemeinen ist der Zölibatär ein Mann besonders starker psychischer Lebensbejahung. Die Art solcher Lebensbejahung mag einseitig und mag in dieser Einseitigkeit durch äußere Verhältnisse bestimmt sein. Jedenfalls muß sie vorhanden sein, um ihn zu befähigen, sich

mit den vielen schwierigen Lebensbedingungen auseinanderzusetzen.

Das Zölibat wie die Askese im allgemeinen ist auch nicht eine Erfindung des Buddhismus und der christlichen Kirche, sondern die beiden sind uralt, und als Institutionen im allgemeinen mit priesterlichen Funktionen, als Charakteristiken für Menschentypen mit dem religiösen und philosophischen Persönlichkeitstypus in Verbindung gesetzt. Diese Typen aber sind lebensbejahend im höchsten Sinne. Die Persönlichkeit versucht hier durch Steigerung in sich, sich selbst volle Wirklichkeit und damit Rechtfertigung zu geben. Der religiöse wie der philosophische Mensch sind Vertreter des disziplinären Ideals; die Begriffe Disziplin und Kultur aber sind gleichwertig. Der typische Zölibatär ist daher, obgleich er für seine Person die Ehe ablehnt, der starke Vertreter, der Sinn- und Gesetzgeber für den generellen Willen der Bevölkerungsvermehrung.

Umgekehrt bei der plebejischen Masse führt der Mangel sexueller Disziplin und Oekonomie zu einer Schwächung aller Kräfte des Geistes wie der Seele. Es fehlt hier die Disziplin gegen den Instinkt und somit die Sublimierung des Instinkts. Somit erschöpft sich die lebendige Kraft, ohne daß sich an der subjektiv-instinktiven Einstellung etwas ändern würde: Die libido ist bekanntlich auch bei Impotenten zu finden und pflegt sogar gerade bei diesen in besonders krasser und unangenehmer Weise aufzutreten. Der pater familias und der Zölibatär bilden also die beiden positiven Gegenpole, der eine in der Vertretung des Individuellen, der andere in der Vertretung des generellen Bevölkerungsinstinkts, zum Plebejer. Für den Staatsmann-Wissenschaftler erscheint die Ehe als die individuelle Form des generellen Bevölkerungsproblems. Für ihn vollzieht sich die Erhaltung und Ausdehnung des Typus auf dem Wege der individuellen Ehe; ihr mächtigster Träger ist der Expansionswille des Individuums in der Familie.

Es gab Zeiten, in denen das Bevölkerungsproblem nur nach seiner individuellen Seite gesehen worden ist. Es gab andere Zeiten, in denen seine individuelle Seite vernachlässigt wurde gegenüber der generellen. Entweder man glaubt das Bevölkerungsproblem erschöpft, indem man in ihm nur ein Problem individueller Moral sieht, oder man vergißt über dem Generellen, Volkswirtschaftlichen, Mechanischen die individuelle Auswirkung. In jeder Zeit überwiegt entweder die eine oder die andere Auffassung. In unserer Gegenwart und für die letzten Jahrhunderte überwiegt selbstredend das generelle Moment. Im Mittelalter war es umgekehrt. Aber es ist auch bei uns möglich, daß bei der künftigen Wiedergeburt aristokratisch-disziplinärer Kultur, die wir brauchen, wieder einmal die individuelle Seite überwiegen wird, wie dies wohl das Merkzeichen aristokratischer Kultur überhaupt ist.

II. Das quantitative Ideal als Lösung des Bevölkerungsproblems.

Für das Verständnis unserer Gegenwart und ihres historischen Untergrundes sind vier Formen dieses Ideals von Wichtigkeit:

die fatalistische (deutsche)
die religiöse (mittelalterliche)
die staatspolitische (französische)
die wirtschaftspolitische (englische)

a) Die fatalistische Form:

Den mächtigsten Ausdruck hat das quantitative Bevölkerungsideal in dem Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg gefunden. Die Bevölkerung Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege wird, vielleicht etwas übertrieben, auf 30 Millionen geschätzt, die nach dem Kriege auf etwa ein Drittel bis ein Fünftel dieser Zahl. Es galt, dem entvölkerten Land erst wieder die Grundlage des Wohlstandes, politischer Macht, höherer kultureller Betätigung im Menschen zu geben; der aufgeklärte Absolutismus, bedeutende Fürsten in fast allen Staaten Deutschlands — die großen preußischen Kurfürsten und Könige dieser anderthalb Jahrhunderte Aufbauarbeit sind nur die bekanntesten geworden, — haben dieses ungeheure Werk vollbracht. Sie waren dabei unterstützt von einer Staatswissenschaftslehre großen Stils, deren bedeutendster repräsentativer Typus Leibniz ist, die aber einige Dutzend Namen zählt, welche der Weltgeschichte der Wissenschaft und der Kultur angehören, und die man deshalb, wie das bei uns so häufig der Fall ist, im Ausland fast besser kennt als in Deutschland.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten dieses Wiederaufbauprozesses lagen in den ersten Generationen nicht in der Frage der Unterbringung des Menschenzuwachses, denn es galt, verwildertes Land der Kultur wiederzugewinnen, niedergebrannte Gehöfte wieder bewohnbar zu machen. Aber schon unter Friedrich Wilhelm I. ging man zur Neubesiedlung großer Brüche und Moore über; unvergeßlich wird jedermann der Brief des Kronprinzen Friedrich, des späteren Friedrich des Großen, sein, als er die aus polnischer Mißwirtschaft befreiten, von seinem Vater aufgebauten Gebiete des Ostens besucht, und als ihm dort zum ersten Male die Erkenntnis der wahren Größe seines Vaters aufgeht. Solche Erfahrung, wie man aus menschenöder Steppe und aus wertlosem Sumpfland ein mit wohlhabenden Dörfern und zufriedenen Menschen besiedeltes Land macht, wie sich aus solchen Dörfern wieder Städte aufbauen, in denen die neuangesiedelten Manufakturen neben dem alten Handwerk blühten, konnte wohl die damaligen Staatsmänner und Volkswirte zu der Ansicht führen, daß der Bevölkerung keine Schranken gezogen seien, daß sich die Unterhaltsmittel

mit der Steigerung des Gewerbefleißes von selbst und in entsprechendem, ja in steigendem Maße, vermehren würden, dank der vollständigeren, rationelleren Ausnutzung der Arbeitskraft, der durchschnittlichen Verkürzung der Transportwege. Friedrich der Große bezeichnete es als eine Pflicht, die alle Pflichten des Fürsten in sich schließe, den Staat in vernünftiger Weise mit Menschen zu besiedeln. Süßmilch, der Schöpfer der wissenschaftlichen Demographie, sieht in dem Prozeß der Bevölkerungsvermehrung unmittelbar die göttliche Ordnung. Der weise Schöpfer, der die Welt regiert, läßt durch seinen Willen aus dem Nichts die Menschen hervorgehen; wir leben eine Zeitlang vor seinen Augen, dann wenn der Lebenszweck erfüllt ist, verschwinden wir von der Szene; all das vollzieht sich nach strengen Gesetzen in wundervoller Ordnung. Eine solche Erfahrung des Aufbaus politischer und kultureller Größe aus dem degenerierten Menschenmaterial des Dreißigjährigen Krieges in etwa drei Generationen —, ein solcher in religiöser Inbrunst hineingesteigerter Fatalismus gegenüber dem Bevölkerungsproblem —, ein solcher Glaube, die Aufgabe der Staatsgewalt erschöpfe sich in der weisen Erschließung und Verwaltung aller produktiven Kräfte des Landes, um eine praktisch unbegrenzte Steigerung der Produktion zu gewährleisten, hatte wenig Sinn für die qualitative Herausarbeitung des Bevölkerungsproblems. Diese Seite glaubte man wohl der göttlichen Ordnung überlassen zu können. Wenn nur die Menschen da waren, Qualität gehörte dann wohl zu den gottgegebenen Wirklichkeiten. In der Masse lag der Zwang nach Fortschritt, nach politischer und wirtschaftlicher Ausdehnung. Aber fatalistischer Schöpferwille und fatalistisches Gehenlassen der Dinge liegen hart nebeneinander. Auf den großen König und die große Deutsche Fürstengeneration bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts folgten Männer und Generationen, denen ihr Schicksalsglaube die Entschuldigung ihrer Schwäche, ihrer Gedankenlosigkeit, ihrer Trägheit war. Dieser fatalistische Glaube, wie er sich in schöpferischer Kraft ausleben kann, teils aber in bequemer Oberflächlichkeit und Phrasenhaftigkeit mit sich selbst kokettiert, ist wohl dem deutschen Volke bis auf den heutigen Tag nicht ganz verloren gegangen.

b) Die religiöse Form.

Die mittelalterlich-religiöse Auffassung vom Bevölkerungsproblem erscheint auf den ersten Blick mit der fatalistischen nahe verwandt. Eine göttliche Weltregierung greift hier in die menschlichen Dinge ein mit höherer Weisheit, mit höherem Wollen als sie dem Menschen eigen. Aber die Verwandtschaft ist zwar eine tiefgehende, aber beschränkte. Dem Mittelalter fehlt das fatalistische Moment im Sinne des Werdens, der großen lebendigen Staats- und Volksidee, des materiellen

Machtzuwachses, wie der Kulturausdehnung. Zwar gab, nach der mittelalterlichen Auffassung, Gott dem Menschengeschlecht in Adam die Aufgabe, die Erde zu unterwerfen und zu bevölkern. Aber diese Aufgabe war generell gestellt und sie sollte die Menschen nicht allzustark beschäftigen, d. h. von den göttlichen Dingen abziehen. Worauf es dagegen ankam, das war die Einhaltung der göttlichen Gebote, der göttlichen Moralsatzung. Alle äußeren Einrichtungen, die Sorge für Nahrung und Kleidung war zwar notwendig, gehörte aber nur einer niederen Sphäre des Interesses zu; die mittelalterliche Weltauffassung ließ alle diese Fragen in „großartiger Unbestimmtheit". Dafür aber war der religiösen Auffassung ein stark qualitatives Element immanent. Dies lag schon in der strengen Auffassung der Ehe, wie der sexuellen Moral überhaupt; es lag auch in der Gegenstellung des Priesterstandes, in der Kontrolle der individuellen Moral durch Zölibatäre. Die göttliche Ordnung der himmlischen wie der irdischen Dinge hing mit dem Bevölkerungsproblem, mit der Schöpfung der Seelen durch Gott zusammen; das Zölibat sollte „den Himmel bevölkern, die Ehe die Erde", beide Einrichtungen, von Gott gewollt, eingesetzt, und deshalb gut für den Menschen. Die mittelalterliche Einstellung ist daher wesentlich statisch, die fatalistisch-moderne ist dynamisch. Die erstere sieht in Seuchen gottgewollte Katastrophen, die letztere erkennt den Ausgleich unerträglicher Spannungen, die sich aus der dynamischen Anhäufung von Energien ergeben, in Kriegen als notwendig an.

c) Staatspolitische Form.

Sie ist von beherrschender Kraft in jener großen Epoche Frankreichs nach der Reformation, die mit dem spanischen Erbfolgekrieg ihren Abschluß findet. Sie teilt mit der preußisch-deutschen Auffassung den Glauben an den Staat, wenn auch der Staatsbegriff in Frankreich des 16. und 17. Jahrhunderts nationaler gefaßt werden konnte, als in den deutschen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts. Aber ihr ist jeder Fatalismus, damit auch die schlechthin elementare, fast religiöse Kraft der Ueberzeugung, fern. Sie ist durchaus intellektuell: „Wirklich ist weder Reichtum noch Macht; wirklich sind nur die Menschen", diese wesentlich philosophische Erkenntnis, die Grundlage der Staatstheorien und des Staatswillens Bodins, ist die schärfere Fassung des Bevölkerungsproblems im französischen Geist. Nicht als ob Reichtum und politische Macht nicht wichtig wären, aber sie sind sekundär; zunächst müssen die Menschen da sein, die ihre Träger sind. Wir haben oben den geistigen Charakter des Deutschen im Verhältnis zum Bevölkerungsproblem als fatalistische Schöpferkraft einerseits, als fatalistische Trägheit andererseits bezeichnet. Das eine wie das andere Moment liegt dem französischen Lebensbewußtsein dieser großen Periode

französischer Geschichte fern. Colbert ist der repräsentative Vertreter dieser Auffassung des Bevölkerungsproblems in der praktischen Staatskunst. Alles ist in ihm klares, zielbewußtes, wohldurchdachtes und maßvolles Handeln. Eine Rationalisierung und Reglementierung des ganzen wirtschaftspolitischen Staatsbaus wird angestrebt in einer Form, die unter den gegebenen Verhältnissen in jeder Beziehung als Meisterwerk gelten kann, die aber, unserer Auffassung nach, der Eigentümlichkeit der Entwicklung zu wenig Rechnung trug.

Aber die Knüpfung der Knoten geschichtlicher Tragik, die schließlich durch die französische Revolution zerschnitten werden sollten, reicht schon auf die Zeit vor Colbert zurück. Bodin sah noch als eines der wichtigsten Ziele seiner Bevölkerungspolitik die dominierende Ausbildung eines Mittelstands zwischen den reichen Grundherren und den Bauern, der dem Land die innere soziale Stabilität gegen Revolution verbürgen sollte. Bei Colbert war der Gedanke eines vorherrschenden bürgerlichen Elements durch die Politik von Versailles bereits unmöglich geworden. Noch zu Colberts Lebzeiten tritt der zweite entscheidende Bruch ein: die langen und schließlich unglücklich ausgehenden Kriege Ludwigs XIV. überlasteten den Staat mit Schulden, die Volkswirtschaft mit Steuern. Der Bauer, den Colbert durch niedere Preise für Getreide und durch Herstellung der Verkehrswirtschaft und eines breiten, aufnahmefähigen Markts aus seiner mittelalterlichen Lethargie aufrütteln wollte, wurde durch die neue Steuerbelastung fast erdrückt.

Vauban sieht die Grundlage, auf der sich das nationale volkswirtschaftliche System Colberts aufbauen sollte, zerstört: ein Zehntel der Nation Bettler, fünf Zehntel zu arm, um den Bettlern etwas geben zu können, drei Zehntel durch Schulden und Steuern ihrer Leistungsfähigkeit beraubt, und vom letzten Zehntel etwa 10000 reiche Müßiggänger. Es fehlt nun bis zur Revolution an schöpferischer Kraft, um aus dem falschen Zirkel des volkswirtschaftlichen Säftekreislaufs herauszukommen. Die ganze Lage bietet, trotz aller Verschiedenheiten, nicht nur äußerliche Analogien zu der unsrigen in der Gegenwart. So klammert man sich an den Gedanken, daß das Elend von der Entvölkerung herkomme, welcher Gedanke nun fast zwei Generationen beherrscht (auch Montesquieu und Quesnay stehen ganz in seinem Bann und sie werden notwendig und regelmäßig falsch interpretiert, da diese grundsätzliche Voraussetzung ihres Denkens nicht oder nicht genügend gewürdigt wird): als Ziel der französischen Politik, als Heilmittel des kranken Staats erscheint eine beträchtliche Bevölkerungsverdichtung: 80 Millionen Menschen könne Frankreich aus eigener Kraft leicht ernähren. Tatsächlich nahm die Bevölkerung Frankreichs im 18. Jahrhundert in bäuerlichen Kreisen ziemlich stark

zu, und gerade die stagnierende Wirtschaftstechnik und Wirtschaftspolitik gegenüber dieser Bevölkerungszunahme auf dem Land führte zu einer weiteren Steigerung des agrarischen Elends und zu dem Zusammenbruch der landwirtschaftlichen Organisation des alten Frankreich in der Revolution.

Die Frage nach den Gründen des Zerfalls der französischen Staats- und Volksmacht nahm allmählich revolutionäre Formen an. Schon um die Mitte des Jahrhunderts verlangte Mirabeau, später der bedeutendste Kopf der ersten Phase der Revolution, die Park- und Jagdländereien für Bauernsiedlung. In Mirabeau lebte wieder der rationale, imperialistische Expansionswille eines Bodin und Colbert: die wirtschaftlichen und sozialen Reformen sollen vor allem Platz schaffen für Bevölkerungsvermehrung, als der Grundlage für Reichtum und Macht der Nation. Unter diesem Gesichtspunkt schließen sich an Mirabeau von rechts und links Männer an; von rechts die altrömische Zensorengestalt eines Moheau, der die französische Bevölkerungsstatistik zum erstenmal im großen Stil entwickelt, um die Pflicht strenger Ehemoral seinen Landsleuten einzuschärfen —, von links die Sozialisten, vor allem die agrarischen Sozialisten, die die Wurzeln alles Uebels in dem mangelnden Raum für die Bevölkerung, in der Niederdrückung der eigentlich produktiven Schichten durch die ungeheure Steuerlast sehen.

b) Die wirtschaftspolitische Form.

Auch die englische Geschichte der neueren Zeit hat ihre eigentümliche Größe und auch hier besteht der engste Zusammenhang mit dem Bevölkerungsproblem. Diese Größe liegt in der Entwicklung der Schiffahrt, des auswärtigen Handels, und der Ausbildung des Typs der modernen Fabrik, der modernen Industrie. Für das eine wie für das andere brauchte und verbrauchte man Menschen in sehr großer Anzahl, wogegen die kolonialen Siedlungen, vor allem die nordamerikanischen, nicht sehr viel Menschen absorbierten: noch Ende des 18. Jahrhunderts, das schon große schiffsbautechnische und hygienische Verbesserungen aufzuweisen hatte, rechnete man bei Indienreisen mit einer durchschnittlichen Sterblichkeit von 50% der Schiffsbemannung; die skandalösen hygienischen Verhältnisse in den englischen Industriegebieten mit ihrer Kinderarbeit um die Jahrhundertwende, und bis tief in das 19. Jahrhundert hinein, sind bekannt.

Zunächst lieferte im 16., 17., und noch im 18. Jahrhundert die Neuordnung der agrarischen Verhältnisse das Menschen„material". Damals erfolgte bekanntlich die Verdrängung des englischen Bauern durch das „menschenfressende" Schaf, die Verdrängung des Ackerbaus durch die eine großkapitalistische Verwertung des Bodens gestattende Wollproduktion. Die vom

Land vertriebene Bevölkerung voll roher gesunder Kraft lieferte entweder die Arbeitskräfte für die Wollverarbeitungsfabriken, oder suchte auf dem Meere und in fernen Weltteilen ein Abenteurer- und Räuberleben. Damit begannen die Kriege gegen die damaligen Weltreiche Spanien und Holland —, damit begann die englische Marine, der englische Handel, die englische Weltherrschaft. Aber der Bedarf der Industrie und der Schiffahrt an Menschen„material" stieg, während das Angebot entwurzelter Bauern allmählich abebbte. Kein Wunder, wenn unter ihrem Einfluß die Staatsmänner die Frage starker Bevölkerungsvermehrung für die Grundfrage der weiteren Entwicklung Englands ansahen; denn bis ins 18. Jahrhundert hinein hatten die britischen Inseln nur etwa 40% der Bevölkerung Frankreichs (wiederunm ein Punkt, den die Geschichtsschreibung im allgemeinen übersieht). Es ist dabei bezeichnend, daß die Bevölkerungsfrage überwiegend von den englischen Volkswirten gesehen wurde unter dem Gesichtspunkt vermehreter technischer Arbeitsleistung, also erhöhter Produktion, geringerer Löhne, verbilligter Selbstkosten des Unternehmers. Die Vorschläge, die zur Befriedigung dieses Bedarfs an Arbeitskräften gemacht wurden, erscheinen zum großen Teil als unorganisch, das Problem rein äußerlich angreifend, manchmal als geradezu phantastisch. So wollte der als Volkswirt in hohem Ansehen stehende Petty Irlands ganze Bevölkerung nach England überführen und dann Irland verkaufen; denn nur auf die Dichte der Bevölkerung für Industriearbeit komme es bei der Reichstumserzeugung an; ein anderer wünschte die Einführung der Sklaverei, ein dritter träumte von einer Verdopplung der Arbeitsleistung pro Arbeiter. Immer und überall herrscht der eine Gedanke, Reichtum zu schaffen, wobei der Reichtumsbegriff zunächst ganz privatwirtschaftlich gedacht ist. Weitere national-kulturelle Perspektiven hat dieser Wille nach mehr Menschen nicht. Aus der Erfahrung gewinnt man die Erkenntnis, daß das Brot zur Ernährung der Arbeiter nicht aus dem eigenen Boden gewonnen zu werden braucht, solange der auswärtige Handel Arbeit und damit Verdienst gibt.

Diese spezifisch in England zur Ausbildung gelangte Einstellung zum Bevölkerungsproblem ist sowohl von der neuzeitlichen deutschen, wie von der französischen grundsätzlich verschieden. Sie ist wie die deutsche in ihrer Wurzel unrationalistisch, aber sie berührt die elementare Tiefe des deutschen Fatalismus kaum an einer Stelle. Wenn sie in ihrer rationalen Auswirkung und Formulierung sich der französischen Geistesrichtung zu nähern scheint, so unterscheidet sie sich von ihr grundsätzlich, indem die tragenden Kräfte des Bevölkerungexpansions-Willens in England der privatwirtschaftliche Bereicherungswille, in Frankreich aber die Ideen von Staat und Nation sind; die rationale Auswirkung im ersteren Fall ist ziem-

lich selbstverständlich und entsprechend oberflächlich; die rationale Fassung aber von Staat und Nation ist eine Eigentümlichkeit, eine spezifische Genialität der romanischen Rasse.

Die qantitative Einstellung zum Bevölkerungsproblem unter dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Macht- und Reitumserwerbs, mit der daraus sich ergebenden Auffassung vom Menschen als Menschen„material", wobei schließlich der Mensch der Idee und der Wirklichkeit nach zum Sklaven der menschlichen Wirtschaft wird, ist bekanntlich charakteristisch für den ausgebildeten Kapitalismus, charakteristisch für einen großen Teil und für breite Bevölkerungsschichten des 19. Jahrhunderts. Selbst der letzte „Klassiker" der Nationalökonomie, Ricardo, scheint gelegentlich den Menschen als Menschen über dem Menschen als Faktor der Produktion, der Reichtumserzeugung, zu vergessen. Entsprechend wurde dann das Bevölkerungsproblem gesehen unter dem Gesichtspunkt der Bereitstellung von Arbeitermassen zu billigen Löhnen für die Entfaltung der produktiven Möglichkeiten. Selbst die staatliche und nationale Idee schien sich zeitweise aufzulösen in den Gedanken der nationalen Produktion. Diese Einstellung war privatwirtschaftlich begreiflich und wahrscheinlich unvermeidlich, und sie ist auch volkswirtschaftlich und politisch zu rechtfertigen, solange eben die schöpferische Erschließung und Verwertung der produktiven Möglichkeiten des nationalen Bodens die besten Kräfte der Nation in Anspruch nimmt und der Nation selbst eine früher ungeahnte Machtsteigerung und eine Erhöhung der allgemeinen Lebenshaltung, eine Freisetzung von Kräften für kulturellen Ausbau verschafft. Am mächtigsten wirkte sich diese enge Verbindung von Wirtschaft und Nation im Aufbau der amerikanischen Nation während des 19. Jahrhunderts aus; aber gleich an zweiter Stelle ist hier Deutschland zu nennen. Dagegen sind die romanischen Nationen mit ihrem starken Bewußtsein spezifisch-nationaler Kultur dieser ganzen Entwicklung lange Zeit mißtrauisch und fast feindlich gegenübergestanden, und erst gefolgt, nachdem die neuen wirtschaftlichen Organisationsformen und ihre Rückwirkung auf den bestehenden Staats- und Volksorganismus übersehbar waren. Die moderne wirtschaftliche Entwicklung Italiens beginnt erst nach der Einigung des Landes; die Frankreichs schöpft aus dem siegreichen Krieg eine ungeahnte dynamische Kraft.

III. Das qualitative Ideal als Lösung des Bevölkerungsproblems.

Die Gestaltung des qualitativen Ideals in der historischen Wirklichkeit birgt noch größere Unterschiede als selbst das quantitative. Dies entspricht den höheren geistigen Potenzen, die in ihm leben; die Möglichkeiten, die der Geist sieht, sind viel

größer als die Forderungen, die sich aus der „Natur" der Dinge von selbst ergeben oder zu ergeben scheinen. Aber aus dem gleichen Grund fehlt den qualitativen Idealen die Selbstverständlichkeit, die elementare Wucht ihrer Durchsetzung; sie haben etwas Künstliches. Lebensschwache Menschen und lebensschwache Zeiten und Generationen suchen zur Verbrämung, zur Entschuldigung ihrer Lebensschwäche oft und gern die Deckung hinter einem qualitativen Ideal: sie haben bekanntlich die Fähigkeit gewundener Wege des Denkens, und die komplizierte Anpassung nicht einfacher Gedankengebilde an die Bedingungen der Wirklichkeit gibt ihnen reichlich Gelegenheit zur Betätigung dieser Fähigkeit. Nur nach dieser negativen Seite ihrer Anwendung ist daher die historische Wirkung und Wirklichkeit dieser Ideale breit, aber weder tief noch groß; wir können uns deshalb hier trotz des rein intellektuellen Interesses wesentlich kürzer fassen.

Wir betrachten drei Formen des Ideals: das eugenetische oder Rassenzüchtungs-Ideal, das Kulturschicht-Ideal, das „Glücks"-Ideal.

a) Das Rassenzüchtungsideal.

Die Grundüberzeugung dieser Anschauung ist, daß es nicht auf die Menge der Menschen ankomme, sondern auf die Qualität, und daß die gewünschte Qualität durch planmäßige Auswahl und Beeinflussung, durch Zuchtwahl und günstige Entwicklungs- und Lebensbedingungen zu beschaffen sei. Der Gedanke, in dieser Form ausgesprochen, ist evident; er ist auch nicht neu, sondern uralt: in jeder Familie alter und hoher Kultur gehört er zur lebendigen Tradition; von jedem Glied einer solchen Familie erwartet man sowohl Instinktsicherheit in der Wahl des Gatten, wie gebührende Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse, so daß eine sorgsame Erziehung der Kinder gewährleistet wird. Wo solche Instinktsicherheit und Vernünftigkeit fehlen, da ist man meist mit Recht der Ansicht, daß die innere Lebenskraft dieser Familie erschöpft sei. Innerhalb der Familie wird auch seit uralter Zeit die Beschränkung der Kinderzahl entsprechend den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen geübt. Solche Beschränkung ist ein Zeichen der Kraft, wo sie mächtigem, sich selbst klug zusammenfassendem Lebenswillen entspringt. Bedenklich aber ist die Substituierung einer Massenverantwortung an Stelle einer rein persönlichen Verantwortung, die Predigt und der Glaube eines Rassenideals, wo Rasse nicht im Blut oder in der Kulturdisziplin liegt und als Pflicht und Bindung der Persönlichkeit empfunden wird. In solchem Fall ist entweder die Gefahr der Romantik oder der Ausbildung eines seichten Massengewissens gegeben, das vielerlei zudecken kann.

Bahnbrechend für unsere moderne Zeit waren hier Gedanken der Renaissance, die sich schroff gegen die mittelalterliche Auffassung wandten, welche im Kind eine Schöpfung und ein Geschenk Gottes sah, und für die deshalb hier ein Mysterium vorlag, das nicht weiterer Aufklärung fähig war. Der Italiener Campanella fragte, warum man die Vermehrung und Erneuerung des Menschengeschlechts dem Zufall, der Leidenschaft des Augenblicks, dem Spiel schlecht beherrschter Instinkte überlassen sollte, während man Hunde und Pferde planmäßig züchte und veredle. Er erstrebte in ähnlicher Weise eine Züchtung des Menschengeschlechts. In England vertrat der Philosoph Bacon ähnliche Gedanken. Die barbarischen Zeiten, die der Renaissance und Reformation in fast allen europäischen Staaten folgten, fluteten über solche Rassenzüchtungspläne einzelner Denker hinweg. Als Europa sich aus diesem Chaos von Blut und Zerstörung wieder aufrichtete, überwog die quantitative Einstellung, zunächst um die großen Menschenverluste zu ersetzen, später, um den wachsenden Möglichkeiten und Anforderungen von Technik, Industrie und Handel gerecht zu werden. Erst in unserer Gegenwart tritt die Rassenzüchtungsidee wieder in den Vordergrund, allerdings in sehr gemäßigter Form gegenüber den Forderungen der Renaissance-Philosophen, so daß man zweifelhaft sein kann, ob sie nicht in ihrer praktischen Auswirkung selbst nur auf breitere Schichten, noch nicht auf die breiten Massen, hauptsächlich als gute Entschuldigung für eine übergroße Beschränkung der Kinderzahl dienen wird.

Zweifellos liegt hier ein ernstes Problem der Gegenwart vor, mit vielfachen politischen, wirtschaftlichen, sittlichen Verzweigungen. Einstweilen aber fehlt es wohl in breiteren Kreisen an dem nötigen sittlichen Ernst der Lebensauffassung. Eine solche ist notwendig, wenn sich eine an sich große Idee fruchtbar auswirken soll. Die Idee wird nur in seltenen Fällen imstande sein, einen solchen Ernst der sittlichen Lebensauffassung selbst zu übermitteln. Das fruchtbare Erdreich, in dem der Gedanke Wurzel schlagen kann, muß da sein; dann gebt er ihm Sinn.

b) Das Kulturschicht-Ideal.

Es hat seinen klassischen und dabei meist völlig mißverstandenen Ausdruck gefunden durch Quesnay, den Leibarzt Ludwig XV. und Begründer der sogenannten physiokratischen Schule der Nationalökonomie. Das Kulturschicht-Ideal war lebendige Wirklichkeit bei der herrschenden Klasse des ancien régime. Quesnay, der bürgerliche Arzt, der in diese Hofkreise eintrat und sich in sie einlebte, gab ihm seinen modern-wissenschaftlichen Ausdruck.

Alles kam darauf an, dieser herrschenden Schicht, dieser Kulturschicht ein Maximum von Güterwerten zuzuführen. Folg-

lich gab es im Grund nur zwei Klassen, die wesentlich produktive Klasse und die wesentlich konsumtive Klasse. Dabei lag — unter diesen Voraussetzungen selbstverständlich — der Schwerpunkt der volkswirtschaftlichen Betrachtung, nicht wie bei uns, auf der Produktion, sondern auf der Konsumtion. Der Bauer bildete die produktive Klasse; er sollte möglichst viel produzieren, aber möglichst wenig verzehren, so daß der Reinertrag seiner Produktion, der eben der Kulturschicht in Form von Bodenrente und Steuern zufiel, möglichst groß wurde. Diese Kulturschicht unterhielt wieder ihrerseits abhängige Schichten, Diener, Handwerker, industrielle Arbeiter aller Art Kaufleute, die nicht mehr „produzierten", sondern den Konsum der herrschenden Schicht verfeinerten, dessen Grenzen eben durch den Reinertrag der „Produktion" gegeben waren. Die Auffassung der ganzen industriellen Produktion als Luxusproduktion, der industriell und kaufmännisch tätigen Bevölkerung als eines Anhängsels der herrschenden bodenfremden Großgrundbesitzer-Aristokratie in Versailles ist in sich, wenn man einmal sich in den geistigen Horizont dieser Hofgesellschaft von Versailles einlebt, durchaus einheitlich und folgerichtig. Für diese abhängigen Schichten auf der Seite des Konsums sollte, um ein Maximum von Lebensverfeinerung für die Kulturschicht herauszuarbeiten und um diese zugleich in sich der Zahl nach stark zu machen, ein möglichst hoher Getreidepreis gelten.

Dieses Kulturschicht-Ideal ist die eine Basis des Quesnayschen Systems. Die andere, die uns hier nicht weiter interessiert, ist seine (falsche) Ueberzeugung, daß die Bevölkerung Frankreichs um ein Drittel geringer sei als vor hundert Jahren, also sein Reichtum um zwei Drittel geringer. Daraus erklären sich seine romantischen Neigungen. Die Franzosen bemühen sich auch gegenwärtig wieder, Quesnay zu einem der großen bahnbrechenden Wissenschaftler der Nationalökonomie zu machen. Diese Bemühungen sind, wenn man die Psychologie des Mannes einmal durchschaut und die einfachen Formeln aufgestellt hat, nach denen sich sein ganzes Denken in seine Elemente auflöst, wenig am Platz: Quesnay erschien wohl deshalb tief und „dunkel", weil man wohl wußte, daß ein nicht nur äußerlicher systematischer Zusammenhang bei ihm vorlag, den zentralen Punkt dieses Systems aber nicht zu fassen verstand.

Auch die Bevölkerungspolitik des Kulturschicht-Ideals des ancien regime war durchaus konsequent: Vermehrung der bäuerlichen Bevölkerung nur soweit dadurch der Reinertrag, also der der konsumtiven Herrenschicht zufließende Ertrag erhöht wurde, dagegen Vermehrung aller konsumtiven Schichten, zunächst der Herrenschicht, dann der von ihr abhängigen Schichten, eben entsprechend der Steigerung des von den Bauern abgelieferten „Reinertrags".

Das Kulturschicht-Ideal ist weder eine Eigentümlichkeit Frankreichs, noch ist es notwendig an das Bestehen eines mehr oder minder feudalen Landadels gebunden. Es entspricht viel zu sehr menschlichem Instinkt, erworbene Vorrechte zu bewahren, auszubauen, den Kindern zu vererben; und was durch Erbschaft erworben wird, wird gern betrachtet als etwas, das an sich, ohne Rücksicht auf eigenen Verdienst, zu einer Vorrangstellung berechtigt und zu einer höheren Lebensführung qualifiziert. Die Bevölkerungspolitik, die dieser Auffassung entspricht und immer entsprechend wird, läuft darauf hinaus, der eigenen Kulturschicht ihre Stellung zu erhalten. Im allgemeinen wird Macht, Reichtum, Wohlleben dieser Kulturschicht zunehmen, wenn die unter ihr stehenden, von ihr wirtschaftlich oder politisch beherrschten Schichten an Zahl zunehmen, während eine gewisse Bevölkerungsgröße innerhalb der eigenen Schicht aus politischen Gründen zweckmäßig ist. Im allgemeinen wird also ihre Einstellung zum Bevölkerungsproblem, je nach der sozialen Schicht, um die es sich handelt, verschiedenartig sein.

c) Das Glück-Ideal.

Die individuellen Willensrichtungen aller Menschen zusammenaddiert (also im Unterschied und Gegensatz zu der generellen Instinkteinstellung, von der wir oben sprachen): die überwiegende Mehrheit will Ruhe, Sicherheit, Behaglichkeit, Bequemlichkeit, will Genuß, will Glück. Nietzsche-Zarathustra hat dieser Einstellung in seiner Rede vom „letzten Menschen" Ausdruck gegeben. Diese Einstellung ist besonders typisch für den dritten Stand, den Bürgerstand, auch für die Arbeiterschaft. Als breitere Schichten des reich gewordenen Bürgerstands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu sozialer (und politischer) Macht aufstiegen, brachten sie diese Ideale mit sich in die oberen intellektuellen Schichten. Man glaubte damals an die „Natur", an die „Vernuft", an die „Güte" der „Natur". War aber die Natur vernünftig und gut, so konnte sie nur das Glück der Menschen im Auge haben, so wie dieses reich gewordene Bürgertum dieses Glück verstand. Stieß man also in der Wirklichkeit des sozialen Lebens auf Not und Elend, auf Schuld und Verbrechen, so mußte dafür der Mensch und die künstliche, staatliche Organisation verantwortlich gemacht werden. Dies war die populär-wissenschaftliche Einstellung jener Tage in England, in Frankreich, auch in Deutschland, wie man in Schillers Jugendwerken nachlesen mag. In Frankreich gewann die Auffassung in der Form eines seichten phrasenhaften Intellektualismus der Salons einen sehr großen Einfluß auf den Gang der Revolution: sie hat den Glauben der herrschenden Schichten an sich selbst zertrümmert und damit ihrem Widerstand das sittliche Rückgrat gebrochen:

noch Napoleon auf der Höhe seiner Macht sah seine weltgeschichtliche Sendung im Kampf gegen den Rousseauismus; — aber sie hat in Frankreich die ernste Wissenschaft eigentlich nicht tiefgehend beeinflußt. In England dagegen verbreitete sich das neue Dogma in der aufs Praktische gerichteten Form und Forderung vom „größten Gut der größten Menge" wie eine mächtige Flutwelle und ein Bentham erstickte die große philosophische Tradition eines Hobbes, Newton, Locke, Berkeley, Hume. Für etwa eine Generation herrschte die neue Lehre fast uneingeschränkt. Wir sind weit entfernt, die Notwendigkeit dieses philanthropischen Naturkults, der die brutale herrschende Unternehmermoral wenigstens theoretisch niederbrach, für England abzuleugnen. Aber über die fundamentale Schwäche dieser mit dem Anspruch einer Religion auftretenden geistigen wie seelischen Bewegung soll man sich deshalb nicht täuschen, zumal sie einerseits in einem seichten Sentimentalismus und eine, gemessen an der philosophischen Tradition Englands, unglaubliche geistige Flachheit ausartete, andererseits — mit der Verwerfung der bestehenden Ordnungen von der Theorie aus, daß sie eine Verzerrung der natürlichen Ordnung seien, weil sie unvollkommen waren — uferlosen Radikalismen und Ideologismen sich zuneigte.

Gegenüber dieser geistigen Einstellung gebührt Malthus das große Verdienst, daß er an der schlechthin entscheidenden Stelle, im Bevölkerungsproblem nachwies, daß Not und Elend wesentlich dem „Natur"verlauf der Bevölkerungsbewegung als Korrektionen allzustarker Bevölkerungsvermehrung zugehören, indem die „Natur" auf diesem Weg sich der Individuen erledige, „für die an ihrem großen Tisch kein Platz gedeckt" sei. Nicht Natur, sondern Kultur allein könne das also wesentlich im Naturprinzip der Bevölkerungserneuerung und Bevölkerungsvermehrung gesetzte Elend mit seinen Folgeerscheinungen, Laster, Prostitution, Verbrechen verhindern durch freiwillige Enthaltsamkeit, durch moral restraint. Malthus' Buch machte in England, trotz vieler sehr großer technischer Mängel in der Beweisführung, einen außerordentlichen Eindruck, und das Ansehen seines Namens hat sich sowohl in England wie im englischen Ausland bis in die Gegenwart erhalten, obwohl, was er sachlich brachte, weder in den theoretischen Grundlagen — der Vorstellung der geometrischen Progression für die Bevölkerungszunahme gegenüber der arithmetischen für die Nahrungsmittelzunahme —, noch in den daraus gezogenen Schlußfolgerungen — den natürlichen Abbaumitteln überschüssiger Bevölkerung —, noch in der Empfehlung sexueller Enthaltsamkeit neu war: vor allem ist hier ein von einem Pastor Brückner in Leyden veröffentlichtes Werk zu nennen. Nicht der Wissenschaftler, sondern der Politiker Malthus ist also eigentlich berühmt geworden: hier, wie auch

sonst nicht selten, ist die wissenschaftliche Wertung dem populären Urteil gefolgt, ohne Rücksicht auf das wissenschaftliche Verdienst.

Was Malthus, ein protestantischer Pastor, wollte, war die idealisierte Moral des Lebensideals der großen Masse, im besonderen in England: Gesundheit, Tugend, Glück. Die generelle Verbindung dieser drei Begriffe enthält eine große Lebensweisheit, aber in der individualisierten Anwendung trat die Glücksidee, im Sinn dessen, was die große Masse sich unter Glück denkt, beherrschend in den Vordergrund; der Engländer ist vielleicht noch geneigt, die kausale Verbindung von Gesundheit und Glück auch in der Lebenspraxis der breiteren Schichten zu betonen; bei anderen Völkern fehlt auch dies. Man kann daher kaum sagen, daß der Malthusianismus und der Neomalthusianismus Malthus wesentlich mißverstanden haben; sie haben nur die Folgerungen seiner Lehre popularisiert und vulgarisiert. Wie Malthus dem Naturkult seiner Zeit die Maske einer schwärmerischen und unehrlichen Sentimentalität vom Gesicht gerissen hat und gezeigt hat, daß nur zielbewußtes Handeln des Menschen das natürliche Elend menschlichen Daseins mildere, so hat Nietzsche wiederum den Malthusianismus die Maske vom Gesicht gerissen und gezeigt, daß das Glücksideal in jeder Form der Verkleidung im Grund das gleiche sei, und im Grund plebejisch und dekadent sei, und daß der starke Mensch und das starke Leben Gefahr, Not, Elend, Krankheit nicht entbehren können, oder auch nur entbehren wollen.

Das Bevölkerungsproblem enthält ein dynamisches Prinzip, wie in der Form der sexuellen Frage im Leben des einzelnen, so auch in der Entwicklung der Völker, im Gang der Weltgeschichte. Soll ein Volk dem freien Spiel dieser Kräfte freien Lauf lassen, so das dynamische Moment der eigenen Entwicklung verstärkend? — oder soll es diese Kräfte kontrollieren und in sich selbst zu zerstören suchen? Je höher die Kontrolle — im positiven oder negativen Sinn — um so stärker die Kulturintelligenz, die Kulturorganisation; je geringer die Kontrolle, um so barbarischer, aber auch um so elementarer die Lebenskraft, um so unberechenbarer seine Möglichkeiten. Aber auch dieser Satz enthält noch ein mechanisches Moment: die Kraft freier Schicksalsgestaltung im Menschen ist so groß, daß er auch über dieses mechanische Moment sich hinwegsetzen kann: das Ideal einer organischen Lebensgestaltung eines Volks kann die Forderung der Begrenzung der Bevölkerungsgröße verbinden mit einer Kulturerziehung, deren Hauptziel die Verachtung individuellen Glücksstrebens ist, einer Erziehung zur Mannhaftigkeit, zur Lebensverachtung, zur Selbstbeherrschung, zur Geistigkeit. Zu einer solchen Auffassung des Bevölkerungsproblems ist das hellenische Altertum fortgeschritten. Platon

hat seinen Idealstaat nach dem Vorbild der bestehenden aristokratischen Verfassungen Griechenlands entworfen. Es ist zweckmäßig, sich an dieser Stelle zu vergegenwärtigen, daß auf dieser kultur-disziplinären Grundlage die hohen Schöpfungen griechischer Kunst, griechischer Wissenschaft, griechischer Weisheit erwachsen sind. An der Herrlichkeit des alten Hellas ist nicht die „griechische Sonne" schuld, sondern — ebenso wie an der Größe Roms — der organisatorische Wille einer Aristokratie zur Definition und Schaffung einer Kulturrasse und die Fähigkeit individueller Selbstüberwindung in der Setzung einer solchen Kulturrasse.

***

Gibt es fiktionsfreie Erkenntnis?

von Privatdozent Dr. Ernst Barthel (Köln)

In dieser Frage konzentriert sich das Hauptproblem gegenwärtiger Erkenntnistheorie: ob Philosophie als Erfassung objektiver Wahrheit möglich sei, oder ob unser ganzes Denken auf relativistisch und pragmatistisch zu deutende intellektuelle Erfindungen zurückführe. Zur Beantwortung der Frage ist die Definition der Worte „Erkenntnis" und „Fiktion" vorauszuschicken. Unter Erkennen wird verstanden die klare und deutliche Erfassung von Sachverhalten durch begrifflich formulierbares Erleben und mit dem Kennzeichen einer Neues sagenden Sinnerfüllung. Erkenntnis liegt nicht vor, wo die Inhalte nicht klar und deutlich erfaßt werden, wo diese Erfassung nicht begrifflich formuliert werden kann, und wo die Erkenntnisbehauptung nichts über das als selbstverständlich Geltende hinaus mitteilt. Erkenntnis ist der klare, scharfe und schöpferische Gipfel des psychischen Wachzustandes. In jedem Falle, wo ein solches Phänomen aktiviert wird, sprechen wir von „Erkennen", und aus einer sinnvoll zusammenhängenden Vielheit von Erkenntnissen bildet sich ein wissenschaftliches Ganzes, etwa ein System der Philosophie, von welchem wichtig sein muß erkenntnistheoretisch zu begreifen, ob es eine von menschlicher Praxis und Willkür unabhängige Geltung besitzen könne. Das Wort „Fiktion" nun bedeutet eine menschliche Einbildung, welche zu verschiedensten Zwecken sehr nützlich sein kann, welche aber durch einen Akt unseres Erkennens klar und deutlich als „bloße Erfindung" erfaßt wird im Gegensatz zu allen Begriffen und Wirklichkeiten, denen wir einen nichtfiktiven Charakter beilegen, weil das Erkennen klar und deutlich feststellt, daß hier der menschliche Kopf keine Zutat beigetragen habe. Jedenfalls hat die Behauptung, daß es fiktionale Erkenntnis gebe, ihre logische Stütze darin, daß sie zwischen Fiktion und Nichtfiktion einen Erkenntnisunterschied statuiert, indem sie nachweist, daß recht viele Erkenntnisse, die man naiverweise als nichtfiktional aufzufassen geneigt war, in Wahrheit doch nur fiktiven Charakters sind. Vaihingers „Philosophie des Als Ob" ist das führende Werk unserer Zeit, in welchem die Kritik der menschlichen Vernunft bezüglich der von ihr betätigten Fiktionen ausgeführt ist.

Dieses Werk fasse ich als modernes Seitenstück zur Kantischen Vernunftkritik auf, da sowohl hier wie dort das Bemühen

richtunggebend ist, die Bedingtheiten und Begrenztheiten des Erkenntnisvermögens darzutun, und in beiden Fällen gelingt ein Nachweis, daß weite Bezirke des Erkennens, denen man vorher den Sinn einer absoluten Uebereinstimmung mit dem „An sich" der Dinge gegeben hatte, eigentlich nur bedingterweise gelten, sofern sie sich nämlich auf einen Gegenstand beziehen, dessen Zustandekommen von Anschauungsformen, Kategorien oder Fiktionen des endlichen Bewußtseins logisch abhängt. Hiernach gibt es für Kant und für Vaihinger kein absolutes Erkennen, keine Metaphysik des An sich Wahren zum Beispiel, sondern nur fiktives Erkennen in Betätigung von Denkmethoden, die aus den praktischen Wurzeln unseres Intellekts hervorgehen. Solche Erkenntnis ist zweckvoll, liegt in der Linie eines sich vorwärtsentwickelnden Lebens, entbehrt aber des von menschlicher Einbildung unabhängigen Wahrheitsgehaltes, den man zu konstatieren hätte, wenn zwischen einer Erkenntnisbehauptung und ihrem Gegenstand das Verhältnis des reproduzierenden Spiegels zur Sache selbst bestände. So wertvoll der Nachweis von Fiktionen in einem vermeintlich fiktionsfreien Denken auch sein muß, so dürfte die Einstellung bei Vaihinger wie bei Kant den Worten Schellings zu unterstellen sein, der gegen Kant tiefsinnig bemerkt: „Soll daraus, daß vermöge *der* Erkenntnisart, welche aus unserer endlichen Natur folgt, keine Erkenntnis des An sich möglich sey, geschlossen werden, daß *überhaupt* keine Erkenntnis desselben möglich sey, so muß die Endlichkeit unserer Natur zuvörderst als eine *wahre Realität* fixiert werden, aus der es überall keinen Ausweg gibt, d. h. die Vernunft selbst muß negiert werden." In anderen Worten: Aus dem von Vaihinger nachgewiesenen so reichen Bestehen fiktionaler Erkenntnis läßt sich nicht die *Unmöglichkeit* fiktionsloser, sondern gerade im Gegenteil die *Notwendigkeit* fiktionsloser Erkenntnis folgern, weil die Bezeichnung „fiktional bedingt" ausdrückt, daß wir das Bewußtsein nichtfiktionaler Erkenntnis als Maßstab in uns tragen, an dem wir messen, daß und inwiefern gewisse Formen des Erkennens fiktional bedingt sind. Jene grundlegende Vernunft, die bei Schelling zur Kritik Kants geltend gemacht wird, zeigt sich in anderer Weise auch in Bolzanos Erkenntnistheorie, die ja in der Gegenwart von einer Schule ebenfalls ausgearbeitet wird. In gegenwärtigem Vortrag wird ein doppelter Zweck verfolgt: die Bedeutung der Philosophie des Als Ob für die Verhinderung bloß *vermeintlich* absoluter Philosophie zur Erwägung zu geben, dann aber auch die methodischen Richtlinien anzudeuten, die zu fiktionslosem Erkennen des von einem Logos geschaffenen und durchdrungenen Weltzusammenhanges im ganzen und im einzelnen führen können, und zwar

das letztere in freier Anlehnung an die entsprechenden Lehren von Schelling über Bolzano bis zur wesensanalytischen Phänomenologie der Gegenwart. Man könnte vielleicht sagen, daß Kant als Begründer des Kritizismus und Goethe als Begründer eines besonnenen Intuitionismus zwei Wege der gegenwärtigen Erkenntnistheorie begründet haben, zu denen ich persönlich mich so einstelle, daß ich den Kantischen als Vorstufe des Goetheschen betrachte[1]).

Der wesentliche Unterschied zwischen beiden liegt in der Auffassung des Verhältnisses von Sinnlichkeit und Verstand. Für Kant, für die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts und für den Kantianismus verschiedenster Form sind die Gegebenheiten der Sinne dazu berufen, durch die tätige Arbeit des Verstandes wie ein Material geformt zu werden. Auch Fiktionen sind solche tätigen Formkräfte des Verstandes, der das unmittelbar Gegebene als bloßes Material benutzt. Man kann sagen, daß dieser Weg der Erkenntnistheorie den Sinn und Wert des Erkennens im Abstrakten findet, im Gegensatz zum Unmittelbaren. Ganz anders der Standpunkt Goethes und verwandter Philosophen. Ihnen ist sinnliche Erkenntnis der elementarste Prototyp von Erkenntnis überhaupt, eben weil sie unmittelbar ist. Man will dieses Unmittelbare nicht durch abstraktive Formungen beherrschen, sondern es aus dem Gebiet der Sinnlichkeit ins Gebiet des Intellekts vertiefen, ohne ihm seine Unmittelbarkeit zu rauben. Von Schelling bis Bergson verläuft hier die Linie einer völlig neuen Methodik des Erkennens, das nicht in den aus den Kantischen Voraussetzungen abzuleitenden Fiktionalismus mündet, sondern im Gegensatz dazu in der Sinnlichkeit einen ersten primitiven Bereich unmittelbaren, also im allgemeinen fiktionslosen Erkennens sieht und die Sinnlichkeit der Sinne, wenn man so sagen darf, erweitern und vertiefen will zu einer Sinnlichkeit des Intellekts, oder wie Schelling sagt, zu einer intellektuellen Anschauung, oder nach Bergson, zur „Intuition", oder nach Goethe zu „gegenständlichem Denken". Fiktionsfreies Erkennen ist offenbar so weit als möglich zuzugeben, als unmittelbare Einsichtnahme in irgendwelche Sachverhalte und Zusammenhänge der Wirklichkeit durch einen Resonanzvorgang im Bewußtsein zustande kommt. Der naive, aber doch kluge Mensch wird zunächst die Behauptung aufstellen, daß es zum mindesten eine ganze Menge fiktionsloser Erkenntnisse in dem Bereich der Sinneswahrnehmung gibt. Daß der Himmel in der Regel blau ist, daß der Stein schwer ist und dergleichen scheint fiktionslose Erkenntnis zu sein. Ja, man wird weitergehen über die einfache Sinneswahrnehmung und wird auf Grund

[1]) Vgl. Barthel, Goethes Wissenschaftslehre in ihrer modernen Tragweite. Bonn 1922.

unmittelbarer Einsichtnahme etwa sogar behaupten, es sei fiktionslose Erkenntnis, daß zwei mal zwei gleich vier ist, daß die Fortpflanzung der Menschen aus einer Verbindung männlicher und weiblicher Zellen erfolgt und dergleichen. Besonders kühne, aber durchaus nicht zu verwerfende Behauptungen werden sogar von solchen wenig besagenden „Erkenntnissen" zu eigentlich philosophischen weitergehen, indem sie etwa den Satz: „Das Wesen aller Wirklichkeit ist die Zweiheit, der Widerspruch, die Polarität, die Dissoziation" als fiktionslose Erkenntnis hinstellen. Doch damit berühren wir eine Reihe von Problemen, die es zunächst kritisch ins Auge zu fassen gilt.

Schon auf dem Gebiet der Sinneswahrnehmung gibt es Täuschungen, das heißt Aussagen des Erkenntnisorgans, die mit dem An sich der Dinge nicht übereinstimmen. Man könnte sagen, das Auge schafft sich die sensorische Fiktion eines Himmelsgewölbes, und erst weitere Ueberlegung führt das Erkennen dazu, dem Unmittelbaren hier keinen Glauben zu schenken, sondern die unwillkürlich gesetzte Fiktion des Sinnesorgans aus höheren Gesichtspunkten als solche zu erkennen, also unschädlich zu machen und aufzuheben. Aus der Gesamtheit unserer Erfahrungen entnehmen wir das zuverlässige Recht, dies zu tun. Ein weiterer Horizont des Intellekts belehrt den engeren, indem er ihm sagt, was er für Wirklichkeit gehalten habe, sei bloße Fiktion. Nach diesem Schema geht aber die Geistesentwicklung weiter, und Vaihingers Philosophie enthält viele Belehrungen auf Grund weiterer Denkhorizonte, daß vermeintliche Wirklichkeiten in der Wissenschaft bloß Fiktionen sind. Damit scheint uns aber gesagt, daß diese Fiktionen aus dem Weltbild einer reiferen Philosophie der Wirklichkeit verschwinden müssen, genau wie die Fiktion des Himmelsgewölbes aus dem wissenschaftlichen Weltbild einer jungen Menschheit verschwinden muß, so bald sie als optische Täuschung, als sensorische Fiktion, eingesehen ist. Die weiteren Horizonte des Erkennens sind wirklichkeitsgemäßer als die engen. Ihnen dürfen wir Vertrauen schenken, bis auch sie durch noch weitere Horizonte kritisch überwunden sind. Der Grenzwert solchen fortschreitenden Aufklärungsprozesses kann aber nur erreicht sein, wenn in der Erkenntnis der Fiktionslosigkeit der Behauptungen die letzte und höchste aller fiktionslosen Erkenntnisse erzielt ist: das heißt in der Selbstergreifung der absoluten Vernunft durch das menschliche Erkennen in der Weise eines Fichte, oder Schelling, oder Hegel. Auf diesem Standpunkt ist das Fundament des Vertrauens erworben, von welchem aus die Zweifel in alle untergeordneten Ebenen des intellektuellen Kosmos ausgesandt werden können, damit sie dort kritisch wägen und sichten, was der naive Sinn einer praktisch sich entwickelnden Menschheit an bloß Fiktivem

geschaffen und erfunden hat. Drei Kombinationen von Vertrauen und Zweifel bilden das Lebensfundament der modernen Erkenntnistheorien: die erste vertraut blind den „Errungenschaften der Wissenschaft" und zweifelt kritisch an der Gültigkeit der unmittelbaren Gegebenheiten des Erlebens. Die zweite entzieht den Systemen überlieferter Wissenschaftlichkeit den Wirklichkeitsglauben, indem sie einsieht, daß es sich dabei um fast ebensoviel Fiktionen wie Behauptungen handelt; und doch weist sie keine absolute Vertrauensgrundlage nach, sondern erblickt in der Kritik die letzte Aufgabe. Die dritte Kombination stimmt dieser Kritik bei, betont aber, daß nach vollbrachtem Zweifel ein neues Fundament des Vertrauens gefunden werden kann, da sonst der Zweifel selbst unmöglich wäre.

Von den sensorischen Täuschungen, als praktisch durchaus wichtigen Primitivfiktionen, bis zu den wissenschaftlichen Fiktionen des 19. Jahrhunderts erstreckt sich eine ganze Stufenfolge von Fiktionsgebilden, die dem Gesetz einer fortschreitenden Aufklärung unterstehen. Der Schlußpunkt der kritischen Entwicklung kann aber nicht im Skeptizismus und Relativismus liegen, da diese Auffassungen noch unter der Fiktion einer chaotischen Wirklichkeitsstruktur befangen sind. Das Erkennen kann nämlich so unmittelbar wie den sinnlichen Wahrnehmungskomplex auch Sachverhalte und Strukturen erfassen, die aus einer Addition sensorischer Elemente nicht zu verstehen sind. Wir erfassen tausenderlei Wirklichkeiten unmittelbar, obwohl sie auch als komplexe Größen zu verstehen sind, weil die organische Eigenart des Bewußtseins Komplexqualitäten und Komplexstrukturen durch unmittelbares Erleben klar weiß. Es würde nur zu fruchtlosen Erörterungen führen, wollte man zeigen, aus welcher Unzahl von sogenannten Elementen die unmittelbar und fiktionsfrei eingesehene Erkenntnis besteht, daß ein Kind der Nachkomme seiner Eltern ist. Ganze Unmengen von wissenschaftlichen Elementen und Kategorien werden hier vorausgesetzt, damit die einfache Erkenntnis aktiviert werde, und doch wird niemand so unvernünftig sein, im geringsten daran zu zweifeln, daß der Satz zu Recht bestehe. Wir erfassen den ganz komplexen Zusammenhang der Wirklichkeit unmittelbar, ohne Abstraktionen und ohne fiktionale Maßnahmen und können uns darauf so lange verlassen, bis aus weiteren Einsichten etwa eine Kritik an der Behauptung vernünftig erscheint. Sofern Gegengründe nicht bestehen, haben wir geradezu die erkenntnistheoretische Verpflichtung, dem unmittelbar Gegebenen zu trauen, weil eine Skepsis ohne zureichende Begründung keine erkenntnisfördernde, sondern eine erkenntnislähmende Methode ist. Die Komplexqualitäten, die wir an sich und in ihrem Zusammenhang unmittelbar erkennen können, umfassen aber den ganzen Bereich der Wirklichkeit, von den sinnlichen Wahrnehmungen bis zu den tiefsten philo-

sophischen Einsichten. Ihr Gefüge muß durch das Denken erarbeitet werden, indem es vorsichtig und kritisch alle Täuschung und alle bloß praktisch anerkennenswerte Fiktion aus diesem Kosmos hinausdenkt, ihn selbst dagegen möglichst reich erfaßt.

Gewiß betätigt das Bewußtsein bei jedem Erkenntnisakt eine große Anzahl von Kategorien, die sich aber von Fiktionen dadurch unterscheiden, daß sie mit den Strukturprinzipien der Wirklichkeit übereinstimmen. Jedes Wort bedeutet schon die Anwendung bestimmter Abgrenzungen, sowie räumlicher, zeitlicher und kausaler Beziehungen, welche Anwendung zweifellos aus dem Subjekt spontan erfolgt. Diese Kategorien sind aber die Vorbedingungen des Erkennens überhaupt, und sie entstellen die Welt nicht durch fiktive Zutaten und Weglassungen, sondern sie erfassen die Wirklichkeit gerade nach der ihr selbst eigentümlichen Struktur. Es ließe sich zum Beispiel vermuten, daß die Begriffe Punkt und Gerade in der Geometrie bloße Fiktionen sind, da die Wirklichkeit dergleichen Inhalte nicht besitzt. Und doch sind es Kategorien, in denen das Denken etwas erfaßt, das in der Struktur der Wirklichkeit grundlegend von Bedeutung ist, obwohl es nicht aus der Erfahrung abgeleitet ist, sondern vom Bewußtsein aus der Erfahrung entgegengetragen wird. Auch jedes Wort setzt Abgrenzungen, die in der Natur zwar nicht vorzukommen brauchen, aber doch die ideelle Grundlage ihrer objektiven Struktur andeuten. Es handelt sich in der denkerischen Beziehung des mit Kategorien und Worten arbeitenden Bewußtseins zur Wirklichkeit nicht um fiktive Entstellungen, sondern um ein Entgegenschreiten in der Richtung auf das objektiv Ideelle, das mit dem subjektiv Ideellen, sofern dies kritisch angewandt wird, resonativ übereinstimmt. Die Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Objekt ist durch ein reiches Gewebe von Kategorien möglich, welche keine Fiktionen setzen, sondern die Wirklichkeit nach der in ihr liegenden Eigengesetzlichkeit durch Bewußtsein erfassen.

Nachdem nun das Verhältnis von Vertrauen und Zweifel durch diese Angaben vorläufig im Sinne einer zu erstrebenden fiktionslosen Welterkenntnis auf Grund der Beseitigung von historisch wirklich aufgetretenen Fiktionen erläutert worden ist, sei unser Augenmerk auf diese Fiktionen selbst gerichtet, die in der Erkenntnis zweifellos die hervorragende Rolle spielen, welche von der Philosophie des Als Ob nachgewiesen wurde. Fiktionen sind für das ganze Geistesleben der Menschheit von überragender Bedeutung, und sie können in Religion, in der Kunst, in der Sozialsphäre nicht entbehrt werden, sollten nicht diese Gebiete etwas ganz anderes werden, als sie es nach dem Willen der Menschheitsentwicklung sind und sein müssen. Auch in der Wissenschaft können Fiktionen nicht entbehrt werden, sofern Ziele erstrebt werden, die nicht Er-

kenntnis der objektiven Wahrheit, sondern intellektuelle Herrschaft praktisch-intellektueller Art bedeuten. Der weitaus größte Komplex alles dessen, was man Wissenschaft nennt, fällt unter diese Kennzeichnung, und nur ein einziges Gebiet muß grundsätzlich ausgenommen werden: die Philosophie als das Bestreben der Erfassung der objektiven Wahrheit ohne subjektive Zutaten und Weglassungen. Die Philosophie wird also mit besonderem Nutzen die Fiktionen in den verschiedenen Geistesgebieten aufdecken, damit sie für Wahrheitserkenntnis philosophischer Art unschädlich gemacht werden. Und es gibt auch im Bereich dessen, was man gemeinhin als „Philosophie" bezeichnet, noch so viel unbemerkte fiktionale Beimengungen, daß es dringend geboten erscheint, diese nachzuweisen, damit die Wahrheitsforschung nicht Schaden nehme. Selbst in bezug auf die ersten Voraussetzungen alles Wirklichkeitsdenkens, nämlich in bezug auf Raum, Zeit und Kausalität, sind die üblichen philosophischen Ueberzeugungen noch weitgehend von fiktionalen und pragmatischen Einstellungen beherrscht, die als solche erkannt werden sollten, damit sie innerhalb der reinen Philosophie eliminiert werden. Es soll daher jetzt über einige Fiktionen in der Theorie des Raumes, der Zeit und der Kausalität geredet werden, und im Anschluß daran sei dann eine Angabe der Gesichtspunkte gestattet, unter denen fiktionsfreies Erkennen in diesen und in allen anderen Fragen möglich sein dürfte.

Der geometrische Raumbegriff des naiven Menschen und der Wissenschaft in ihren größten Teilen von Newton bis zur Gegenwart ist durch die Gesetze, welche Euklid formulierte, wesentlich charakterisiert. Mögen auch die nichteuklidischen Geometrien zu der Einsicht gelangt sein, man könne widerspruchslose Raumbegriffe auch unter Voraussetzung anderer Axiome fassen: ihr Bestehen wird in weiten Kreisen der Wissenschaft als eine gleichsam bloß fiktionale Angelegenheit betrachtet, während der Euklidische Raumbegriff, mag man auch seine logische Gleichordnung mit den nichteuklidischen Möglichkeiten theoretisch aussprechen, in weitesten Kreisen der verschiedenen Fächer der Wissenschaft, in weiten Kreisen der Schulgeometrie und in weiten Kreisen der Oeffentlichkeit als etwas empfunden wird, das vermutlich doch weniger eine „bloße Fiktion" sei als die nichteuklidischen Geometrien. Wenn einzelne hervorragende Denker, u. a. Einstein, gerade umgekehrt das Wahrscheinlichkeitsurteil aussprechen, daß der Euklidische Raumbegriff jedenfalls weniger objektiv sein dürfte als der Riemannsche, so stehen sie in unserem Zeitalter noch als bemerkenswerte Ausnahmen da. Ohne Zweifel ist die allgemeine Ansicht der Wissenschaft, der Philosophie, der Schule und des allgemeinen Menschenurteils, daß der Euklidische Raum im Ernst gesprochen der einzige nicht-

fiktionale Raum ist, während die Räume von Lobatschewskij, Bolyai, Klein, Clifford, Riemann, Helmholtz lediglich Fiktionen seien, die als solche wohl in der Wissenschaft brauchbar sein mögen, aber doch keine objektive Geltung beanspruchen können. Der sorgfältige Wissenschafter unterscheidet sich von diesem gleichsam populären Urteil nur dadurch, daß er auch die Euklidische Raumform als Fiktion einsieht und zu dem Schluß gelangt, daß man über die objektiven Eigenschaften des Raumes keine eindeutige Aussage machen könne, weil eben der ganze Raum weiter nichts als eine Fiktion des mathematischen Denkens sei, die außerhalb des menschlichen Kopfes keine Existenz besitze. In Verbindung mit dieser Ueberzeugung von der allgemeinen Fiktionalität des Raumes steht die andere Fiktion des geometrisch „Unendlichen", die sich als denknotwendig erhebt, sobald man die Euklidische Raumform als verhältnismäßig nichtfiktiv oder wenigstens als mit der plausibelsten Fiktion behaftet auffaßt.

Diese Ueberzeugungen betreffen einen der wichtigsten Punkte gegenwärtiger Wissenschaft. Die Frage nach der Fiktionalität oder objektiven Gültigkeit eines Raumbegriffs und die Frage des sogenannt Unendlichen stehen im Mittelpunkt der gesamten wirklichkeitswissenschaftlichen Problematik, gibt es doch keine Zweifelsfragen, deren Beantwortung von größerer Tragweite und von fundamentalerem Belang wäre. Nun glaube ich in dieser Frage den Standpunkt begründen zu können, daß gerade der als verhältnismäßig unfiktiv eingeschätzte Raumbegriff Euklids ganz offenbar nur eine menschliche Fiktion ist, und weiter aber auch wirklich gar nichts, während der im Kreise der vermeintlich bloß fiktiven Geometrien sich versteckende Riemannsche Raumbegriff aus weiten Horizonten als fiktionsfrei, als objektiv erfaßt werden kann. Es scheint mir also, daß dort, wo die Menschheit die geringste Fiktion glaubte sehen zu sollen, gerade die größte und offenbarste Nur-Fiktion vorhanden ist, während auf Grund bloß widerspruchslos erfindenden Denkens von Riemann und anderen eine Fiktion aufgestellt worden ist, von der sich herausstellen mußte, daß sie gar keine bloße Fiktion ist, sondern eine Entdeckung der Zusammenhänge, welche objektiv in der Struktur der Welt gültig sind. Ich möchte den Standpunkt entwickeln, daß die Euklidische Geometrie, welche man für eine Entdeckung hält, bloß eine Erfindung ist, und daß die Riemannsche, die man für eine Erfindung hält, eine Entdeckung ist. Das Verhältnis von Fiktion und Nichtfiktion spielt offenbar in dieser Frage eine besonders reizvolle Rolle.

Es ist klar, daß der Raum, welchen der naive Mensch so gut wie ein Newton und Kant als wirklich beurteilt, aus einer willkürlichen Erweiterung des homogen gemachten optischen Raumes hervorgeht, welche Erweiterung nach allen

Seiten hin so weit getrieben werden kann, als man Lust hat, das heißt, bis ein subjektiver Ermüdungsfaktor dem Fortschreiten der Vorstellung ein zufälliges Halt gebietet, das objektiv nicht begründet ist. Der Raum an sich wird also als „unendlich" aufgefaßt, da nur das Versagen unserer Kräfte ein „Ende" unseres Fortschreitens in diesem Vorstellungsraum hervorruft. Der so gekennzeichnete Raum ist der Raum, der bei Euklid, bei Newton, bei Kant, in der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts und in allen Schulen der Gegenwart die führende, meistens sogar die einzige Rolle gespielt hat. Er ist etwas so Selbstverständliches für denkende Menschen, die noch am Anfange des Denkweges stehen, daß man diesen Raum wie eine „angeborene Idee" im Denken jedes Menschen findet. Und doch ist diese vermeintlich „angeborene Idee" eines homogenen, unendlichen Raumes eine bloße Fiktion, eine bloße Willkürerfindung, die nur bis zu einer gewissen Grenze als wissenschaftlich brauchbar anerkannt werden kann. Ich möchte bald zeigen, daß sie der Gewissenhaltigkeit tatsächlich widerspricht. Diese Raumform ist eine Ausgeburt unseres Vorstellungswillens, der sich nach allen Seiten so weit ausdehnt, als er nicht von selbst eine Grenze setzen will. Wenn alle anderen Raumformen, die man sich denken kann, ebenfalls reine Fiktionen sind, so sind sie sämtlich im Sinne völliger Ratlosigkeit nebeneinander möglich. Anders wäre es, wenn eine andere Raumform als nichtfiktiv nachweisbar wäre, wenn nicht durch Einsteinsche Beobachtungen, so doch mindestens durch umfassendes Denken.

Die Euklidisch-Newtonisch-Kantische Fiktion eines homogenen, unendlichen Raumes in Weltall und Geometrie wird wissenschaftlich gesetzt, wenn das Axiom aufgestellt wird, in einer ungekrümmten Fläche könne es ungekrümmte Linien geben, die einander bei beliebiger Verlängerung niemals schneiden. Diese Fiktion von „Parallelen" zu machen, die immer gleichen Abstand voneinander haben, weder konvergieren noch divergieren und doch ungekrümmte Linien sind, liegt unserer Vorstellung durchaus nahe. Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht diese Fiktion zu den solidesten Fundamenten seines geometrischen Denkens gerechnet hätte. Und doch wird der gewissenhaft Weiterdenkende davon zurückkommen müssen. Er wird die Fiktion als Fiktion einsehen und lebhaft bemerken, daß sie dem Bedürfnis eines allseits mit sich harmonierenden Gesamtdenkens nicht dient. Er wird von einem weiteren Horizont den engeren dieser Fiktion erkennen und also preiszugeben trachten. In einem Vortrag, der für Philosophen von Interesse sein soll, können zur Begründung dieser Behauptung nur einige Hinweise gegeben werden, die aber in ihrer groben und unmißverständlichen Greifbarkeit gewiß genügen, um die bestehende Dissonanz im System des Eukli-

dischen Raumes klarzumachen. Von einer räumlichen Vorstellungsfiktion wird sich ein wissenschaftlicher Geist jedenfalls niemals zu der Folgerung zwingen lassen dürfen, daß eins gleich zwei sei. Denn die Raumfiktion ist als solche problematisch, während der Satz vom Widerspruch in der Form „Eins ist nicht gleich zwei" ein unerschütterliches kategoriales Denkfundament aller Wissenschaft ist. Die Euklidische Fiktion würde aber zur Folge haben, daß wir dieses kategoriale Denkfundament fahrlässig preisgeben. Denn es ergibt sich aus allen Gründen für jeden denkenden Menschen, daß eine Hyperbel eine einzige und einheitliche Kurve ist und sein muß genau wie die Ellipse. Beide Kurven spielen in der Geometrie formal eine analoge Rolle, die man um keinen Preis der Welt absprechen lassen wird. Nun aber gäbe es auf Grund der Euklidischen Fiktion keine wahrhaften Analogien zwischen Ellipse und Hyperbel. Die Hyperbel, die sich als eine Zweiheit von Kurven in die Weiten der Ebene verliert, ohne in sich selbst zurücklaufen zu können, wäre etwas so Ungereimtes, sich aller Analogie mit einer Ellipse Entziehendes, daß man wohl oder übel schon auf Grund dieser Diskrepanz das Euklidische Axiom als eine höchst verdächtige Fiktion betrachten muß, die in den weiten Horizont eines organisch sinnvollen geometrischen Denkens nicht paßt. Aus den zahlreichen Begründungen, die zum gleichen Schluß führen[1]), nenne ich nur noch wenige: wenn die sogenannten unendlich fernen Punkte und Schnittpunkte gewissenhaft angenommen zu werden verdienen, so müssen sie auch die Eigenschaften haben, die man Punkten sonst zuschreibt. Es müssen keine Ausnahmsfiktionen sein, die man erfunden hat, weil man mit dem Denken sonst Schiffbruch erleiden würde. Die Fiktion von Punkten, welche doch keine Punkte sind, widerspricht dem klaren, deutlichen Erkennen ebensosehr wie die Fiktion einer Materie, die doch keine Materie ist. Solche Fiktionen können den Wert in der Wissenschaft haben, daß sie für eine gewisse Zeit dem Denken eine praktische Handhabe gewähren. Je philosophischer aber die Erkenntnis wird, um so mehr wird sie die Verwechslung von Fiktion und Wirklichkeit bekämpfen und den Unterschied zwischen beiden aufklären. Jene unendlich fernen Punkte und Schnittpunkte in der Euklidischen Geometrie sind aber solche Fiktionen, die man beim besten Willen heute nicht mehr anerkennen kann, nachdem sie ihre Dienste geleistet haben. Der Satz von Pascal, von Brianchon, die trigonometrische Tangente für 90 Grad, die harmonische Teilung einer Strecke im Verhältnis 1:1, die Kontinuität der Apollonischen Kreise, die Einheitlichkeit auch der Parabel, die Symmetrie logischer

[1]) Vgl. Barthel, Polargeometrie. Berlin 1919, Bibliothek für Philosophie (Ergänzungshefte des „Archivs für Philosophie") Bd. 16.

Art im Gebäude der Geometrie fordert, daß wir die Euklidische Fiktion des Raumes nicht mehr schätzen, weil sie ad hoc erfundene Hilfsfiktionen über das sogenannt Unendliche notwendig macht, die nicht klar und deutlich erfaßt werden können, sondern mit der Romantik einer fahrlässigen Dahingestelltheitsbetrachtung belastet sind, die unmöglich wissenschaftlich genannt werden kann. Infolgedessen mehren sich in der Gegenwart zusehends die Stimmen, welche die Fiktionen des Euklidischen Raumes und des geometrisch sogenannt Unendlichfernen kritisch beurteilen und ablehnen möchten, und zwar sowohl in Geometrie als in Astronomie.

Die Fiktion der sich beliebig erweiternden Raumvorstellung ist dem Untergang geweiht, da sie ihre Subjektivität nicht verbergen kann, die in den umfassenden Zusammenhang einer bis ins letzte klar und deutlich auszudenkenden Geometrie Störungen trägt. Das trifft nun glücklicherweise gar nicht zu für die Riemannsche Fiktion eines in sich selbst zurücklaufenden Totalraumes. Diese Fiktion hat keinen der obenerwähnten Mängel des Euklidisch-Newtonisch-Kantischen Raumbildes, wohl aber geht sie dem wissenschaftlichen wie dem naiven Menschen schwerer ein, weil sie einen Verzicht auf Gesamtvorstellungen fordert zugunsten der klaren und exakten Durchdenkung aller Einzelheiten. Diese Fiktion muß nun allerdings auch gleich vor fiktiven Entstellungen bewahrt werden, die sie wertlos machen würden, vor allem vor der Einbildung eines „gekrümmten" Raumes. Diese Fiktion wäre für Wirklichkeitsdenken dadurch als unbrauchbar nachgewiesen, daß offenbar Gekrümmtes nur innerhalb des Ungekrümmten gedacht werden kann, welch letzteres die alleinigen Raumprobleme enthält. In dieser Weise kritisieren manche, wie Driesch, mit Recht die Fiktion eines gekrümmten Raumes. Aber dadurch wird der Riemannsche Totalraum nicht im geringsten betroffen. Die Vorstellung von Krümmungen des Ungekrümmten muß man sich abgewöhnen, obwohl das Ungekrümmte in Gerade, Ebene und Raum in sich zurückläuft. Dieser von Riemann fiktional angenommene Sachverhalt läßt sich durch unser Vorstellungsvermögen nur als Prozeß, nicht als Bild reproduzieren. Man kann sich wohl alle Gesetze und Verläufe der Linien und Flächen im elliptischen Raum der Riemannschen Geometrie klar und deutlich vorstellen und denken, was eben bei der Euklidischen Raumfiktion unmöglich ist, aber man kann sich „den Raum" nicht als bequemes Bild vor das Auge stellen. In der Euklidischen Raumfiktion fühlen wir uns anschaulich befriedigt, weil wir in unserer Vorstellungserweiterung die Grenzen so weit stecken können, wie wir wünschen, um dann willkürlich stehen zu bleiben. Man gibt sich gewöhnlich keine Rechenschaft davon, daß diese Vorstellbarkeit willkürlich begrenzter Raumfragmente auch nichts wissenschaftlich Wertvolles

ist, da das Ganze sich nicht nur der Erfassung durch unseren Blick entzieht, sondern überhaupt nicht denkbar sein soll. Die Riemannsche Raumfiktion ist als Totum denkbar. Sie ist nach dem Gesetz polarer Ordnungen symmetrisch gebaut. Sie enthält nur Vernunft, Zurechnungsfähigkeit und Gesetzlichkeit, im Gegensatz zur Euklidischen Raumform. Aus welchen Gründen sie verdient, als brauchbarere Fiktion in der kommenden Wissenschaft allgemein gelehrt zu werden. Und sofern sich keine Gründe finden, die auch diese Fiktion als bloß fiktiv dartun, darf man vertrauen, daß sie die objektive Struktur des Raumes ausdrückt. Die als bewußte Fiktion erfundene Raumform enthüllt sich unerwarteterweise als objektive Wirklichkeit, während die Euklidische Raumform, die man in weitesten Kreisen als objektiver zu betrachten geneigt war, in den Bereich der bloßen Fiktionen, ja sogar der überwundenen Fiktionen, zurückgeschoben wird. Der „Abbau der Unendlichkeitsfiktion", wenn ich ein Wort von Moszkowski benutzen darf, ist gerade auf raumtheoretischem Gebiet die dringendste Aufgabe der realistisch denkenden Gegenwart, welche romantische Unklarheitsnebel am Horizont des Raumbegriffs nicht mehr dulden kann. Fiktionen sind dazu da, von Wirklichkeitserfassung überwunden zu werden, und nur in den Gebieten der Praxis, der Kunst, der Religion, der Sozialsphäre sind sie bleibend von Nutzen.

Ebenso wie der überlieferte Raumbegriff, der auch der Kantischen Philosophie eigentümlich ist, eine bloße Fiktion ist, kann der entsprechende Zeitbegriff nur als Fiktion anerkannt werden. Jene Vorstellung einer eindimensionalen, endlosen und strukturlosen Linie, auf welche alle sich in der Wirklichkeit vollziehenden Rhythmen bezogen werden, ist ebensosehr eine bloße Projektion unseres Vorstellungsbedürfnisses wie der homogene unendliche Raum. Innerhalb dieser Fiktion denkt man sich die realen Entwicklungen als mehr oder weniger nebensächliche Inhalte, während ein kritisches Nachdenken uns wohl belehren kann, daß diese Vorstellungsfunktion einer homogenen Zeitlinie eine Nebenfunktion des Realen ist, sofern sich dieses mit all seinen konkreten Strukturen entwickelt hat bis zur Höhe des vorstellenden Bewußtseins, dessen Berufung in der zweckvoll geleiteten Praxis besteht. Die Fiktion der Zeit in dieser allgemein anerkannten Vorstellung hat infolgedessen ihren Wert und ihre Berechtigung, so lange sie nur eine dem handelnden Organismus nützliche Orientierung begründet. Sie wird aber in ihrer fiktiven Natur unbrauchbar, wenn der Gedanke die Struktur der Wirklichkeit zu erfassen sucht. Dann nämlich muß er einsehen, daß die komplexen Voraussetzungen realer Gegebenheiten in der sich entwickelnden Welt das objektive Fundament aller zeitlichen Wirklichkeit sind, und daß es eine die Wirklichkeit in ihrer Struktur

entstellende Annahme bedeutet, wenn wir alle Vorgänge als Inhalte der qualitätlosen Zeitfiktion betrachten. Statt daß wir unserem Vorstellungswillen gestatten dürfen, sich in Raum und Zeit grundlegende Fiktionen zu schaffen, in welche die Realität eingeschachtelt wird, müßten wir umgekehrt diese Fiktionen als lediglich praktische Maßnahmen und Werkzeuge biologischer Zentren verstehen, die auf Grund einer Realgesetzlichkeit entstanden sind und leben, die grundlegender ist als jene einfachsten Fiktionen von Raum und Zeit. Das organisch Komplexe ist keine Fiktion, sondern Realität. Es ist leichter, ein Weltbild auf einfache Fiktionen als auf komplexe Realitäten zu gründen. Es ist also das naturgemäße Schicksal der Wissenschaft, fiktionale Umdeutungen der Wirklichkeitsverhältnisse vorzunehmen, und erst nach Erschöpfung dieser Denkweisen an die „kopernikanische Tat" zu denken, fiktionale Grundlagen zugunsten einer Anerkennung der a priori gegebenen organischen Komplexe als nur sekundär bedeutsam zu erfassen. Auch das Problem der Zeit ist für eine Ausscheidung seiner Fiktionen reif geworden. Statt der homogenen, endlosen Linie, die in bezug auf die letzten Fragen zum Agnostizismus führt, läßt sich eine zeitliche Universalspannung zwischen einem Anfang und einem Ende des Werdens in dieser Welt grundlegend ins Auge fassen, und bei solcher realistisch-organischen Polarstruktuierung der Zeit selbst sind die tiefen Probleme, die sich an diesen Begriff schließen, durch Fiktionen erfaßbar, die sich von den Fiktionen einer homogenen, unendlichen Zeit dadurch unterscheiden, daß es keine Horizonte gibt, von denen aus betrachtet diese Fiktionen als bloß fiktiv beurteilt werden können. Es handelt sich dabei etwa um die Fragen nach der Zeit vor dem „Anfang" und nach dem „Ende", um das Verhältnis der Zeit zum Zeitlosen, um das Verhältnis dieser sich entwickelnden Wirklichkeit zur Fiktion eines Jenseits, welche zu bilden man schwerlich umhin kann, um die damit zusammenhängenden Fragen der Unsterblichkeit, der Seele, der absoluten Vernunft und dergleichen. Zweifellos wird gerade hier das menschliche Denken notwendig mit Fiktionen arbeiten müssen, und diese tiefsten Regionen der Philosophie sind die einzigen, welche den Bezirk fiktionsfreier Wirklichkeitserfassung durch Annahmen ergänzen, deren fiktionale Entstehung offenkundig ist. Aber auch bei solchen Fiktionen handelt es sich um Denknotwendigkeiten und nicht um Denkwillkür. Sie unterscheiden sich eben dadurch von tausend anderen, die nicht der Menschheit als solcher notwendig und angemessen sind, sondern nur dem vorübergehenden Meinen der einzelnen Zeitalter, Kulturen und Einzeldenker ihren Ursprung verdanken. Fiktionen, die sich durch keinerlei Argumente als aufhebbar und entbehrlich nachweisen lassen, gehören mit zum Wirklichkeitsgebiet des menschlichen Geistes,

dem der besonnene Glaube die Grenze des besonnenen Wissens bedeutet, ohne daß Wissen und Glauben von bloß relativen und willkürlich gewählten Fiktionen durchsetzt zu sein brauchen.

Schreiten wir nun weiter zum dritten Grundprinzip alles Erkennens, der Kausalität, so ist klar, daß diese ebenfalls auf einer Tendenz des zum Handeln bestimmten Lebewesens beruht, die eintretenden Phänomene in einer handlungsgemäßen Anordnung zu denken. Darin liegt wohl keine Fiktion, aber ein Wille zur Praxis auch auf intellektuellem Bereich. Die Grundüberzeugung metaphysischer Art, die der Anwendung des Kausalprinzips zugrunde liegt, nämlich die Ueberzeugung davon, daß in einer Welt als einheitlichem Organismus alles mit anderem zusammenhängt, daß es in dieser Welt keine „erratischen Blöcke" gibt, ist unseres Erachtens eine objektiv haltbare Intuition vom Wesen der Wirklichkeit. Diese metaphysische Intuition wird aber vom Kausaldenken praktisch verwertet, indem „Ursache" und „Wirkung" verknüpft werden. Man richtet sein Augenmerk auf die Umstände, die man als dazu benutzt denken kann, ein Phänomen als Wirkung „hervorzubringen", und deren Aktivierung nicht vollzogen werden darf, wenn man nicht will, daß die „Wirkung" eintrete. Handlungsgemäße Anordnung der Phänomene und Gedanken ist auch in rein intellektuellen Zusammenhängen das Wesen der Kausalität. Ein solches Denkverfahren ist offenbar überaus wichtig für die Interessen des Lebewesens, das die eintretenden oder nichteintretensollenden Phänomene zweckvoll beherrschen will. Es wird infolgedessen auch von der Wissenschaft im Hinblick auf Wirklichkeitserfassung weitgehend angewandt, ohne daß man den Gedanken eines Malebranche, daß jede Ursache nur Gelegenheitsursache für das Eintreten eines kausal unableitbaren Phänomens sei, weiter berücksichtigt. Und doch liegt hier der Punkt, wo Kausalforschung des Eintretens von Phänomenen und Wesensanalyse des organischen Zusammenhangs der Phänomene sich in zwei verschiedenen Richtungen methodisch trennen. Fiktives Erkennen tritt nun in sehr reichlicher Mannigfaltigkeit bei der Durchführung des Kausaldenkens auf, wenn es gleichsam in die Hintergründe der Erscheinungswelt vordringen möchte. Da schafft sich der denkerische Instinkt seine Welt von Fiktionen, auf Grund deren er das Kausaldenken schrankenlos betätigt, auch wo die Erfahrung längst nicht mehr unmittelbar faßbar ist. Gibt man sich bei der Aufstellung solcher Fiktionen der Erwartung hin, daß die Erfahrung sie einmal rechtfertigen und bewahrheiten könnte, so spricht man von Hypothesen. Eine Hypothese ist aber so lange eine bloße Fiktion, als sie nicht durch Erfahrung verifiziert worden ist, und sogar Hypothesen, welche manche als verifiziert betrachten, hören darum nicht auf, Fiktionen zu sein, weil andere Denker in ihnen doch nur menschliche

Erfindungen, aber nicht tatsächliche Entdeckungen erblicken, da sie zu gewissenhaft sind, Wirklichkeiten und Einbildungen über die Wirklichkeit zu verwechseln. Eine Hypothese, die völlig fraglos als ein wirklicher Sachverhalt nachgewiesen ist, hört mit diesem Augenblick auf, Hypothese zu sein. Die Hypothese ist sonach gleichsam nur ein Uebergangsbereich zwischen fiktiven Einbildungen und Wirklichkeiten, aber nicht eine dritte logische Form. So lange Hypothesen noch problematisch sind, sind sie Fiktionen. So bald sie fraglos verifiziert sind, sind sie Wirklichkeiten. Sie sind entweder das eine oder das andere, aber kein Drittes. Die meisten Hypothesen sind aber bloße Fiktionen für den Standpunkt philosophischen Wirklichkeitsdenkens. Der Wille, diese Fiktionen aus dem Weltbild, welches „wahr" sein soll, hinauszudenken, gehört zu den wertvollsten Impulsen philosophischer Forschung. Unser optisches Weltbild zum Beispiel hat schon Goethe als bloße Fiktion empfunden, und er war als echter Philosoph bestrebt, an Stelle dieser Fiktion eine nichtfiktive Wirklichkeitserkenntnis optischer Phänomene zu ermöglichen[1]). Auch die astronomischen Weltbilder von Ptolemäus bis Einstein sind wahrscheinlich ganze Gebäude bloßer Fiktionen, und es bleibt einer Entwicklung der Zukunft anheimgestellt, vielleicht einmal ohne Fiktionen hier und auf allen Gebieten der Wirklichkeit neue, objektive „Wahrheit" zu gestalten[2]). Unter „Wahrheit" wird ein Philosoph nichts anderes verstehen dürfen als die unentstellte Reproduktion des unabhängig von menschlichen Fiktionen Wirklichen. Die Erringung der Wahrheit ist sicherlich die schwierigste und langwierigste aller Menschheitsaufgaben. Und doch gibt sie den Forschern die Kraft, mit den Fiktionen zu ringen, die wohl notwendig sind, damit das Ziel nach langer Kulturarbeit doch erreicht werden könne. Man begegnet hie und da in der nicht wissenschaftlich geschulten Welt einer starken Abneigung gegen eine fiktionendurchsetzte Wissenschaft, die wie bei Strindberg manchmal zu Feindseligkeitsausbrüchen führt[3]). Es scheint, daß in den Tiefen des Menschengeistes eine Ahnung davon lebt, daß fiktionsfreies Erkennen möglich sein dürfte, trotzdem die Ueberlieferung auch der Wissenschaften von Fiktionen ganz und gar beherrscht ist. Die methodische Frage, wie fiktionsfreies Erkennen philosophisch stichhaltig wohl erzielbar sei, soll uns nun zum Schluß noch beschäftigen.

Gibt man zu, daß wir das Vermögen haben, nicht nur sinnliche Wahrnehmungen, sondern auch komplexe Inhalte un-

---

[1]) Vergl. Barthel, Goethes Relativitätstheorie der Farbe. Bonn 1922.

[2]) Vergl. Barthel, Lebensphilosophie Kapitel 6, Bonn 1923.

[3]) Vergl. Barthel, Strindberg und die Astronomie. Deutsche Rundschau 1925.

mittelbar durch Erkennen zu erfassen, so besteht kein Zweifel, daß fiktionsfreies Erkennen möglich ist. Es fragt sich also, ob wir dieses Vermögen besitzen, wie weit es für kritisches Denken führt und welche inhaltliche Eigenart es hat. Es ist nun bezüglich der ersten Frage klar, daß wir tatsächlich dieses Vermögen unmittelbarer Erfassung auch komplexer Größen weitgehend besitzen. Wir haben nicht nur eine unmittelbare Einsicht davon, was ein Tier, ein Mensch, ein Gestirn, eine Linie ist und bedeutet, sondern wir erfassen durch solche „Intuition" geradezu den gesamten Kosmos der Wirklichkeit, sofern er uns durch durch wortgeprägte Kategorien des Aufnehmens und sprachlichen Ausdrucks bewußt geworden ist. Diese intuitive Erfassung recht komplexer Wirklichkeiten kennzeichnet den Geistesbesitz des Alltags wie der Wissenschaft in weitgehendem Maße, wenn Einsichten auch wohl oft nur durch Zwischenglieder geschehen, die ein unmittelbares „Wissen" von Eigenart und Sachverhalt der Dinge vorbereiten. Dieses Vermögen unmittelbarer bewußter Einsichtnahme in Wesen und Struktur der Wirklichkeitsphänomene ist deshalb vorhanden, weil in der Aktivität unseres Denkens eine Welt von Kategorien der objektiv gleichartigen Struktur der Wirklichkeit entgegengetragen wird. Die Kategorien sind keine Fiktionen, sondern Synonyma bewußten Wirklichkeitserkennens. Das Resonanzverhältnis zwischen Objekt und Subjekt stellt eben selbst eine jener Spannungen dar, die das Gesetz aller Dinge ausmachen, und wenn frühere Zeiten diese Spannung nach dem Schema von Ursachen und Wirkungen erkenntnistheoretisch rational zu machen suchten, so zeigt sich darin nur eine noch unvollkommene Entwicklungsstufe der Erkenntnistheorie. Das Resonanzverhältnis zwischen Objekt und Subjekt ist gleichsam eine „prästabilierte Harmonie", doch enthält dieser Ausdruck nicht etwa etwas Wunderbares, sondern das Allerselbstverständlichste, was uns die Wesensbeobachtung der Wechselbeziehungen zwischen Subjekt und Objekt fiktionslos mitteilt. Nur ist dieses Selbstverständliche allerdings mit einer schwer faßlichen Struktureigenart ausgestattet, die man etwa durch die Worte „Widerspruchsspannung", „Gegenseitige Vorausgesetztheit" oder dergleichen andeuten kann. Und damit berühre ich einen ganz wesentlichen positiven Punkt meiner Auffassungen: wohl ist fiktionslose, unmittelbare Einsichtnahme und mitteilende Erkenntnis der Wirklichkeitsgegebenheiten möglich, aber sie ist nicht möglich ohne sorgfältigste geistige Einfühlung in den widersprüchlichen Spannungsschalter der Phänomene im kleinen und im großen. Fiktionsfreie Erkenntnis ist unmöglich, wenn nicht der Widerspruch in den Wirklichkeiten als solcher erfaßt und bestehen gelassen wird. Auf die Frage, ob widerspruchsloses Erkennen möglich sei, müßte wohl geantwortet werden, daß der Widerspruch aus

den Inhaltlichkeiten der Wirklichkeit nur durch Fiktionen bequemerer Art vertrieben werden könnte, und daß die Aufgabe fiktionsfreien Erkennens darin besteht, ein vernünftig und klar dargestelltes System der widersprüchlichen Strukturgesetze der Wirklichkeitsphänomene auszusprechen. So hat die erkennende Menschheit unseres Erachtens nur die Wahl zwischen fiktiven Projektionen rationaler Art in eine andersstruktuierte Welt, oder fiktionsfreier Reproduktion der in der Welt liegenden Irrationalitäten durch verstehende Worte, die sich bis zu beliebigem Grad in den Widerspruch der Dinge einfühlen können und auf Grund solcher fiktionslosen und unmittelbaren Erkundung klar und deutlich ein wissenschaftliches System prägen. In anderen Worten: fiktionale Rationalitäten und fiktionslose Irrationalitäten in klarer, deutlicher Worterfassung deuten auf zwei verschiedene Möglichkeiten philosophischer Methodik in unserer Zeit. Kantianismus und Wesensanalyse sind wohl die beiden bemerkenswertesten bestehenden Vertretungen dieser beiden Wege.

Daß wir das Vermögen der unmittelbaren geistigen Einsichtnahme in bestehende Komplexwirklichkeiten besitzen, läßt sich darum nicht bezweifeln, weil schon unser ganzes tägliches Leben, unser ganzes Kunstgenießen auf solchen unmittelbaren Einsichtnahmen oder Intuitionen beruht. Diese sind völlig klar, deutlich, unphantastisch, eindeutig, bestimmt und kritisch, und sie enthalten also, wenn sie uns einmal als neuempfundene bewußt werden, das was wir nach unserer Eingangsdefinition als „Erkenntnis" bezeichneten. Ob nun solche Erkenntnisfähigkeit auch in die Regionen philosophischer Zusammenhänge reicht, müßte klargestellt werden, damit die Frage beantwortet sei, ob durch fiktionsfreie Intuition in diesem Sinne auch wissenschaftlich-philosophisches Erkennen möglich ist. Eine Beantwortung des Problems ist nur auf Grund der Erfahrung möglich, die sich auf philosophisch aufklärendes Denken der Vergangenheit und der Gegenwart bezieht. Diese Erfahrung sagt uns unmißverständlich, daß mancher Denker durch sorgfältige und allseitig betätigte Einsichtnahme in recht tiefliegende Strukturen der Wirklichkeit diese so klar erkannte, daß er sie durch die Sprache anderen Menschen ebenso klar verständlich machen konnte. Jene besonnene Genialität, die auf tiefer Einsicht und sorglicher Umsicht zugleich beruht, ist geradezu der Nerv alles philosophischen Erkennens. Gewiß haben sich die Philosophen in Betätigung ihrer Einsicht und Umsicht auch oftmals gewisser Fiktionen bedient, welche sie zwischen Subjekt und Objekt als vermittelnde Größen einschalteten, ähnlich wie ein Experimentator durch künstliche Apparate eine Einschaltung zwischen seinem Denken und der Natur als praktisch erachten kann. Daß Fiktionen, sofern sie als künstliche Menschengebilde erkannt sind, die Einsicht in Wesenszusammenhänge der Wirk-

lichkeit vorbereitend unterstützen können, läßt sich nicht bezweifeln. Es ist aber nicht notwendig, daß Fiktionen gebraucht werden. Ein Philosoph, der auf Grund der unmittelbaren Einsichtnahme in die Struktur der Dinge den Satz ausspricht, daß das Wesen der Wirklichkeit Spannung, Dissoziation, Widerspruch, Kraft und übergeordneter Sinn ist, vertritt dadurch eine fiktionslose Erkenntnis tiefer und weittragender Bedeutung. Er baut dadurch nicht ein fiktives Menschengerüst in die natürliche Wirklichkeit hinein, sondern er entnimmt aus der Wirklichkeit durch seine unmittelbare Einsichtnahme die in ihr liegende Eigengesetzlichkeit. Dieses Verfahren ist in umfassendem, systematischem Gebrauch nur Begabungen möglich, denen die Natur gerade diesen geistigen Vorzug erteilt hat. Ihre Erkenntnisbetätigung ist eine Kunst, die sich ebenso schwer auf Regeln ziehen läßt wie die Kunst des Dichtens und des Komponierens. Es ist eben die Kunst, mit tiefblickender Einsicht und sorgsamster Umsicht in möglichst reicher Weise das mitzuteilen, was wahr und wirklich ist, obwohl die Fiktionen der Zeitalter manchmal ganz andere Verhältnisse als wahr und wirklich betrachten. Der Philosoph als fiktionslos Denkender hat auch in der Zukunft die große kulturelle Berufung, Aufklärung zu schaffen über das, was wirklich, und das, was bloße Fiktion ist. Fiktionen aus dem Weltbild zu eliminieren und Wirklichkeiten mannigfach und systematisch zu erfassen ist der Weg zu dem, was ein schlichter Sinn als „Wahrheit" bezeichnet. Indem die „Philosophie des Als Ob" die Fiktionalität so vieler Erkenntnisse nachgewiesen hat, wurde sie unserer Zeit zur unerläßlichen Aufklärung über ihre geistige Situation: denn insbesondere das 19. Jahrhundert verdiente geradezu die Bezeichnung einer Epoche fast ausschließlich fiktionalen Denkens.

Daß außerhalb der reinen Wahrheitsforschung Fiktionen immer unentbehrlich sein werden, besonders in Kunst und Religion, haben wir schon betont. Erkenntnis im strengen Sinn scheint mir gerade die Ausnahme zu sein, welche ihrem Sinn und Zweck entsprechend Fiktionen als das Fremde, zu Eliminierende, betrachten muß. Es bleibt nun aber die mancherorts bestehende Vermutung zurückzuweisen, daß intuitive Erkenntnis in ihrer Ausarbeitung nur eine Gruppe andersartiger Fiktionen in das Geistesleben bringen könne, nämlich rein subjektiver Fiktionen des betreffenden Denkers, die sich von anderen dadurch unterscheiden, daß sie nicht einmal jene auf praktischen Gründen beruhende relative Allgemeingültigkeit haben, die doch den naturwissenschaftlichen Fiktionen zuerkannt wird. Intuitive Philosophie ist nach manchen Beurteilern Begriffsdichtung, und man hat bekanntlich schon die Hegelschen Versuche zu wesentlicher Erfassung der Wahrheit mit diesem Epitheton belegt. Diese Unterstellung entspricht

dem Wesen der Methode so wenig wie die andere, daß wesensanalytische Philosophie sich in dunklen, abstrakten und unklaren Allgemeinheiten bewegen müsse, wie sie etwa im System des ebengenannten Denkers festzustellen sind. Es handelt sich bei fiktionslosem Erkennen, welches diesen Namen verdient, um Wirklichkeitserfassung allgemeingültiger Art, die in möglichst klarer, verstandesgemäßer Sprache mitzuteilen ist. Vor Phantasien und Phrasen kann dabei nur dringend gewarnt werden. Die Wirklichkeit ist für alle Bewußtseinswesen in ihren Grundlagen die gleiche, und was Wirklichkeitserkenntnis ist, hat für jedes bewußte Wesen Ueberzeugungskraft und Geltung. Wo die Grenzen zwischen objektiver und subjektiver Wirklichkeit, zwischen Wahrheit und Suggestion, zwischen Allgemeingültigem und Individuellem liegt, kann nur durch den Kampf der Intellekte für das geschichtliche Werden entschieden werden. Daß aber eine solche Grenze vorhanden ist, läßt sich nicht in Abrede stellen, wenn nicht Philosophie überhaupt negiert wird. Nur weil allgemeingültige Wirklichkeiten da sind und von Denkern erkannt und mitgeteilt werden sollen, hat Philosophie als Wissenschaft eine Existenzberechtigung. Die asiatischen Leugnungen allgemeingültiger Wirklichkeiten, die Theorien, die aus der Wirklichkeit Traum, Suggestion, Mystik machen wollen, können ein europäisch intelligentes Forschen nicht leiten. Und so liegt denn die Aufgabe einer klarschauenden Wirklichkeitsphilosophie zwischen Materialismus und Mystizismus, zwischen Fiktionalismus und Suggestionsführung in der Mitte, die Begriffe Wirklichkeit und Wahrheit als ungebrochene Grundkraft ihres Willens betätigend. Theorie und Methodik aber kann nur an die Schwelle der Forschung selbst führen, die durch Ergebnisse ihren Wert oder Unwert zu erweisen hat. Die Anerkennung ehrlichen Bemühens zur Erfassung von Wirklichkeit und Wahrheit ist die einzige Beurteilung, welche fiktionsloses Erkennen a priori zu beanspruchen vermag: alles weitere ist Erkenntnispraxis.

***

Friedrich Paulsen über das akademische Lehramt

Ein Brief vom Jahre 1871

mitgeteilt von Rudolf Paulsen

In unserer pädagogisch aufgewühlten Zeit ist es vielleicht auch für weitere Kreise von Interesse, Einblick zu nehmen in einen alten Brief aus meines Vaters, Friedrich Paulsen, Hinterlassenschaft, in dem sich das schöne Verhältnis, das den Philosophen mit seinen Eltern, einfachen Bauersleuten, verband, aufs deutlichste offenbart. Der Brief liegt im Original vor mir. Nach dem Tode meiner Großeltern, die kurz hintereinander, 1888 und 1889, starben, sind deren Papiere in den Besitz meines Vaters, und nach dessen Ableben, im Jahre 1908, in das Familienarchiv übergegangen. Man sagt zwar gerne, es habe nie eine „gute alte Zeit" gegeben, eine solche sei nur Illusion der Nachfahren; aber hier muß man doch gestehen, daß in diesen Briefen etwas sichtbar wird wie eine ganz reale gute alte Zeit.

Friedrich Paulsen hatte im Februar 1871 sein Doktor-Examen bestanden (die Promotion vor der Oeffentlichkeit fand erst im Mai statt) und suchte nun, von seiner inneren Berufung zum Dozenten durchdrungen, den Eltern glaublich zu machen, daß sie ihn noch bis zum erreichten Ziele finanziell unterstützen müßten. Das war gewiß nicht leicht, dem Bauernverstand diese Dinge plausibel darzustellen. Denn mein Vater stand immerhin im fünfundzwanzigsten Jahre, und bis er sich habilitieren konnte, mußten mit Einschluß des Militärjahres immerhin noch vier Jahre gerechnet werden. Der angehende Philosoph fühlte das Bedürfnis, sich noch in einigen Fächern umzusehen und wollte als junger Doktor noch Naturwissenschaften und Staatswissenschaften studieren. Er schrieb also nach Hause, das heißt nach Langenhorn, im Kreise Husum, um die nötigen Subsidien. Die Eltern willfahrten der Bitte des Sohnes, der ihnen darauf am 9. März 1871 aus Berlin einen ausführlichen Bericht über seine Zukunftspläne schickt. Nach einer vorausgegangenen Entschuldigung wegen eines bisher unauffindbaren drängenden Briefes vom Tage vorher, fährt der Text fort:

„Ich spreche Euch nun meinen herzlichsten Dank aus, daß Ihr meiner Bitte in so ausreichendem Maße nachgekommen seid. Am besten hoffe ich Euch zu danken durch den erhofften günstigen Erfolg meines Vorhabens, dadurch ich nun nächstens meine akademische Studienzeit, die allerdings etwas über das Maaß lang geworden ist und doch für mein Studium kurz genug, zu beendigen Hoffnung habe.

Mit Recht werdet Ihr fragen, was ich denn nun gelernt habe, was ich kann, dadurch ich mich der Gesellschaft und dem

Staate nützlich mache. Ich will versuchen, Euch darüber eine Auskunft zu geben, soweit ich denn selbst zu bestimmen über meine Zukunft im Stande bin.

Alles Wissen, was sich der einzelne aneignet, wenigstens alles gelehrte Wissen, scheint nur insofern von Werth zu sein, als er dasselbe fortzupflanzen, andern mitzutheilen vermag. Der einzelne, alleinstehende Mensch würde höchstens nützliche Kenntnisse, die er für seine bequemere Lebensführung gebrauchen könnte, zu finden bestrebt sein; Wissenschaften sind nur in dem Zusammenarbeiten und -lernen der Menschen. Zwar wird es keine Wissenschaft geben, die nicht auch für das thätige Leben von Bedeutung wäre; die Naturwissenschaften haben alle die großen Erfindungen, dadurch unsere Zeit sich auszeichnet, möglich gemacht; sie haben die Heilkunde auf eine sichere Grundlage gestellt, sodaß dieselbe nicht mehr ein bloßes Herumtappen ist. Ebenso haben die Wissenschaften vom Menschen, besonders von seinem Seelenleben, einen großen Kreis nützlicher Anwendung in der vernünftigen Gestaltung des Staates, der Schulen von der Dorfschule bis zur Universität herauf; und es ist ja nicht zweifelhaft, daß das Leben und Glück, ja auch die Tugend des einzelnen bestimmt wird durch die Erziehung, welche ihm durch die öffentlichen Anstalten in Schule und Kirche und Staat zu Theil wird.

Aber zunächst ist doch die Natur der Wissenschaft eine andere, nämlich Wissen zu erwerben, um auf Grund desselben weiteres Wissen zu finden; und, da einer nicht im Stande ist, alles zu umfassen, schon bei der Kürze des Lebens nicht, so hat die Wissenschaft ihr Dasein in den aufeinanderfolgenden Geschlechtern. Mein Wissen ist schon über 2000 Jahre alt; damals fingen die Griechen an zu denken, zu philosophieren über Gott und Mensch und Welt, wie Mensch und Welt ist und wie sie sein sollen. Dies Denken der Griechen verband sich, nachdem das Christentum in die Welt gekommen war, mit den sittlichen und religiösen Ueberzeugungen desselben in den Kirchenvätern, besonders Augustin verbindet mit christlichem Glauben Griechische Philosophie: das Christentum würde ohne Griechische Philosophie eine völlig andere Gestalt gehabt haben. — Die Kirche war nun bis zur Reformation hin die Hüterin der Wissenschaft; es gab keine weltliche, sondern nur theologische Wissenschaft, welche Verbindung freilich weder für die Theologie noch für die Wissenschaften gute Früchte trug, denn jene vergaß über spitzfindiger Klügelei über die Dogmatik für Sitte und Leben zu sorgen ihrer Heerde, noch mehr aber der Hirten selbst; diese durfte der Wahrheit nicht frei nachgehen, denn wenn einer etwas den Theologen nicht Gefallendes sagte, so wurde er verbrannt. Die Reformation brach diese Verbindung. Es entstand wieder freie, weltliche Wissenschaft, welche nun mit Eifer auf die Griechen

zurückging und sich aneignete, was jene schon gefunden hatten; dann aber mit gewaltigem Aufschwung weit hinausging über alles Dagewesene. — Diesen Schatz schon erworbener Wissenschaft überkommt nun der einzelne Lernende. Offenbar erwachsen ihm zwei Pflichten: nach Kräften das Ererbte zu vermehren, und es auf würdige Nachfolger selbst zu vererben. Also zu lernen oder zu denken und zu lehren ist jedes Gelehrten Aufgabe.

Das erstere, das Lernen oder Finden der Wahrheit hört für den einzelnen nie auf. Unser Wissen ist Stückwerk; aber wir geben nicht auf, es immer vollkommener zu machen.

Wie aber kann der einzelne der anderen Anforderung, die Wissenschaft zu vererben auf die kommenden Geschlechter, genügen? Es giebt zwei Wege: 1) er giebt seine Gedanken zu Papier, läßt sie drucken, so daß, wer will, sich dieselben aneignen kann; 2) er pflanzt in persönlichem Verkehr von Mund zu Mund seine Ueberzeugungen fort, er wird Lehrer. Als solcher wird er sich den vom Staat geschaffenen Anstalten einfügen, den Schulen. — Der eigentliche Gelehrte wird beide Wege verbinden: seinen gelehrten Genossen wird er in gedrängter Form seine Gedanken gedruckt vorlegen; andererseits wird er sich persönliche Schüler zu erziehen versuchen, die sein Denken ganz in sich aufnehmen. —

Dies beides also würde der Weg sein, den auch ich als Gelehrter zu gehen haben würde, um mein Wissen nicht verloren gehen zu lassen, sondern dem weiteren Wachsthum der Wissenschaft zu gute kommen zu lassen.

In welcher Form nun aber soll ich persönlich zu lehren versuchen? Es giebt verschiedene Anstalten mit verschiedenen Anforderungen. Die Volksschule würde nicht der geeignete Wirkungskreis für mich sein; denn was ich weiß, könnte ich dort nicht verwenden, und was dort gefordert wird, könnte ich vielleicht nicht leisten. Aehnlich steht es aber mit den höheren Schulen, Gymnasien und Realschulen. Zwar würde ich es für sehr wünschenswert halten, daß die Lehrer an denselben etwas mehr in der Wissenschaft, die mein Gegenstand ist, bewandert wären; aber es ist nicht der Fall, und es werden dort Forderungen an den Lehrer gemacht, die ich zu erfüllen im Augenblick nicht im Stande wäre; was ich hingegen mir angeeignet habe, würde zum großen Theil den Schülern auch der obersten Klassen nicht mittheilbar sein. So bleibt also nur eine Lehranstalt noch übrig, das ist die Universität; an dieser würde ich also Lehrer zu werden suchen müssen. In der That habe ich darauf mein Studium eingerichtet. Aber das ist nun freilich eine sehr hohe und darum sehr verantwortliche Stellung. Die Universitäten sind die höchsten Lehranstalten des ganzen Landes; alle andern nähren sich von ihr, sind mit ihr rüstig und gesund und schwach und heruntergekommen. Denn die

Universität ist es, welche allen unteren Lehranstalten die Lehrer giebt. Die Lehrer an den Gymnasien sind sämtlich auf der Universität vorgebildet für ihren Beruf; die Lehrer an den Seminarien ebenfalls, und durch die Seminarien hindurch wirkt also der Universitätslehrer auf die Volksschullehrer, und durch diese auf das Volk. Was die Lehrer an Gymnasien und Seminarien von der Universität mitbringen, das geben sie durch die Volksschulen dem ganzen Lande; haben sie auf der Universität von ihrem Beruf hoch und ernst denken gelernt, so werden sie diesen Geist mittheilen den Volksschullehrern, und durch diese sittlichen Ernst und Pflichtbewußtsein dem ganzen Volk. Haben sie dagegen auf der Universität nicht anders ihr künftiges Amt anschauen gelernt, als eine Gelegenheit zum Broterwerb, zu dem man durch möglichst wenig Arbeit und auf die angenehmste Art sich verhelfen müsse, so ist sehr zu fürchten, daß sich die auf den Genuß gerichtete Sinnesart auf das ganze Volk übertrage; denn von Natur neigen wir alle dazu; zu Arbeit und Pflichterfüllung aber ist Antreibung und vor allem ein gutes Beispiel nöthig. — Und durch die Gymnasiallehrer hat der Universitätslehrer einen großen Einfluß auf die künftigen Beamten, Richter und Aerzte des Volkes. Grade auf dem Gymnasium wirkt gutes und schlechtes Beispiel am allermeisten auf die jugendlichen Gemüther. Anhaltung zu Fleiß und Zucht ist hier noch möglich, da noch der Zwang den Lehrern in die Hände gegeben ist. Wird es hier versäumt, so ist zu fürchten, daß die Schüler, wenn sie auf die Universität kommen, wo sie völlig frei sind, dieser Freiheit nicht zu ihrem Besten (sich) bedienen. Viele kenne ich, die durch die grenzenlose Zuchtlosigkeit auf dem Altonaer Gymnasium verdorben sind ihr lebenlang. Wären dort ernste und pflichttreue Männer Lehrer gewesen, die nicht bloß mit Mühe ihre vorgeschriebenen Stunden gegeben hätten und sonst die Schüler sich selbst überlassen, so würde mancher die dort zugebrachte Zeit jetzt nicht zu bereuen haben. Vielleicht aber werden die Lehrer die Schuld zurückschieben auf ihre Universitätslehrer: hätten die uns auf unsere große Pflicht aufmerksam gemacht und uns die Wege gezeigt, wie wir ihr genügen könnten, so würden wir wohl bessere Lehrer geworden sein.

Und wenn wir nun unsere Pastoren ansehen, so ist dasselbe zu bemerken: was sie von der Universität mitbringen, das sind sie in ihrer Gemeinde: eifrige und treue Seelsorger, die für ihre Gemeindemitglieder großer Segen sein können, oder herrschsüchtige, geldgierige Pfaffen, oder faule Bäuche. Wenn unsere theologischen Professoren ernster und eifriger und ihrer Pflicht getreuer wären, dann wäre die Menge der nichtswürdigen unter den Pastoren weniger groß; denn zu Anfang der Studien müßte ihnen der Professor klar machen,

worum es (sich) handelt, nicht um eine Brotstelle, sondern um die höchste Aufgabe der Menschenerziehung durch Lehre und Beispiel; und durch ernste Vorstellung dieser Aufgabe würde er manchen unwürdigen zurückschrecken; andernfalls müßte er am Schluß der Studien beim Examen von (sic!) Wissen und Können und Wollen und Gesinnung der Candidaten sich etwas eingehender bekannt machen, als dies geschieht, und rücksichtslos den Unwürdigen zurückweisen. — Und ebenso, welchen gewaltigen Einfluß hat der Universitätslehrer auf das ganze Volk dadurch, daß er die Beamten und Richter vorbereitet. Namentlich durch den Richter und seine Auffassung seines Amtes wird das Rechtsgefühl des Volkes bestimmt, und sein ganzes Verhalten zu Gesetz und Staat. Wenn der Richter in seiner Person Gesetz und Recht darstellt, so wird sich von ihm aus die lebhafte Ueberzeugung von der Heiligkeit der Staatsgesetze über das ganze Volk verbreiten. Ist er gleichgültig oder gar käuflich, so wird das Volk mit der Achtung vor dem Richter die Achtung vor dem Gesetz verlieren. — Der Arzt wiederum ist fast nur durch sein Pflichtbewußtsein gebunden, ist er gleichgültig und sorglos gegen seine Kranken, wer kann es ihm nachweisen? Und woher soll er Pflichtbewußtsein lernen, wenn nicht von seinem Lehrer? —

Ich habe nicht versäumen wollen, mit einigen Strichen die überaus wichtige Stellung des Universitätslehrers für das Wohlergehen des ganzen Volkes anzudeuten. Es giebt keine von so hoher Bedeutung in der ganzen Volkserziehung als die seinige. Darum ist denn auch die Verantwortlichkeit desselben eine ungemein große. Wer unwürdig sich in die Stelle solchen Lehramtes bringt, der versündigt sich am ganzen Volke. Am allermeisten gilt das von dem Lehramt des Philosophen, denn in seine Stunden kommen die Studierenden aus allen Facultäten, besonders aber die künftigen Lehrer an Universitäten und Gymnasien und Seminarien. Er steht so recht eigentlich im Mittelpunkt der ganzen Volkserziehung. — Nach solcher Stellung, nach so hohem Beruf habe ich mich gestreckt. Gewissenlos wäre es, in denselben zu treten, ohne die allersorgfältigste Prüfung seiner eigenen Befähigung. Ich glaube, mir solche Befähigung, wenn auch noch nicht als erreicht, so doch als erreichbare zusprechen zu dürfen. Freilich bedarf ich noch längerer, ruhiger Arbeit, ehe ich daran denken darf, auch nur den Versuch des Lehrens an einer Universität zu machen. Ungenügend vorbereitet, werde ich mich nicht entschließen können, das Werk anzugreifen. Auch wird ein gewisses gesetzes Alter an sich ein Erforderniß fruchtbaren Einwirkens sein.

Ich hoffe, mit Eurem Willen solchen Plan meiner Zukunft gemacht zu haben. Es ist ein großes, was ich erstrebe; es ist großer Anstrengung wohl werth. Das Fleisch möchte abrathen

und ein bequemes Leben in gemächlicher Ruhe vorziehen. Aber wir wissen, was der Herr dem Knecht, der sein Pfund im Schweißtuch vergraben hatte, sagte: Du hättest Dein Geld nutzbar anlegen sollen, daß, wenn ich gekommen wäre, ich es wieder genommen hätte mit Zins! — Was wir können, wozu wir die Fähigkeit in uns fühlen, das dürfen wir nicht lassen, weil es Arbeit und Opfer fordert. —

Eine bestimmte Zeitangabe über die noch nöthige Lern- und Vorbereitungszeit, kann ich nicht machen. Man sieht immer erst im Fortschreiten die Entfernung des Zieles: bald hatte man es viel näher, bald wohl auch ferner geglaubt. — Ich danke Euch, daß Ihr mich nicht gedrängt habt mit der Abschließung meiner Studienzeit, ich habe mich auch selbst hinreichend gedrängt. Wenn sie trotzdem so lang geworden sind, so hat das seinen betrübten Grund in dem mißlungenen Anfang derselben. Ich werde nicht weniger mich drängen, so bald möglich zu einer Lehrwirksamkeit hinüberzukommen, aber immer unter der Bedingung, daß ich mich hinreichend vorbereitet weiß . . . ."

Man sieht aus diesem Schreiben, dessen Zweck man sich im Lesen gegenwärtig halte, wie ernst mein Vater über das akademische Lehramt gedacht und wie hübsch er es verstanden hat, den bäuerlichen Eltern seine hohe Mission zu verdeutlichen. Die Worte, die er in die Heimat schickt, sind ja nicht ausschließlich für den Vater und die sehr am Sohne hängende Mutter bestimmt, sondern stellen zugleich einen Rechenschaftsbericht für den Schreibenden selbst dar.

Das Ziel der Habilitation wurde im Jahre 1875 erreicht, und jedermann weiß, daß Friedrich Paulsen dem Programm, das er hier niedergelegt hat, treu geblieben ist. Die alten friesischen Bauersleute im Norden aber konnten sich noch ein Jahrzehnt am aufsteigenden Ruhme ihres einzigen Kindes erfreuen.

***

Das Schund- und Schmutzgesetz

von Rechtsanwalt Dr. Max Alsberg

Es ist kein Zufall, daß der Kampf um das Schund- und Schmutzgesetz das Regiment der Parteien sprengte, daß rechts und links Politiker, auf die ihre Partei mit Recht stolz sein durfte, nicht in Reih und Glied blieben. Denn was Heinrich Rickert von allen Kulturwerten gesagt hat: daß sie sich den politischen Werten nicht einordnen lassen — das gilt sicherlich auch hier, sogar mit einem wichtigen Zusatz: ihre Unterordnung unter das staatliche Leben ist vollends unmöglich. Das aber steht gerade in Frage. Das Schund- und Schmutzgesetz bedeutet Zensur — auf dem Gebiete der Kultur. Deshalb berufen sich die Parteipolitiker, die zugleich Kulturpolitiker sind, gegenüber den Forderungen der politischen Disziplin auf die „Gemeinschaft der vernünftigen Wesen überhaupt", auf jene ideale Willensgemeinschaft, aus der man nach einem Worte Kants nicht austreten kann. Jeder von ihnen will nicht, was das Schund- und Schmutzgesetz nicht will: die Zügellosigkeit der Moral. Aber keiner von ihnen will, was das Schund- und Schmutzgesetz will: eine polizeiliche Diktatur der Moral.

Was eine Schund- und Schmutzschrift überhaupt ist, sagt das Gesetz nicht. Schon dieser Vorgang ist beispiellos. Zwar haben wir es auch schon bei der Emanation anderer Gesetze erlebt, daß ein Begriff unausgefüllt blieb und auf seine Ausfüllung durch Theorie und Praxis hingewiesen wurde. Auch das Strafgesetzbuch sagt nicht, was eine Urkunde ist, aber seine Redaktoren konnten sich darauf berufen, daß es sich um einen keineswegs neuen, vielmehr einen durch vielfache wissenschaftliche Forschungen, durch eine reichfließende Indikatur geklärten Begriff handle, und trotzdem zeigte sich bald, vor welche Rätsel die Praxis gestellt war. Immerhin: darüber, was der Begriff sollte, war man sich klar; das Reichsgericht als der höchste Gerichtshof des Reichs wachte darüber, daß er einheitlich ausgelegt wurde. Bei Schund und Schmutz handelt es sich überhaupt nicht um einen Begriff, wie das bei dem Begriff der „Unzüchtigen Schrift" in §§ 184, 184a Strafgesetzbuch der Fall ist, der verlangt, daß die Schrift objektiv geeignet ist, das im Volke herrschende normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen. Gewiß liegt auch in dieser Formel kein Zauberstab, der das Unzüchtige vom Nicht-Unzüchtigen überall stets sicher scheiden würde. Aber eine gewisse Richtschnur für die Entscheidung ist damit doch gegeben. Sie fehlt dem neuen „Begriff" völlig, und zwar mit Absicht. Was bei Einbringung des Gesetzes zu seiner Begründung gesagt wurde und worauf auch

jetzt wieder offiziös hingewiesen wird, stellt nur eines klar: An die Praxis der Jugendbewegung soll angeknüpft werden. Eine Praxis mit sicherlich löblichen Tendenzen, aber sicherlich mit mindestens einer fehlsamen Tendenz: der polizeistaatlichen, mit einer ganz bestimmten Prätention: um jede nur denkbare Gefahr von der Jugend fernzuhalten, muß jedes nur denkbare Opfer gebracht werden. Ohne, daß man sicher ist, daß das, was auf diesem Wege erreicht werden soll, auf einem andern Wege nicht erreicht werden kann und weiter: daß der begangene Weg überhaupt einigermaßen sicher zum Ziele führt. Gerade das muß aber bestritten werden. Das Schund- und Schmutzgesetz will es durch eine Reihe von Vorschriften ausschließen, daß für Personen unter 18 Jahren solche Schriften sichtbar werden und von ihnen erworben werden können. Deshalb werden über diese Schriften Maßnahmen verhängt, die ihre Verbreitung nahezu unmöglich machen. Nur wenige werden sie in die Hände bekommen, aber von diesen wenigen werden nicht mehr Erwachsene als Jugendliche sein, denn gegen den Schleichhandel ist nun einmal kein Kraut gewachsen. Was Eltern und Erzieher auf diesem Gebiet nicht erreichen, wird auch eine polizeistaatliche Ueberwachung dieses Schrifttums nur unvollkommen erreichen; im besten Fall unter Schädigungen, gegenüber denen die erreichbaren Vorteile kaum eine Rolle spielen.

Schund und Schmutz werden auf den Index gesetzt. „Und" ist hier dasselbe wie „oder". Die Schundschrift braucht nicht zugleich eine Schmutzschrift zu sein, die Schmutzschrift nicht zugleich eine Schundschrift. Darin liegt zugleich, daß es unmöglich ist, eine einheitliche, klare Begriffsbestimmung zu geben. Das wird offiziös auch ausdrücklich zugegeben und die Erwartung ausgesprochen, „daß an Stelle der fehlenden Begriffsbestimmung sich sehr bald eine konstante Praxis herausbilden werde, was Schund- und Schmutzschriften seien". Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit — sich eine Praxis ein. Jedenfalls eröffnet das, was die offiziöse Notiz an Stelle einer Begriffsbestimmung bringt, um mit Effi Briest zu reden: „ein weites Feld". „Für die Massenverbreitung bestimmte Schriften, die ohne künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert sind, die aber nach Form oder Inhalt verrohend oder entsittlichend wirken, oder von denen eine schädliche Wirkung auf die sittliche, geistige oder gesundheitliche Entwicklung oder eine krankhafte Ueberreizung der Phantasie der Jugendlichen zu besorgen ist", — sollen auf Grund der bisherigen Praxis der Jugendbewegung hierher zu rechnen sein. Man muß die Ehrlichkeit anerkennen, die darin liegt, daß diese in der Form einer Begriffsbestimmung auftretende Paraphrase nicht als eine Begriffsbestimmung ausgegeben wird. Denn darüber kann jedenfalls kein Zweifel sein; etwas anderes

als eine Umschreibung von möglichen Vorstellungsreihen wird hier nicht gegeben. Dabei überstürzen sich die einzelnen Wendungen so, daß die Varianten eines gleichen Gedankens sich aneinander schließen, ohne daß das dem Gestalter dieser Formulierung zu Bewußtsein gekommen ist. Beanstandet soll eine Schrift werden, wenn sie entweder entsittlichend wirkt oder von ihr eine schädliche Wirkung auf die sittliche Entwicklung zu besorgen ist. Der Unterschied liegt nur im Wortgeklingel. Der Gesetzgeber kann eben keine feste Richtschnur an Hand geben. Schon darin ist eine grundsätzliche methodische Differenz gegenüber den Reprimierungsmöglichkeiten begründet, die sich aus den Vorschriften der §§ 184, 184 a Strafgesetzbuch ergeben. Denn diese beiden Vorschriften, von denen die zweite speziell dem Schutz der Jugend dienen soll, verlangen die Erfüllung bestimmter begrifflicher Erfordernisse. Mögen nun auch die Begriffe, mit denen hier unser Strafgesetzbuch operiert, im Einzelfall dem pflichtgemäßen Ermessen des Richters einen weiten Spielraum lassen — das ändert nichts daran, daß der Richter unter allen Umständen in einer für die Revisionsinstanz nachprüfbaren Weise die juristischen Merkmale dieser Begriffe in ihrer Anwendung auf den zur Beurteilung stehenden Tatbestand nachweisen muß. Bei einer Klassifizierung einer Schrift als Schund und Schmutz im Sinne des neuen Gesetzes kommt das nicht in Frage. Aus dem Gesagten ergibt sich denn auch bereits, daß vieles, was sich im Sinne der §§ 184, 184 a Strafgesetzbuch nicht als unzüchtig oder das Schamgefühl gröblich verletzend bezeichnen läßt, von dem Schund- und Schmutzgesetz eingefangen werden soll. (Mit welcher Aussicht auf Erfolg ist eine andere Frage.) Die Verrohung des Gemüts z. B., die nach der offiziösen Verlautbarung besonders verhütet werden soll, braucht sicherlich nicht notwendig auf dem Gebiet der geschlechtlichen Sitten zu liegen. Am meisten kommt da nach der ganzen Gestaltung unseres öffentlichen Lebens das Gebiet des politischen Kampfes in Betracht. Aber wegen ihres politischen Charakters darf nach der ausdrücklichen Vorschrift des Gesetzes (§ 1, Ziffer 5) eine Schrift nicht unter die Schund- oder Schmutzliteratur eingereiht werden. Gegner der Vorkämpfe, die in ihnen selbst und vor allem in ihrer Darstellung eine mögliche Quelle der Verrohung der Jugend erblicken, werden gegenüber der Aufmachung, die die sensationellen Berichte über solche Ereignisse in manchen Zeitungen finden, ein Eingreifen des neuen Gesetzes befürworten. Aber sie werden sich belehren lassen müssen, daß, wenn die Zeitung eine politische Tageszeitung ist — und welche Zeitung ist das nicht? —, auf Grund des § 1 Ziffer 3 ein Einschreiten unmöglich ist. Andere werden die Auffassung vertreten, daß die Darstellung mancher Kriminalfälle und der Gerichtsverhandlungen über solche Fälle — man denke nur an den

Haarmann- oder Angerstein-Prozeß — auf die Jugend verrohend wirken müsse. Auch hier steht der § 1 Ziffer 3 einem Einschreiten entgegen. Eine Gerichtszeitung kann auf Grund ihrer Berichte über den Haarmann-Prozeß verboten werden, eine Tageszeitung nicht. Die Schrift von Theodor Lessing über den Haarmann-Prozeß, die keineswegs schädlicher auf die Jugend zu wirken vermag als die Prozeßberichte der Tageszeitungen, kann dem Schund- und Schmutzgesetz unterstellt werden und dadurch auch ernsten erwachsenen Personen unbekannt bleiben. Endlos läßt sich das Thema ausspinnen. Aber es bedarf dessen gar nicht. Schon das Wenige zeigt, daß aus dem großen Komplex von Darstellungen, denen im Sinne des Gesetzes eine verrohende Wirkung nicht abgesprochen werden kann, nur wenige und auch diese nur rein zufällig sich dem Schund- und Schmutzgesetz unterstellen lassen. Vor allem aber, daß den Fällen, in denen das möglich ist, der Stempel der Willkür und damit zwangsläufig auch der der Ungerechtigkeit aufgedrückt ist. Das Gesagte gilt aber keineswegs ausschließlich für die Gefahr der Verrohung. Für jeden andern Gefährdungsaspekt, der nach dem Willen des Gesetzes der Praxis die Richtung geben soll, läßt sich das gleiche nachweisen. Eine schädliche Einwirkung auf die geistige Entwicklung, eine krankhafte Ueberreizung der Phantasie läßt sich bei zahllosen Artikeln oder Berichten politischer Tageszeitungen nicht minder besorgen wie bei selbständigen Publikationen, die gerade wegen ihrer Selbständigkeit des Privilegs der Tagespresse entbehren. Die detaillierten Berichte über die Tat des Juwelenräubers Spruch, über das Attentat von Leiferde, um nur an Vorgänge der letzten Zeit zu erinnern, können auf eine reizbare Phantasie einen viel größeren Einfluß gewinnen als Indianergeschichten und ausgeklügelte Detektivromane, die sich in der Praxis gar nicht nachahmen lassen. Ich bin denn auch durchaus der Ansicht, daß die tatsächliche Gefahrenquelle unterwertiger Lektüre meist erheblich überschätzt wird, wozu nicht am wenigsten der Umstand beiträgt, daß jeder, der eines Verbrechens beschuldigt ist, mit der tatsächlichen oder angeblichen Lektüre von Detektivromanen sich die mildernden Umstände zu verschaffen sucht. Vielfach wird ihnen ungewollt durch eine nicht ganz auf der Höhe stehende Befragung dieser Rettungsanker geradezu hingeworfen. Aber man mag meinetwegen in dieser Frage einer andern Auffassung sein als ich. An dem Kern der Dinge wird dadurch nichts geändert. Dieser Kern ist aber der, daß selbst die weitausgestreckten Greifarme des Schund- und Schmutzgesetzes zu wenige und jedenfalls auch nur verhältnismäßig bedeutungslose Gefahrquellen abschnüren können, als daß man wegen dieser geringen Chancen die gesamte Literatur der Laune und der Willkür einer polizeilichen Zensur aussetzen dürfte.

Gewiß wird man einwenden: Für Schriften mit künstlerischem oder wissenschaftlichem Wert gelte das Gesagte nicht. Dieser Einwand geht aber nach doppelter Richtung fehl. Faßt man den Schutz der Jugend als das unbedingt zu erstrebende Ziel ins Auge, so kann man auch nicht jeder Schrift, nur weil sie einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert hat, den Freibrief geben. Nicht einmal für den Tatbestand der Unzüchtigkeit im Sinne des § 184 Strafgesetzbuch ist das möglich gewesen. In verschiedenen Entscheidungen hat es das Reichsgericht ausdrücklich abgelehnt, allgemein als Norm auszusprechen, daß der wissenschaftliche oder künstlerische Wert einer Schrift ihre Unzüchtigkeit schlechthin aufhebe. Ich verweise nur auf die Entscheidung vom 4. November 1904 (Goltdammers Archiv, Bd. 52, S. 85 f.), die in ihrer Tendenz mit den Urteilen vom 10. Dezember 1897 (Entscheidungen, Bd. 30, S. 378) und vom 7. Dezember 1899 (Entscheidungen, Bd. 33, S. 17) übereinstimmt, die beide die „relative Natur", des Begriffs der Unzüchtigkeit vertreten. Deshalb halte ich es auch für ausgeschlossen, daß die Praxis sich bei Entscheidung der Frage, ob eine Schrift jugendgefährdend wirken kann und deshalb als Schund- oder Schmutzschrift anzusprechen sei, stets überall entscheidend von dem wissenschaftlichen oder künstlerischen Wert der Schrift beeinflussen lassen wird. Wieweit man das offen zugeben wird, ist meines Erachtens nur eine Frage der Zeit. Aber wer könnte, selbst wenn dem künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert einer Schrift eine ausschlaggebende Bedeutung eingeräumt würde, dafür garantieren, daß dieser Wert objektiv und mit einem zureichenden Ahnungsvermögen überall herausgefunden und anerkannt werden wird! Wann und unter welchen Umständen einer Schrift oder bildlichen Darstellung wissenschaftlicher oder künstlicher Wert zuzusprechen ist, bildet einen ewigen Zankapfel auf dem Fragegebiet der Unzüchtigkeit im Sinne des § 184 S.G.B. Anfangend mit dem von Binding verfaßten Leipziger Fakultätsgutachten, das in Bd. 2, S. 450 ff. der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft abgedruckt ist, bis zu der vor wenigen Wochen erschienenen geistreichen Schrift des Berliner Landgerichtsrat v. Holten: „Unsittliche Kunst?" (Verlag Ackermann), die zu einer schroffen Ablehnung der von ihr als obsolet bezeichneten Rechtsprechung des Reichsgerichts gelangt, sind immer wieder neue Versuche der Lösung dieses Problems gemacht worden. Glaubt wirklich jemand, daß, wenn an die Stelle der „Unzüchtigkeit" die „Jugendgefährdung" tritt, sich die Anerkennung des ausschlaggebenden wissenschaftlichen oder künstlerischen Wertes der einzelnen Schrift leichter durchsetzen wird? Und dabei dürfen wir nicht außer acht lassen, daß es weit leichter ist, „die Mittellinie zu suchen", auf die das Reichsgericht in einer Entscheidung in Bd. 32, S. 418, den juristischen Piloten verweist, der am Riff

des allgemeinen Sittlichkeitsgefühls vorbeisteuern soll, als sich durch jenes Klippengewirr zurechtzufinden, das uns die Begründung zum Schund- und Schmutzgesetz beschert hat. Ein Glück, daß Michael Kohlhaas, Die Räuber, und vor allem Werthers Leiden, von denen Goethe selbst bekannte, daß sie aus einem pathologischen Zustand erwachsen seien, vor dem Schund- und Schmutzgesetz das Siegel unvergänglichen künstlerischen Wertes aufgedrückt erhalten haben. Ein Glück auch, daß Hebbel, was er zeit- und beziehungslos in seinen Tagebüchern vermerkte, nicht in Bezug auf Maria Magdalena aussprechen mußte: „der Geschmack einer Nation geht dem Genius nie voraus, sondern hinkt ihm beständig nach".

Kann nun etwa die verfahrungsmäßige Ausgestaltung des Schund- und Schmutzgesetzes einen Teil dieser Bedenken beseitigen? Keineswegs! In erster Instanz, das heißt in dem Verfahren vor der Prüfungsstelle soll der beamtete Vorsitzende mit acht „Sachverständigen" entscheiden, und zwar je zwei aus den Kreisen: 1. der Kunst und Literatur, 2. des Buch- und Kunsthandels, 3. der Jugendwohlfahrt und Jugendorganisation, 4. der Lehrerschaft und der Volksbildungsorganisationen. Von „Sachverständigen" in dem Sinne, in dem man sonst diese Begriffe gebraucht, kann man hier jedenfalls nicht sprechen. Sie sind Beisitzer, die sogar Beschwerde bei der Oberprüfstelle einlegen können (§ 4 Ziffer 2), also in erster Linie Interessenvertreter. Kein Zweifel, daß speziell die Vertreter der beiden letzten Gruppen, denen sogar in der Regel die für einen Sachverständigen und Richter erforderliche Unabhängigkeit fehlen wird, sich im allgemeinen für eine möglichst weitgehende Anwendung des Gesetzes einsetzen werden, so daß die vom Gesetz erforderte Mehrheit von sechs Stimmen nicht so schwer zu erreichen sein wird, wie es auf den ersten Blick scheinen kann. Aber wollte man selbst unterstellen, wofür gewisse Gesichtspunkte sprechen, daß die Vertreter der beiden ersten Gruppen, frei von allen Konkurrenzgesichtspunkten im allgemeinen einen dem Betroffenen wohlwollenden Standpunkt einnehmen, so darf doch nicht übersehen werden, daß ihm entscheidend ihre Stimme doch nicht helfen kann. Vor der Oberprüfstelle sind sie nur mit zwei Stimmen vertreten. Diese zwei Stimmen genügen aber (siehe § 4, Ziffer 4) nicht, um eine dem Betroffenen günstigen Entscheidung in Rechtskraft zu überführen.

Wer die Rechtsprechung zum Delikt der Verbreitung unzüchtiger Schriften auszuwerten vermag, wer zugleich aus der Sprache eines Gesetzes herauslesen kann, wie sich seine Anwendung gestalten wird, der muß daher mit ernster Besorgnis dem Inkrafttreten des Schund- und Schmutzgesetzes entgegensehen. Man wird das Gefühl nicht los, daß hier mit allzu wenig Weitsicht ein überflüssiges neues Amt, das des Polizei-

ethikers, mit überflüssig weitgehenden Machtbefugnissen geschaffen ist. Viel zu wenig hat man sich klar gemacht, daß auf dem Gebiet, auf dem allein das Schund- und Schmutzgesetz Wirkungen erzielen kann, dem sittlichen, eine verständige Anwendung der §§ 184, 184a S.G.B. in Verbindung mit den §§ 42a, 43, 56, Absatz 2, Ziffer 12, 56, Absatz 3, Gewerbeordnung, der Jugend schon heute weitestgehender Schutz zu gewähren vermag. Daß es gerade mit Hilfe dieser Bestimmungen der Gewerbeordnung ohne weiteres möglich ist, sittlich anstößige Schriften oder Zeitschriften vom Verkauf an öffentlichen Orten auszuschließen. Der § 269 des Entwurfes zu einem neuen Strafgesetzbuch, der bereits dem Reichsrat zur Beratung vorliegt, wird geradezu die letzte Lücke verstopfen. Wozu da ein solches Gesetz, das Mittel für seine Durchführung verschlingen wird, von denen ein sehr verständiger Kritiker (Dr. Werner Mahrholz in der Vossischen Zeitung vom 19. November 1926) gesagt hat, daß sich mit ihnen sehr viel Gutes und, worauf es wohl entscheidend ankommt, Aufbauendes im öffentlichen Leben schaffen ließe. Bis zu alledem reichte der Blick seiner Schöpfer nicht. Geblendet von einem Ziel, das, man muß es offen aussprechen, nun einmal nicht zu erreichen ist, und dessen Erreichung ihnen sicherlich nicht gelungen ist, merkten sie nicht, wohin sie steuerten. Kann das besser beleuchtet werden als durch eine Episode, die sich zu Beginn der zweiten Lesung abspielte? Gegenüber dem von Heißspornen des Ausschusses gestellten Antrag, die Ausdehnung des Gesetzes auf Erwachsene zu beschließen, erklärte der Reichsminister des Innern, daß, falls der Ausschuß sich diesem Antrag anschließen werde, die Reichsregierung sich genötigt sehen werde, den Entwurf zurückzuziehen. Der Kapitän, der sein Schiff nicht aus dem Hafen lassen will, weil ihm ein untragbarer Ballast aufgebürdet werden soll, sieht nicht, daß es diesen Ballast bereits trägt. In kaum einem wesentlichen Punkte wird durch das Gesetz eine neue, lediglich auf Jugendliche beschränkte Bevormundung geschaffen. Die Maßnahmen, durch welche die Ziffern 1 und 2 des § 1 das Dasein der unter das Gesetz fallenden Schriften vor der Oeffentlichkeit geheimhalten sollen, gelten in gleicher Weise für jedermann. Was die Ziffer 3 aber speziell für Jugendliche anordnet, daß für sie diese Schriften nicht wie für den Erwachsenen aus dem Geheimfach des Buchhändlers hervorgeholt werden dürfen, das gilt für das Hauptkontingent der in Betracht kommenden Schriften, das heißt derjenigen, die das Schamgefühl gröblich verletzen, schon auf Grund des § 184a S.G.B., dessen erhebliche Erweiterung durch den § 269, Absatz 2, des Entwurfes zu einem neuen Strafgesetzbuch angebahnt ist. Durch unbedeutende Aenderungen der Gewerbeordnung, die bekanntlich chronisch mit Novellen belastet ist, hätte aber auch das letzte Ziel

ſichergeſtellt werden können, zu dem das Schund- und Schmutzgeſetz hinleiten will. Iſt man da nicht berechtigt zu ſagen, daß der natürliche Vater dieſes Geſetzes ſich ſein eigenes Kind ſchlecht angeſehen hat, als er mit dem Opfertod ſeines Kindes drohte, wenn ihm die von einigen ſeiner Paten zugedachte Miſſion mit auf den Lebensweg gegeben werde? „Ich weiß nicht, wer du biſt“ — mit dieſem Zugeſtändnis wurde der homunculus in die Geſetzgebungsmaſchine geſteckt, als man erklärte, man könne ihn nicht mit einer Begriffsbeſtimmung ausſtatten —, „ich weiß nicht, was du wirkſt“, — mit dieſem Zugeſtändnis wurde das fertige Lebeweſen von ſeinem Erzeuger in Empfang genommen. Wenig glückliche Auſpizien!

***

Der Staat als Zensor

von

Ministerialdirektor a. D. Dr. Hans Meydenbauer

Nach dem „Schmutz- und Schundgesetz“ sollen zum Schutze der heranwachsenden Jugend Schund- und Schmutzschriften in eine Liste aufgenommen werden. Die Aufnahme wird öffentlich bekanntgemacht. Dadurch werden „sie“ — die Schriften — einer Reihe von „Beschränkungen unterworfen“. Das Gesetz meint natürlich, daß die Verbreitung und Verwertung der Schriften beschränkt wird. Aber die deutsche Sprache ist eine schwere Sprache.

Prüfstellen entscheiden darüber, ob eine Schrift auf die Liste gesetzt werden soll. Ueber ihnen schwebt eine Oberprüfstelle in Leipzig. Wir haben also von Reichs wegen einen Index verbotener Bücher und einen besonders aufgestellten Instanzenzug zur Verfolgung von literarischem Schmutz und Schund.

Ueber Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieses neuesten Erzeugnisses unserer Gesetzgebung wird in deutschen Landen Einigkeit niemals zu erreichen sein. Die Gegensätze der Auffassungen sind naturgegeben. Und das ist gut so. Was alles an Streit und Verbitterung aber künstlich erzeugt wird, läßt die Vorschrift ahnen, nach der eine Schrift „wegen ihrer politischen, sozialen, religiösen, ethischen oder weltanschaulichen Tendenz *als solcher nicht* auf die Liste gesetzt werden“ kann. Obrigkeitlich hervorgerufener Streit in Dingen, die niemals zu entscheiden sind. Wären sie zu entscheiden, so könnten und müßten sie der Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte unterliegen. Eben weil sie aber nicht zu entscheiden sind, darum verlegt eine eifrige Gesetzgebung den Streit in neugeschaffene Stellen, die unter einem beamteten Vorsitzenden aus „Sachverständigen“ bestehen. Sachverständige also über die Vergiftung jugendlicher Seelen durch Schund und Schmutz und auch über politische, soziale, religiöse, ethische und weltanschauliche Tendenzen! Insofern sie nämlich — zwar nicht als solche, aber doch im Einzelfall — jugendliche Seelen vergiftenden Schund und Schmutz enthalten können. Und das in einem Staat, dessen Verfassung an der urdeutschen Parteizerrissenheit und Neigung zu endlosem Streit über Fragen der Weltanschauung bewußt vorübergeht, indem sie die parla-

mentarischen Grüppchen zu Herren aller Staatsfunktionen — die rechtsprechende leider nicht mehr ausgenommen — macht.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, und die gleichen Begriffe werden im Tagesstreit der Meinungen auftauchen, die in der römischen Indexgesetzgebung seit Jahrhunderten eine Rolle spielen. Vielleicht kommt der Reichsminister des Innern, der die Ausführungsbestimmungen erlassen soll, von selbst auf diesen Vorgang.

Die Konstitution Leos XIII., officiorum ac munerum, vom 25. Januar 1897 verbietet Bücher, die „lasziv oder obszön Dinge ex professo behandeln, erzählen oder lehren". Lasziv Dinge sind solche, die schmutzig anzusehen sind und die venereum appetitum excitant, wie ein lateinisch schreibender Deutscher sagt. Auch der modus tractandi kann libidinosus sein. Ex professo will sagen, daß eine merkliche Menge obszöner Dinge vorliegen muß, wenn sie auch über das ganze Buch verstreut ist. Dies aus der römischen Terminologie. Wir werden uns der älteren Erfahrung anpassen müssen.

Von besonderem Reiz für Sachverständige ist dann die Bestimmung der trefflich gefaßten Konstitution Leos XIII., daß Bücher neuer oder alter Verfasser, die man gemeinhin „klassisch" nennt — si hac ipsa turpitudinis labe infecti sunt —, wenn sie von der Seuche dieser Schmutzerei angesteckt sind, nur denen erlaubt werden, die die Rücksicht auf ein Kirchen- oder Lehramt entschuldigt. Dies wegen — das ist das kulturell Interessante — propter sermonis elegantiam et proprietatem — wegen der eigenartigen Feinheit der Darstellung. Jugendliche dürfen solche Bücher nie erhalten: nulla ratione . . . tradendi aut praelegendi — wie auch unser Gesetz es gebeut. Es sei denn, daß die Bücher sollerti cura expurgati — sorgfältig gereinigt sind. Gehört viel Einbildungskraft dazu, lange Reihen von Anträgen auf Streichung von der Liste mit sorgfältig gereinigten Büchern aufmarschieren zu sehen?

Eine Jurisdiktion entsteht, Begriffe ballen sich zusammen, werden nur gemacht, um sofort widerlegt zu werden. Die Autarkie jeder Pseudowissenschaft, uns jetzt besonders aus staatsrechtlichen Arbeiten geläufig, rückt in beängstigende Nähe.

Wer tiefer eindringen will, sollte die Literatur über die Praxis des römischen Bücherverbotes studieren, die weit über ihren Gegenstand hinaus interessant ist. Die römische Praxis hat dazu geführt, daß eben aus Gründen des Schmutzes die Köstlichkeiten eines Boccaccio, Bandello, Poggio, Castiglione, Casanova — um nur wenige Italiener zu nennen — namentlich auf dem Index standen oder noch stehen, zum Teil mit dem vernichtenden Zusatz: O. o. = opera omnia, und daß vor Ovid, Tibull, Properz, Catull und anderen Leuchten lateinischer Poesie gewarnt wird. Vielleicht, daß ihnen hin und wieder sermonis elegantia et proprietas hilft.

Doch wohl verstanden, ich wende mich nicht gegen den Gedanken des Kampfes wider Schmutz und Schund. Dieser Kampf war immer nö.ig und wird es immer bleiben. Nur die Durchführung nach römischem Muster hätte ich uns gern erspart gesehen. Fast al.es, was kirchlich richtig ist, ist staatlich verkehrt. Die römische Kirche hat andere Ziele und Mittel. Für sie mag der Index passen. Für sie fängt die Arbeit erst mit Konstatierung der Sünde dem einzelnen gegenüber an. Sie zieht aus Unterwerfung und Buße ihre Kraft. Der Staat aber erschöpft sich nur zu rasch in Verboten und Strafen.

***

Irrungen und Wirrungen

von Walther Schotte

Indem ich der sachlichen Kritik an dem sogenannten Schund- und Schmutzgesetz meiner beiden verehrten Mitarbeiter, Rechtsanwalt Dr. Alsberg und Ministerialdirektor a. D. Dr. Meydenbauer, die der eine als Gesetzesanalyse, der andere zugleich unter historischen Aspekten vollzogen hat, voll inhaltlich zustimme, fällt mir die undankbare Aufgabe zu, eine dreifache Ablehnung des Gesetzes zugleich politisch zu rechtfertigen. Genau so wie die Befürworter des Gesetzes auf der Linken, beispielsweise Dr. Theodor Heuß und Dr. Gertrud Bäumer, ihrer Stellungnahme wegen von ihrer Partei diskreditiert wurden, hat ein rechtsstehender Politiker zu gewärtigen, daß er mit seiner allerdings post festum kommenden Ablehnung des Gesetzes, um im entsprechenden Stile zu reden, auf den Index gesetzt wird. Eben deswegen bedauere ich, nicht aktiver Politiker zu sein, als welcher ich im Kampf um das Gesetz meinen Standpunkt hätte einnehmen können. Dann hätte sich der Anheimfall an die schwarze Liste wenigstens politisch gelohnt; wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß eine Stimme von rechts gegen das Gesetz dieses verhindert haben würde.

Uebrigens möchte man annehmen, daß mancher unter den Parlamentariern der Rechtsparteien die Bedenken, die hier geltend gemacht worden sind gegen das Schund- und Schmutzgesetz, seinerseits und für seine Person geteilt hat. Die Fraktionsdisziplin aber erwies sich wieder einmal als stärker als die Freiheit des selbständigen Urteils und die Verantwortung, die doch der Verfassung nach allein hiervon ihre Richtschnur nehmen sollte. Diese Erfahrung gehört zum Bild der parlamentarischen Demokratie, die eben ihren Sinn überall da verliert, wo man Abgeordneten, die tatsächlich nicht frei sind, sondern an Fraktionsbeschlüsse gebunden sind, Beschlüsse, die sich aus wahrlich nicht übersichtlichen Parteiinteressen ergeben — alle und jede Kompetenz der Gesetzgebung zugesteht.

Inzwischen sind die Ausführungsbestimmungen zu dem Schund- und Schmutzgesetz erschienen und haben den Reichstagsabgeordneten Dr. Mumm, den man zwar nicht als Vater, so doch als den Hauptpaten des Gesetzes bezeichnen kann, in Harnisch gebracht. Danach sollen nur zwei Reichsprüfstellen, eine in Berlin, eine in München, von den betreffenden Länderregierungen eingerichtet werden und die Anträge, eine Schrift auf den Index zu setzen, müssen bei der Prüfstelle angebracht werden, in deren Bereich der Verleger seinen Wohnsitz hat. Der Abgeordnete Mumm sieht mit Entsetzen voraus, daß die von der Preußischen Landesregierung zu besetzende Reichs-

prüfstelle in Berlin ohne Verständnis sein könnte für die Verbotsanträge, die etwa aus Trier oder Regensburg gegen einen norddeutschen Verleger vorgebracht werden könnten. Auch bemängelt Dr. Mumm, daß aus den Ausführungsbestimmungen nicht ersichtlich sei, wer berechtigt sein solle, solche Anträge zu stellen. Er fürchtet, daß dieses Recht nur den Jugendwohlfahrtsorganisationen oder ähnlichen Stellen zugestanden werden könnte. Geradezu wie eine Bestätigung der Befürchtungen Dr. Mumms wirken die Aeußerungen der Linkspresse, welche in den Ausführungsbestimmungen einen gewissen Schutz gegen den „Mißbrauch" des Gesetzes erblicken will. Unserer Meinung nach sind die Ausführungsbestimmungen für die Praxis nicht besser als das Gesetz selbst, und daher nur geeignet, die Kritik zu verschärfen, die in diesen Blättern ausgesprochen worden ist.

Stellen wir uns einmal vor, daß wir im Reich eine Regierung der Weimarer Koaliton bekommen, der eine radikal gefärbte Weimarer Koalitionsregierung in Preußen sekundieren würde. Daß also die Sachverständigen, deren Mehrheitsvotum in den Reichsprüfstellen zur Anwendung des Gesetzes genügt, aus den Reihen der Freunde solcher Regierungen im Reich und in Preußen ausgesucht sein würden. Sicherlich würden diese Herren zum Aerger von Herrn Mumm gegenüber Schriften, die nach Herrn Mumms Meinung das religiöse oder das sittliche Gefühl verletzen und deswegen jugendverderblich wären, sehr liberal sein. Wie aber könnten sie die Begriffsumschreibung des Gesetzes, wonach es sich gegen solche für die Massenverwertung bestimmte Schriften wendet, die ohne künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert sind, die aber nach Form und Inhalt verrohend oder entsittlichend wirken oder von denen eine schädliche Wirkung auf die sittliche, geistige und gesundheitliche Entwicklung oder eine krankhafte Ueberreizung der Phantasie der Jugend zu besorgen ist, wie könnten sie diese Begriffsumschreibung ihrerseits verstehen? Man frage Hello v. Gerlach! Er würde sicherlich dafür stimmen, daß alle deutschen Schriften, die etwa den Weltkrieg als soldatische Leistung des deutschen Volkes verherrlichen oder sich gegen den Pazifismus wenden, als Schriften verrohenden Inhalts auf den Index gesetzt werden. Ueberlegungen derart können ins Unendliche fortgesponnen werden.

Summa summarum: Hier ist der Rechten, die überaus kurzsichtig und geschlossen für das Gesetz eintrat, ein grobes Versehen untergelaufen. Sie bewilligte einem Staate ein Polizeigesetz gegen den Geist schlechthin, einem Staate, der nach seiner Verfassung keinerlei Sicherheit dafür gewährt, daß seine Polizei auf dem geistigsten Gebiet des Lebens mit jener Großzügigkeit und Ueberlegenheit verfährt, die allein ein Polizeigesetz ohne Sicherheiten — und jedes Gesetz ohne klare

Begriffsbestimmung ist ein Gesetz ohne Garantien — erträglich machen können. Eine solche Machtvollkommenheit über das Leben mag sich ein Diktator anmaßen, kann ein absoluter König vom Range Friedrichs des Großen rechtfertigen; die parteipolitisch-parlamentarische Demokratie und zumal die deutsche Demokratie mit ihren tiefen konfessionellen, kulturellen und sozialen Gegensätzen ist der schlechteste Treuhänder einer Polizeivollkommenheit, den es gibt. Unseren Parteien, die sich angeblich der Schäden des Systems bewußt sind, ist die Gefahr, die aus der Handhabung des Gesetzes durch andere ihr schnurstracks entgegengesetzte Regierungsmehrheiten entstehen kann, offenbar nicht zum Bewußtsein gekommen. Die Parteien von rechts, die angeblich eine Revision unserer Verfassung anstreben, deren oberstes Ziel die Beschränkung der Kompetenzen von Parlament und jeder von ihm allein abhängigen Regierung durch Gesetz sein müßte, haben auf der Linie von Weimar weitermarschierend diesem aufgeschwemmten Gebilde von Staat zu weiterer Verbreitung ins Uferlose verholfen.

Und das natürlich mit einer Gesetzgebungstechnik, die wie bei allen Gesetzen der letzten acht Jahre, die den Staat ausbauten, Dilettantismus schlimmster Art ist. Der Unsegen dieses Dilettantismus wird, solange nicht die Herren Wirth und Konsorten wieder in die Regierung einziehen, vielleicht nur wenig sich auswirken, und das Gesetz wird kaum das Malheur ausrichten, das nach seiner Fassung sehr mit Recht befürchtet werden kann. Auch Herr Mumm wird vielleicht keine reine Freude haben an dem Schund- und Schmutzgesetz, und Herr Theodor Wolff wird nach einiger Zeit wieder in die Demokratische Partei zurückkehren können. Aber an solchen Belanglosigkeiten der Folgen mag man doch nur die Belanglosigkeit unseres politischen Lebens ablesen. Die prinzipielle Seite der Sache wird durch die mögliche Bedeutungslosigkeit der Praxis nicht berührt, und die prinzipielle Seite, die gipfelt in der Forderung, einer von den Parteien hin- und hergezogenen Demokratie nicht polizeiliche und richterliche Rechte einzuräumen, die durch keine Begriffsbestimmung eingegrenzt sind und daher dem Leben keinerlei Sicherheit mehr lassen; Rechte, die von dieser Demokratie, wie wir nur allzuoft erlebt haben, mißbraucht werden können und möglicherweise auch mißbraucht werden werden. Wir erinnern warnend an das Gesetz zum Schutz der Republik!

***

Inland und Ausland

Zeitschriftenschau.

I.

Zum Beginn des neuen Jahres lenken sich die Blicke begreiflich genug mit neuer Spannung auf Deutschlands Zukunftsaussichten. Die „Süddeutschen Monatshefte“ haben daher eine Rundfrage veranstaltet, die sie führenden Männern der Wissenschaft und Politik, aber auch Künstlern und Militärs vorlegten, und deren Antworten nun im Dezemberheft veröffentlicht wurden.

Die Fragen selbst lauteten:

„1. Kann man nach Ihren Beobachtungen, insbesondere auch nach Ihren Beobachtungen in Ihrem eigenen Wirkungskreis, von einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit sprechen?

2. Haben Sie den Eindruck, daß die jetzt heranwachsende und in der Ausbildung begriffene Jugend mit geringerer Hingabe als unsere eigene Generation sich ihrer beruflichen Ausbildung, dem Kampfe für die Selbständigkeit der deutschen Kultur und für die Erhaltung des Deutschtums widmet?“

Zusammenfassend sei bemerkt, daß die Antworten fast einstimmig einen Rückgang deutscher Gegenwartsleistungen verneinen. Indessen fehlt es doch auch an Kritik, und sogar recht erheblicher Kritik nicht, und gerade sie soll auch hier gehört werden, weil sie aus geistigen Bezirken kommt, die unsern Leserkreis angeht und bewegt. Mit voller Absicht sind zwei scheinbar recht gegensätzliche Aeußerungen ausgewählt: Professor Eduard Meyer, der bekannte Geschichtsschreiber des Altertums, kommt zu günstigerer Beurteilung der Gesamtlage, weil er einmal von seinen Eindrücken im vorderen Orient aus die ihm gestellten Fragen zu beantworten sucht, sodann aber von seiner Tätigkeit bei der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, die ihm doch, der ganzen Einrichtung entsprechend, gewissermaßen nur Spitzenleistungen vor Augen führt. Dagegen ist er durch seine Emeritierung dem eigentlichen Lehrbetrieb auf der Universität ferner gerückt, und es scheint mir besonders wichtig, nun auch das Urteil eines mitten darin stehenden jüngeren Universitätslehrers, wie es der durch seine ausgezeichnete Musikgeschichte mit Recht schnell berühmt gewordene Heidelberger Professor Hans Joachim Moser ist, festzuhalten.

Mit verschiedenen Auslassungen mag nun zunächst die Antwort Eduard Meyers folgen:

„Der schmachvolle Versuch eines Boykotts der deutschen Wissenschaft ist schmählich zusammengebrochen, und seine Urheber möchten ihn gern ungeschehen machen und suchen einen Weg, um aus der Sackgasse, in die sie sich verrannt haben, herauszukommen. Unsere Aufgabe ist es, kühle Ruhe zu bewahren und uns vor vorzeitigen Konzessionen zu hüten: wir müssen für die ruchlose Beleidigung, die man uns angetan hat, volle Genugtuung verlangen und werden sie erhalten, wenn wir vermeiden, uns — nach üblicher deutscher Art — von innerlich unwahrer und gänzlich unangebrachter Sentimentalität verlocken zu lassen.

Auch sonst liegt zu trüber Auffassung nirgends ein Grund vor. Vielmehr hat sich die Erwartung, daß der deutsche Idealismus uns nicht im Stiche lassen würde, vollauf bewährt. Von allen Seiten und von allen Parteien sind die Mittel zur Verfügung gestellt worden, um das wissenschaftliche Leben und den wissenschaftlichen Nachwuchs auch in der schwersten Zeit der Inflation leistungsfähig zu erhalten und zu kräftigen. Wir dürfen es voll Stolz aussprechen, daß wie auf militärischem Gebiet so auch auf diesem kulturellen Gebiet (und ebenso in dem Wiederaufbau der deutschen Währung und in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit) Deutschland geleistet hat, was kein anderes Volk leistet und zu leisten imstande wäre. Im Ausland ist das allgemein anerkannt, und im gesamten Orient schlagen die Herzen der einheimischen Bevölkerung für Deutschland und blicken mit vollem Vertrauen auf dessen Zukunft. Es wäre dringend zu wünschen, man könnte alle Pessimisten und Trübsalbläser einmal ins Ausland schicken, damit sie sähen, wie unsere Stellung in Wirklichkeit ist, und dadurch loskämen von dem Zerrbild, das das elende Parteitreiben im Innern schafft, das überall lähmend auf uns lastet. . . .

Was nun den wissenschaftlichen Nachwuchs in unserer Studentenschaft angeht, so sehe ich auch hier keinen Grund zur Besorgnis. Gewiß machen sich hier die materiellen Nöte stark fühlbar und beeinträchtigen vielleicht mehr als früher — wo doch auch das reine Brotstudium stark grassierte — die ernsthafte wissenschaftliche Durchbildung; und dazu kommt die verhängnisvolle Wirkung des Experimentierens auf dem Gebiet der höheren Schulen, wodurch das Niveau der Vorbildung sehr stark herabgedrückt und dadurch der Wahnglaube großgezogen ist, man könne durch Intuition und Einfühlen die nötigen Kenntnisse und die Urteilsfähigkeit im Fluge erhaschen. Aber demgegenüber muß ich doch aussprechen, daß ich, soweit meine Kenntnisse reichen, doch sehr viel ernstes Streben und volle Hingabe an die idealen Aufgaben gefunden habe, und zahlreiche Studenten und junge Gelehrte kenne, die unbekümmert um die Lockungen, die von anderer Seite an sie herantreten, sich mit voller Kraft der wissenschaftlichen Laufbahn zuwenden."

Hier nun der in vielem anders lautende Bescheid Professor Mosers:

„Der gemeinsame Kern beider Teilfragen scheint mir in der Nachwuchsfrage zu liegen. Es mag Temperamentsache des Betrachters sein, wenn ihm an solchen Krisenpunkten, wie sie die geistige Gesamtlage der Gegenwart zweifellos bedeutet, elegische Rückschau zwecklos, Klagen um unwiderbringlich Dahingegangenes widrig vorkommt, und nur Vorwärtsblicken das Gegebene in bedrängter Lage zu sein scheint. Deshalb denke ich, wenn man auf die Leistungen im eigenen Fach nachdenklich wertend schaut, weniger an die Arbeiten altbewährter Meister, sondern an diejenigen meiner eigenen und der noch jüngeren Zeitgenossenschaft. Denn bei den Leistungen derer, die meine Väter sein könnten und noch heute rüstig an den Arbeitsseilen ziehen, haben ganz gewiß — allen Respekt beiseit — Güte und Verantwortlichkeit nicht im mindesten nachgelassen; aber das sind schließlich fast ausnahmslos Leute aus der Welt des ancien régime, denen der Ruck-Zuck von vor 1918

noch zweite Natur bedeutet, und die seither wesentlich nur weitgreifende Unternehmungen aus dem Vornovember — wenn auch nun manchmal in abgetragenem Röcklein — treu fortgesetzt und aller Not zum Trotz vollendet haben. Bei meiner eigenen Altersgenossenschaft — wenn es mir auch begreiflicherweise schwer wird, davon zu sprechen — ergibt sich mir aber ein seltsam zerrissenes, wenn auch nur zu leicht erklärbares Bild. Alte Studienkameraden sind halb oder ganz auf der Strecke liegen geblieben; dem einen haben die nun über zehn Kriegs- und Nachkriegsjahre die Spannkraft zu energischer geistiger Versammlung und Gestaltung geraubt, und er wird vielleicht mit einem materiellen wie moralischen „Schützengrabenknax" rettungslos unter die Millionen zeitloser Eintagsfliegen zurücksinken, wenn nicht gar ausgesprochene Schädlingsbazillen über ihn (deficiente fortuna) Herr werden. Der andere hat die Zähne zusammengebissen, hat hungernd, frierend, sich in unwürdigen Nebenbeschäftigungen fast aufreibend, den letzten, angeblich entscheidenden Klimmzug am Reck der „Carrière" gestemmt — aber das amerikanische Hetzen, Keuchen, Stoßen ist ihm aus jener Zeit zum verhängnisvollen Dauerbegleiter geworden, unrastiger und gallebitterer Ehrgeiz peitscht ihn weiter, er sieht in seiner City nicht Himmel noch grüne Wiesen mehr, sondern ihm ist selbst die Wissenschaft unvermerkt zum Spielplatz der Reklame und des Bluffs, der kleinen Sport- und Rekordbemühungen geworden. Dieser Typus wächst unter den Jüngsten schier beängstigend: Eifersucht, ätzende Kritik, grenzenloses Selbstbewußtsein, geheimnisvolles Pochen auf unerhörte bevorstehende Leistungen (von denen aber noch niemand Greifbares zu sehen bekommen hat) sind die häufig wiederkehrenden Merkmale, mit denen sich abschätziges Hinunterschauen auf den älteren deutschen Gelehrtenstand paart, der so unvorsichtig ist, sich mit wirklichen Leistungen immer noch unverdrossen hervorzuwagen und so den jungen „Heißspornen ohne Hitze" leicht breite Angriffsflächen bietet. Und vor allem (um eine witzige Wort- und Begriffsbildung Hellpachs weiterzugeben): statt sich im mühsamen Kleinwerk der „Wissenschaft" erst die Sporen ehrlich zu verdienen — treibt man lieber „Deutenschaft", was den beliebten „weiteren Kreisen" als höchst „bedeutend" erscheint. „Laßt fette Männer um mich sein, die ruhig schlafen", möchte man angesichts dieser messerscharfen Skeptiker und unproduktiven Konstruktivisten manchmal mit Shakespeares Caesar rufen. Zum Glück ist das natürlich längst nicht der allgemeine Zustand, sondern nur eine durch ihre Neuheit besonders auffallende Erscheinung. Diejenigen jungen Forscher und Lehrer, bei denen selbstvergessene Schaffensfreudigkeit, reine Liebe zur Sache und gesundes, stilles Wachsenlassen den Grundton bildet, was ja ein helläugiges „Im-Leben-stehen" keineswegs ausschließt, scheinen doch, gottlob, noch die Ueberzahl zu bilden.

Aehnlich in Gegensätze zerklüftet erscheint mir vielfach die Studentenschaft, wenigstens in denjenigen Teilen, mit denen ich durch mein Fach in Berührung komme. Auch hier gelegentlich der Streber und Büffler in einer ehedem nur selten geschauten Reinkultur, in einem verkrampften Fanatismus ohne wahre Liebe und Lust, wie ihn die Notzeiten, das Hinabtauchenmüssen der Geistigen in die Bergwerke oder gar in die Nachtkeller der Schieber-

jahre, geprägt haben. Dann aber ganz überwiegend die Schar der Laulichen, denen Dante in der Vorhölle ein hübsches Plätzchen angewiesen hat. Ich habe mit manchem Fachgenossen darüber Erfahrungen ausgetauscht und meine Beobachtungen bestätigt erhalten, die ich nicht verallgemeinern will, aber auch nicht aus fataler Courtoisie gegen die Masse verschweigen mag, wenn man sie vielleicht auch in manchem mit der sichtlichen Ursache solcher Verwandlung entschuldigen kann. „Blutarmut" scheint mir das wesentliche Merkmal dieser Leute zu sein. Hier stößt man heute als Hochschullehrer immer wieder auf eine verblüffend mangelhafte Vorbildung in der Schule; unsere Abiturienten können meist beschämend wenig Latein mehr, und in der Geschichtskenntnis finde ich sie meist ebenso schwach wie im deutschen Stil und der Literaturgeschichte; vielleicht sind sie im — Fußball besser? Aber bei diesem Typ der Blassen, Gähnenden — viel mag die Unterernährung schuld tragen — begegnet man nicht nur einem bedauerlichen Mangel an Wissen (was auch nicht bloß an persönlicher Unbegabtheit und Indolenz, sondern an irgend etwas Grundsätzlichem in der Schule liegen muß), sondern vor allem einem Mangel an Charakterdisziplin: schlaffe Haltung, geringe Anspannung der Aufmerksamkeit, saloppe Manieren — und statt dem gelegentlichen Ueber-die-Stränge-schlagen vollblütiger Jugend ein gedrücktes Duckmäusertum, ein klüngelndes Breittreten kleinbürgerlicher Wichtigkeiten. Dem steht natürlich auch ein starkes Kontingent gut gezogener Farbenstudenten gegenüber, die aber häufig in Sport und Fechten des Guten reichlich zu viel tun und nach dem erfreulichen Hervortreten von Kulturinteressen, wie es die Heimkehrer von 1918/19 an den Tag legten, in vielen Fällen wieder arg rückläufig geworden sind auf einen äußerlichen Kraftmeierton hin, während immerhin die wirtschaftlich enger gezogenen Grenzen hier erfreulich den Patent-Geschleckteheiten von ehedem Zügel angelegt haben. Und dann jetzt — zumal in der philosophischen Fakultät — die „jugendbewegten" Studenten, bei denen sich Gutes und Böses auf engstem Raume seltsam zusammendrängt: wohl besitzen sie noch von allen am meisten echte Begeisterung und Entflammbarkeit für die idealistischen Bildungswerte; wohl spürt man hier noch echt jugendlichen Ueberschwang, den heißen Drang, sich über den Alltag hinauszuheben, die Entschiedenheit des „Alles oder Nichts". Aber doch, wie einseitig, wie sehr durch mißverstandene Schlagworte verbogen, wie verblasen und aufgebläht sind diese jungen Menschen häufig! Allgemeine Unzuverlässigkeit, die „Freiheit" und „Großzügigkeit" vorschützt und meist doch nur Bequemlichkeit bedeutet, ist oft schon die mindeste Voraussetzung ihres manierierten Lebensstils; und gerade auf musikalischem wie musikwissenschaftlichem Gebiet zeigt sich die unheilvolle Frucht jener Losungen, wie sie zum Teil selber unreife „Führer" in die unklaren Köpfe hineingehämmert haben — ängstlichstes Beharren auf dem nun einmal für allein „bedeutend" erklärten Reportoire „Bach-Bruckner"; Schubert und Wagner werden „abgelehnt", ohne überhaupt recht gekannt zu sein; jeder „alte Meister" wird rührend erstümpert und „erarbeitet", aber wirklich „gekonnt" wird wenig, denn geniale Intuition ersetzt den Erwerb solider technischer Beherr-

schung, im Gegenteil wird auf den Fachmann mitleidig hinabgelächelt; und das nicht nur im besonderen, vielmehr auch im allgemeinsten.

Mag sein, daß dieses Bild allzu herb geschaut ist. Aber jener Studententypus, der uns ehedem der liebste war, aus dem wir selbst hervorgewachsen zu sein glauben, wird anscheinend immer seltener, scheint sich dem Aussterbetat beängstigend zu nähern: der Bürger- und Beamtensohn, der auf der Schule etwas gelernt hatte und schon vom Elterntisch her Manieren besaß; der sich mit jubelndem Ueberschwang allen romantischen Herrlichkeiten des Studentenlebens hingab, zu seiner Zeit wanderte, trank, focht, sang und liebte, im übrigen dann aber mit derselben Begeisterung arbeitete, und das nicht nur starr und wütend aufs Examen hin, sondern mit schönen Umwegen über die allgemeine Bildung, der sich bleibend Wertvolles von mancherlei Seiten her „mitnahm" und schließlich brav sein Examen bestand. Gewiß, dazu gehörte etwas mehr Zeit und Geld, als sie heute meist zur Verfügung stehen. Aber ich glaube, daß das alles sich auch auf einer festeren Grundlage der inneren Disziplin aufbaute, und daß da — neben dem Elternhaus — vielfach die Schule nicht mehr leistet, was sie eigentlich leisten müßte. Kurz herausgesagt: die Schule ist vielfach verweichlicht, ist zu sentimental geworden, das „Jahrhundert des Kindes" hat sich bis nahe ans wahlberechtigte Lebensalter ausgedehnt und hat einen falschen, schwachherzigen Freiheitsbegriff großwerden lassen. Heut wird viel auf die alte Lern- und Exerzierschule gescholten, und dreißig Zeitschriften quellen über von Experimenten, von „Liebe zur Jugend", von schönen Schlagworten und edlen Zielsetzungen. Wenn man es aber genau betrachtet, ist vieles bloß eine schaurige Dilettanterei, bei der die Jungen weder stramm arbeiten noch genug wissen lernen, sondern nur überall Problematik und Relativität zu wittern bekommen. Gewiß ist ehedem manche zarte Seele, die zu rauh angefaßt wurde, zerbrochen — heute scheint man dem andern Extrem gefährlich nahe zu kommen: eine Affenliebe zur Jugend, die in vielem zu wichtig genommen, viel zu zaghaft angefaßt wird; und doppelt schlimm das, seit auch noch die gesunde Disziplinierung durch den Militärdienst in Wegfall gekommen ist."

II.

Die deutschen Monatshefte für europäische Kultur, Politik und Wirtschaft, die unter dem Obertitel „Abendland" im Kölner Gilde-Verlag erscheinen, bringen als Sonderheft „Politische Bildung" Vorträge der ersten Schulungswoche des Görres-Ringes, in dem der Bund katholischer deutscher Studenten zusammengeschlossen ist, und bieten mit den darin vereinten Beiträgen führender katholischer Universitätslehrer ein bemerkenswertes Bild der staatspolitischen Bestrebungen der moralischen und geistigen Kräfte des deutschen Katholizismus, der gewillt ist, „sein schwerwiegendes Teil dazu beizutragen, unser Volk und Vaterland einer Zukunft nahezubringen, in der es in Freiheit und Würde die Aufgaben erfüllen kann, die eine weise und gütige Vorsehung ihm

vorbehielt." Die ihm daraus entspringenden Aufgaben umschreibt der Bonner Romanist Hermann Platz in seinen Ausführungen über den Katholizismus und die deutsche Nation. Ausgehend von der Tatsache, daß die gewaltigen Gemeinschaftserlebnisse des letzten Jahrzehnts neue Horizonte des Nationalen aufgerissen, aber auch die Leidenschaften von neuem entfesselt haben, sieht er in dem Güter- und Dienstbegriff die zu echter Gemeinschaft führende Bindung zwischen Nationalismus und Katholizismus. Und da ihm die konkrete Nation nur um der Verwirklichung gottbezogenen Lebens willen da ist, so muß er den nationalen Staat lediglich als Selbstzweck natürlich ablehnen.

„Er soll weder reiner Macht-, Prestige- oder Rassestaat sein, noch kann die Kultur, der er zugeordnet ist, sich in der Sorge um materielle Wohlfahrt und äußeren Fortschritt erschöpfen. Sondern das im Staate organisiert erscheinende nationale Sein ist nur insoweit naturgemäß und damit gottgewolltes Gut, als eben Sicherheit und Wohlfahrt, Ordnung und Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden verwirklicht sind und den Gliedern dadurch die Erfüllung der natürlich-übernatürlichen Aufgaben ermöglicht ist. Das nationale Sein, das volklich noch gesund, aber staatlich ohnmächtig wäre, d. h. in Unsicherheit, Unordnung, Unfreiheit und Mißwirtschaft sich auswirkte, wäre offenbar ein Uebel. Es verlöre damit den Anspruch darauf, national zu heißen, wenn man nicht annehmen müßte, daß auch in dem zerrütteten Staat noch ein Rest von der Kraft steckt, die Gott hineingelegt hat und die ihn irgendwie bei seinem Sein beharren und die Erfüllung seiner Bestimmung wiedergewinnen läßt.

Allemal aber, wenn ein Mindestmaß von Gütern im zweckbewußten oder zweckunbewußten Dienst an unsterblichen Seelen verwirklicht wird, erhält der Staat samt seinen Veranstaltungen eine unverletzliche Autorität und Majestät, die ihn, namentlich in katastrophischen Zeiten, geheimnisvoll umwittert und seine Sanktionsanwendungen ertragen lassen. Die bewirken, daß gerade verweltlichte Menschen in ihm einen letzten Widerschein des Göttlichen erhaschen und ihn übersteigernd und überschönend, um so mehr schätzen, als sie ihr Verehrungsbedürfnis nicht mehr an der ersten und echten Quelle stillen können.

Indem wir alles Nationale, das in völkischer Ueberhebung sich entgrenzt oder in staatlicher Machtanbetung sich verkrampft, als gottwidrig ablehnen, geben wir die grundsätzliche Gleichstellung aller Nationen und der in ihnen zutage tretenden volklichen oder staatlichen Selbstbestimmungs- und Selbstbehauptungsbestrebungen zu.

Die biologische Auffassung dieser Dinge, die nur „Kampf ums Dasein" und „Sieg des Starken und Lebenstüchtigen" kennt, ist im Abebben begriffen. Dafür ist uns in den Nöten der Kriegs- und Nachkriegszeit, die mehr und mehr zu Erdteilsnöten sich auswachsen, die Fragwürdigkeit, jedenfalls die Schicksalsverflochtenheit der Nationalstaaten fast zu geometrischer Anschaulichkeit geworden. Wir erkennen, daß die Souveränität (die Seinshoheit) des einen an der der andern ihre Grenzen hat. Wir suchen fieberhaft nach tieferer Begründung dieses übermachiavelistisch-überbiologischen Staatsdenkens. Wir sehen uns nach Gütern um, die

vor bzw. über aller Souveränität liegen, denen also auch der souveräne Staat zu dienen hat. Wir kämpfen um eine Instanz, die Souveränitätskonflikte regeln bzw. zwangsmäßig aus der Welt schaffen kann. Die Frage nach der Hoheit und verpflichtenden Macht dieser Instanz läßt uns nicht mehr los. Kurz, wir streben nach der Ueberwindung der Anarchie des „bewaffneten Friedens" und des nationalistischen Gegensatzdenkens. Und wir hoffen, daß die in dem europäischen Völkerwirrwarr wieder entdeckte abendländische Idee und Einheit angesichts der Bedrohung durch erwachende bzw. übermächtige Zuschauerkontinente von selbst ein neues in sich ruhendes (d. h. nicht agressives) national-europäisches Bewußtsein mit neuem Inhalt, neuen Aufgaben auslöst, das seiner Verantwortung gegenüber der Menschheit stets eingedenk ist.

Dann erst kann das Nationale seinen tiefen Sinn: Darlebung seines eigenen kraftvoll entfalteten Lebens und Dienst am höheren Ganzen erfüllen. Und erreicht gleichzeitig seinen höchsten Ertrag, indem es, von Frieden und Gerechtigkeit umhegt, seines Tages Aufgaben erfolgreich nachgehen kann.

So erscheint das Nationale denn hinlänglich geklärt und durch die Beziehung auf eine übernationale Güterwelt (d. h. letzlich auf Gott) vor Vergötzung sichergestellt. Es darf, an seinen richtigen Ort gestellt und in der richtigen Weise verstanden, den vollen Anspruch erheben, daß ihm der ihm eigentümliche Seinswert, das ihm notwendige Lebensrecht gelassen werden. Der Katholik braucht das Nationale weder zu entdecken noch zu begründen. Er hat es vor aller grundsätzlichen Ueberlegung als sittliches Gebot der Heimatliebe und der pflichtmäßigen, tief innerlichen Treue gegenüber seinem Volke und dessen Staat. Anationalismus und Internationalismus sind, soweit sie dem Nationalen innewohnende eigengesetzliche Seinsweise und Baukraft und die daraus sich ergebenden Pflichten leugnen, sündhafte Verkennungen eines naturnotwendigen, also gottgegebenen Bestandes. An diesem moraltheologisch bedeutsamen Punkte wird sichtbar, warum der Katholik in aller geschichtlichen und seinsmäßigen Tiefenerstreckung „konservativ" ist. Dagegen steht er allem Wechsel der Umkleidung des Nationalen, ohne ihn revolutionär heraufbeschwören zu dürfen, innerlich freier und beweglicher gegenüber. Das kann die Gefahr mit sich bringen, daß in bewegten Zeiten der Uebergang von einer Form zur anderen allzu rasch und hemmungslos geschieht, daß zu wenig Geduld da ist, die Treue und Ehrfurcht verletzt, die Tradition mißachtet wird. Andererseits kann aber der Katholik auch dank dieser Verwurzelung der Urgewalt der Triebe, die gerade in nationalistischen Gegen- und Rückwärtsbewegungen alles dämonisierend und fanatisierend zum Durchbruch kommen und denen der metaphysisch nicht fest Verankerte so rasch erliegt, leichter und nachhaltiger widerstehen. (Daß dies nicht immer der Fall ist, dessen muß man sich schmerzlich bewußt bleiben.)

Wenn der Katholik so in der rechten Weise zum Nationalen steht, schlägt er zwischen der Mißachtung von der einen und der Ueberschätzung von der andern Seite den goldenen Mittelweg ein."

Aus der Erkenntnis nun, daß die nationale Güterwelt gottgegeben und darum im Gewissen verpflichtend sei, erwächst die besondere Aufgabe, gerade der ringenden Jugend den Blick für den

ihr obliegenden Dienst an dieser Güterwelt zu schärfen; und da scheinen mir nun die Worte besonders unterstreichenswert, mit denen Platz der heutigen Sprachverwilderung entgegenzuwirken bestrebt ist. Auch diese kurze Auslassung mag daher hier noch folgen:

„Das wichtigste nationale Gut, das wir Deutsche haben, ist unsere Sprache. Wie haben die Romantiker sie geliebt und verjüngt „im Brunnen der ewigen Jugend, in der Betrachtung der alten Denkmale!" (Görres.) Mit ihr ist unser Innerstes verwachsen, an ihr unser Bestes erwachsen. Jeder zehrt von dem, was die Ahnen uns an Sprachgut und Sprachgeist überkommen haben. Wie lange noch? Ist nicht heute gerade das Sprachliche durch das Seelenlose unserer Art und das Gedankenlose unseres Tuns in seiner ruhigen Durchbildung und zuchtvollen Meisterung aufs schwerste bedroht? Hat hier nicht die Jugendbewegung die Not lebendig erspürt und zu beheben gesucht? Haben wir nicht auch in dieser Richtung einen großen Teil unserer Antriebe von ihr erhalten? Spüren wir es heute nicht täglich, die wir zum Lesen verurteilt und zum Vergleichen gedrängt sind, wie schlimm es um die Verwilderung des Stils, um die Entwertung der Worte bestellt ist? Und gilt es da nicht, auf alle verborgenen Quellen hinzuweisen, an denen sich unser in Verwirrung geratener Sprachgeist bilden und so sich bildend der Sprache als Gut dienen kann?

Ehrfurcht vor der Sprache als der wichtigsten Form, in der das Nationale sich darlebt; Bewußtsein der Verantwortung, die jeder Sprechende und Schreibende haben muß, Sinn für die Bedeutsamkeit des Stiles und der Rhetorik, auch für die Deutschen, die sie oft entbehren und durch Kraft ersetzen zu können glauben, all das ist als Dienst am nationalen Sprachgut gerade auch von uns Katholiken immer wieder in den Vordergrund zu stellen. Wenn wir auch durch Gotik, Barock und Romantik hindurchgegangen sind, wir haben doch noch mehr von der altabendländischen Formtradition in uns. Wir müßten uns nur der Aufgaben bewußter werden, die sich für uns, gerade auch im Interesse der deutschen Selbstbegrenzung durch sprachliche Zucht, aus diesem Erbe ergeben."

III.

Vor beinahe sechs Jahren hat in diesen Heften ein Vorkämpfer der Parapsychologie und ihrer wissenschaftlichen Geltung, Gustav Zeller, über „Okkultismus und deutsche Wissenschaft" geschrieben (Juliheft 1921), und aus der Annahme eines wissenschaftlichen Okkultismus die folgenschwerste Umwandlung unsres ganzen Weltbildes abgeleitet: „Alle einzelnen Zweige der Wissenschaft werden bis in ihre Grundlagen umgestaltet werden, wie dies schon durch die Einsteinsche Theorie angebahnt ist. Die Naturwissenschaft, die bisher das Vorhandensein des Geistes als selbständigen, gestaltenden Faktors bestritt, wird diesen als die Spitze der Pyramide des Weltgeschehens anerkennen müssen. Die Anschauung von der Starrheit von Atom und Element muß fallen und an ihre Stelle die Theorie der Umwandlung von Materie in Energie, ja von Geist (Gedanken) in Materie und Energie treten." Hiermit ist fraglos die Kernfrage berührt, und es wird

daher nicht überraschen, wenn aus dem Kreise der Parapsychologie immer wieder versucht wird, eine eindeutige, schlechthin unabweisbare Antwort zu finden. Im vorletzten und letzten Heft der hier bereits erwähnten „Zeitschrift für Parapsychologie“ (November und Dezember 1926. Verlag Oswald Mutze, Leipzig) verbreitet sich Dr. Joh. Marcinowski über dieses Thema („Der Okkultismus als Weltanschauungsproblem“), das nach dem wegweisenden Vorgange Dr. Geleys sich nicht mit Einzellösungen begnügen soll, für das er vielmehr eine Gesamtlösung beizubringen hofft, die damit zugleich alle Teilprobleme klärt — ein gewaltiges Unterfangen, das freilich für die meisten an Ernst und Schwere verliert, sobald sie hören, daß sich dem kühnen Forscher das „Rätsel des Seins und des mit ihm zugleich unzertrennlich gegebenen Daseins“ in der „Schwingungslebendigkeit flutenden Od-Stroms im All“ löst!

Von diesen Ausführungen, deren stürmende Gläubigkeit selbst der Schriftleitung eine vorsichtig einschränkende Anmerkung geboten erscheinen ließen, stechen die sorgfältig abgewogenen Darlegungen scharf ab, die der Leipziger Philosoph und gegenwärtige Inhaber der Karl-Schurz-Professur in Madison Hans Driesch bei Uebernahme der Präsidentschaft der Society for Psychical Research am 18. März 1926 in London seiner Antrittsrede zugrunde legte. Die Tageszeitungen haben damals von dieser Tatsache Kenntnis gegeben; nun findet sich die Rede selbst im Oktoberheft der „Zeitschrift für Parapsychologie“ und erweist sich grundsätzlich so bemerkenswert, daß auch hier einige besonders markante Abschnitte folgen mögen: Driesch steht der Parapsychologie durchaus positiv gegenüber, aber gerade deshalb läßt er auch bei dem Versuch, über ihre wirklichen Resultate zu berichten, keinen Augenblick die Voraussetzungen jeder Wissenschaft außer acht: strengste Wahrheitsliebe, der nur peinlich genaue Beobachtung die Schritte lenken darf. So scheut er sich nicht, am Schlusse seiner Ermittlungen die Parapsychologie als noch im Kindheitszustand befindlich zu bezeichnen, eines freilich gesunden Kindes, das eine gute Entwicklung zum kräftigen Manne erhoffen lasse. Sind aber nicht gerade Drieschs freimütige Erklärungen nicht auch ein Fragezeichen hinter jener Erwartung?

„Ich beginne mit der physischen oder besser psychophysischen Seite der Parapsychologie worunter ich Telekinese, Levitation und Materialisation, sofern sie in Kontinuität mit dem Leibe einer lebenden Person auftritt, verstehe — um zunächst Materialisationen ohne solche Kontinuität, sogenannten Spuk, Apporte und Aehnliches auszuschließen.

Manche von Ihnen wissen wahrscheinlich, daß ich das Leben vitalistisch auffasse. In der Tat glaube ich bewiesen zu haben, durch Ausschluß des Gegenteils, daß die mechanistische, d. h. die summenhafte Auffassung des Lebens die Tatsachen der Embryologie, der Vererbung und der organischen Bewegung nicht erklären kann. Das alles ist in meiner „Philosophie des Organischen“ eingehend auseinandergesetzt.

Der Organismus ist sicherlich ein materielles System, d. h. ein System, welches aus dem besteht, was wir Materie nennen und was soundso viele Kilogramm wiegt. Aber ein materielles System ist nicht ohne weiteres ein mechanisches, das heißt: alles, was

an einem materiellen System geschieht, braucht nicht notwendigerweise in die Begriffe der Physik oder Chemie, oder, kurz gesagt, der Mechanik einzugehen und ist in der Tat nicht durch diese Begriffe erfaßbar, sobald das in Rede stehende materielle System von der organischen Art ist. Eben das zeigen meine vitalistischen „Beweise".

Gewiß betätigen sich die Kräfte der Materie im Lebendigen. Aber etwas anderes kommt dazu und „leitet", um es in Kürze so auszudrücken, die materiellen Kräfte, ohne den Betrag an Energie im System zu verändern. Diesem ganzmachenden, nichtmateriellen, seelenartigen Etwas habe ich den aristotelischen Namen Entelechie gegeben, mir wohl bewußt, daß ich mit diesem Worte nicht ganz dasselbe meine wie der große griechische Denker.

Wir können sagen, daß Entelechie die Bewegung der Materie kontrolliert. Und es ist nun sehr wichtig, für das Folgende wohl zu beachten, daß die entelechiale Kontrolle der unbelebten Materie stets ihren Anfang und ihr Ende hat. Das erste geschieht bei der sogenannten Assimilation, das zweite bei deren Gegenstück.

Nachdem wir nun auf dem Boden der eigentlichen Biologie die Begriffe eines Anfanges und eines Endes der entelechialen Kontrolle aufgestellt haben, bemerken wir sogleich, daß alle physischen Phänomene der Parapsychologie, soweit sie in Kontinuität mit dem Leibe einer lebenden Person stehen, unter sie fallen. Bisher unkontrollierte Materie beginnt kontrolliert zu werden, wo immer eine Telekinese, Levitation oder Materialisation auftritt, und hört auf kontrolliert zu werden mit ihrem Verschwinden. Der einzige Unterschied zwischen der normalvitalistischen und der parapsychologischen Kontrolle bezieht sich auf den Umfang oder Bereich des Kontrollierens; dieser Bereich ist im zweiten Falle viel ausgedehnter als im ersten. Aber in gewissem Sinne ist für den Vitalisten Embryologie bereits Materialisation. Denken Sie an jenen kleinen materiellen Körper, welchen wir ein „Ei" nennen, und denken Sie an den ungeheuren so zusammengesetzten materiellen Körper, etwa eines Elefanten, der aus ihm hervorgeht. Hier haben wir einen Strom von Materialisationen geradezu vor unseren Augen, sich verwirklichend im Wege der Assimilation, d. h. im Wege eines fortdauernden Umsichgreifens entelechialer Kontrolle.

Ich sagte bereits, daß die Entelechie Materie kontrolliert, ohne dabei den Energiebetrag in dem kontrollierten System zu verändern. Jedenfalls können wir den Vitalismus auf diese Weise auffassen. Die Tätigkeit der Entelechie wäre demnach eine bloß ordnende; sie „schafft" nichts, weder Energie noch Materie.

Aber gilt das nicht auch von der Parapsychologie? Materie ist überall; und wir brauchen bloß anzunehmen, daß bei Levitation, Materialisation usw., falls diese Phänomene in Kontinuität mit dem Leibe einer lebenden Person auftreten, schon existierende Materie geordnet wird. Wir brauchen hier den Begriff der „Schöpfung" nicht. Nur der Bereich der ordnenden Kraft ist erweitert, und verbunden ist damit die Erweiterung des Bereiches der Kontrolle überhaupt, wie oben ausgeführt wurde. Denn kontrollieren heißt ordnen. Alle jene physischen Phänomene der Parapsychologie erscheinen so als eine Art Uebervitalismus, haben aber

nichts mehr in sich, was den Phänomenen der wohl gegründeten Wissenschaft ganz und gar fremd wäre.

Nun ist freilich die Verwandtschaft zwischen dem abnormen und dem normalen, soweit wir sie bis jetzt studiert haben, nur eine solche im Rahmen des allerallgemeinsten Geschehenstypus. Denn wir haben bisher nur von Kontrolle, ihrem Anfang und Ende, und von Ordnen geredet. Wenn wir aber nun noch tiefer in die Dinge blicken, enthüllt sich uns die noch engere Verwandtschaft zwischen der Parapsychophysik und dem Normalen:

In der Embryologie werden gleichsam angeborene Ideen in materielle Existenz übergeführt. Könnten nicht auch erworbene Ideen dasselbe Schicksal haben? Man möchte sagen, daß solches schon bei der Regeneration und Anpassung statthabe, insofern als diese Geschehnisse einen besonderen Affektionszustand der Entelechie zu ihrer Grundlage haben und nicht Entelechie als Ganzes. Aber wir kennen noch andere Erscheinungen, bei denen der Begriff der „erworbenen" Idee aufs klarste ins Spiel tritt.

Ich denke an die wohlbekannten psychologischen Wirkungen der Suggestion und der Autosuggestion. Entzündungen können durch die bloße Vorstellung von ihnen erzeugt werden, und alle möglichen Arten physiologischer Prozesse lassen sich in ähnlicher Weise beeinflussen. Aus logischen und methodologischen Gründen möchte ich freilich nicht sagen, daß die Vorstellung als „Vorstellung" oder daß mein bewußter Besitz der Vorstellung als bewußter Besitz hier der wirkende Faktor ist. Denn Bewußtsein ist, wie ich meine, nicht von dynamischer Natur, sondern ein bloßes Anzeigen eines besonderen Zustandes jenes unbewußten oder besser überbewußten Etwas, welches „meine Seele" heißt, oder von gewissen sogenannten unterbewußten Konstellationen in dieser Seele. Auf alle Fälle dürfen wir aber sagen, daß bei den Effekten der Suggestion eine unmittelbare psychophysische Wirkung von bestimmten seelischen Zuständen ausgeht, welche sicherlich nicht von der angeborenen, sondern von der erworbenen Art sind.

Wir brauchen nun wieder bloß den Gültigkeitsbereich dieser Art von psychophysischer Wirkung zu erweitern, um die in Rede stehenden parapsychischen Phänomene zu „verstehen", d. h. um sie als etwas zu erkennen, was uns grundsätzlich schon bekannt ist. Solches aber ist sicherlich eine der Bedeutungen des vieldeutigen Wortes „verstehen".

Das Neue bei Materialisationen und ähnlichem besteht lediglich in dem eigentlichen Formcharakter der Wirkung erworbener Seelenzustände, angezeigt durch spezifische Vorstellungen, und weiter darin, daß der Bereich der Wirkung sich weiter erstreckt, obschon in Kontinuität mit dem Körper des Mediums."

„Was wir imstande waren bei der Annahme eines erweiterten Bereiches des Wirkens bekannter Kräfte einigermaßen zu verstehen, bezog sich nur auf solche parapsychophysischen Phänomene, welche in Kontinuität mit dem Leibe einer lebenden Person auftreten. Die große Frage ist nun, ob es nicht auch physische Phänomene von anderer Art gibt, also, kurz gesagt, diskontinuierliche Phänomene.

Spuk, Poltergeister, Apporte würden hierher gehören und ebenso alle Arten von „Erscheinungen", welche ohne Kontinuität mit dem Körper eines Mediums auftreten und doch nicht nur in

telepathischen Halluzinationen, seien sie individueller oder kollektiver Art, bestehen.

Die Hauptfrage ist natürlich, ob es alle diese Dinge gibt. Crawford, Schrenck, Geley haben nichts Derartiges beobachtet. Alle ihre Levitationen und Materialisationen geschahen in Kontinuität oder wenigstens möglicher Kontinuität mit einem lebendigen Leibe, und dasselbe scheint der Fall zu sein bei denjenigen wenigen Fällen von „Spuk", welche wahrhaft wissenschaftlich untersucht sind. Aber der Forscher darf niemals „niemals" sagen, und wir wollen daher im Rahmen dieser unserer rein theoretischen Erörterung annehmen, daß jene so oft behaupteten Phänomene Tatsachen sind.

Wenn sie es sind, so hilft uns nun unser Uebervitalismus hier nichts. Wir müssen das Gebiet eines Uebervitalismus höheren Grades betreten. Die Brücke als eigentliche Brücke ist zerfallen.

Der Grund dafür, daß die meisten heute die Kontinuitätsphänomene soviel leichter anzunehmen geneigt sind als ihr Gegenstück, scheint mir geradezu darin zu liegen, daß wir zur Erklärung jener Phänomene lediglich den Geltungsbereich bekannter Kräfte zu erweitern brauchen, während das angesichts der diskontinuierlichen Phänomene nicht möglich ist...

Was denn können wir selbst nun an Positivem zur Erklärung der psychischen parapsychologischen Phänomene darbieten? Wie können wir diese Phänomene wohlbekannten wissenschaftlichen Tatsachen angliedern, was zu tun uns auf dem Felde der Parapsychophysik gelang? Können wir auch jetzt vielleicht eine „Brücke" errichten, welche uns in das neue Land der Parapsychologie hinüberführt?

Mir scheint nun, daß die eigentlichen Grundsteine einer solchen Brücke bereits durch den Zusammenbruch der Assoziationspsychologie gegeben sind. Die moderne Normalpsychologie bereits, welche mit dem Begriffe der „Gestalt" und mit richtenden psychischen Kräften arbeitet, tritt hier auf den Plan, und erst recht die moderne Lehre von den Komplexen, von Unter- und Nebenbewußtsein. Das bloß Summenhafte, alle Analogie zur Mechanik ist hier ebenso aufgegeben wie die Mechanik im Rahmen der Biologie aufgegeben ist.

Aber zu einer Erklärung brauchen wir freilich noch mehr.

Da will ich nun an erster Stelle sagen, daß ich zugebe, es bestehe eine gewisse Verwandtschaft zwischen Telepathie und Gedankenlesen, und daß mir auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Hellsehen in die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft und in mikroskopische Verhältnisse obzuwalten scheint. Aber die zweite Gruppe von Tatsachen ist meiner Meinung nicht auf die erste zurückführbar, also Hellsehen in seinen verschiedenen Formen nicht auf Telepathie und Gedankenlesen. Wir brauchen daher zwei verschiedene Erklärungsarten, je eine für jede der großen Gruppen. So liegen jedenfalls heute die Dinge, womit wir freilich nicht a priori leugnen wollen, daß in einer Zukunft, die aber gewiß nicht sehr nahe liegt, alle parapsychischen Phänomene auf der Grundlage eines Erklärungsprinzipes verstanden werden möchten. . . .

Es ist eine gut begründete metaphysische Lehre, daß alle Iche und Seelen und Entelechien im letzten Grunde Eines sind. „Das Geistige" ist ein Teil der metaphysischen Wirklichkeit, obschon das Eine unter gewissen Umständen als Vieles auftreten kann. Lassen Sie mich einige Ergebnisse meiner eigenen embryologischen Forschungen hier kurz erwähnen: Ein Ei kann zwei oder vier Organismen und Seelen erzeugen, wenn man die Furchungszellen voneinander trennt; und zwei Eier können einen Organismus und eine Seele ergeben. Können Seelen sich teilen und verschmelzen? Würde es nicht entsprechender sein zu sagen, daß Einheit und Vielheit in diesen Fällen von den materiellen Bedingungen abhängen, und daß sie beide ihre letzte Wurzel in dem Einen haben? Und nicht auf die Embryologie allein gründet sich die Lehre von der geistigen Einheit. Das moralische Bewußtsein und noch manches andere in unserem Seelenleben ist schwer verständlich ohne die Annahme, daß alles, was geistig und ganz in der Welt ist, das Eine zu seiner letzten Grundlage hat.

Es scheint mir nun, daß die Annahme des Einen uns die Mittel gibt, wenigstens einiges an der Telepathie und ihrem Verwandten, dem Gedankenlesen, zu verstehen. Mit Hilfe des Einen möchte es geschehen, unter gewissen zur Zeit noch unbekannten Umständen, daß einer von den vielen einem anderen seine bewußten Gegenstände mitteilt.

Wir kennen die Phänomene der Bewußtseinsspaltung, die so vorzüglich von Janet, Binet und den beiden Prince studiert sind. Hier sind zwei oder mehr Iche mit einer Seele verknüpft; und sie haben ein wechselseitiges Wissen um ihre bewußten Inhalte, obschon in der Form, als ob das andere Ich ein Fremder wäre. Das mag man auch als eine Analogie zu Gedankenlesen und Telepathie auffassen.

William James scheint unsere Phänomene in ähnlicher Weise aufgefaßt zu haben. —

Viel schwieriger als Telepathie und Gedankenlesen ist das Hellsehen zu verstehen, um von der Prophetie zunächst noch zu schweigen.

Hier könnten wir vielleicht sagen, daß Wissen im Bereiche des Wirklichen eine Urbeziehung ist, und daß aller besondere Erwerb von Erfahrung sich in diesem allgemeinen Rahmen „Wissen" abspielt. Und es existiert sogar noch mehr als bloßes Wissen in ganz ursprünglicher Form: alle unsere Kenntnis von dem sogenannten a priori-Typus ist ja bereits besondere Kenntnis. Wir dürfen sagen, daß die Subjektteile der Wirklichkeit im ursprünglichen Besitze des allgemeinen Ordnungstypus der Wirklichkeit überhaupt seien. Und alle mit sogenannten Instinkten begabten Tiere scheinen noch viel mehr an spezifischem Wissen in angeborener Form zu besitzen.

Könnte Hellsehen nicht eine bloße Erweiterung solches angeborenen Wissens mit Rücksicht auf Besonderheiten sein?

Leibniz hat seine Monade einen „Spiegel des Universums" genannt. Sie weiß nach ihm alles aus sich allein heraus, obschon meistens in der Form einer petite perception, d. h. unter der Bewußtseinsschwelle. Alle sogenannte psychophysische Wechselwirkung ist nach Leibniz nur Schein. Der Hellseher wäre also viel-

leicht ein solcher teilweiser „Spiegel des Universums", begabt mit einer abnorm niedrigen Bewußtseinsschwelle.

Aber ich übersehe freilich eine große Schwierigkeit der Spiegelhypothese nicht. Warum haben wir unsere Sinnesorgane, warum müssen wir lernen und Erfahrung machen, wenn wir im letzten Grunde alle Hellseher sind?

Hier könnte man freilich mit der Antwort kommen, daß in der tiefsten Hypnose das Ich alles zu erinnern scheint, was ihm jemals zugestoßen ist, während das normale Ich bekanntlich so vieles „vergessen" hat. Da möchte man auch fragen: Warum gibt es Vergessen, wenn vollständige Erinnerung existieren kann? Denn wir wissen ja eben, daß sie es kann. Der bewußte Zustand scheint hier geradezu ein Hindernis für die Aeußerung der Fähigkeiten des hypnotischen Zustandes zu sein.

Könnte er nicht auch ein Hindernis sein für unsere angeborenen hellseherischen Fähigkeiten? Aber warum gibt es dann den bewußten Zustand überhaupt, wenn er nur Hindernisse bedeutet? Sollen wir uns hier etwa Bergson anschließen, wenn er sagt, daß die Beschränkungen des Bewußtseins in bezug auf Gedächtnis und „Spiegelung" eine Anpassung bedeuten, weil nämlich ein vollendetes Gedächtnis und vollendetes Hellsehen uns ungeeignet zum Leben machen würden, indem sie uns mit zu vielen Daten überschütteten?

Ich gestehe offen, daß ich keine Antwort auf diese Frage weiß, und daß der Gegensatz zwischen dem Allgedächtnis in der Hypnose und dem sehr armseligen Gedächtnis des bewußten Ich eines der größten Probleme für mich ist...

Wir kommen schließlich zum Spiritismus, welcher sicherlich eine legitime, d. h. eine logisch-mögliche Hypothese darstellt. Denn seine Annahmen enthalten keinen Widerspruch in sich.

William James hat bekanntlich zugegeben, daß die Piper-Phänomene allerdings durch Telepathie und Gedankenlesen erklärt werden könnten, daß aber die spiritistische Hypothese sie in weniger gekünstelter und sozusagen natürlicherer Weise erklären würde. Er fügt bei, daß er aus allgemein-methodischen Gründen es vorzöge, einstweilen noch mit Telepathie hier zu arbeiten, und das ist sicherlich ein gesundes Prinzip theoretischer Methodik, denn entia non sunt creanda praeter necessitatem.

Könnte es aber nicht sein, daß angesichts jüngster Forschungen die Notwendigkeit neue entia, nämlich die Geister, einzuführen einmal zwingend werden könnte?

Drei Gruppen von Phänomenen pflegen zugunsten des Spiritismus angeführt zu werden: Die Kreuzkorrespondenzen und alles, was sich auf literarische und persönliche Besonderheiten eines angeblich Verstorbenen bezieht. Von diesen scheinen mir die persönlichen Besonderheiten, welche die literarischen in gewissem Grade einschließen, die bedeutsamsten zu sein. Wir könnten freilich auch hier mit Telepathie und Gedankenlesen arbeiten. Aber dann müssen wir zweierlei annehmen: erstens, daß das Gedankenlesen auswählend ist, und zweitens, daß es gelenkt wird von einer gewissen Ganzheit, welche dem Medium nicht bekannt ist, nämlich durch die Vorstellung des persönlichen Charakters eines Verstorbenen. Man mag annehmen, daß auch diese Vorstellung von

den Beisitzern kommt, daß sie dem Unterbewußtsein des Mediums telepathisch eingepflanzt wird, und daß dieses sich dann ihr entsprechend benimmt, so wie ein Hypnotisierter bekanntlich infolge einer Suggestion fähig ist, ein Kind oder einen Hund oder Napoleon zu „spielen". Aber zweifelsohne ist diese Erklärung sehr künstlich und zusammengesetzt, zumal was die Auswahl der Besonderheiten anlangt. Und ein weiterer Vorteil des Spiritismus ist es natürlich, daß er zugleich fähig ist, diejenigen physischen Phänomene zu erklären, welche ohne Kontinuität mit dem Leibe einer lebenden Person auftreten und oben von uns erwähnt worden sind.

Aber für zwingend halte ich die Annahme der spiritistischen Lehre freilich noch nicht.

Was sollen wir denn nun über die spiritistische Hypothese in strengem Sinne, welche die persönliche Unsterblichkeit einschließt, sagen. Die einzig mögliche Antwort scheint mir diese zu sein: Wir wissen heute nichts Sicheres, wir werden vielleicht einmal in Zukunft etwas Bestimmtes in wissenschaftlicher Form wissen; das aber ist sicher, daß jeder von uns persönlich einmal ein Wissen über diesen Gegenstand in der Zukunft erlangen wird — wenn es dann überhaupt etwas zu „wissen" gibt." —

IV.

Ueber den „serbischen Bismarck", wie man Nikola Paschitsch immer wieder nennen hörte, wird der Historiker noch viel zu sagen haben. Die knappe Orientierungsskizze, die sich im ersten Teil der an schöpferischen Gesichtspunkten sonst keineswegs armen „Weltgeschichte der neuesten Zeit", findet, die Professor Paul Herre mit einem Stabe erster Fachkenner im Verlag Ullstein herausgegeben hat, betrachtet das Problem vielleicht doch zu ausschließlich von der österreichischen Seite; Paschitschs künftiger Biograph wird, wenn sich das Bild von der Bismarckischen Leistung seines Helden bewahrheiten soll, gerade zu zeigen haben, daß Nikola Paschitsch keineswegs sich politisch bloß in der Defensive gehalten hat. Aber freilich müssen zuvor erst die Unterlagen geschaffen werden. Inzwischen soll nicht ungehört verhallen, was der Belgrader Professor Velimir Bajkic über Paschitsch den Menschen im letzten „Oesterreichischen Volkswirt" zu sagen wußte:

„Wenn ich seine persönlichen Eigenschaften in einem Wort zusammenfassen sollte, so würde ich sagen, daß er der rationalisierteste Mensch war. Ein Mensch, ohne menschliche Schwäche, dem fast alles Menschliche fremd war.

Altklug war er in seiner frühesten Jugend. Obwohl er erst nach dem vierzigsten Lebensjahr (auch dabei kein Schwärmer) heiratete, wußte man ihm kein einziges Abenteuer, keine zarte Erinnerung nachzusagen. Auch seiner vertrautesten Umgebung schien er, der später der zärtlichste Ehemann und Vater war, Liebesregungen unzugänglich. Im Essen und Trinken war er unheimlich mäßig. Alkohol hat er überhaupt nie genossen, in seinen 82 Jahren war er kein einzigesmal angeheitert, im Essen war er stets Anhänger der naturgemäßen Lebensweise. Seine Bescheidenheit war, wenn auch nicht seiner Bedürfnislosigkeit gleich, so auf alle Fälle eine Eigenschaft, die ihn nie verlassen hat. Er war in allem programmgemäß, rationalisiert. Man kann nicht einmal

sagen, daß ihn diese „rationalisierte" Lebensweise Ueberwindung gekostet hätte, sie entsprach seiner Natur. Nichts konnte ihn aus diesem Gleichgewicht bringen. Und er hat ein bewegtes Leben gelebt, er hatte äußerst schwere Stunden, aber er kannte auch die des höchsten Erfolges. In jenen konnte er die Niedergeschlagenheit nicht immer verbergen, in den glücklichen hat ihn nie der Jubel mitgerissen. In seinem Leben fehlten nicht die Augenblicke größerer Mehrung seines Vermögens. Aber sie haben ihn nicht einmal einer üppigen Mahlzeit verleitet.

Sein Gesicht war eine Maske, aber keine seelenlose. Immer war es gleich. Nie hat er laut aufgelacht, nie gejammert. Alles spielte sich in seinem Innern ab, ohne daß der Spiegel der Seele, die Augen, das geringste verrieten. Sein Gesicht war die verkörperte Güte. Im Umgang mit Menschen war er freundlich, milde, zu Zeiten vielleicht sogar ein wenig untertänig. Nie hat er ein Schimpfwort ausgesprochen, auch nicht gegen Dienstpersonen. Niemand hat ihn aufgebracht gesehen. Wie eine Maschine leistete er täglich seine Arbeit. Sein Schweigen war sprichwörtlich. Er hat es nie in seinem Leben fertiggebracht, schön zu reden oder zu schreiben, er hat sich aber viel Mühe gegeben, diesen Mangel zu beheben. Nie in seinem Leben hat er jemand schlechtgemacht; üble Nachrede, auch in leichtester Form, hat er nie geführt.

Am eigentümlichsten sind zwei seiner Eigenschaften, die ihn in den Augen seiner Umgebung fast zum Wunder gemacht haben: die völlige Unempfindlichkeit gegen Beleidigungen und das Fehlen jeglichen Haßgefühles. In den in der öffentlichen Gesittung ein wenig zurückgebliebenen, aber doch mit der Preßfreiheit ausgestatteten Ländern versteht man es bekanntlich, kräftig zu schimpfen. Keiner war so oft das Ziel wie Paschitsch. Man hat ihm Dinge gesagt, zu deren Abwehr ein Westeuropäer unter Umständen das Leben einsetzt. Paschitsch hat auch bei der gröbsten Beleidigung seine gütige Ruhe bewahrt; oft ist er an den Beleidiger herangetreten, um ihm ein paar freundliche Worte zu sagen. Die Anwesenden waren oft bei solchen Auftritten sprachlos. Er hat wirklich niemand gehaßt, niemand ist von ihm beleidigt oder verfolgt worden. Seine Gegner hat er gewiß unbarmherzig aus dem Wege geräumt, das ist aber in der Politik unvermeidlich. Anläßlich des Zollkrieges mit Oesterreich-Ungarn (1906) eröffnete gegen ihn der damalige Berichterstatter der „Neuen Freien Presse", der gegenwärtige Gesandte in Rom, Balugdjitch, einen wütenden Feldzug. Ein paar Jahre später wurde er auf Vorschlag Paschitsch' zum Generalkonsul, später zum Gesandten, ernannt und er erfreute sich seit Jahren der besten Freundschaft Paschitsch'.

Sprichwörtlich war seine Geduld. Nichts hat ihn aus der Fassung bringen können, auch nicht der blödeste Schwätzer. Das hängt wohl mit seinen unheimlich gesunden Nerven zusammen, die er seiner körperlichen Gesundheit verdankte. Der Mann, der unzähligemale den Kranken, ja sogar den dem Tode Geweihten gespielt hat, der sich stets für älter ausgegeben hat, als er war, ist nie in seinem Leben unpäßlich gewesen.

Paschitsch besaß alle Eigenschaften, die ihn im Mittelalter zur Heiligsprechung befähigt hätten — vorausgesetzt, daß er der Politik ferngestanden hätte." Aber hier beginnt ein anderes Kapitel, worüber Bände geschrieben werden. Walter Heynen.

Besprechungen

Literatur

Victor Klemperer, Geschichte der französischen Literatur in fünf Bänden. Band V: Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. Erster Teil: Die Romantik. Leipzig und Berlin 1925, B. G. Teubner. 288 S. Groß 8°.

An deutsch geschriebenen Geschichten der französischen Literatur herrscht ein erstaunlicher Mangel; der sehr fragwürdige „Grundriß" von H. P. Junker (1889, [7]1912), die gründliche aber wenig lebendige Darstellung von H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld (1900, [2]1913) sind so ziemlich unser ganzes Besitztum. Nimmt man hinzu, daß im letzten Jahrzehnt Begriff, Methode und Sinn der Literaturwissenschaft überhaupt, dann aber auch unsere geistige Einstellung zu Frankreich einen revolutionären Umsturz erfahren haben, so erscheint eine neue Würdigung des französischen Schrifttums als ein Unternehmen von unerläßlicher Notwendigkeit.

V. Klemperer, den Freunden romanischer Literaturen durch manches tüchtige Buch und durch zahlreiche geistvolle Aufsätze als guter Sachkenner und vortrefflicher Schriftsteller wert, hat die schwere Last auf seine kräftigen Schultern genommen, von denen er als erstes die Geschichte der französischen Romantik vor uns abladet.

Vielleicht wird mancher darob stutzig werden, daß das große Werk an einem so willkürlichen Punkte beginnt (sachliche Gründe werden dafür nicht vorgebracht) — mißtrauische Leute mögen die bedenkliche Frage tun, wann und ob überhaupt je die fehlenden ersten vier Bände erscheinen werden — die näherliegende und vorläufig wichtigere Frage ist, ob und in welchem Maße das bereits Fertige gelungen ist.

Da wäre zunächst freudig festzustellen, daß Klemperers Werk als literarisch-schriftstellerische Leistung seine sämtlichen Vorgänger weit hinter sich läßt. In farbiger, lebhafter, rednerisch beschwingter Sprache, mit eindrucksvollen Antithesen, trägt er seinen Stoff vor, gliedert ihn geschickt und neuartig, vertieft ihn geistesgeschichtlich, bemüht sich, an Stelle einer ehemals üblichen Literaturgeschichte, eine Geschichte der Ideen zu setzen. Demgemäß liegt ihm nichts ferner als handbuchmäßige Vollständigkeit der Namen, Titeln und Zahlen, kurz alles, was „auf eine Verwechslung zwischen Literaturgeschichte und Lexikon hinausläuft" (S. 30, 149 f.). Ein Lehrbuch hat er nicht geschrieben.

Aber im strengen Sinne auch keine Ideengeschichte. Die müßte in der Aufziehung des Stoffs noch weiter gehen, als in diesem Buche geschieht, dessen einzelne Kapitel zwar allemal mit wertvollen ideellen Erörterungen einsetzen, dann jedoch meist in essayhafte Charakteristiken einzelner Autoren und Werke auslaufen, so daß die angestrebte Synthese oft in Einzelheiten zerbröckelt.

Diese innere Zwieheit spiegelt sich wieder in der (bei aller stilistischen Tadellosigkeit) uneinheitlichen Schreibart. Eine von so hoher Warte genommene, streng auswählende Darstellung müßte

mit vornehmster Zurückhaltung, müßte möglichst unpersönlich geschrieben sein; Klemperer aber gebraucht zu häufig ein Wort, das in synthetischen Schriften gar nie erscheinen dürfte, das Wörtchen „Ich". Es ist am Platze nur dort, wo der Schriftsteller seine Individualität einer anderen (oder der Welt) entgegensetzt: also in der Kritik (und in der Selbstdarstellung). In der Tat verfällt unser Autor nur zu oft aus der geruhigen Rede souveräner Geschichtserzählung und Geschichtsdeutung in den heftigeren Ton des Streits, der Polemik. Immer wieder reibt er sich an Lanson, Brandes, Strowski (Autoren, denen er übrigens stark verschuldet ist), und so richtig, geistreich, wertvoll auch seine Einwände meist sind, es wird mit ihnen der Stil der Rezension und der kritischen Untersuchung hybride dem so ganz andersartigen der Darstellung vermählt. Der Leser eines solchen Werks möchte nur die Hand seines Führers sehen, nicht auch andere Hände, die diesen führen.

In sachlicher Hinsicht gibt das (übrigens auf jeder Seite fesselnde) Buch einem doppelten Bedenken Raum. Klemperer faßt Literaturgeschichte auf als die Geschichte nationaler Ideale (S. 150[1]). Diese Auffassung schärft seinen Blick für das spezifisch Nationale in allem französischen Schrifttum, sie läßt ihn aber auch das Uebernationale, das sozusagen „Humanistische" darin stark unterschätzen, ja verkennen; und so arbeitet er gerade die (nach der Meinung anderer) höchsten Werte gar nicht heraus.

Aus dem vornehmlich, fast ausschließlich dem Gehalt des Schrifttums zugerichteten Interesse des Autors, ergibt sich dann aber auch eine viel zu weitgehende Bagatellisierung des Formalen. Zwar unterschreibe ich selber gern und mit beiden Händen Klemperers Satz, daß „eine für sich und ohne entsprechenden Inhalt bestehende Formvollendung gar kein Erzeugnis der Dichtung, sondern nur eines der Technik" (S. 273) sei — aber in die Literaturgeschichte gehört diese mindestens so gut wie die Ideen und Probleme des Gehalts. Geschichte der Dichtung ist wohl keineswegs identisch mit Geschichte der Form oder der Wortkunst, aber ohne diese doch gar nicht denkbar. Daß Klemperer den Formproblemen so gut wie keine Beachtung schenkt, fast nirgends Stilgeschichte oder Stilbeschreibung bietet, verleiht seinem Buche geradezu fragmentarischen Charakter. Es ist keine Frage, daß besonders französische Beurteiler ihm deswegen heftige Vorwürfe machen dürften.

Wer aber die französische Romantik nicht in erster Linie als Stilrevolution auffaßt, sondern von der Gehaltsseite her, geistesgeschichtlich, verstehen will, der mußte die Vorgeschichte romantischer Ideen, romantischen Wesens viel weiter zurückverfolgen, als es in diesem Buche geschieht. Klemperer, der sich so heiß bemüht, in der französischen Romantik möglichst viel „Französisches" und möglichst wenig „Romantisches" zu finden, haftet zu eng an dem zufälligen Geschichtsbegriff „französische Romantik", kümmert sich wenig um einen weiteren Generationen- und gar nicht um den Weltbegriff „Romantik" (vergl. R. Unger in den „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde", XXVI, S. 81 f.). Französische Romantik im engeren, im Schulsinne hat allerdings mit diesem letzteren und also auch mit deutscher Romantik kaum viel zu tun; ihr entspricht (wie auch von andern, z. B. von F. Strich in der Wölfflin-Festschrift gezeigt wurde), eher die jungdeutsche

Bewegung. Fast alle jene Strömungen, Strebungen, Ideale und Interessen aber, welche die deutsche Romantik des endenden 18. Jahrhunderts zu einem so verzweifelt komplexen Gebilde machen, finden gleichzeitig, ja zum Teil sogar früher schon ihre Entsprechung im französischen Schrifttum. Was der unvergeßliche Joseph Texte als „cosmopolitisme littéraire“ bezeichnet und beschrieben hat, was Paul van Tieghem „préromantisme“ nennt, müßte der Geschichtschreiber der französischen Romantik eben sowohl berücksichtigen, wie auf dem Gebiet deutscher Literaturgeschichte jeder Nachfolger Bynes, die Forschungen der Unger, Schneider, Nadler u. a. „Il est exagéré de dire“, schreibt der Franzose und gute Kenner der europäischen Romantik P. van Tieghem (Revue de synthèse historique XL, S. 119[1]), „que l'école romantique française n'a guère que le nom de commun avec l'école romantique allemande.“ — Will Klemperer päpstlicher sein als der Papst?

Prag. Jos. Körner.

Benjamin Constant: „Journal intime“. Deutsche Ausgabe im Verlag Kiepenheuer, Potsdam.

Benjamin Constant ist den Gebildeten Deutschlands kein Fremder mehr: sein ausgezeichneter kleiner Roman „Adolphe“ — eines der zerrissensten und wehmütigsten Bekenntnisbücher der Weltliteratur — ist in mehreren Uebersetzungen bei uns verbreitet. Viel weniger bekannt sind jedoch bis jetzt die autobiographischen Schriften des großen Psychologen, Romantikers, Politikers, Schriftstellers, Kritikers oder wie man Constant, den Geliebten der Frau von Staël und den Freund der Brüder Schlegel, sonst nennen will — das „Cahier rouge“ und das „Journal intime“, von welchem letzteren vor einigen Jahren eine wertvolle Uebertragung erschien.

Wenn sich Constant schon im „Adolphe“ als ein Meister der psychologischen Beobachtung und Selbstzergliederung erweist, der seiner Zeit weit vorauseilt und eigentlich das Hauptproblem Strindbergs — die Stellung des Mannes zwischen zwei Frauen — vorausnimmt, so tritt Constants eminenter psychologischer Blick in seinen intimen Aufzeichnungen vielleicht noch stärker hervor und verbreitet sich höchst reizvoll über eine Reihe zeitgemäßer Gegenstände. Constant erscheint in diesen intimen Aufzeichnungen durchaus als ein Wurzelloser, als ein Mensch, der in jeder Beziehung zwischen zwei Welten steht. Der Sohn der französischen, aber in der Westschweiz lebenden Familie, fühlt sich zwar ganz als Franzose — aber eine tiefe, lang andauernde Neigung zieht ihn zugleich zu Deutschland hin.

Aber Constant steht mit seinem ganz ungewöhnlich verfeinerten und zugleich verwickelten Seelenleben auch zwischen der Welt des 18. und der des 19. Jahrhunderts. An der Grenzscheide beider lebend, ist er Romantiker — doch das 18. Jahrhundert gab ihm zu seinem Romantizismus die gesellschaftliche Gewandtheit, den hohen Anspruch an Umgang und Gespräch, den scharfen Verstand mit — während ihm das kommende 19. Jahrhundert eine über die Romantik hinausgehende Gabe

seelischer Selbstzergliederung und einen tiefer als in der allgemeinen Weltschmerzstimmung gegründeten Pessimismus verlieh.

Echt romantisch ist es jedenfalls, wenn er von sich sagt: „Ich glaube nicht, daß es Menschen gibt, die — so wie ich — immer mehr für andere als für sich selbst empfinden müssen. Mitleid verfolgt mich geradezu." Und ebenso, wenn er sich darüber ausläßt, wie Empfindsamkeit und romantische Ironie in ihm kämpfen: „Man wirft mir vor, gefühllos zu sein. Das ist Unrecht, denn an Empfindsamkeit hat es mir nie gefehlt. Aber diese Empfindsamkeit ist reizbar; was andere so nennen, entspricht ihr niemals vollkommen, erscheint mir immer zu schwerfällig oder zu leichtfertig und stößt mich ab. Ich finde nichts Echtes und Tiefes darin, vielmehr nur ein verwerfliches Mittel, sich dem Schmerz zu entziehen. Mit einem Wort, meine Empfindsamkeit wird immer verletzt, wenn andere auf ihre Art gefühlvoll werden."

Wie ein Held Chateaubriands oder wie ein Bruder Werthers liebt er die Einsamkeit, und niemals verläßt ihn in seinem bewegten Leben eine dunkle Furcht vor unerwarteten Bosheiten des Schicksals.

Mit einem tiefen Skeptizismus spricht dieser Mann, der auf den Höhen des Lebens wandelt, über die innere Unzulänglichkeit allen irdischen Daseins, in dem alles, was gut ist, zugrunde gehe, das Rohe und Gefühllose dagegen bestehen bleibe.

Seine bittersten psychologischen Erfahrungen machte Constant wohl durch die Beziehungen zu Frau von Staël: von seinem jahrelangen Kampf mit seinen eigenen Schwächen und mit dem vulkanischen Mannweib geben diese Aufzeichnungen erschütternde Kunde.

Aber gerade durch sein jahrelanges Zusammenleben mit der Staël kam Constant mit den berühmtesten Vertretern der klassischen und romantischen deutschen Literatur in Berührung. Es ist auffallend, wie seine Beschäftigung mit der deutschen Literatur diejenige mit der französischen überwiegt; kaum, daß irgendwo der Name eines berühmten französischen Dichters überhaupt auftaucht.

Am nächsten trat Constant August Wilhelm von Schlegel, der die Staëlschen Kinder in Coppet erzog, und mit dem Constant infolgedessen lange Zeit zusammen lebte. August Wilhelm sowohl wie sein Bruder Friedrich werden wegen ihrer Eitelkeit sowie wegen ihrer „grotesken" philosophischen Ideen unerhört scharf kritisiert. So heißt es über August Wilhelm: „Er hat große literarische Kenntnisse, Geist, wenig Geschmack, Dünkel und wunderliche Ideen. . . Schlegel hat einen seltsamen Charakter: Fortwährende Beschäftigung mit sich selbst und übermäßige Verzagtheit . . . ein Literat, den ein Leben zwischen seinen vier Wänden schwach gemacht hat an Leib und Seele."

Friedrich Schlegel wird als kleiner, übermäßig dicker Mann mit spitzer Nase und honigsüß lächelndem Munde geschildert. Wenn er zuhört, bekommt er ein merkwürdig eisiges Aussehen und seine Grundsätze werden als ebenso ungereimt wie die seines Bruders bezeichnet.

Auch Schelling, zu dem die Schlegels damals in sehr nahen Beziehungen standen und dessen philosophische Jünger sie waren, wird ähnlich abgekanzelt: „Niemals hat ein Mensch einen so unangenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ein kleiner Herr, Nase in der Luft, Blick starr, gierig und scharf, bitteres Lächeln, trockene Stimme. Er spricht wenig und lauscht mit einer Aufmerksamkeit, die eher übelwollend als zuvorkommend anmutet. Im ganzen macht er vollkommen den Eindruck eines schlechten Charakters. Seine Geistesart ist eine Mischung französischer Geckenhaftigkeit und deutscher Metaphysik."

Doch darf man von diesen herben Urteilen über die Romantiker (die vielleicht in mancher persönlichen Reibung mitbegründet sein werden) durchaus nicht auf eine Ablehnung deutscher Literatur und deutschen Wesens schließen: im Gegenteil. Constant fühlte sich nirgends so wohl als in Weimar und bewunderte Goethe aufs Höchste; er ist ihm der umfassendste Mensch. Dennoch bewahrt er sich auch diesem Größten gegenüber die geistvolle Unabhängigkeit seines Urteiles und gelangt zu einer eigentümlichen, im üblen Sinne aufklärerischen Ablehnung des „Faust", über den er sagt, daß er eine Verhöhnung des Menschengeschlechtes darstelle und genau so unmoralisch, trocken (!) und dürftig sei wie Voltaires „Candide".

Wundervoll ist vieles, was dieser feinsinnige und skeptische Pessimist über sein Verhältnis zu Deutschland und über den Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen sagt. Deutschland ist das Land seiner Wahl, weil es das Land ist, in dem man „ruhig schläft". Bildung, Gründlichkeit und Bescheidenheit sind die Haupteigenschaften, um derentwillen er die Deutschen schätzt: „Wenn ich mit einem gebildeten Deutschen spreche, bin ich immer in meinem Element, da sie über das Bescheid wissen, worüber sie sprechen. Wenn ich mit Franzosen rede, so widersprechen sie mir mit solcher Sicherheit in Dingen, die ich besser weiß, daß ich mir schließlich so vorkomme, als wäre ich der Unwissende."

Mit kühler Entschiedenheit wendet er sich gegen die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der Franzosen, denen er vor allem absoluten Mangel an Quellenkritik vorwirft, während er die unbedingte Ueberlegenheit der Deutschen an Gründlichkeit restlos anerkennt. Seine Bemerkungen über die Franzosen als Volk sind neben seinen allgemeinen Erkenntnissen über Welt und Leben das Tiefste, was er in seinen Aufzeichnungen ausgesprochen hat. Mit epigrammatischer Knappheit heißt es: „Eine Philosophie, aus der man nicht ein Vaudeville oder einen Roman machen kann, sagt uns Franzosen nicht zu." Oder: „Die vollkommenste Kreatur in ihrer Art ist sicherlich ein französischer Dummkopf." Er spricht den Franzosen die Fähigkeit ab, neue Ideen aufzunehmen und bemerkt über sie zusammenfassend und vernichtend: „Ich sage es immer wieder, die Dummen unserer Nation sind dümmer als die einer jeden anderen, wie die Verderbten verderbter, die Gemeinen gemeiner sind. Ist es nun wahr, daß die Liebenswürdigen auch liebenswürdiger sind? Und wenn es so wäre, so ist das eine ziemlich schwache Entschädigung . . ."

Charlottenburg. Dr. Kurt Pieper.

Ernst Kurth, Bruckner. Max Hesses Verlag, Berlin, zwei Bände, IX und 1352 Seiten.

Die Bruckner-Literatur, anfangs äußerst spärlich an Zahl und Gewicht, seit einigen Jahren allzu üppig wuchernd, um Endgültiges zu bringen, hat nun ihre Vollendung gefunden. Jedenfalls läßt sich nicht vorstellen, daß nach Ernst Kurths Werk noch irgendwie Belangreiches gesagt werden könnte, was zur Klärung von Bruckners Menschentum und zur Deutung seines Schaffens führte. Kurths „Bruckner" hat unübersehbar jenen Zug des Endgültigen, der nur aus dem allertiefsten Wissen um die wesentlichen Vorgänge künstlerischen Gestaltens stammen kann. Sein Buch ist also selbst im tiefsten Sinne ein Kunstwerk. Es hat kaum etwas mit Biographie oder musikalischer Analyse zu tun, es stellt nicht dar, es berichtet nicht, es kritisiert nicht, — denn der wahre Künstler naht nicht kritisch dem Genius. Es spricht nicht von der Form, sondern vom Formen, die Genesis eines riesenhaften Kunstwerks vollzieht sich hier dank einer kaum vergleichbaren Einfühlungsfähigkeit und dank einer Wortgestaltung, die den anderwärts so oft gescheuten Uebergang ins Reich des „Unsagbaren" wagt. Und zwar mit vollem Erfolg. Es scheint mir kaum in einem anderen Werk der Musikliteratur in gleichem Maße gelungen, transzendentale musikalische Vorstellungen begrifflich zu machen. So ist das Buch geradezu sprachschöpferisch auf Gebieten, in denen uns so oft der Ausdruck trotz stärkstem Mitteilungsbedürfnis versagt. Wer etwas vom Wesen Bruckners ahnt, wird ermessen, wie bedeutungsvoll ein solcher Fortschritt gerade im Zusammenhang mit dieser ganz aus dem Jenseits offenbarten Kunst sein muß.

Daß Kurth das Thema Bruckner nicht eng auffaßte, kann nach diesen Andeutungen erwartet werden. Die Gestalt des Meisters wächst in dem Buche ganz allmählich aus den Zusammenhängen der Musikgeschichte, ja der Menschheitsgeschichte heraus, und die Deutung von Bruckners Kunst wird zu einer Deutung der Musik überhaupt.

Schon deshalb wird jeder sich reich belohnt finden, der sich zu dem in heutiger Zeit vielleicht nicht ganz leichten Entschluß aufrafft, dieses Werk in zwei Lexikonbänden ernsthaft zu studieren. Alle, sowohl die Ungläubigen wie die Lauen und die überzeugten Verehrer des großen Meisters müssen von dem tiefen ethischen Ernst dieser großartigen Huldigung ergriffen werden. Wenn sich der Geist dieses Buches über die ganze große Gemeinde der in der Musik Verbundenen ausgießen könnte, so wäre der unwürdige Streit um Bruckner erledigt. Indessen so schnell reifen die edlen Dinge nicht. Und so muß man sich mit dem Wunsche bescheiden, daß Ernst Kurths schönes und tiefes Werk wenigstens allmählich den Weg zum Verständnis einer unserer größten Meister frei machen möge.

Es wäre ein aussichtsloses Unterfangen, an dieser Stelle auch nur in Andeutungen Kurths Art der Gestaltung zu kennzeichnen. Sie ist so eigen, daß man nur zitieren könnte. So muß denn eine knappe Uebersicht genügen. Der erste Band bringt zunächst unter

dem Stichwort „Gestalt und Umwelt“ ein Bild des Menschen und Künstlers, wie es aus seiner Zeit erwachsen ist und in ihr sich gespiegelt hat, eine feine und überzeugende Widerlegung all der törichten Fehlurteile, die des Meisters Weltferne hervorgerufen hat. Und in einem zweiten, größeren Kapitel („Die Formdynamik“) folgt eine tiefgründige Erforschung jener elementaren Kräfte, die Bruckners jenseitiges Erleben in eine nur ihm eigene und darum so schwer verständliche Sprache zwang.

Hier wirkt fast jeder Einzelabschnitt als eine Offenbarung tief in der Seele des Schaffenden verborgener Vorgänge. Wer dieses Kapitel erfaßt hat, wird nicht nur Bruckners, sondern jede Musik mit sehr viel feineren Ohren hören.

Der zweite Band enthält nach den im ersten aufgestellten Grundideen die Aufklärung der Werke, zuerst der Symphonien und dann der übrigen Kompositionen. Neben den ungemein wertvollen allgemeinen Aufschlüssen über Bruckners Schaffen wendet sich dieser Teil häufig auch an den ausübenden Künstler, insbesondere den Dirigenten, der sich zweifellos manchen Fingerzeig gern zu eigen machen wird, um so mehr als heute die Zahl der berufenen Bruckner-Dirigenten noch immer recht klein ist.

Dem Verlag ist noch besonderes Lob zu spenden für die wahrhaft würdige Ausstattung dieses Werkes, das berufen ist, einen führenden Platz in der gesamten Musikliteratur einzunehmen.

Hamburg. Walter Böttcher.

Theater

Berliner Theater.

Gegen Leopold Jeßner hat die Deutschnationale Volkspartei im Preußischen Landtag eine Interpellation eingebracht und den Kultusminister aufgefordert, dem Intendanten des Staats-Theaters sozusagen einmal auf die Finger zu sehen und ihn Mores zu lehren. Zum Anlaß nahm diese Interpellation die „Hamlet“-Inszenierung Jeßners im Staatlichen Schauspielhaus. Dieser Jeßnersche „Hamlet“, das immer noch nicht erschöpfte Tagesgespräch und Zeitungsthema theaterinteressierter Kreise, durfte diesen Anlaß nicht geben, und die Gegner Jeßners verrechnen sich gründlich, wenn sie glauben, mit dieser Interpellation auch nur den allergeringsten Erfolg zu haben. Denn nun werden seine Freunde, auch diejenigen unter ihnen, die seinen „Hamlet“ schroff abgelehnt haben, sich vor ihn stellen und den Gegnern klarmachen, was Jeßner für das Berliner Theater geleistet, was er aus dem verstaubten, kunstfremden Hoftheater gemacht hat. Erfolg also: der Angeschwärzte fällt die Treppe herauf. Wohl hatte man ein Recht, das Ministerium oder das Parlament anzugehen, als die „Räuber“ Schillers von einem kommunistisch orientierten Spielleiter zu einem Parteirummel ausgeschlachtet wurden, demgegenüber die Steuerzahler in der Tat ein Recht hatten, zu fragen, ob die Subvention des Staates für eine so ausgesprochen einseitige Bolschewisten-Propaganda hergegeben werde, die mit Kunst nichts mehr gemein hat

und die Bühne zum Sprachrohr für politische Leitartikel macht. Damals hätte man interpellieren dürfen; ja, ich bin sogar der Meinung, daß man damals Jeßner hätte zur Rechenschaft ziehen dürfen, da er nicht das Recht hat, solchem politischen Rummel die Bühne des Staatstheaters — in jedem Falle auch auf Kosten der Steuerzahler — herzugeben. Was hätten wohl die freien Geister getan, wenn man irgendein dazu geeignetes dramatisches Objekt „nach rechts" inszeniert hätte! Der Entrüstungssturm ist gar nicht auszudenken! Ich glaube immerhin, für eine „Räuber"-Interpellation hätten sich auch andere Kreise gefunden als die der Deutschnationalen. Nun kommt man post festum und versucht sich am falschen Objekt.

Wie sah denn der Jeßnersche „Hamlet" aus, gegen den man wütet oder den man ablehnt? Jeßner macht, namentlich nachdem der Reinfall des „Räuber"-Männchens so schnell offenbar geworden ist, nicht etwa dessen Dummheiten mit: Stahlhelm, Jazz-Kapelle und anderes. Aber er entzieht den „Hamlet" der Renaissance und datiert ihn vor. Die Mausefallenszene löst er so, daß er ein Barock-Hoftheater ins Theater baut. Auf kurzer Vorderbühne bereiten die Schauspieler ihr Stück vor; es teilt sich der Vorhang, und man sieht in der Hofloge den König und die Königin, die mit einem Theaterglas das Spiel verfolgt. Im Parkett dieses Theaters hält sich die Hofgesellschaft auf, die nach dem katastrophalen Ausgang des Spiels mit einem unhöflichen und unhöfischen Lärm auseinanderrennt. Diese Szene und Szenerie wird vom Publikum laut beklatscht. Ferner: Wenn Hamlet nach England geht, liegt ein Panzerkreuzer — vielleicht heißt er „Potemkin" — am Ufer. Wenn Laërtes seine Reise antritt, packt ihm Ophelia weiße Unterhosen in den Reisekoffer. Wenn der Totengräber arbeitet, redet er ein gemütliches Plattdeutsch. Wenn der König nach der Mausefallenszene wieder erscheint, hat er einen lahmen Arm, da er eben einen Schlaganfall hinter sich hat. Und wenn im Anfang der Geist des Vaters erscheint, marschiert er, wie ein frierender, eiliger General die Linden lang läuft. Und nun gar die Schlußszene: da liest Fortinbras wie ein schnöseliger „Jardeleutnant" einen Armeebefehl vor. Also wird der kraftvolle Schluß in pazifistisch verpuffte Tagespolitik umgebogen. Nun sagt Jeßner: ich wollte den Hamlet politisch sehen und beruft sich darauf, daß Shakespeare selbst politisch dachte. Das ist deswegen kein Grund, weil damit unwesentliche Kleinigkeiten in den Vordergrund geschoben werden, und so hat das ganze Verkleidungsspiel, die halb-historischen, halb-modernen Uniformen — alles, was an der Inszenierung also Zeit-Uebersetzung ist, gar nichts mit dem dichterischen Hamlet-Problem Shakespeares zu tun. Das ist das Wesentliche alles Herumstreitens: *Daß man mit solchen Regie-Tyranneien in keiner Weise dem Dichter näherkommt.* Und gerade im Falle Shakespeare liegt es doch so: je zeitloser man ihn spielt, um so stärker offenbart sich seine Größe. Er hat gar nicht nötig, in eine

andere Zeit übertragen zu werden; und Jeßner hat, um seine Künstlerschaft zu erweisen, solche Dinge auch nicht nötig. Aber wir wissen, daß Jeßner der Führer jener Kreise von Regisseuren ist, die für eine absolute Macht und Herrschaft des Regisseurs über den Dichter eintreten. Und so bin ich der Meinung, daß man den „Hamlet" nie wieder so spielen wird, ebensowenig wie Jeßners „Faust" eine (auch nur begrenzt) bleibende Form gewesen ist. Aber dieser Regisseur durfte diese Inszenierung einmal wagen, durch die er beweisen wollte, daß der Regisseur heute alles ist. Das aber ist ein Zustand, der ganz gewiß nicht immer so bleiben wird. Und Jeßners „Hamlet" hat den Beweis dafür erbracht und wird den Rückbildungsprozeß beschleunigen. Man wird sehr bald einsehen, daß die Wendung von der Notwendigkeit, ein klassisches Drama der Zeit von heute anzupassen, nur eine sehr, sehr begrenzte Gültigkeit hat. Der Kritiker der „Westminster Gazette" schrieb ganz deutlich: „Der Hof ist der des Exkaisers, vollständig mit preußischen Uniformen und preußischer Ausstattung. König Claudius ist der Exkaiser . . . Polonius ist Bethmann-Hollweg. Diese Hypermodernisierung des Shakespeare scheint eine neue Art der Satire zu bezwecken." Das ist dann also der Erfolg solcher Regieübersetzungen! Wir haben die Tatsache, daß Claudius mit dem lahmen Arm herumlief, als eine sehr taktlose und geschmacklose Art empfunden, „Zeitgeschichte" zu markieren. Jeßner hat diese Unterstellung öffentlich zurückgewiesen und erklärt, daß ihm die Absicht, irgendwelche Beziehungen zum Exkaiser damit anzudeuten, durchaus ferngelegen habe. Nun, dann mag er ihm lieber ein lahmes Bein geben!

Solche Regie muß also den „Hamlet" totschlagen, und hat ihn totgeschlagen. Kortners Hamlet hätte dann schon viel weniger nüchtern gewesen sein müssen, um sich gegen solche Regie durchzusetzen, und hätte weit mehr aus dem Gefühl und dem Herzen herkommen müssen. Und gar die Ophelia der Blandine Ebinger! Die Ebinger ist eine ausgezeichnete Kabarett-Künstlerin, und niemand kann eine Berliner Göhre so gut spielen wie sie; niemand ist darum aber auch für die Ophelia ungeeigneter als sie, und sie war ungenießbar, allenfalls in der Wahnsinnsszene auf ihre Art erträglich. Paul Bildt spielte den Polonius im Sinne seines Regisseurs als Hofschranzen und polsterte ihn mit chargierter Komik auf zu einer sehr echten Kindermann-Figur. Dagegen darf Aribert Wäscher als Claudius herausgehoben werden: zusammengehaltene, geladene, kaum einmal explosive, kräftige Darstellung, in der Gebetszene (im Schlafzimmer) von besonders überzeugender Gewalt.

Und so mag denn der Vorhang über diesen „Hamlet" endlich fallen!

Man hatte das Vergnügen, unmittelbar hintereinander zwei Träger des Kleist-Preises auf Berliner Bühnen zu sehen. Die „Junge Bühne", gleich ausgezeichnet durch starkes Niveau in Regie und Darstellung wie durch Mißgriffe in der Wahl der Stücke, spielte Hans Henny Jahnns historische Tragödie „Die

Krönung Richards III.". Dieses im Jahre 1922 bereits in Leipzig durchgefallene Jugendwerk Jahnns wurde für Berlin auf sieben Bilder zusammengestrichen. Im Anfang des Stückes befiehlt die Königin Elisabeth, einen ihrer Buhlknaben zu kastrieren, und will dieser Prozedur beiwohnen, einen anderen ihrer Lustknaben will sie töten lassen, um sein junges Fleisch als Festbraten zu futtern. Diese kleine Auswahl von Lieblichkeiten mag zur Andeutung genügen, daß der Orgelbauer Jahnn auch hier in seiner sexuellen Monomanie gefangen bleibt. So geht es in dem leichenreichen Stück weiter, bis Richard allein dasteht, leidend an seinem Königtum, das ihm Gott gerade so auferlegt hat. Erträglich war dieses Jugend-Stück nur, weil ein so begabter und starker Künstler wie Walter Franck dem Richard ein scharfes, brutales, hartes und doch leidendes Gesicht gab, und weil Agnes Straub die Verworfenheit der Elisabeth mit sinnlich erfüllter Kraft zu höchster Wirkung steigerte. Der Regisseur Martin Kerb hat tatsächlich aus diesen Künstlern das Letzte herausgeholt. Sibylle Binder und Roma Bahn interessierten als junge Prinzen neben Leo Reuß, Heinrich Schnitzler und anderen. Der Fall Jahnn aber ist auch jetzt noch keine Angelegenheit der Dichtkunst.

Auf diese Entdeckung H. Iherings folgte in den „Kammerspielen" der Kleist-Preisträger dieses Jahres, der von Bernhard Diebold gekrönte (und in Bremen eben wieder preisgekrönte) Alexander Lernet-Holenia, mit der Komödie „Ollapotrida". Diebold hat sich öffentlich gegen diese neue Fassung des Stückes gewehrt, und er tat recht daran. Denn während der erste Akt eine vergnügte und verzwickte Komödien-Angelegenheit ist, wirklich ein echter Wiener „Mischmasch", von dem der Verfasser selber sagt, er habe auf jede „literarische Prätension" verzichtet, wird diesem Theaterstück ein unorganischer zweiter Akt angeklebt, der auf den Spuren Pirandellos Personen des ersten Aktes ein Leben im Theater weiterführen läßt, und das ist sehr vom Uebel! Der Regisseur Heinz Hilpert hat, was ja auch seine Begabung ausmacht, das Stück handfest angepackt und dem ausgezeichneten Rudolf Forster Gelegenheit gegeben, in überlegener Lässigkeit und geistiger Schärfe den Henninger zu charakterisieren. Neben ihm schufen Hörbiger, Biensfeldt, v. Meyrinck, Oskar Sachs, Gülstorff und Maria Orska wirksame Komödienfiguren.

Auch die „Junge Generation" von Herrn Lherman hat sich in einer Nachtvorstellung wieder einmal bemerkbar gemacht und erzielte mit einer Komödie, „Die Probe", von Paul Harras stürmischen Heiterkeitserfolg; was aber nicht der Verfasser dieses sehr törichten Stückes sich gutschreiben darf, sondern einige der von allen Musen verlassenen Darsteller dieser Unternehmung. Man kann diese „Junge Generation" wirklich nicht mehr ernst nehmen.

Pariser Besucher der dortigen Aufführung von Jules Romains' Schauspiel „Der Diktator" sagen, das Stück habe keine tiefere Wirkung hinterlassen. Nun: die Berliner deutsche

Uraufführung war ein großer und tiefer Erfolg. Es lag nicht nur daran, daß die Regie von Karlheinz Martin eine Aufführung von nicht alltäglicher Höhe zustande gebracht hat; es lag auch an dem Stück selbst. Es ist weder groß noch bedeutend, aber interessant und diskutabel, es ist keineswegs gedichtet, aber geschickt gemacht, nicht überragend, aber anständig arrangiert. In einem modernen Staate wird die Regierung durch die sozialistische Opposition gestürzt, und der König bietet dem Führer dieser Opposition die Bildung des Ministeriums an. Dieser aufgeklärte, vernünftige, zurückhaltende Führer erkennt den König als einen wohl unterrichteten, klugen, besonnenen Mann und sagt zu. Nun haben sich aber die Genossen darauf zugespitzt, aus dieser Situation eine Revolution herausschlagen zu können. Ihr Führer aber ist für diese Dinge nicht zu haben, da er in klarem Verantwortungsbewußtsein Ruhe, Wohl und Frieden der Bürger höher stellt als kleine Parteiinteressen, gesehen aus der engen Perspektive von Gewerkschaftssekretären. Also hat er auch in der vollen Erkenntnis, daß Staatswohl vor Parteiwünschen geht, den Mut, seinen Freund und Genossen, der gegen ihn arbeitet und die Armee verhetzt, glattweg verhaften zu lassen, da der Staat, Ordnung, Ruhe, Sicherheit braucht. Das wird in sicherem Dialog vorgetragen und interessiert von Anfang bis zu Ende. Ob Romains (dessen „Dr. Knock" früher in Berlin gespielt wurde und nun als Film gerade seinen Namen populär macht) ein Mussolini-Stück geschrieben hat oder ob es aus einem Briand-Stück erst dazu geworden ist — gleichviel: wir lassen uns diesen Import gern gefallen. Politisch Lied? Doch gewiß kein garstig Lied, und namentlich in dieser Inszenierung! Bassermann, nach langer Abwesenheit begeistert begrüßt, distanzierte sich wohl zu schnell schon von den Genossen. Aber er hat seine Rolle mit seinem Reichtum sicherer Beobachtungen, Züge, Haltungen erfüllt und steigerte sich im letzten Akt zu außerordentlich überzeugenden Explosionen des Temperaments. Neben ihm aber brauchte Walter Franck keineswegs im Hintergrund zu bleiben, denn er gestaltete den Gegenspieler in der geduckten Haltung, dem schwelenden Feuer, der flackernden Glut in den Augen sehr stark. Für den König konnte man keinen geeigneteren Darsteller finden als Curt Goetz. Denn er hat die Noblesse und den Charm, die Ueberlegenheit in einem forschenden Seitenblick, einer leichten Handbewegung und hatte auch das Quäntchen Ironie, das dieser Rolle guttut. Kein Wunder, daß sich ein in proletarischer „Kunstpflege" befangenes Berliner Blatt darüber aufhält, dieses Stück habe, weil es „vom Himmel der Neutralität herab geschrieben" ist, „eben nichts als reaktionäres Herzhüpfen der Bourgeoisie" hervorgerufen. Und nicht einmal Massenszenen seien dem Verfasser und Regisseur eingefallen!

Unter den Weihnachtsgaben ragt die Inszenierung der „Drei Schwestern" von Anton Tschechow heraus, die Jürgen Fehling, unterstützt vom Bühnenmaler César Klein, im Staatlichen Schiller-Theater leitete. Das Stück, in deutscher Sprache hier zur

Uraufführung gebracht, ist uns vor Jahren einmal in unvergeßlicher Vollendung durch Stanislawskis Truppe geboten worden. Ob man solche Stücke mit der dumpfen Melancholie dem Dasein gegenüber, mit einem uns fremd gewordenen Lebensgefühl, mit der inneren Situation des Rußland von etwa 1900 heute durchaus spielen muß, kann man bezweifeln, aber man kann es gewiß nicht mit mehr Liebe und Verständnis spielen, als Fehling es tut, der für die drei Schwestern drei zwar sehr verschiedene, aber gleich bedeutende und überragende Darstellerinnen hat: Lina Lossen, Lucie Höflich und Lucie Mannheim, und die starke Musikalität im Ton, im Schluchzen, die erschütternde Verzweiflung der Höflich werden im Ohr haften bleiben. Für diese sehr eindringliche, freilich sehr gedehnte, etwa vier Stunden beanspruchende Aufführung brachte Fehling Schauspieler wie Karl Ettlinger, Jakob Tiedtke, Erwin Faber und Erwin Riewe (zum ersten Male in Berlin in einer größeren Rolle) zu abgetönter Wirkung zusammen. In der leichten Kost dieser Wochen konnte Wedekinds Schwank „Der Liebestrank" seine Reize in der „Tribüne" erneut beweisen, namentlich da Paul Wegener den Rogoschin mit brutaler und doch lächerlicher Kraft hinstellte. Der Regisseur Eugen Robert leitete die einzelnen Akte, ohne rechten Grund, mit Jazzmusik ein und ließ dazu, wohl symbolisch für den Helden des Stückes, Schwigerling, dessen Auf und Ab im Leben Lothar Müthel klar gestaltete, eine goldene Kugel über einen Springbrunnen tanzen. An der Wiedergabe des „Volpone" in der „Volksbühne", den Stefan Zweig nach Ben Jonson frei bearbeitet hat, war besonders erfreulich, daß man an dieser Stelle einmal befreit war von der politischen Revolutionsdramatik oder von dem, was so tut, Drama zu sein und einseitige Proletariertendenz hat. Diese Aufführung einer Komödie, die den geldgierigen Fuchs, der sich krank stellt und Geschenke von Erbschleichern errafft, schließlich doch zur Strecke bringt, war etwas laut, aber flott und außerordentlich lustig. Viktor Schwanneke hatte die Regie. Steinrück, höchst bedeutend, breit, wuchtig, verschlagen: mit Augenblicken tragischer Größe. Granach als Musca: beweglich, klug, überlegen. Leo Reuß als Corvino auch im Mimischen und Körperlichen ganz der Rabe; dieser Schauspieler steht nun offenbar in richtiger Verwendung, wo seine Gaben gefunden und gesteigert werden.

Hans Knudsen.

Politische Korrespondenz

Sudetendeutscher Aktivismus.

Die Bildung einer bürgerlichen Regierungsmehrheit mit Hilfe zweier sudetendeutscher Parteien und die Entsendung zweier deutscher Minister in das Kabinett bildet unzweifelhaft das bedeutendste innerpolitische Faktum seit Bestand des tschechoslowakischen Staates. Hatten vorher acht Jahre lang rein tschechische sozial gemischte Mehrheiten den nationalen Minderheiten eine einseitige Gesetzgebung aufgezwungen, so ist durch den Anschluß des deutschen Bundes der Landwirte und der deutschen christlichsozialen Volkspartei an die tschechischen bürgerlichen Parteien nunmehr die Grundlage für eine deutsche Einflußnahme auf den Verwaltungs- und Wirtschaftsapparat des Staates, für eine Kontrolle der Regierungsmethoden und für eine allmähliche Wiedergutmachung der dem sudetendeutschen Volke bislang angetanen vielfältigen Unbill geboten. Der Aktivismus der beiden deutschen Parteien ist insofern von bahnbrechender Bedeutung, als das ungesunde System der nationalen Mehrheiten endgültig durchbrochen erscheint und an seine Stelle das natürlichere Prinzip der sozial gearteten Mehrheiten tritt. Die gegenwärtige Zusammenarbeit tschechischer und sudetendeutscher bürgerlicher Parteien bildet zweifellos ein Präjudiz auch für spätere etwa links orientierte Mehrheiten, denen der Zusammenschluß tschechischer und deutscher Gruppen von nun an leichter gemacht worden ist. Auf diese gegenwärtige Zusammenarbeit wird man immer wieder als auf ein stets im Bereiche des Konkreten liegendes Paradigma hinweisen, und ihre Grundidee, mag kommen, was will, wieder aufgreifen können. Der grundsätzliche Wert des Schrittes der beiden aktivistischen Parteien muß darum unbestritten bleiben. Eine zweite Frage ist, welche konkreten Erfolge im einzelnen für die sudetendeutsche Sache von der neuen Zusammenarbeit zu erwarten sind. Sicherlich darf man mit Rücksicht auf das Maß des in den verflossenen Jahren gegen die Sudetendeutschen aufgehäuften Unrechts und mit Rücksicht auf die national empfindliche tschechische Volkspsyche den Gedanken der Zusammenarbeit vom ersten Tage an nicht mit übermäßigen sudetendeutschen Wünschen belasten. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß auch nur ein Fußbreit berechtigter sudetendeutscher Forderungen aufzugeben wäre. Aber ihre Durchsetzung bleibt einem schrittweisen Vorgehen überlassen. Das acht Jahre lang geschmälerte Recht auf ein sudetendeutsches Eigenleben und eine freie Entfaltung in erster Linie auf kulturellem Gebiete wird sich nicht in ein paar Tagen in die Scheunen bringen lassen. Deswegen ist es notwendig, den aktivistischen Parteien von sudetendeutscher Seite Vertrauen und Geduld entgegenzubringen. Die sudetendeutschen Oppositionsparteien (Sozialdemokraten, Nationalsozialisten und Deutschnationale) scheinen sich übrigens im wesentlichen dieser Einsicht nicht zu verschließen, und man kann nicht sagen, daß sie den sudetendeutschen Aktivisten Schwierigkeiten bereiten würden. Sicherlich ist es aber notwendig, daß die Aktivisten sich im Laufe der Zeit mit sichtbaren Erfolgen nicht bloß in Einzelfragen, sondern

auch in grundsätzlichen Fragen des Sudetendeutschtums ausweisen, damit die neue Zusammenarbeit nicht durch sachliche Erfolglosigkeit diskrediert werde. Ein gewisses Maß von Erfolg ist als Betriebskapital für die dauernde Lebenderhaltung der Idee der Zusammenarbeit unbedingt vonnöten, und dieser Einsicht dürfen sich auch jene tschechischen Parteien nicht verschließen, die es mit der Zukunft des Staates und dem Frieden im Staate gut meinen.

Der Eintritt der deutschen Aktivisten in die Regierungsmehrheit wurde im Frühling auf Grund gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen mit den sozial gleich eingestellten tschechischen Parteien angebahnt, war also zunächst eine fakultative Erscheinung, die ihre prinzipielle Note erst im Laufe der weiteren Entwicklung erhielt. Die gemeineuropäische Verständigungsatmosphäre, deren Akzente in Locarno und Thoiry lagen, mag das ihrige zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Die außenpolitische Rolle des tschechoslowakischen Staates ist durch die französisch-deutschen Annäherungen zweifellos in eine neue Lebensphase getreten, und die tschechische Innenpolitik mußte sich als Funktion den außenpolitischen Wirkungen unterordnen. Hoffentlich gelingt es den deutschen Aktivisten, die politische, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des Sudetendeutschtums ihren tschechischen Verbandsparteien nunmehr so eindringlich zum Bewußtsein zu bringen, daß sich wiederum die entsprechenden Rückwirkungen auf die außenpolitische Grundhaltung des Regimes zeigen. Die sudetendeutsche Frage ist — ein schicksalsschwerer Schritt — durch die neue Zusammenarbeit ihres internationalen Charakters im wesentlichen entkleidet worden. Die Sudetendeutschen sind nunmehr Partei im Staate, die sich an dem Kampf um die Macht nach eigenem Gutdünken beteiligen und bald von links, bald von rechts ihren Einfluß geltend machen kann. Ein international auswertbarer Vorteil liegt aber wieder darin, daß durch die Anwesenheit zweier deutscher Minister im Kabinett der national gemischte Charakter des Staates nach außen hin vollendet dokumentiert und die abstruse These vom tschechoslowakischen „Nationalstaat" ein für allemal ad absurdum geführt erscheint.

Ein großer Teil des systematischen Tschechisierungswerkes auf kulturellem, administrativen und wirtschaftlichem Gebiete ist im Laufe der letzten acht Jahre in raschem Tempo verwirklicht worden, aber trotz all dieser Bemühungen wird das sudetendeutsche $3^1/_2$-Millionenvolk nicht von der Landkarte verschwinden. Weder die weltpolitische noch die innerpolitische Lage gestattet fortan das Zurückgreifen auf die alten Methoden. Für die Sudetendeutschen gilt es nunmehr auf dem Wege fortschreitender politischer Vereinheitlichung die nationale Resistenz zu stärken, ihr wirtschaftliches Besitztum und ihre kulturellen Kräfte zu bewahren und weiter zu entfalten. Dies läßt sich im Gefüge des Staates erzielen, ohne daß die Tschechen dadurch die geringste Einbuße erleiden und ohne daß die Sudetendeutschen selbst die stärkende Rückbeziehung auf das innere Wachstum des deutschen Gesamtvolkes verlieren müßten. Die Idee der Zusammenarbeit müßte nur von tschechischer wie von sudetendeutscher Seite richtig verstanden und exploitiert werden. Es gibt keine nachhaltigere Stärkung des Moldaustaates als eine Einigung zwischen Tschechen und Sudeten-

deutschen. Deshalb ist der Verzicht auf Opposition und Irredenta, den die deutschen Aktivisten dem tschechischen Staate bringen, ein großes Geschenk, zu dem die Selbstverleugnung gehört, sich nachträglich mit vielem zu versöhnen, was nicht mehr gut zu machen ist. Die Sudetendeutschen verhelfen den Tschechen zu einem konsolidierten Staatswesen, indem sie die Möglichkeiten ihres natürlichen nationalen Selbstbestimmungsrechtes freiwillig nicht voll in Anspruch nehmen. Es ist fair play, solcher Selbsteinschränkung wiederum mit Selbsteinschränkung zu begegnen und zugunsten der Gleichberechtigung und Demokratie auf das Hirngespinst des bloß tschechoslowakischen Nationalstaates mit seiner Einteilung in Völker erster und minderer Klasse zu verzichten. Denn weder im persönlichen noch im öffentlichen Leben kann eine solche Einteilung zwischen Tschechen und Sudetendeutschen jemals anerkannt werden und zu gedeihlichen Entwicklungen führen.

Johannes Urzidil.

Personalwechsel in Berlin und Bukarest. — Rumänisch-deutsche Beziehungen einst und jetzt. — Minderheitenfrage und Völkerbund. — Faschistische Neurasthenie.

Ein noch im Sommer angekündigter, aber erst im Spätherbst dieses Jahres vollzogener Personalwechsel an leitender Stelle des Auswärtigen Amtes in Berlin ist für das Deutschtum im Ausland sehr belangreich. Ministerialdirektor Heilbron ist von der Leitung der nach dem Krieg größtenteils neu geschaffenen kulturpolitischen Abteilung zurückgetreten, um als Generalkonsul nach Zürich überzusiedeln, und an seine Stelle ist der bisherige deutsche Gesandte in Bukarest, Hans Freytag, getreten. Herr Heilbron hat sich um den Ausbau dieser wichtigen Abteilung im Auswärtigen Amt ganz hervorragende Verdienste erworben. Ihm und seinen in sehr geschickter Auswahl herangezogenen Mitarbeitern ist es zu danken, daß es jetzt in diesem Amt eine Stelle gibt, an der man zuverlässig Bescheid weiß über die Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums und über den ganzen Komplex der europäischen Minderheitenfrage, dieses durch das Ende des Weltkriegs und seine famosen Friedensverträge zu ungeahnter politischer Bedeutung entwickelten Problems. Es ist zu hoffen, daß das Auswärtige Amt von der neu erworbenen Wissenschaft auch nutzbringenden Gebrauch macht. Die Tatsache allein, daß die frühere, für das Reich selbst geradezu verhängnisvolle Ahnungslosigkeit in betreff des Auslanddeutschtums und aller daraus sich ergebenden kulturellen und sonstigen Zusammenhänge nunmehr endgültig der Vergangenheit anzugehören scheint, diese Tatsache allein bedeutet gerade für das heutige Deutschland einen Fortschritt, dessen hohen Wert der Durchschnittsdeutsche des Inlandes gar nicht zu ermessen vermag. Wenn auf einem Gebiet der Politik die Umkehrung des sokratischen Satzes, daß „Tugend Wissen ist", unbedingte Geltung hat, so ist es gewiß das der auswärtigen Politik, die alles Wissen unmittelbar in praktisch verwendbare „Tugend" im ursprünglichen Sinne tauglichen Schaffens umprägen kann. Eine großzügige Volksvertretung

wird darum für solche Zwecke auch immer sozusagen unbegrenzte Mittel zur Verfügung stellen, wie wir das bei allen Völkern und Staaten neidvoll beobachten, die ein mit sicherem Instinkt begabtes Organ für Weltpolitik haben und ein Gefühl für außenpolitische Forderungen, denen sich auch der bescheidenste Staat nicht entziehen darf. Das subalterne „Rechnen" am unrechten Ort rächt sich nirgend mit so unfehlbarer Sicherheit wie gerade bei diesen Posten des Staatshaushaltes. Auch rein rechnerisch bezahlt der Staat solchen Sparsamkeitsversuch am untauglichen Objekt mit enormen Verlusten. Unser verlorener Krieg ist nicht zum geringsten Teil auf dies Konto zu setzen!

Mit glücklichem Griff ist an Stelle des Herrn Heilbron, den jeder Kenner der Verhältnisse so sehr ungern aus dem Amte scheiden sah, in Herrn Freytag eine Persönlichkeit berufen worden, die den ihrer harrenden schwierigen Aufgaben nicht fremd gegenübersteht. Das ist eine große Beruhigung. Denn früher war es ja gerade im Auswärtigen Amt ziemlich unerschütterliche Tradition, einen Mann, der sich irgendwo tüchtig eingearbeitet hatte, ebenso unerwartet wie gründlich zu entwurzeln und vor ganz anders geartete, ihm völlig fremde Aufgaben zu stellen, dafür aber auf den alten Posten, damit sich doch niemand über Ungleichheit der Behandlung zu beklagen habe, irgendeinen homo novissimus zu setzen, der über jeden Verdacht der Sachkenntnis im neuen Wirkungskreis erhaben war. Solches soll in deutschen Landen zwar auch in der Gegenwart ab und zu vorkommen, aber es ist doch wenigstens nicht mehr — Grundsatz! Im vorliegenden Fall ist, wenn schon ein Wechsel eintreten mußte, die Wahl an und für sich, auch abgesehen von den Qualitäten des früheren Bukarester Gesandten, glücklich zu nennen, weil Rumänien die relativ stärkste deutsche Minderheit unter den europäischen Staaten hat, soweit das eigentliche Auslanddeutschtum in Betracht kommt. Denn das weitaus stärkere Deutschtum in der Tschechoslowakei will auch selbst mit Fug und Recht als Grenzdeutschtum betrachtet werden. In Rumänien hatte Herr Freytag etwa sechs Jahre lang die beste Gelegenheit, die kompliziertesten Nationalitätenverhältnisse zu studieren und das auf einem recht heißen Boden, wo er sich mit den balkanisch höchstentwickelten Methoden der Diplomatie vertraut machen mußte, und in einer Zeit, die für die Befestigung des deutschen Ansehens im Ausland an unsern Vertreter die ungewöhnlichsten Anforderungen stellte. Diese Arbeit erleichterte ihm einigermaßen auch der Umstand, daß ihn die Königin von Rumänien von ihrer koburgischen Zeit gesellschaftlich kannte, — und man weiß ja, daß diese Königin in ihrem Land keineswegs bloß eine Figur der äußeren Repräsentation ist. Herr Freytag ist aber offenbar auch sonst seiner heiklen Aufgabe gewachsen gewesen; das beweist vor allem der günstige Umschwung der rumänischen Stimmung zugunsten Deutschlands, wie er sich manifestierte aus Anlaß seines Abgangs wie auch des im November vollzogenen Antritts des neuen Mannes, des bisherigen Gesandten von Stockholm, Herrn v. Mutius.

Zu dessen Vorstellung im königlichen Schloß war in Bukarest in herkömmlicher Weise eine Ehrenkompagnie mit Musik ausgerückt, die ordnungsgemäß die deutsche Hymne spielte, wovon weiter kein Aufhebens zu machen ist. Daß aber diese Hymne gerade das viel-

angefeindete „Deutschland über alles" ist, entbehrt doch nicht eines gewissen historischen Reizes, und wenn die rumänischen Blätter zu berichten wußten, daß „ein großer Teil des Publikums das Spielen der Hymne entblößten Hauptes anhörte", so wird man darin doch etwas mehr sehen dürfen als einen kühlen Akt internationaler Höflichkeit. Die Bukarester Atmosphäre ist für uns heute entschieden eine wesentlich bessere als in den ersten Jahren nach dem deutschen Zusammenbruch, wobei man sich natürlich auch auf gelegentliche Rückschläge gefaßt machen muß, zumal wenn die immer sprungfertige, immer regierungsbereite Dynastie Bratianu wieder auf der Bildfläche erscheinen sollte, die mehr als irgendeine andre Partei Rumäniens auf Paris eingeschworen ist.

Die deutsche Ansprache des Herrn v. Mutius bei Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens an den König, in Gegenwart des Außenministers Mitileneu und der obersten Hofwürdenträger, betonte, daß „sein ganzes Bestreben darauf gerichtet sein werde, die deutsch-rumänischen Beziehungen so fruchtbar als möglich zu gestalten", und der König erwiderte „in längeren herzlichen Ausführungen", wie in rumänischen Zeitungen zu lesen stand, „daß der Gesandte in diesen Bestrebungen bei der rumänischen Regierung jedes denkbare Entgegenkommen und die größte Unterstützung finden werde". Die Sympathien entbehren auch nicht einer sehr realen Unterlage, was der Solidität des Verhältnisses nur zustatten kommen kann, denn im Zusammenhang mit dem Bericht über diesen Empfang bemerkte sofort der „Adeverul", schlechthin das Abendblatt von Bukarest, daß bei der Dreißigmillionen-Pfund-Anleihe, um die sich Rumänien bemüht und deren Zustandekommen in dortigen Wirtschaftskreisen für höchstwahrscheinlich angesehen wird, „Deutschland eine bedeutsame Rolle als Vermittler und Förderer spielen dürfte". An der Anleihe soll sich nämlich auch ein deutsch-amerikanisches Konsortium beteiligen. Die Anleihe wird angeblich ohne besondere Sicherstellungen, lediglich auf Grund des rumänischen Staatskredites erteilt werden. Das wäre allerdings für den rumänischen Staat, dessen früherer Finanzminister, Vintila Bratianu, dieserhalben wiederholte Leidenswege in die verschiedensten pumpfähigen Staaten Europas gemacht hat, ein Glücksfall ersten Ranges! Von rumänischer Seite wird behauptet, daß Deutschland mit der Unterstützung dieser Aktion den Zweck verfolge, eine Austragung der bekannten Streitfrage zu erleichtern, die sich auf die Deckung der während der deutschen Besetzung Rumäniens herausgegebenen und nachher vom rumänischen Staat eingezogenen Banca-Generala-Noten bezieht. Deutschland hat bekanntlich die wiederholten hieraus sich ergebenden Forderungen Rumäniens mit dem Hinweis darauf abgewiesen, daß diese Forderungen durch das Dawesabkommen automatisch erledigt seien. Vor einigen Tagen ist der neue deutsche Gesandte, Herr v. Mutius, nach Berlin gekommen, um, wie in Bukarest behauptet wird, die Verhandlungen über die wirtschaftlichen Beziehungen Rumäniens zu Deutschland in die Wege zu leiten.

Die Herstellung normaler deutscher Wirtschaftsbeziehungen zu Rumänien ist auch durch den Beschluß des amtlichen Obersten Wirtschaftsrates in Bukarest erleichtert, wonach dem in rumänischen Unternehmungen investierten ausländischen Kapital beträchtliche

Steuererleichterungen gewährt werden sollen. Das entspricht auch einem der Hauptpunkte im Regierungsprogramm des Kabinetts Averescu, das sofort nach seiner Betrauung in aller Form die ungehinderte Mitarbeit des Auslandskapitals — durch die „liberale" Regierung aus persönlichen eigennützigen Gründen systematisch ferngehalten — als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Gesundung des rumänischen Wirtschaftslebens bezeichnet hat. Folgerichtig wurde vom Obersten Wirtschaftsrat gleich auch der Antrag eines amerikanischen Konsortiums grundsätzlich angenommen, das sich erbötig machte, für die Beamten und die arme Bevölkerung billige Wohnungen im Gesamtwerte von 20 Millionen Dollar zu errichten. Der Arbeitsminister wurde mit dem Studium dieses Projektes betraut. Vor etwa fünf Jahren war in Bukarest ein deutscher Antrag dieser Art gestellt worden, aber damals war die Zeit für solche Annäherung noch nicht reif, und überdies war damals auch bei den zuständigen Stellen der Heißhunger auf „Provisionen" noch so stark und über das normale balkanische Ausmaß hinausgehend, daß die Antragsteller nach Befriedigung aller frommen Wünsche unmöglich auf ihre Kosten gekommen wären und sich deshalb resigniert zurückzogen. Heute wären die Voraussetzungen für solche Versuche jedenfalls um vieles aussichtsreicher. Auch die Aufenthaltsbewilligungen für Ausländer, die im Lande und für das Land arbeiten, dürften jetzt leichter zu erreichen und zu verlängern sein. Bis vor kurzem war diese Prozedur eine Schraube ohne Ende und erfreute sich bei den unzulänglich besoldeten Beamten der Sicherheitspolizei (Sigurantza) außerordentlicher Beliebtheit. Immerhin werden Auswanderungslustige auch unter dem neuen Regime sich weitestgehender Vorsicht befleißigen und den Landesgewohnheiten Rechnung tragen müssen. Es ist Pflicht aller Landeskundigen, in diesem Punkt vor Uebereilung zu warnen, wenn auch der Kurs der Regierung sichtbar ein anderer geworden ist; aber der Arm jeder südöstlichen Regierung hat in solchen Dingen nur einen sehr beschränkten Aktionsradius!

* * *

Der Weltgeltung des deutschen Volkes soll auch in dem neuen Gesetz über das höhere Schulwesen Rumäniens Rechnung getragen werden, das der Unterrichtsminister des Kabinetts Averescu eben vorbereitet. In dem Entwurf ist in Aussicht genommen, daß der verbindliche Unterricht in deutscher Sprache und Literatur an den Schulen mit rumänischer Unterrichtssprache in der dritten Klasse der humanistisch-realistischen Einheitsschule beginnen und bis zur siebenten Klasse fortgeführt werden soll. In den Schulen mit deutscher Unterrichtssprache bleibt selbstverständlich nach wie vor der deutsche Unterricht vom ersten bis zum letzten Jahrgang bestehen. Leider sieht derselbe Entwurf überhaupt nur sieben aufsteigende Klassen der höheren Schule vor. Hoffentlich wird den deutschen Anstalten des Landes gestattet, ihre acht Klassen beizubehalten, da sie doch ihren Schülern die Reife für die deutschen Hochschulen in sieben Jahrgängen unmöglich vermitteln können.

Für ein gewisses Maß von Deutschfreundlichkeit spricht auch die Tatsache, daß die Bukarester Kulturstiftung „Prinz Karl" eine

deutschgeschriebene Zeitschrift „Kulturnachrichten aus Rumänien“ herausgibt, die sogar noch in der liberalen Aera begründet worden ist. Aus einem der letzten Hefte erfährt der Leser mancherlei auch über rumänisch-deutsche Kulturberührungen, besonders auf dem Gebiet der Musik. Beethovens hundertjähriger Todestag wird in Bukarest mit großen Festlichkeiten begangen werden. Während eines ganzen Monates bringt die Philharmonische Gesellschaft in Bukarest ausschließlich Werke von Beethoven in chronologischer Folge zu Gehör, und die erwähnte Stiftung „Prinz Karl“ würdigt die Bedeutung Beethovens, sein Leben und seine Werke in einer kleinen Schrift, die an alle Büchereien des Landes versendet werden soll. Wir erfahren weiter, daß in diesem Winter von deutschen Dirigenten, unter andern Erich Kleiber, Siegfried Wagner, Bruno Walter, Franz Schalk und Hermann Scherchen mit den Bukarester Philharmonikern konzertieren. Das dortige Orchester ist übrigens den besten großstädtischen Orchestern ebenbürtig an die Seite zu stellen.

In demselben Heft der „Kulturnachrichten aus Rumänien“ wird mit freundlichem Nachdruck hingewiesen auf die aktive Teilnahme der Deutschen und auch der Madjaren an der „Sommeruniversität“, die Professor Jorga, der bekannte Verfasser der „Geschichte des osmanischen Reiches“ und der „Geschichte des rumänischen Volkes“ (Gotha, Friedrich Andreas Perthes), in Valeni de Munte gegründet hat. Deutsche und Madjaren halten dort neben den rumänischen Vorträgen die ihrigen in der Muttersprache. Diesmal war dazu auch der Vorsitzende der Deutschen Parlamentspartei, Dr. Hans Otto Roth, eingeladen. Ich erinnere mich selbst einer ähnlichen Veranstaltung der „Rumänischen Kulturliga“, die auch unter der Führung Jorgas steht, wie dort unsere deutschen Redner aus Siebenbürgen und Banat mit geradezu frenetischem Beifall begrüßt wurden, obwohl diese, wie nicht anders zu erwarten war, aus ihrem unverbrüchlichen Bekenntnis für ihr Volkstum auch hier kein Hehl machten, dabei nur ihre freundschaftliche Gesinnung für das rumänische Volk und seine kulturellen Bestrebungen und ihre eigene loyale Haltung dem rumänischen Staat gegenüber bekundeten. Für solche Aeußerung der Sympathie und der Achtung ist der Rumäne überhaupt vielleicht mehr noch als andere Völker empfänglich, weil ihn die langen Jahrhunderte der politischen Unselbständigkeit und sozialen Unterdrückung bei Angehörigen anderer Völker nur zu leicht eine gewisse Geringschätzung dem Rumänentum gegenüber wittern läßt. Für den fremden Besucher des Landes ist es von Wert, darüber unterrichtet zu sein. Die Schonung gewisser Empfindlichkeiten erleichtert ja allgemein den Verkehr unter den Völkern, und mit solchem internationalen Takt lassen sich unberechenbare moralische Eroberungen machen. Gerade im Verkehr mit jungen aufstrebenden Völkern ist das zu beachten. Wir müssen eben unser Bedürfnis, überall als Schulmeister der Welt aufzutreten und den Leuten klarzumachen, wie unendlich besser alles „bei uns zu Haus“ bestellt ist, nach Möglichkeit unterdrücken. Schulmeister sind bekanntlich selten beliebt; damit müssen sie sich wohl oder übel abfinden und ihren Beruf deshalb weniger zur Schau tragen. Und nachdem dem

deutschen Volk als solchem durch die Geschichte dieser Beruf nun einmal aufgezwungen worden ist, liegt das Geheimnis seiner Kraft und seines Erfolges darin, diese von andern lästig empfundene Tatsache tunlichst als Amtsgeheimnis zu behandeln.

Die Deutschen in Rumänien können im ganzen für sich das Zeugnis beanspruchen, daß sie sich ihren Mitnationen gegenüber ins richtige Verhältnis zu setzen vermögen, und sie erfüllen damit eine Mission, die mittelbar auch dem Gesamtdeutschtum zugute kommt. Die Rumänen hat auch im Jahre 1916 nicht Gegensätzlichkeit gegen das Deutschtum in den Krieg getrieben, was sie selbst auch immer gerne betonen. Unlängst tat es wieder der rumänische Gesandte in Berlin, Herr Nanu, einem Vertreter der „Täglichen Rundschau" gegenüber in beachtenswerter Weise, indem er daran erinnerte, daß er seinerzeit in Bukarest den schwerwiegenden Auftrag erhielt, Oesterreich-Ungarn die Kriegserklärung zu überbringen, und daß er aus Anlaß der Mitteilung hiervon an den Bukarester deutschen Gesandten von dem Bussche ausdrücklich „bevollmächtigt wurde, zu erklären, daß Rumänien keinerlei feindliche Absichten gegen Deutschland habe". In diesem Zusammenhang erwähnte jetzt der rumänische Gesandte auch, „wie sympathisch das Auftreten der deutschen Delegation in Genf empfunden worden sei und wie stark der Entschluß Stresemanns, im Rate für Rumänien zu stimmen, auf die öffentliche Meinung in Bukarest eingewirkt habe". Solche Feststellungen, die mit unverkennbarer Absicht gemacht werden, verdienen doch, von uns gebührend zur Kenntnis genommen zu werden. Sie sind für uns ein Stück politisches Kapital von bleibendem Wert.

Die Regierung des Generals Averescu hat sich unmittelbar nach Uebernahme der Geschäfte aufrichtig bemüht, auch mit den rumänischen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit einen annehmbaren modus vivendi zu finden. Das fand seinen offenkundigen Ausdruck in dem Wahlabkommen, das Averescu mit den Deutschen wie mit den Madjaren traf und dem er zum guten Teil die Sicherung seiner Parlamentsmehrheit verdankte. Averescu hat seit seiner ersten Ministerpräsidentschaft (1920/21) zugelernt. Denn damals stand er persönlich auf dem Standpunkt, daß er die politische Berechtigung einer Parteigruppierung der nationalen Minderheiten nicht anerkenne. Einem Vertreter der Siebenbürger Sachsen hat er dies damals ausdrücklich gesagt. Inzwischen hat Averescu wohl gesehen, daß mit dieser Theorie in einem vielsprachigen Staat nichts anzufangen sei. Genau so hatte Ministerpräsident Széll im ungarischen Reichstag zu Beginn des Jahrhunderts das Axiom aufgestellt, daß er „in Ungarn keine Nationalitätenfrage kenne", was indes die Weltgeschichte nicht hinderte, die Existenz dieser Frage in erschütternder Anschaulichkeit nachzuweisen. Für den Bestand des rumänischen Staates ist es sicher vorteilhaft, wenn seine führenden Staatsmänner nicht ähnliche Vogelstraußpolitik treiben wie ihre ungarischen Vorgänger. Averescu schloß also seinen Pakt mit den Deutschen und Madjaren in aller Oeffentlichkeit ab, und bald zeigten sich auch einige günstige Wirkungen davon. Die Politik der Nadelstiche auf dem Gebiet des Schulwesens, in der es die Regierung Bratianus zu vollendeter Virtuosität gebracht hatte,

schien außer Kraft gesetzt. So wurde die schikanöse Verordnung aufgehoben, wonach die Schüler der Staatsanstalten mit deutscher Unterrichtssprache unter Verantwortung des Lehrkörpers an drei Tagen der Woche während der Pausen nur in rumänischer Sprache miteinander verkehren durften, und an denselben Anstalten darf nunmehr der mathematische Unterricht wieder in der Muttersprache erteilt werden, — eine frühere Maßregel hatte verfügt, daß dies im Interesse einer höheren Staatsraison ausschließlich in rumänischer Sprache geschehe. Aber schon das Ergebnis der Bakkalaureatsprüfungen, die seit vorigem Jahr als französische Nachäffung an Stelle der Reifeprüfungen getreten waren und die auch in diesem Herbst bis zu zwei Dritteilen der Abiturienten zu Falle brachten, bedeutete einen sichtbaren Rückfall in das alte System der Unduldsamkeit. Und neuerdings werden nichtrumänische Gerichtsbeamte, ohne jede Begründung durch das Gesetz, einfach im Verordnungsweg irgendeines leitenden Richters dazu verhalten, im Gebäude des Gerichts nur die rumänische Sprache zu gebrauchen, und zwar sowohl im Verkehr mit den Parteien wie untereinander. Also Faschismus in Reinkultur! Sodann werden die Firmentafeln der Geschäftsleute einer amtlichen Prüfung unterzogen, besonders im Hinblick auf die rumänischen Aufschriften. Und für diese Belästigung haben die Prüflinge noch dazu Gebühren zu zahlen, deren Höhe sich nach dem Geschäftsumfang der Inhaber richtet! Von solchen Mätzchen hört und liest man jetzt wieder täglich. An die Einhaltung der genau festgelegten Vereinbarungen der Regierung mit den nationalen Minderheiten zu den großen Fragen wird gar nicht gedacht, weil man die Vorwürfe der andern rumänischen Parteien fürchtet. Auf diese Weise schafft die Regierung, wie unlängst sogar ein oppositionelles rumänisches Blatt erklärte, „eine Atmosphäre der politischen Unehrenhaftigkeit", deren fatale Wirkung sich auch in dem sehr auffallenden Vorgang zeigte, daß der Präsident der Deutschen Parlamentspartei, Hans Otto Roth, gemeinsam mit dem Präsidenten der Madjarischen Partei, Graf Bethlen, bei der Regierung persönlich vorstellig wurde und die Durchführung des Wahlpaktes forderte. Der Vorgang muß den führenden rumänischen Politikern zu denken geben! Denn seit dem Bestand des neuen rumänischen Reiches ist es das erstemal, daß Deutsche und Madjaren sich parteitaktisch so zusammenschließen, und wenn dieser Prozeß sich weiterentwickelt, wird es zu einer dauernden Einheitsfront der nationalen Minderheiten in Rumänien kommen, die jeder Regierung ernste Schwierigkeiten bereiten kann. Selbst im ehemaligen ungarischen Staat hat es das nicht gegeben, wo doch die nationalen Gegensätze scharf genug zugespitzt waren. Und doch hat das Ferment der Zersetzung in Ungarn schließlich im gegebenen geschichtlichen Augenblick die Katastrophe der Auflösung gezeitigt. Die Gefahr wird für Rumänien sofort akut, sowie die russische Gefahr greifbarere Gestalt annimmt. Und Rußland hat trotz verschiedentlicher Einladungen den Verzicht auf das von Entente wegen abgetrennte Bessarabien noch immer nicht ausgesprochen und denkt anscheinend auch heute nicht daran, es je zu tun. Selbst das befreundete Italien scheut sich, Rumänien zu diesem Zweck

Sekundantendienste zu leisten, weil es sich der glatten Abweisung seitens Rußlands nicht aussetzen mag.

* * *

Die Minderheitenfrage scheint allgemach auch den Völkerbund einigermaßen zu interessieren. Den ersten Kongreß der nationalen Minderheiten in Genf (Oktober 1925) ignorierte er vollständig. An den Verhandlungen des diesjährigen Kongresses (Ende August, wieder in Genf) nahm wenigstens der Direktor der Minderheitenabteilung des Völkerbundes, der Norweger Erik Colban, als Zuhörer teil, oder ließ sich, wenn er verhindert war, vertreten, und bald nachher machte er sich höchstselbst auf die Reise nach Rumänien, um das Problem an der Stelle Europas zu studieren, wo es in dieser Kunst das meiste zu profitieren gibt. Zwar betonte er überall geflissentlich den privaten Charakter seiner Reise, was ihn aber nicht hinderte, in einem öffentlichen Vortrag über die Beziehungen Rumäniens zum Völkerbund in Bukarest sich gerade auch über die Minderheitenfrage zu äußern. Was er darüber zu sagen wußte, konnte auch einem Minderheitenohr behagen: „von der Frage der Behandlung der Minderheiten sei die Frage des Friedens, die Frage der Landesgrenzen und der Konsolidierung des neuen Staates abhängig". „Rumänien", meinte Herr Colban weiter, „müsse die Minderheiten in erster Linie in wirtschaftlicher Beziehung fördern, dann könne das Minderheitenproblem durch Achtung der besonderen Individualität und der Sprache der Minderheiten noch leichter, günstiger, ja vollständig gelöst werden." Dem Vortrag wohnte das ganze Kabinett unter Führung des Ministerpräsidenten Averescu bei. Eine wesentliche Ergänzung fand dieser Vortrag in einer vorangegangenen Aeußerung des Völkerbundkommissars dem Chefredakteur des Klausenburger madjarischen Blattes „Ellenzék" (Opposition) gegenüber; sie lautet wörtlich: „Die Beständigkeit des Friedens in Europa erfordert gebieterisch, daß die zu den Minderheitenvölkern gehörigen 30 Millionen Europäer zufrieden seien und in Ruhe leben. Diesen Zustand können wir nur mit der Befriedigung der Ansprüche der Minderheiten erreichen."

Mehr hat auch der Nationalitätenkongreß in Genf nicht verlangt! . . .

* * *

In Italien scheint man in diesen Dingen noch nicht auf dem laufenden zu sein. Dort ist eines schönen Tages der Vorsitzende des Minderheitenkongresses, Dr. Josip Wilfan, durch Faschisten ohne irgend ersichtlichen Grund verhaftet worden. Wilfan ist slowenisches Mitglied der italienischen Kammer, sollte also durch seine Abgeordnetenimmunität vor deren formeller Aufhebung gegen solchen Willkürakt ohne weiteres geschützt sein, auch wenn er sich wirklich einer Majestätsbeleidigung gegen die Fasces schuldig gemacht hätte. Nun hat sich aber Dr. Wilfan in Genf gerade durch seine vornehme Geschäftsführung, durch die immer wieder betonte ehrliche Loyalität den Gaststaaten der nationalen Minderheiten gegenüber und durch seinen feinen internationalen Takt so ausgezeichnet, daß er sich allgemein der größten

Hochachtung erfreute. Ich habe den Verhandlungen beider Kongresse beigewohnt und könnte nicht ein einziges Wort nennen, das auch das empfindlichste National- oder Staatsgefühl irgendeines Mehrheitsvolkes verletzen dürfte. Es ist daher verständlich, wenn das Vorgehen der faschistischen Fanatiker bei allen Teilnehmern dieser Kongresse schärfste Verurteilung fand, und der Aufruf des zweiten Vorsitzenden des Genfer Kongresses, des Dr. Schiemann in Riga, an alle Minderheiten Europas zu einem flammenden Protest gegen diese unsinnige Gewalttat erfuhr mit Recht allgemeine Zustimmung bei politisch Zurechnungsfähigen. Die 400 000 Slowenen Italiens aber, die sich keines einzigen slowenischen Kindergartens, geschweige einer slowenischen Schule erfreuen, werden durch die faschistische Methode für die neue „Staatsidee" Italiens schwer zu begeistern sein. Die Weltgeschichte kennt kein Beispiel dafür, daß Neurastheniker einem Staat zu wahrhafter Größe verholfen hätten!

Eine leise Ahnung von der Richtigkeit solcher Auffassung scheint wenigstens im vorliegenden Fall auch Mussolini aufgestiegen zu sein; er selbst hat den Abgeordneten Wilfan wieder in Freiheit setzen lassen und so die Geister, die er rief, ganz offen desavouiert. Auf diesem Weg achtenswerter Selbstbefreiung von übernationaler Torheit ließe sich in Italien noch allerhand machen . . .

21. 12. 1926. Lutz Korodi.

Mittelamerika, China, Litauen.

Herr Tschitscherin hat jüngst geäußert, das Verlangen der Völkerbundsenthusiasten, Rußland solle doch endlich dieser Institution beitreten, löse bei ihm ein homerisches Gelächter aus. Die Führer der anderen großen Nation, die dem Völkerbunde fernbleibt, Amerika, halten nicht so turbulente Reden, aber ihre auswärtige Politik ist mit dem Geist von Genf ebenso schwer vereinbar wie die russische; nur die Formen sind glatter. Unter der Hand, in Europa kaum bemerkt, erobern die Yankees Lateinisch-Mittelamerika. Es ist ein Prozeß, der sich stufenweise vollzieht: zunächst wirtschaftliche Durchdringung, dann diplomatische Verträge, schließlich auch Waffengewalt. Als ganzes betrachtet, machen diese Vorgänge den Eindruck der Naturnotwendigkeit; sie erscheinen wie eine immanenten Gesetzen gehorchende Evolution. Wirtschaft und Zivilisation der Vereinigten Staaten üben eine magnetische Anziehungskraft aus, die es den „verfaulten Kreolenstaaten" immer schwerer macht, in ihrer eigenen Sphäre zu kreisen.

Aber diese der Naturwissenschaft entlehnten Bilder, geben doch keine ganz wahre Vorstellung von den historischen Ereignissen, die sich in der neuen Welt abspielen. Die Ueberlegenheit der Yankee-Zivilisation über die neuspanische Gesittung ist keine so unbedingte, daß sich nicht in Mexiko und den benachbarten lateinischen Ländern moralische Kräfte regen sollten, die der Aufsaugung widerstreben. Das Kabinett von Washington sucht diese Opposition durch Methoden lahm zu legen, die sich von der vielverlästerten alten Diplomatie Europas in keiner Weise unterscheiden. Beispielsweise haben die Nordamerikaner jetzt mit der

Republik Panama eine sogenannte Defensiv- und Offensivallianz abgeschlossen, die Panama verpflichtet, an jedem Krieg der Vereinigten Staaten teilzunehmen. Und nicht nur das — selbst wenn nach der Auffassung der nordamerikanischen Regierung ein Krieg erst im Anzuge zu sein scheint, ist Panama schon verpflichtet, sein gesamtes Wehrwesen, namentlich die militärische Luftschiffahrt, der Kontrolle der Vereinigten Staaten zu unterstellen.

Formell ist das alles wie ein Bündnis zwischen zwei gleichberechtigten Mächten frisiert, aber Panama hat eine halbe Million Einwohner, die Union hundert Millionen; von allen anderen Machtmitteln, die dem einen Partner zu Gebote stehen, dem anderen nicht, ganz abgesehen. Der Sache nach wird Panama durch diesen Bundesvertrag eine nordamerikanische Dependenz, wobei sich von selbst versteht, daß der Zustand, den die diplomatische Urkunde legalisiert, de facto schon längst bestanden hat.

Nicht so glatt wie in Panama geht die Ausbreitung der Vereinigten Staaten in Nicaragua vonstatten. Hier genügen diplomatische Mittel nicht mehr, sondern der pazifistische Bruder Jonathan muß sich der Gewalt bedienen. Er tut dabei schämig und behauptet, seine Truppen würden nur gelandet, um amerikanische Bürger vor Unglimpf zu schützen. Denn, wie in Lateinisch-Amerika überhaupt, herrscht auch in Nicaragua chronischer Bürgerkrieg, bald offen, bald latent. Die englische Presse, die bei der wachsenden Schwäche des britischen Reichs stets darauf bedacht ist, den mächtigen Amerikanern Freundlichkeiten zu sagen, findet jene militärische Intervention ganz natürlich und nicht im mindesten unpazifistisch. Auch das englische Imperium sei ganz von selber, durch immanente Evolution, entstanden, der bewußte Wille der Staatsmänner sei dabei ausgeschaltet gewesen; daß einmal engagierte wirtschaftliche Interessen, einmal investiertes Kapital immer weitere Kreise zögen, und daß die Politik dem Rechnung tragen und folgen müsse, sei die natürlichste Sache von der Welt.

Wie aber schon oben berührt worden ist, fassen die Neuspanier diesen Gang der Dinge nicht so mechanisch, so ehern gesetzmäßig auf wie die Angelsachsen. Namentlich die Mexikaner haben noch einen eigenen rassemäßigen Willen, den sie gegenüber der Eroberungslust der Nordamerikaner zur Geltung zu bringen hoffen. Nicaragua grenzt an Mexiko. Die Mexikaner haben auch ihrerseits in die bürgerlichen Unruhen in Nicaragua eingegriffen und unterstützen die Partei, die mit der Ungunst der Vereinigten Staaten belastet ist, mit Kriegsbedarf. Die mexikanische Partei, die sogenannten Liberalen, scheint stärker zu sein als die nordamerikanische, die sogenannten Konservativen. In Washington fühlt man sich durch die Aktivität der auswärtigen Politik Mexikos empfindlich berührt. Tragen sich doch die Nordamerikaner mit der Absicht, durch Nicaragua einen zweiten Kanal zu bauen, und haben sie sich einstweilen sowohl in der caribischen als auch an der pazifischen Küste des Landes militärische Flottenstationen gesichert.

An diesen Machtpositionen wagt das schwache Mexiko zu rütteln. Schon lange vor dem Weltkrieg begannen die Streitigkeiten des Wolfes mit dem Lamm. Sie gehen zurück bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo die sogenannte friedliche Durchdringung Mexikos anfing. Friedlich wanderten

Nordamerikaner nach Texas ein, das damals noch zu Mexiko gehörte. Es war aber eine eigenartige Friedlichkeit, die diese Menschen beseelte; in der Autobiographie des Obersten House, der selber aus Texas stammt, wird sie geschildert[1]). Jeder von diesen Kolonisten schaffte sich mit dem Revolver in der Faust selber Recht; die geringfügigste Beleidigung führte zum Duell, das ohne Sekundanten und Arzt auf der Stelle ausgefochten wurde, und zwar mit so grimmigem Ernst, daß fast immer einer der Kämpfer tot blieb. Es versteht sich von selber, daß diese demokratische Abwandelung des mittelalterlichen Faustrechts bei denen, die in ihr lebten und webten, gepaart war mit mitleidiger Geringschätzung des europäischen Feudalismus und Militarismus. Aber ihrem Adoptivvaterland Mexiko gegenüber waren die Texaner selber Militaristen durch und durch. Sie empörten sich gegen die mexikanische Regierung, und die englische Theorie von der unschuldigen Eroberungslust angelsächsischer Imperien bewahrheitete sich mit dem glänzendsten materiellen Ergebnis, als die Union ihren Stammesgenossen mit einem Heer zu Hilfe kam. Der glückliche Krieg mit Mexiko brachte den Nordamerikanern in demselben Jahr 1848, in dem Europa sich in sich selber zerfleischte, nicht nur den Besitz von Texas, sondern auch von Kalifornien und anderen wertvollen Länderstrecken im Westen.

Seitdem hat sich der nordamerikanisch-mexikanische Gegensatz immer mehr verschärft und vertieft. Das Bewußtsein, das die Mexikaner von ihrer Schwäche hatten, bewog eine Partei unter ihnen, im Jahre 1863 den Versuch mit der Einführung einer Monarchie zu machen. Sie erhofften von dem Kaiser Maximilian namentlich, daß er sie vor der Unersättlichkeit der Union retten und ihnen Mexiko und Kalifornien, wo inzwischen die Goldgruben entdeckt worden waren, wieder verschaffen würde. Da die Nordamerikaner mitten in ihrem Sezessionskrieg begriffen waren, schienen sich dem monarchischen Prinzip in Mexiko und in Lateinisch-Amerika überhaupt günstige Aussichten zu eröffnen, denn man empfand in diesen Ländern allgemein das Bdürfnis, gegenüber der steigenden angelsächsischen Flut irgendwelche Dämme zu errichten.

Die Entwickelung hat bekanntlich einen anderen Weg eingeschlagen, aber die Spannungen zwischen angelsächsischem und lateinischem Wesen sind in der neuen Welt nicht geringer geworden. Ebenso wie während des nordamerikanischen Sezessionskriegs haben die Mexikaner während des Weltkrieges daran gedacht, die kritische Lage des nachbarlichen Bedrängers auf irgendeine Art zu einem Vorstoß gegen ihn auszunutzen. Gegen die nordamerikanischen Petroleum-Interessenten gerichtete Konzessionsgesetze sind so 1917 entstanden. Die von der Entente aufgefangene deutsche Depesche, die Mexiko den Wiedererwerb von Texas usw. in Aussicht stellte, ist auf Grund der in Berlin bekannten nordamerika-feindlichen mexikanischen Stimmungen geschrieben worden.

Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto stärker scheinen die nordamerikanisch-mexikanischen Beziehungen durch das Inter-

[1]) The intimate papers of colonel House. Ernest Benn. Limited. London Two volumes I. Chap. II. Backgrounds (1858—1911).

esse beeinflußt zu werden, das nordamerikanische Finanziers an den mexikanischen Oelvorkommen nehmen. Wie erwähnt, hat die mexikanische Regierung ein Gesetz erlassen, das den ausländischen Besitz an mexikanischen Petroleumquellen ihrer Kontrolle unterwirft. Offenbar haben die Mexikaner mit einem Texas genug. In Washington scheut man das Odium, für rein kapitalistische Interessen Partei zu nehmen, aber diese Interessen haben auch ihre nationale, imperiale Seite, und der instinktmäßige Drang nach Expansion beschränkt sich keineswegs auf Wall Street, sondern ist in allen Klassen der nordamerikanischen Bevölkerung verbreitet. Kein Zweifel, daß das Kabinett von Washington nationale Politik treibt, wenn es die Hegemonie in Mexiko und darüber hinaus in ganz Lateinisch-Amerika anstrebt. Diese schier grenzenlosen Ambitionen sind der Union eingeboren. Schon als der junge Staat im 18. Jahrhundert den Namen United States of America annahm, obgleich er nur erst bis zum Alleghany-Gebirge reichte, also vergleichsweise ein lächerlich kleines Gebiet umfaßte, ist bei den fathers der Wille zur Herrschaft über die ganze neue Welt in geradezu provozierender Tonart zutage getreten.

Wie das bei allen Völkern, namentlich aber bei den angelsächsischen, geschieht, sucht Nordamerika die ehrgeizigen Pläne, die es, bewußt oder im Unterbewußtsein, gegen Mexiko im Schilde führt, ideologisch zu motivieren. Da die mexikanische Regierung gegen das nordamerikanische Großkapital ankämpft und sich auch im Innern auf die von Plantagenbesitzern ausgebeutete indianische Landbevölkerung zu stützen sucht, so beschuldigt man sie in Washington des Bolschewismus. Die englische Presse sekundiert eifrig; sie behauptet, mit den Fingern auf russische Agenten hinweisen zu können, die in Mexiko ebenso wie in China und Java ihr Wesen trieben. In der Tat gebärdet sich die mexikanische Regierung nicht nur sozialpolitisch sehr radikal, sondern sie führt auch einen Unterdrückungsfeldzug gegen die katholische Kirche. Aber der Antiklerikalismus ist in Mexiko längst vorhanden gewesen, ehe es Bolschewisten in der Welt gab. Schon der Gegenspieler des Kaisers Maximilian, der Präsident Juarez, führte mit den schärfsten Mitteln einen Kulturkampf. Er hob die Klöster auf und konfiszierte die Kirchengüter. Der päpstliche Nuntius, der Erzbischof von Stadt Mexiko und die meisten Bischöfe wurden des Landes verwiesen. Also eine Verfolgung der Kirche, ebenso gewaltsam wie die heutige. Damals war die mexikanische Hierarchie für Maximilian, also eine Gegnerin der Vereinigten Staaten; heute bestehen Sympathien zwischen den mexikanischen Klerikalen und dem „antibolschewistischen" Nordamerika.

Man soll die politische und historische Tragweite solcher weltanschauungsmäßigen Reibungen nicht unterschätzen. Die übliche Auffassung in Europa ist, daß nur die unersättliche Habsucht der nordamerikanischen Petroleum-Magnaten für die annexionischen hegemonischen Hintergedanken des Kabinetts von Washington verantwortlich sei. Das ist eine starke Uebertreibung; die Plutokratie ist in den Vereinigten Staaten gewiß sehr mächtig, aber ihr Einfluß hat seine Grenzen; er wirkt sich mehr auf die innere als auf die auswärtige Politik des Landes aus. Als vor zwei Menschenaltern Präsident Mac Kinley ganz urplötzlich Spanien den Krieg erklärte, wußte sich das konsternierte Europa den uner-

warteten Zwischenfall nicht anders zu deuten, als daß die amerinische Plutokratie endlich im Weißen Hause ihr altes Bestreben durchgesetzt habe, den Zucker und Tabak von Kuba in die Hand zu bekommen. In Wahrheit führte die Union diesen Krieg nicht einer kleinen Interessentengruppe zu Liebe, sondern aus tief verankerten machtpolitischen Gründen, die schon Generationen vorher für einen Jefferson richtunggebend gewesen waren und den Gang der amerikanischen Diplomatie unausgesetzt bestimmt hatten, bis unter Mac Kinley der richtige Augenblick zum Vorstoßen gekommen zu sein schien.

Trotz seines harten Realismus ist der Amerikaner für politische Ideologie nicht unempfänglich. Sein Pazifismus ist ehrlich. Daß das pazifistische Amerika zu den größten Eroberstaaten der Weltgeschichte gehört, ist ein Widerspruch, den er nicht bemerkt, weil seine Diplomaten jede amerikanische Eroberung als zwangsläufig, als eigentlich gar keinen Willensakt, der auch unterbleiben könnte, sondern als ein politisches Naturereignis darzustellen verstehen. Auch die Schwärmerei des Amerikaners für internationalen Demokratismus ist eine ideale Ueberzeugung, die mit wirtschaftlichen Hintergedanken nichts zu tun hat. Für das Verhältnis der nordamerikanischen Union zu Lateinisch-Amerika kommen auf jener Seite gewisse moralische Unterströmungen in Betracht, die für den europäischen Beobachter nicht leicht zu verstehen, aber ohne Frage von erheblicher politischer Wirksamkeit sind. Zur Zeit des amerikanisch-spanischen Krieges brachten wir von einem Kenner des amerikanischen Seelenlebens einen Artikel, der darauf hinwies, daß die Kriegspartei in den Vereinigten Staaten ihre Macht über die Gemüter zu einem erheblichen Teil dem Fortleben des alten kirchlichen Gegensatzes aus den Zeiten von Philipp und Elisabeth verdanke. So ist auch heute noch der Gegensatz zwischen der Union und Mexiko nicht rein wirtschaftlich aufzufassen, sondern machtpolitische und weltanschauliche Tendenzen spielen stark mit. Angelsachsentum und Spaniertum sind zwei grundverschiedene Kulturen, die nicht aneinander grenzen können, ohne sich aneinander zu reiben, so daß fortwährend Funken sprühen,. Es ist nicht sicher, daß die pazifistische Tendenz, so stark sie ohne Frage in den Vereinigten Staaten vertreten ist, eine Explosion jener Rassenleidenschaften für alle Zeiten wird verhindern können.

Die englische Presse, die zwar aufs Beflissenste in Amerika-Freundschaft macht, aber mit großem Unbehagen die Herrschaft der angelsächsischen Vettern über den Panama-Kanal sich mehr und mehr konsolidieren sieht, hat eine merkwürdige Doktorfrage aufgeworfen: Der Staat Panama gehört zum Völkerbund. Nun hat er, wie oben erwähnt, mit Nordamerika einen Vertrag geschlossen, demzufolge die nicaraguanische Regierung sich verpflichtet, im Krieg und im Frieden immer der Führung des Kabinetts von Washington zu folgen. Die englische Presse zerbricht sich nun den Kopf, wie Nicaragua jene Bindung wird in Einklang bringen können mit den Pflichten, die ihm nach der Völkerbundsakte gegenüber einem von Genf geächteten Friedensbrecher obliegen. Dieses Widerspruchs wegen möchte man in London den Vertrag zwischen der Union und Panama am liebsten annulliert sehen, wird aber diese Genugtuung wohl kaum erleben, denn nach der nord-

amerikanischen Rechtsauffassung ist die Monroedoktrin ein Recht, das die Völkerbundsakte bricht.

Verglichen mit den Vereinigten Staaten erscheint England wie ein sinkendes Reich. Die Verfassung des britischen Imperiums zersetzt sich; zum Teil durch amerikanische Einflüsse, die die Loslösung Irlands vom Vereinigten Königreich direkt hervorgerufen haben, und die indirekt bei der Bildung eines kanadischen und australischen Nationalgeistes erheblich beteiligt waren. Der amerikanische Expansionstrieb ist so kolossal, daß er neben der Führung in Lateinisch-Amerika noch außeramerikanische Objekte ins Auge faßt. Die Agitation der Pazifisten, die auf die Räumung der Philippinen gerichtet war, ist längst verpufft. Der Besitz dieser Inseln ist für die Amerikaner nicht Selbstzweck, sondern sie gelten ihnen als eine Brücke nach China. Amerika will den ganzen Stillen Ozean beherrschen. Hier stößt es, von Frankreich abgesehen, auf drei Rivalen: Japan, Rußland und England. Mit Japan lebt die Union augenblicklich in leidlichem diplomatischen Frieden. Sie braucht diese Macht gegen Rußland, und will sich vielleicht auch freie Hand für eine aktive Politik gegen Mexiko verschaffen. Dagegen zeigt sich Amerika gegenüber allen Bemühungen Englands, in der chinesischen Frage eine angelsächsische Einheitsfront zustande zu bringen, harthörig. England erscheint auch auf chinesischem Boden als eine Macht, die sich im Rückgang befindet. Die Angriffe des chinesischen Nationalismus richten sich seit Jahren vornehmlich gegen den englischen Handel und sind sehr erfolgreich. England hat den Mächten jüngst ein Programm zur Herbeiführung einer Einigung zwischen dem Okzident und den chinesischen Patrioten vorgelegt. Diese Denkschrift Downing Streets gibt den Kuomingtang in Worten alles, wonach ihr Herz begehrt, und in der Sache eine Bestechungssumme. Die Mächte sollen nämlich den Chinesen die Herrschaft über ihr Zollwesen und die Aufhebung der Exterritorialität der Fremden im Prinzip zugestehen, aber einen kleinen Vorbehalt machen, nämlich, daß jene Reformen erst in Kraft treten sollen, nachdem China eine Modernisierung seiner Gesetzgebung durchgeführt haben wird. Das heißt natürlich Vertagung ad calendas graecas, respektive sericas. Um die Chinesen über diese Perfidie Albions zu beschwichtigen, will das englische Memorandum ihnen eine Erhöhung der Seezölle bewilligen, und zwar soll das Plus der Regierung in Canton und den Marschällen zur freien Verfügung überlassen werden, anstatt an die von Okzidentalen und namentlich von Engländern kontrollierte Seezoll-Verwaltung zu gehen.

Amerika und Japan, auch Frankreich, haben diesen Plan, wie es heißt, sehr wenig freundlich aufgenommen. Er ist klug ausgedacht, aber nur im englischen Interesse, keineswegs auch in dem der anderen. Die von England beherrschte Seezoll-Verwaltung ist eine Hauptstütze des englischen Einflusses und Handels in Ostasien. Es fragt sich sehr, ob es im allgemeinen Interesse liegt, das Zollwesen den Chinesen, wie gesagt gegen eine Bestechungssumme, dauernd vorzuenthalten. Im einzelnen sind die Einwände, die die übrigen Mächte dem englischen Schritt entgegengestellt haben, noch nicht bekannt geworden. Jedenfalls aber geht in Washington wie in Tokio und nicht minder in Paris die Tendenz

nach diplomatischer Absonderung von England, das sich als Hauptinhaber des chinesischen Außenhandels den besonderen Haß der Chinesen zugezogen hat, und das im übrigen durch seine Hilflosigkeit gegenüber den chinesischen Volksleidenschaften allerseits geringen Respekt einflößt.

Die Engländer selber betonen in der letzten Zeit besonders entschieden den kommunistischen Einschlag in der chinesischen Nationalbewegung, und sie haben fraglos recht damit. Bei uns pflegt man zu urteilen, der Bolschewismus als solcher falle in dem agrarischen China auf unfruchtbaren Boden. Aber man vergißt die reichen kommerziellen Klassen in den zahlreichen Städten und die Masse der ihnen dienstbaren Kulis; ein Interessengegensatz, der einen vollkommen ausreichenden Nährboden für den Kommunismus bildet, wenn die Moskauer Sonne ihn bestrahlt. Die Engländer sagen, die Herrschaft der Marschälle sei ideen- und regelloser, die der Kommunisten theoretisch motivierter und systematischer Raub. Trotzdem wollen die Engländer die Regierung in Canton anerkennen; einmal weil sie nicht anders zu können glauben, dann aber auch, weil sie nicht daran zweifeln, daß wenn der Trick mit dem Plus aus den Seezöllen scheitern sollte, schließlich doch in China mit Geld alles zu machen sein wird.

Außer in Mittelamerika und in China, haben sich im letzten Monat nur noch in Litauen Dinge ereignet, die in dieser Rundschau erörtert zu werden geeignet sind. Mexiko, das Himmlische Reich und Litauen — welch ein Unterschied in den Dimensionen! Aber wir dürfen der litauischen Revolution, auf die ich übrigens in diesem Heft nicht mehr eingehen kann, nicht deshalb eine geringe Bedeutung zumessen, weil sie sich auf der bescheidenen Bühne eines kleinen Landes abgespielt hat. Ob sie eine kurze oder eine weitreichende internationale Tragweite entwickeln wird, kann heute noch niemand übersehen; jedenfalls wird das von ganz anderen Faktoren als dem räumlichen Ausmaß Litauens bestimmt werden. Lord Palmerston sagte kurz vor seinem Hinscheiden: „Ich sehe am politischen Horizont eine Fackel glühen — Polen — und ein Streichholz glimmen — Schleswig-Holstein —, das Streichholz macht mir mehr Sorge als die Fackel." Emil Daniels.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor.)

Edschmid, Kasimir. Basken, Stiere, Araber. Frankfurter-Verlags-Anstalt A.-G., Berlin.

Fränkel, Jonas. Gottfried Keller. Band 7/8. Eugen Rentsch, Verlag, München.

Joel, Karl. Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Gebiete der Mystik. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Mantis. Die Gesetze der Weltgeschichte. Hans Ruhe, Verlag, Altona.

Montgelas, Pauline. Zeitenwende. Verlag J. P. Bachem, Köln.

Murner. Narrenbeschwörung. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Meier, Stud.-Rat Dr. med. Der demokratische Gedanke und der Machtcharakter des Staates. Verlag von Gerh. Stalling, Oldenburg.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen.

d'Etchegoyen, Olivier. Polens wahres Gesicht. K. F. Koehler, Verlag, Berlin.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10.
Für den Anzeigenteil: Adolf Kuttner, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43.

Konnte Auguſt 1914 in Frankreich geſiegt werden?

von Emil Daniels

Das Teſtament des Grafen Schlieffen. Operative Studien über den Weltkrieg von Wilhelm Groener, Generalleutnant a. D. Mit 2 Bildertafeln und 22 dreifarbigen Skizzen nach Entwürfen von Generalmajor Flaiſchlen. E. S. Mittler u. Sohn. Berlin 1927. 244 Seiten.

Der Weltkrieg 1914—1918. Bearbeitet im Reichsarchiv. Erſter Band. Die Grenzſchlachten im Weſten. Mit vielen Skizzen im Text und zwölf Karten. Verlegt bei E. S. Mittler u. Sohn. Berlin im Jahre 1925. 719 Seiten.

Das große Werk, das das Reichsarchiv über den Weltkrieg veröffentlicht, übertrifft das Generalſtabswerk über den Krieg von 1870 an innerem Wert ganz bedeutend. Quellenmateiral und Reflexionen ſind geeignet, die Grundlage einer reichen und wertvollen Kriegsliteratur abzugeben. In der würdigſten Weiſe wird dieſe eröffnet durch die Studie, deren Titel an die Spitze dieſes Eſſays geſetzt iſt. Neben dem Buch des Reichsarchivs beruht ſie auf dem reichen Schatz der unveröffentlichten Schlieffenſchen Papiere und natürlich auf den Erfahrungen des Verfaſſers. Als begeiſterter Schüler des Grafen Schlieffen, dem er eine geniale ſtrategiſche Veranlagung zuſchreibt, ſteht General Gröner auf dem Standpunkt, daß unſer franzöſiſcher Feldzug von 1914 durch den Mangel ſtrategiſcher Geiſtigkeit in unſerer Heerführung verlorengegangen iſt. Implizite ſteht das auch in dem Werk des Reichsarchivs, zum Theil ſogar ganz explizite, aber die Kritik Groeners ſchürft doch tiefer und gelangt zu klareren und beſtimmteren Ergebniſſen. Das ſoll kein Tadel für die Verfaſſer des anderen Buchs ſein, denn es liegt begründet in der Natur derartiger halbamtlicher Publikationen, an denen eine ganze Reihe von Federn mitgearbeitet hat.

Als dem Grafen Schlieffen zum 1. Januar 1906, wie Groener ſich ironiſch ausdrückt, ſeine Stellung aufgekündigt wurde, lag von ihm ein Feldzugsplan vor, der bereits vorausſetzte, daß wir nicht nur die Franzoſen, ſondern auch die Belgier und Engländer niederzuringen haben würden. Daß Schlieffen die militäriſche Kooperation Englands außer Betracht gelaſſen habe, iſt ein Irrtum. Der Operationsplan Schlieffens war aufs gründlichſte durchdacht und von einer eiſernen Konſequenz. Er ging aus von dem Begriff der Feſtung Frankreich. Die Franzoſen hatten ihr Land durch Werke faſt unangreifbar gemacht. Aber die Kette dieſer Anlagen reichte von Belfort nur bis Reims und La Fère. Wohl lagen nördlich davon noch Maubeuge und Lille, aber ſie waren nicht von großer Bedeutung.

Da die französischen Festungserbauer also nicht mit einer deutschen Offensive gerechnet hatten, die sich nördlich der Sambre vollzog, um dann über die Somme und die Seine unterhalb von Paris gegen die Kanalhäfen auszugreifen, befürwortete Schlieffen eben diese Operation. Und zwar tat er das nicht halb, sondern legte in seine Gedanken eine furchtbare Energie. Nicht weniger als 33 Korps sollten auf dem rechten deutschen Flügel gegen Reims, La Fère und Paris vorgehen. Dahinter sollte eine gegen die Kanalhäfen bestimmte 2. Armee formiert werden.
Armee formiert werden.

Dagegen wollte Schlieffen den linken deutschen Flügel nur schwach machen. Er nahm — für das Jahr 1905 zutreffend — an, daß die Franzosen eine defensiv-offensive Strategie befolgen würden, so daß geringe Kräfte zur Deckung Elsaß-Lothringens ausreichten. Aber er ging auch an der Eventualität nicht vorüber, daß der Feind von Anfang an offensiv würde und den Feldzug mit dem Einbruch großer Massen nach Elsaß-Lothringen hinein eröffnete. In diesem Fall wollte Schlieffen keinen Mann mehr, als er ursprünglich hierher bestimmt hatte, in die Reichslande schicken, sondern diese, wie er sich ausdrückte, sakrifizieren. Seine strategische Grundüberzeugung war, daß man an dem entscheidenden Punkt stark sein und dieser Rücksicht alles Andere opfern müsse. Eine Invasion Elsaß-Lothringens bezeichnete er geradezu als Liebesdienst der französischen Strategen für Deutschland, weil sie sich dadurch auf ihrem linken Flügel, wo er die Entscheidung suchte, schwächten, um einen Lufthieb gegen den Oberrhein zu machen.

Wenn der starke rechte Flügel der Deutschen, das bataillon carré, die alliierte Heeresmacht an Maas, Sambre und Oise niedergewuchtet hatte, wollte Schlieffen mit dem Gros nach Südosten schwenken und die Franzosen an ihre Festungen und den Jura quetschen, so daß ihnen als einziger Weg ins Freie die Schweizer Grenze blieb.

Bei der Generalstabsreise von 1905 nahm Schlieffen einen Weltkrieg an, in dem Deutschland nicht nur mit Russen, Franzosen, Engländern und Belgiern, sondern auch mit Italienern, Rumänen und Serben zu kämpfen hatte. Das wurde damals als Symptom der Verkalkung aufgefaßt und trug zu seinem Sturz bei. Schlieffen hatte auch eine sehr lebendige Vorstellung von den Gefahren, die den Regierungen drohten, wenn unter den wirtschaftlichen Verhältnissen der modernen Welt Kriege lange dauerten. Um so leidenschaftlicher drängte er darauf, die Operationen in Frankreich so anzulegen, daß der Weltkrieg mit *einem* zerschmetternden Schlage beendigt würde. Er hielt das für möglich, wenn sein Feldzugsplan angenommen und mit unbeirrbarer Konsequenz ausgeführt

würde, wenn man sich in den Kriegszielen Mäßigung auferlegte und eine Armee-Reorganisation großen Stiles vornähme. Die militärischen Kreise, die Schlieffens Entlassung betrieben, erklärten seinen Plan für Phantasterei, weil die gegebenen Kräfte zu gering wären, um ihn auszuführen. Zur Steigerung dieser Kräfte bis zur Höhe des riesenhaften Bedarfs, war Schlieffen entschlossen, aus den Ideen der militärischen Reformer von 1807 die letzten Folgerungen zu ziehen. Wie diese die gesamte waffenfähige Mannschaft zur Befreiung und Verteidigung des Landes aufgeboten hatten, wollte Schlieffen sie in allem Ernst und auf einmal auf Frankreich werfen. Er wendete sich gegen die traditionelle Absicht, in der Heimat Reserven zurückzubehalten, zur Speisung des Feldheeres in dem Maße, wie der Krieg sich hinzog. Alles: Ersatztruppen, mobile und immobile Landwehr, Landsturm, sollte gleich nach Frankreich hinein. Auf dem rechten Flügel sollte eine zweite, dritte, vierte Kolonne dem gewaltigen Stoßtrupp des bataillon carré folgen. Denn bei dem Einmarsch in ein Land, das von Festungen starrte, hatte der Angreifer der Tatsache ins Gesicht zu sehen, daß die eigenen Kräfte rasch und erheblich abnahmen, die gegnerischen aber stetig wuchsen.

Um das infolgedessen drohende numerische Mißverhältnis nicht zur Wirklichkeit werden zu lassen, trat Schlieffen dafür ein, daß mit der militärbureaukratischen Routine in aller und jeder Beziehung gebrochen wurde. Unausgebildete und Nichtfelddienstfähige sollten den Sicherungs- und Arbeitsdienst in der Heimat übernehmen. Die so reich mit ausgebildeten Mannschaften ausgestatteten Ersatztruppen, meinte Schlieffen, dürften nicht die Kasernenhöfe bevölkern, sondern es müßten kampffähige Verbände aus ihnen gebildet werden, und zwar in unmittelbarem Anschluß an die Mobilmachung der gleich ins Feld geführten Truppen.

Im Rahmen dieser Gedanken versteht sich von selber, daß Schlieffen forderte, mit der allgemeinen Wehrpflicht endlich Ernst zu machen und die ganze körperlich brauchbare Jugend schon im Frieden für den Krieg auszubilden. Teilweise realisierten die Gesetze von 1912 und 1913 die Anregungen Schlieffens, wenn aber diese Schritte ein Lustrum früher getan worden wären, würden sie der Militärverwaltung anstatt eines Plus von 150 000 Mann eines von 500 000 eingebracht haben.

Das wäre aber dann immer noch Flickwerk gewesen; die restlose Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht sah anders aus. Groener wirft die Frage auf, ob der Reichstag schuld daran gewesen sei, daß jene große Idee nicht verwirklicht werden konnte. Ohne eine positive Antwort auf seine selbstgestellte Frage zu geben, läßt Groener durchblicken, daß er es ablehnt, dem Reichstag die moralische Verantwortung zuzuschieben. Wenn die Regierung den Reichstag dazu be-

stimmen wollte, daß er neben der Flotte auch noch dem Heere große Opfer brachte, dann hätte nach Groener vom Reichskanzler ein den Bedürfnissen des Volksheeres Rechnung tragender demokratischer Plan dem Parlament vorgelegt werden müssen.

Es scheint, als ob auch Schlieffen sich mit Projekten der Heeresreform getragen hat, die eine Verkürzung der Dienstzeit mit sich brachten und überhaupt eine Annäherung an das Milizsystem. Im Interesse der historischen Wissenschaft wäre es besonders wünschenswert, wenn gerade dieser Teil der Schlieffenschen Papiere veröffentlicht würde, obgleich die Bedenken auf der Hand liegen. Personen, die dem Grafen Schlieffen nahegestanden haben, sagen, er sei zwar ein Mann von konservativer Weltanschauung, aber nichts weniger als ein Junker gewesen. Offenbar hatte er ein Gefühl dafür, daß eine weitere Demokratisierung des Heeres dem Zuge der Zeit entsprochen haben würde. Nach den Lehren der Geschichte konnte man die Seegeltung, die man anstrebte, kaum haben ohne fortschreitende Demokratisierung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Man hatte nur Bedacht darauf zu nehmen, daß man trotzdem obenauf blieb.

Über die Mächte des Beharrens, die sich so gewagten Neuerungen entgegenstemmte, waren in der deutschen, namentlich der preußischen Armee, riesenstark. Ich habe in dieser Zeitschrift einmal erzählt, wie zur Zeit der Belagerung von Paris Roon sich Moltke widersetzte, als dieser den Landsturm mobilisieren wollte[1]). Die Landstürmer sollten den Sicherungsdienst in der Heimat übernehmen, und dafür 57 noch in Deutschland immobil zurückgelassene Bataillone Landwehr nach Frankreich gezogen werden. Roon machte Opposition, teils aus bureaukratischem Vorurteil, teils weil ein so energischer Rückgriff auf die Volkskräfte seiner junkerlichen Weltanschauung zuwider war. Er verstand sich nur zur Einberufung freiwilliger Landstürmer, wodurch ganze 556 Mann erlangt wurden und sabotierte überhaupt Moltkes Forderungen, die dieser als vorläufiges Minimum bezeichnet hatte, so rücksichtslos, daß nach einem Vierteljahr anstatt 57 erst 24 Landwehr-Bataillone auf dem Kriegsschauplatz angekommen waren. Und das angesichts eines republikanischen Frankreich, das es verstand, den letzten Mann an die Front zu bringen und die Sieger von Sedan in eine so schwierige Lage zu versetzen, daß Blumenthal schrieb: „Der letzte Landwehrmann muß unter die Waffen gerufen werden, um Frankreich und damit die Revolution zu bekämpfen. Schmählicher Friede und Revolution in Deutschland hängen eng zusammen."

Solche rettenden Gedanken vermochte Roon nicht zu fassen. Er kritisierte die geniale Strategie Moltkes und wünschte, daß

[1]) „Roon und Moltke vor Paris" Band 121, Heft 1.

dieser sich nach dem Fall von Paris „Selbstbeschränkung in der Okkupation des eroberten Landes" auferlegen möge, um Truppen zu sparen. Es würde richtiger sein, Landwehr nach Hause zu schicken als neue heranzuziehen.

Das Problem der Grenzberichtigung zwischen Tradition und Fortschritt im Heerwesen, das wir hier in nuce gestellt sehen, hatte sich, als Schlieffen das Amt Moltkes innehatte, zu solchen Dimensionen ausgewachsen, daß man beinahe sagen kann, von seiner vernünftigen Lösung hing das Schicksal Deutschlands ab. Wenn man Weltpolitik machen wollte, bedurfte man mehr als der Risiko-Flotte einer Reform des Heeres, die so radikal war, wie die von 1807. Nach Groener hatte Schlieffen, trotz seines vorgerückten Alters, das Zeug zu einem zweiten Scharnhorst. Allerdings war er auch bei den konservativen Troupiers ebensowenig beliebt wie jener. Seine kritischen Betrachtungen über die Kaisermanöver wurden von den Kommandierenden Generalen mit Unwillen aufgenommen; manchmal geradezu als Schmähschriften bezeichnet. —

Es kommt mir nicht in den Sinn, in diesem Essay den ganzen Gehalt von „Das Testament des Grafen Schlieffen" auszuschöpfen. Dazu ist die Studie Groeners viel zu gedankenreich. Mit einer summarischen Inhaltsübersicht möchte ich mich auch nicht begnügen, weil ihr der größte Teil der bildenden Wirkung fehlen würde, die von einer Kenntnisnahme dieses bedeutenden Werks ausstrahlen kann. Für die richtige Methode halte ich vielmehr, dem Leser Teilstücke der Groenerschen Studie vorzuführen, dabei aber einigermaßen in die Tiefe zu gehen. Groener behandelt neben den August-Ereignissen in Frankreich auch Tannenberg und die Schlacht an den Masurischen Seen; ich werde mich bei meiner Auswahl auf den Westen beschränken. —

Schlieffens Nachfolger im Generalstab, der jüngere Moltke, ließ den Gedanken an eine gründliche Heeresreform nach dem Vorbild von 1807 fallen, wenn er überhaupt der Mann war, so gewaltige Entschlüsse ernsthaft in Betracht zu ziehen. An dem Schlieffenschen Operationsplan hielt er dagegen noch jahrelang fest. Inzwischen änderten die Franzosen den ihrigen. Die Tripelentente kam zustande, und die Franzosen durften nun annehmen, gleich bei Kriegsbeginn mehrere englische Korps ihnen zu Hilfe kommen zu sehen. Bei den Russen, die sich vorher nur einer defensiven Kriegsführung gewachsen gefühlt hatten, wuchsen Kraft und Lust zur strategischen Offensive mit jedem Jahre. Das brachte die entsprechenden Tendenzen in Frankreich zum Durchbruch. Der französische Generalstab entsagte der Absicht, im Kriegsfall den Anlauf der Deutschen gegen die Festungen abzuwarten, und beschloß, ihnen jenseits davon entgegenzugehen. 1909 fingen diese Gedankengänge in

Frankreich an, sich durchzusetzen; 1911 hatten sie sich zu festen offiziellen Feldzugsplänen verdichtet. Schlieffen lebte damals noch. Wir wissen, daß er auf jene Abwandlung in der strategischen Mentalität der Franzosen immer vorbereitet gewesen war, und daß er dann erst recht seinen Operationsplan hatte durchgeführt wissen wollen. In seinen Augen war die neue operative Einstellung der Franzosen geradezu ein Liebesdienst für uns.

Moltke dachte ganz anders. Von 1909 an begann er den Schlieffenschen Operationsplan abzubauen. Bei Schlieffen war das Verhältnis des rechten zum linken Flügel wie 7 : 1 gewesen. Siebenmal stärker hatte Schlieffen den Schwenkungsflügel, das bataillon carré, haben wollen als den sekundären Flügel in Elsaß-Lothringen. Unter Moltke bröckelte von dem rechten Flügel allmählich so viel ab, daß das Verhältnis von 3 : 1 herauskam. Nichts ist charakteristischer für die beiden Generalstabschefs, als daß Schlieffen alle irgend verfügbaren Kräfte zu einem Hauptschlag zusammenfassen wollte, während Moltke zwei Hauptschläge zugleich anstrebte. Infolge dieses Mangels an geistigem Konzentrationsvermögen bei Moltke war man, als nach ein paar Jahren der praktische Ernstfall eintrat, auf den meisten Schlachtfeldern zu schwach, auf keinem zermalmend stark.

Recht sympathisch war Moltke der Schlieffensche Plan auch in der abgeschwächten Fassung nicht, die er ihm gegeben hatte. Wahrscheinlich saß in seinem Unterbewußtsein das Gefühl, daß er nicht der Mann sei, um das noch immer komplizierte Schwenkungsmanöver zu dirigieren. Am liebsten wäre er den Schlieffenschen Plan ganz losgeworden. Aus dieser psychischen Einstellung heraus ist es zu erklären, daß er sich immer fester einbildete, die Franzosen würden bei ihrer Offensive zwischen Metz und den Vogesen total geschlagen werden, ein zweites Sedan erleiden. Dann brauche man die belgische Schwenkung nicht durchzuhalten, denn die nur noch von Heerestrümmern verteidigte französische Festungskette sei keine unübersteigliche Barriere mehr. Die Deutschen könnten ihre belgische Schwenkung sistieren, vom rechten nach dem linken Flügel detaschieren und die Festungskette durchstoßen.

Sehen wir nun zu, wie sich im Gegensatz zu diesen luftigen Gebilden der Einbildungskraft die eherne Wirklichkeit von 1914 gestaltete.

Zwei Offensiven stießen aufeinander: die Deutschen in sieben Armeen gegliedert, die Franzosen in fünf. Links schlossen sich an das französische Heer die belgischen und englischen Truppen an. Das deutsche Heer zerfiel in einem Schwenkungsflügel, den rechten, mit der erweiterten Festung Metz als Drehpunkt, der aus der 1. bis 5. Armee bestand, während der

linke Flügel, aus der 6. und 7. Armee zusammengesetzt, für den direkten Vormarsch südlich von Metz bestimmt war[1]).

Joffre wollte mit starker Mitte zu beiden Seiten von Metz vordringen; sein linker Flügel an der Sambre und sein rechter an der oberen Mosel waren verhältnismäßig schwach.

Am 14. August traten die französische 2. und 1. Armee südlich von Metz den Vormarsch nach Lothringen hinein an. Moltkes Gedanke war, die nach Lothringen einbrechenden Franzosen in einen Sack hineinlaufen zu lassen und diesen nachher von Metz, Straßburg und den Vogesen her zuzuziehen. Das war eine Strategie, die Kunst voraussetzte. Eine noch so energische Offensive konnte für sich allein nicht zu dem erstrebten Ziele führen, sondern es kam darauf an, den Feind zu tieferem Eindringen in deutsches Gebiet zu verlocken. Erst dann konnte die Schlinge des Sackes zugezogen werden. Man mußte also deutscherseits erst zurück und dann wieder vorwärts gehen: „reculer pour mieux santer".

Diese Strategie würde an die größte Traditionen der preußischen Kriegsgeschichte angeknüpft haben: Gneisenau hatte sie an der Spitze der Schlesischen Armee gehandhabt und die Schlacht an der Katzbach mit ihr gewonnen. Aber sie harmonierte schlecht mit der inneren Einstellung der deutschen Truppen in Elsaß-Lothringen. Die Oberste Heeresleitung verlangte von ihnen, sie sollten, den Anmarsch des Feindes vor Augen und seinen Uebertritt über die Reichsgrenzen geschehen lassend, in ihrer Aufmarschstellung Metz—Saarburg stehen bleiben, dann sogar kampflos hinter die obere Saar weichen; nicht nur Lothringen, sondern auch altdeutsches Land bei Saarbrücken sollten geopfert werden. Nach den Lorbeeren der Kämpfe von Mühlhausen und Lagarde war wenig Stimmung für ein noch so kunstreiches Reculer.

Schon ehe die französischen Heeressäulen sich in Bewegung gesetzt hatten, war das Oberkommando der deutschen 6. Armee in St. Avold, Kronprinz Rupprecht und Generalstabschef Krafft von Dellmensingen, beinahe mit seinem Entschluß, anzugreifen, fertig. Es stellte der Obersten Heeresleitung in Koblenz vor, die Franzosen würden nicht in den Sack hineingehen. Als diese dann, vorsichtig tastend, anrückten, zog das Oberkommando der 6. Armee aus ihrem Zögern den Schluß, die von Moltke — mit Recht — angenommene Uebermacht des Feindes an dieser Stelle der Front bestehe gar nicht. Das Oberkommando der 6. Armee erklärte der Obersten Heeresleitung, daß es sich an die ihm durch den Operationsplan vorgeschriebene ausweichende Taktik nicht binden könne. Wenn man nicht angreife, bestehe Gefahr, daß man sich durch minder starke Kräfte festhalten lasse.

[1]) Die deutschen Armeen zählen durch von Norden nach Süden; die französischen umgekehrt von Süden nach Norden.

Ein großer Feldherr als deutscher Generalstabschef würde das Abweichen des Kronprinzen von Bayern vom Operationsplan nicht geduldet haben. Aber Moltke begnügte sich, die 6. Armee vor einer Offensive aus ihrer Aufmarschstellung heraus warnen zu lassen, indem er die letzte Verantwortung dem Kronprinzen zuschob. Dieser hatte kein Verständnis für das nur zu wohlberechtigte Bedenken Moltkes, daß die Nähe der französischen Mosel-Festungen die Ausnutzung eines deutschen Sieges verhindern würde. Am 20. August ließ Rupprecht die 6. Armee aus der Linie Han an Nied, Beesdorf, Pfinstingen angreifen, links davon ging die 7. Armee, deren Oberbefehlshaber von Heeringen gleichfalls dem Kronprinzen von Bayern unterstellt war, über Rieding, Dagsburg, am Donon und im Weilertal vor. Man hoffte, daß gerade die verhältnismäßig schwache 7. Armee in Gebirgskämpfen die Entscheidung bringen würde, indem sie die rechte Flanke des Feindes überwältigte und ihn von seinen Festungen abdrängte. Die andere französische Flanke zu umfassen, durch einen Ausfall aus Metz, hielten selbst die strategischen Skrupeln wenig zugänglichen Führer der 6. Armee nicht für möglich, denn die Festungskette von Toul und Verdun war gar zu nahe.

Unter dem Kronprinzen von Bayern fochten 328 Bataillone gegen 420 französische, die trotz ihrer Uebermacht die Schlacht verloren, weil das französische Militär dem Deutschen an Qualität und moralischer Haltung nicht gewachsen war. Leider erwiesen sich aber die Einwände, die Moltke gegen eine Aktion nahe der deutsch-französischen Grenze erhoben hatte, als vollkommen berechtigt. Die deutschen Kräfte im Gebirge waren viel zu langsam vorwärts gekommen, um den rechten feindlichen Flügel einzukreisen. Die Deutschen erfochten nur einen Frontalsieg, einen ordinären Sieg, wie Schlieffen das nannte. Ihre Beute an Trophäen und Gefangenen war gering, und die Geschlagenen konnten sich nach kurzem Rückzug unter dem Schutz ihrer Festungen wieder sammeln.

Die französische 1. und 2. Armee war in den Reichslanden vorgegangen, die 3. und 4. sollte nördlich davon die deutschen Aufmarschlinien zu durchbrechen versuchen: in der belgischen Provinz Luxemburg und dem Großherzogtum gleichen Namens. Die 3. französische Armee sollte auf Arlon, die 4. auf Neufchâteau gehen. Deutscherseits standen diesen Kräften die 5. und 4. Armee gegenüber. Sie bildeten die Mitte der gesamten deutschen Front. Da die Franzosen im Luxemburgischen wie in den Reichslanden mit großer Uebermacht auftraten, schrieb der Moltkesche Operationsplan der 5. und 4. Armee vor, sich zurückzuhalten, bis der starke rechte Flügel der Deutschen, südlich der Maas und nördlich der Sambre avancierend, die feindliche Front umfaßt hätte. Zeit für eine ausweichende Taktik der deutschen Mitte war genügend vorhanden, weil am 20. August,

als Joffre der französischen Mitte den Angriff befahl, unsere äußersten Rechte, die 1. Armee, noch nicht erheblich über Brüssel hinaus war. Moltkes Kneifzange funktionierte also noch nicht; bis sie im Betrieb war, konnte die deutsche Mitte ohne Nachteil für das Ganze in dem die Defensive erleichternden luxemburgischen Gelände langsam zurückgehen. Wenn die Franzosen die Stadt Luxemburg in Besitz nahmen und unsere 5. Armee auf Trier zurückwich, um so gefährlicher für jene. Ohnehin hatte Joffre schon vorwärts von St. Mihiel an der Maas die Armée de Lorraine bereitstellen müssen, um die vorrückende französische Mitte gegen einen Ausfall aus Diedenhofen zu sichern. Dadurch wurden den Franzosen nicht unerhebliche Kräfte abgezogen, und der Wert von Diedenhofen kam noch ganz anders zur Geltung, wenn die französische Mitte mit ihrem rechten Flügel bis zur Stadt Luxemburg vordrang und nun die deutsche Mitte die Offensive ergriff und zugleich die 6. Armee aus Diedenhofen ausfiel. Die französische Mitte hätte sich bis zu diesem Zeitpunkt schon drei bis vier Tagemärsche von der Maas und den Festungen entfernt gehabt, der deutsche rechte Flügel aber würde sich zugleich an eben jenem Fluß den Städten Mézières und Sedan genähert haben. Die Kneifzange betätigte sich, und man durfte erwarten, daß die Franzosen von ihren Festungen abgeschnitten und nach Südosten über die Schweizer Grenze getrieben wurden.

Aber die Verbindung von Rückzug und Wiedervormarsch war komplizierte Kriegskunst, und der Führer der deutschen 5. Armee, Wilhelm, der deutsche Kronprinz, und sein erster Berater, Schmidt von Knobelsdorf, waren strategisch eingestellt wie der Kronprinz von Bayern. Dem Drang der Truppen nach vorwärts Rechnung zu tragen, das war bei der 5. wie wie bei der 6. und 7. Armee die ganze Kriegskunst. Ein besonderer Vorwurf ist diesen Generalen aus ihrem strategischen Versagen nicht zu machen. Die Genies sind in diesem Beruf so selten wie in jedem anderen. 1866 hatte kein preußischer General die Gedanken des älteren Moltke auch nur annähernd begriffen, 1870 war es nicht viel anders gewesen, und so geht es in der Kriegsgeschichte überhaupt zu. Wenn aber der jüngere Moltke ein großer Feldherr war, dann mußte er es verstehen, die Unterführer, bei allem Respekt für ihre berechtigte Selbstständigkeit, strategisch an die Kandare zu nehmen.

Dazu war er aber leider nicht der Mann. Das Oberkommando der 5. Armee war von der Obersten Heeresleitung so wenig mit dem Geist des allgemeinen Operationsplans getränkt worden, daß es sich am 21. August zum Angriff auf Longwy hinreißen ließ. Es verlor dadurch die Freiheit seiner Entschlüsse. Vormittags um 11.30 Uhr hatte es noch nicht die Absicht gehabt, aus der ihm vorgeschriebenen strategischen Reserve herauszutreten, um 4.30 Uhr nachmittags entschied

es sich plötzlich für die Offensive. Ohne daß an der Befehlsstelle der 5. Armee in Esch erhebliche neue Tatsachen bekannt geworden waren, gewann man den Eindruck, die deutscherseits bei den Franzosen vorausgesetzte Absicht, hinter Chiers und Crusne in der Defensive zu bleiben, bestehe in Wirklichkeit nicht; der Feind wolle vielmehr einen großen Vorstoß zum Entsatz von Longwy unternehmen.

Das wahre Motiv der Sinnesänderung in Esch war ein psychologisches. In der Nacht vorher war der Sieg — der Pyrrhussieg — in Lothringen gemeldet worden. Alles in Esch atmete in einer offensiven Atmosphäre, deren Einfluß sich niemand lange entziehen konnte. Als Esch Koblenz telephonisch um die Erlaubnis zum Angriff bat, sträubte sich die Oberste Heeresleitung, wie sie sich anfangs gegen das gleiche Ansinnen Rupprechts gesträubt hatte, als aber Esch seine Offensive in ein harmlos ausschauendes Projekt zu örtlichen Stellungsverbesserungen umfrisierte, gab Koblenz nach.

Hier, im Hotel Monopol, versammelte in später Abendstunde Generaloberst von Moltke die Offiziere des Generalstabs um sich und gab ihnen tiefbewegt von dem „großen Sieg" in Lothringen Kenntnis: „Es war *sein* Sieg," sagt Groener, „den er in den letzten Jahren bei Kriegsspielen und Generalstabsreisen sich zurechtgelegt hatte." Moltke ermahnte den Kronprinzen von Bayern zu rücksichtsloser Energie in der Verfolgung, und befahl ihm, den Durchbruch durch die französische Festungskette zu unternehmen. Aber schon hatten die Franzosen sich wieder gesetzt und machten, zwischen ihren Festungen hindurch, einen Gegenangriff auf die Verfolger. In einer Breite von 50 km wurde vom 25. bis 27. August gefochten; dann kam der französische Rückstoß zum Stillstand, aber ebenso auch der deutsche Vorstoß, und der Oberbefehlshaber der 6. und 7. Armee meldete nach Koblenz, der Durchbruch durch die Moselfestungen sei im Augenblick keineswegs ausführbar.

Zugleich mit dem Vorstoß des linken deutschen Flügels hatte Moltke Gelegenheit, sich eines zweiten Sieges dieser Art zu erfreuen. Am 22. August und an den folgenden Tagen schlug die deutsche Mitte die Schlachten von Longwy und Neufchâteau. Die Franzosen mit ihren 377 Bataillonen rechneten bestimmt darauf, die 236 Deutschen zu durchbrechen und die Entscheidung des Feldzuges herbeizuführen. Aber sie erlitten eine ebenso empfindliche Niederlage wie in Lothringen: „Unsere Armeekorps", so äußerte sich Joffre selber, „haben trotz der zahlenmäßigen Ueberlegenheit, die durch die Führung sichergestellt war, im freien Felde nicht die Angriffskraft gezeigt, die wir von ihnen nach den Anfangserfolgen hätten erwarten können."

Wenn aber die Franzosen auch zugeben mußten, daß sie den Kürzeren gezogen hatten — ihr Elan war nicht ge-

brochen. Schon diesseits der Maas, zwischen Carignan und Bièvre, gegenüber von Sedan, bildeten sie eine neue Front und setzten den Verfolgern nachdrücklichen Widerstand entgegen. Für eine ausgesprochene Minderzahl, wie die Deutschen waren, ist es auch sehr schwer, und mag sie noch so tüchtig sein, den gegnerischen Willen zum Sieg vollständig zu brechen. Jedenfalls geht es nicht mit dem reinen Frontalangriff, sondern es sind umfassende Bewegungen vonnöten. Der linke Flügel der französischen Mitte hätte umfaßt werden können, wenn die deutsche 4. Armee, unter Herzog Albrecht von Württemberg und dem Generalstabschef von Lüttwitz, versucht hätte, bei Charleville über die Maas zu kommen, denn hierhin hatten sich nur unbedeutende Teile des zurückgehenden Feindes gewendet. Da der deutsche rechte Gesamtflügel schon über die Sambre vorgedrungen und die französische Sambre-Armee im Abzuge war, verlangte die Durchführung des deutschen Operationsplanes unbedingt, daß die 4. Armee bei Charleville die Maas überschritt und ihren Platz im deutschen Schwenkungsflügel einnahm. Je tiefer die 4. Armee jenseits der Maas in den Rücken des Feindes vorstieß, desto mehr wuchs die Aussicht, im Geiste des deutschen Operationsplans die Franzosen nach Südosten zu drängen, bis ihnen nur der Uebertritt auf eidgenössisches Gebiet übrig blieb.

Anstatt dessen ballte sich die 4. Armee vor der neuen französischen Front zusammen, und die 5. Armee übernahm die Aufgabe der Umfassung des Feindes. Sie zog sich zu diesem Zweck nach links und versuchte, zwischen die französische 3. Armee und Verdun zu kommen. Von dieser Festung sollten die Franzosen abgedrängt werden. Die Verfolgung ging also nicht auf dem linken Maasufer in südöstlicher Richtung, sondern auf dem rechten in nördlicher. Die deutsche Oberste Heeresleitung ließ zu, daß sich in den Händen der Unterführer der Operationsplan in sein Gegenteil verkehrte und zerflatterte.

Das Manöver der deutschen 5. Armee führte am 24. August zur Schlacht bei Longyon. Es war ein schweres Ringen, und die 5. deutsche Armee kam nicht zum Ziel. Zwischen der französischen 3. Armee und den Deutschen erschien vor St. Mihiel die Armée de Lorraine, warf sich auf uns und hielt so die Verbindung mit Verdun offen. Die Armée de Lorraine durch einen Ausfall aus Metz zu beschäftigen, ging nicht an, weil die Heeresleitung unter dem Kronprinzen von Bayern mit der Verfolgung der in Lothringen geschlagenen französischen Kräfte zu tun hatte.

So lief sich die Offensive der deutschen Mitte bei Longyon tot. Ihr Ergebnis an Trophäen und Gefangenen war nicht größer als die Beute in Lothringen. In beiden Fällen war der taktische Erfolg bezahlt worden mit einem strategischen Mißerfolg. Die Ursache des letzteren lag in der mangelhaften

Kontrolle der Obersten Heeresleitung über die Unterführer, die verfrüht angriffen, weil sie für die verfeinerte Strategie kein Verständnis hatten. Sie konnten sich nicht entschließen, den Franzosen die Initiative und ein Stück Gelände zu überlassen und standen infolgedessen nach ein paar Anfangserfolgen vor den französischen Festungen und Sperrforts wie vor einer unübersteiglichen Mauer. Die Franzosen fühlten sich so wohlgeborgen, daß sie Truppen von dem rechten nach dem linken Gesamtflügel verschoben.

Die Operationen des rechten deutschen Gesamtflügels verliefen nicht günstiger, obgleich hier auf unserer Seite eine Uebermacht von 101 Bataillonen und 1100 Geschützen war. Der Schwerpunkt des deutschen Angriffs lag bei der 2. Armee, die unter von Bülow über Lüttich und Namur vorging, am nördlichen Ufer der Maas und Sambre. Kluck mit der 1. Armee, die rechts von der 2. den äußersten rechten Flügel der Deutschen bildete, war dem Oberbefehlshaber der 2. Armee unterstellt. Links von der 2. marschierte die 3. Armee unter von Hausen gegen die Maas-Strecke Namur—Givet; auch sie war von dem Oberbefehlshaber der 2. Armee abhängig. Dieser nun war ganz befangen in gewissen Vorurteilen zugunsten des reinen Frontalangriffes, die bei den Militärs aller Länder herrschten, trotzdem sie mit den Fortschritten der Waffentechnik disharmonierten und durch die Erfahrungen des Burenkrieges und des russisch-japanischen widerlegt wurden. Auch die deutsche Oberste Heeresleitung hatte keine Vorstellung von der absoluten Notwendigkeit der weit ausholenden strategischen Umfassung.

Die französische Militärmusik spielte einen Marsch, der den Sieg zwischen Maas und Sambre, also im südlichen Belgien, verherrlichte, und der Befehlshaber der 5. französischen Armee, General Lanrezac, wollte sich hier, in dem Festungsdreieck Namur—Maubeuge—Givet aufstellen, um den Marsch der Deutschen nördlich der Sambre zu flankieren. Aber Joffre hatte seine Zweifel, ob die Deutschen ihre Front bis in das nördliche Belgien hinein ausdehnen würden. Erst am 15. August sah er klarer und gab Lanrezac Erlaubnis, in die Gegend Marienbourg—Philippeville zu rücken. Dann befahl er ihm sogar, die 5. Armee über die Sambre zu führen. Nördlich der Sambre und östlich der Oise hatten die Alliierten die Eisenbahnen fast gar nicht zerstört, da sie mit einem so weiten Ausgreifen, wie es der deutsche Operationsplan vorsah, nicht gerechnet hatten. Die strategische Ueberraschung, sagt Groener mit Recht, sei den Deutschen vollständig geglückt. Der Schlieffen-Plan bewährte sich damit in einer seiner wichtigsten Voraussetzungen.

Die 2. deutsche Armee hatte die Aufgabe, die Sambre überschreitend, den General Lanrezac in der Front anzugreifen,

während die 3. Armee vom rechten auf das linke Maasufer übergehen und ihm den Rückzug abschneiden sollte. Schon am 21. August passierte die linke Flügel-Division der 2. Armee teilweise die Sambre. Am nächsten Tage wurde die 2. Armee bei Charleroi in schwere Kämpfe verwickelt. Diese Offensive war ebenso stark verfrüht wie die beiden in Lothringen und vorwärts von Luxemburg. Die 3. deutsche Armee war noch nicht heran und außerstande, der 2. zu helfen. Ferner kam General Lanrezac, der Joffres Befehl, auf das nördliche Ufer der Sambre vorzustoßen mit Recht für unheilvoll hielt und auszuführen zögerte, durch das deutsche Vorgehen nach vorn aus einer Kollision der Pflichten heraus. Er war nun am südlichen Ufer der Sambre angegriffen, und es konnte einstweilen kein Zweifel darüber obwalten, was er zu tun hatte.

Als die deutsche 3. Armee zur Stelle war, hätte sie können zwischen Givet und Charleville die Maas überschreiten, ohne auf den Feind zu stoßen. Nach dem Werk des Reichsarchivs standen 101 Bataillone des Herzogs von Württemberg gegen 17 französische. Das Mißverhältnis der Geschütze war noch eklatanter: 596 gegen 36. Lanrezacs Aufstellung in zwei Fronten, die im rechten Flügel einander berührten, hätte sich zu einem Cannä für die 5. französische Armee auswirken müssen, zumal die deutsche 1. Armee über Valenciennes den Franzosen in den Rücken marschieren konnte. Aber in den Augen des Kommandeurs der 2. Armee hatten Umfassungsmanöver etwas Gekünsteltes. Er bevorzugte den reinen Frontalangriff und dirigierte die 3. Armee an die Maas-Strecke zwischen Namur und Givet, die vom Feind besetzt war. Der Fehler zog keine verhängnisvollen Folgen nach sich, weil Lanrezac am Abend des 23. August beschloß, von der Maas und aus seiner Stellung überhaupt zurückzuweichen, nachdem rechts von ihm die 4. und 3. französische Armee bei Neufchâteau und Longwy geschlagen worden waren und die Tragweite dieser Niederlagen noch nicht zu übersehen war.

Jedenfalls gelang es aber nicht, die Armee Lanrezacs abzuschneiden, und die greifbaren Resultate der Verfolgung waren auf dem starken rechten Flügel der Deutschen ebenso bescheiden wie an der übrigen Front. Eine erfreuliche Ausnahme von dem allgemeinen Versagen des strategischen Denkens im deutschen Lager machte die 1. Armee, an deren Spitze unter von Kluck von Kuhl wirkte. Aber obgleich sie den Engländern die Schlachten von Maas und Le Cateau abgewann, konnte sie sie nicht umfassen, weil der Oberbefehlshaber der 2. Armee wie die 3. auch die 1. vor der Front des Feindes massierte. Er hatte die 1. Armee nicht, wie ihre Führer das wollten, bis Valenciennes und weiter, sondern bloß bis Maubeuge ausgreifen lassen, wo sie vor die Front der Engländer kam, anstatt in ihre Flanke und ihren Rücken.

Groener, meint, im Einklang mit dem Werk des Reichsarchivs, wenn man die beiden Kavalleriekorps an der Sambre auf den äußersten Flügel hätte vorgehen lassen, wäre die englische Armee gefangen worden.

Die Pyrrhus-Siege der deutschen Armeen wurden von den meisten Armeeleitungen der Obersten Heeresleitung auf eine ziemlich großsprecherische Art und Weise mitgeteilt. Beispielsweise verstieg sich die 5. Armee nach der Schlacht von Longyon zu der Meldung, die feindliche Armee sei zertrümmert. Die Oberste Heeresleitung ließ sich durch die Hohlheit der Siegesberichte insofern nicht täuschen, als sie bei den Befehlshabern der Armeen wiederholt anfragen ließ, warum sie keine detaillierteren Angaben über Gefangene und erbeutetes Kriegsgerät machten. Aber diese Skepsis ging bald unter in dem Rausch der Begeisterung, der von der Front aus sich dem Großen Hauptquartier mitteilte: Ganz Koblenz war überzeugt, daß die belgische Schwenkung sich jetzt glatt abwickeln und zu einer großen Katastrophe des Feindes führen würde. Vor dem Festungsgürtel, etwa zwischen Sedan an der Maas und Baccarat an der oberen Meurthe, würde das Gros der französischen Front eingekreist und zur Waffenstreckung genötigt werden: „In sechs Wochen ist die ganze Geschichte erledigt!", äußerte in Koblenz der Chef der Operationsabteilung am 25. August, und an demselben Tage beschloß man, zwei Korps als im Westen abkömmlich gegen die Russen nach Ostpreußen zu verschieben.

In Wahrheit hatten die zahlreichen deutschen Frontalsiege, die nirgends zur Vernichtung feindlicher Heerteile geführt hatten, die Widerstandskraft der Alliierten in keiner Weise gelähmt. Die Verblendung der Deutschen dieser Tatsache gegenüber bereitete den Rückschlag an der Marne vor. Psychologisch war diese Verblendung vollkommen begreiflich. In Lothringen, bei Longwy, Neufchâteau, an der Sambre, bei Mons und Le Cateau war ein halbes Dutzend große Schlachten gewonnen worden. Der Rückschlag von Longyon verschwand neben dieser Gloriole. Auch bemerkte man in Koblenz nicht, daß die meisten deutschen Armeeführer sich nur mäßig bewährt hatten. Ein qualitatives Mehr an diesen Stellen wäre aber nicht unbedingt erforderlich gewesen; nach allen Erfahrungen der Kriegsgeschichte war es auch gar nicht zu erwarten. Nur ein deutscher Oberfeldherr von Format hätte da zu sein brauchen, und jene Schlachten wären selbst von Armeeführern mittleren Ranges so gewonnen worden, daß sich an der Sambre eine Umfassung und donnernde Katastrophe der Alliierten entwickelt hätte, von der diese sich nie wieder erholt haben würden.

Indem er für den Feldzugsplan Schlieffens eine Lanze bricht, erörtert Groener auch die Frage, was wohl geschehen wäre, wenn die Alliierten, anstatt sich von dem Marsch der

Deutschen durch Nordbelgien überraschen zu lassen, ihn richtig vorausgesehen und erwogen hätten, sich darauf einzustellen. Sieht man dabei von der Forderung Schlieffens ab, daß die deutsche Wehrkraft im Frieden zu reorganisieren und ganz kolossal zu vermehren sei, und legt man die beiderseitigen Heeresziffern von 1914 zugrunde — die alliierte Heeresmacht betrug damals das eineinhalbfache der deutschen —, so erscheint einer theoretischen Betrachtung der Schlieffen-Plan als sehr gefährlich. Um das deutsche bataillon carré aufzufangen, konnten die Alliierten ihren linken Flügel stark machen und ihn zwischen Verdun und Lille und über diese Festung hinaus bis ans Meer aufmarschieren lassen. Wie der linke alliierte Flügel an das Meer, hätte sich der rechte an die Festungen und Sperrforts Ostfrankreichs gelehnt, bis herunter nach Belfort. Schlieffen wäre also überall rein frontal angelaufen; mit seinem bataillon carré gegen ein viel stärkeres bataillon carré des Feindes.

Hierauf ist zu erwidern, daß es für irgendwelche Heeresleitung keine Kleinigkeit ist, einen Schlieffen-Plan anzunehmen und beharrlich an ihm festzuhalten. Ohne Frage hat Groener recht, wenn er auf die Verwurzelung des Schlieffen-Plans in der außerordentlichen Individualität seines Urhebers hinweist. Der deutsche Generalstab verstand Schlieffen nicht und baute seinen Plan so weit ab, wie es die nun einmal nicht zu ignorierende französische Festungskette irgend zuließ. Der französische Generalstab ahnte den Plan Schlieffens nicht — das beweist Joffres Aufmarsch und Vorgehen 1914 — soll man da annehmen, daß die Franzosen, wenn sie ihn geahnt hätten, ihn nachgeahmt haben würden? Groener ist ganz gewiß zuzustimmen, wenn er sich auf den Standpunkt stellt, daß individuelle Konzeptionen von solchem Ausmaß und solcher Tragweite schwerlich nachgeahmt werden können. Zwei Offensiven konnten aufeinanderstoßen, aber nicht zwei Schlieffen-Pläne.

Die Franzosen hätten dazu, von allem anderen abgesehen, ihren rechten Flügel schwächen müssen, denn anders waren die Kräfte für ein dem Deutschen überlegenes alliiertes bataillon carré nicht aufzubringen. Schlieffen hatte den Mut, darauf zu bauen, daß die französische Volksseele die bis zum Reißen gespannte militärische Situation nicht aushalten würde: die ganze Linie zwischen Belfort und Toul entblößt, abgesehen von den Garnisonen und von Reserve- und Territorialtruppen, die man in die Lücke zwischen Toul und Epinal gestopft hätte. Wir kennen heute die französische Psyche von 1914, und dürfen zuversichtlich sagen: Wenn der Krieg seiner Natur nach ein Wagnis ist, war der Schlieffen-Plan ein wohlerwogenes Wagnis. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß er richtig war und uns zum Siege geführt hätte. Auch großartige und in

sich geschlossene Konzeptionen der Strategie können auf betrüglichem Grunde beruhen. Ich kann hier nicht daran denken, dieses zentnerschwere Problem anzugreifen. Genug, wenn ich dem Leser ein Gefühl von dem kräftigen Anstoß vermittle, den der ungeheure Fragenkomplex durch das Grönersche Buch erfährt.

Unter den Papieren Schlieffens befindet sich auch ein Feldzugsplan, den er unter der Annahme entworfen hat, daß er selber der französische Feldherr sei. Der Plan stammt aus dem Jahre 1911. Schlieffen würde als französischer Generalissimus schon vor Beendigung des Aufmarschs ins Oberelsaß und in Belgien eingebrochen sein, um die Linie Oberrhein—Lüttich zu gewinnen. Prinzip des französischen Schlieffen ist: Die Mitte schwach, die Flügel stark. Sämtliche aktive Korps kommen auf die Flügel, aber auch Reservekorps und dahinter, sowohl am Oberrhein als auch in Belgien, zur Flankendeckung Territorialtruppen.

Der Flügel in Belgien schwenkt, zum Teil schon während des Aufmarschs, rechts und geht auf die Mosel bis Koblenz, der Flügel am Oberrhein bleibt zum Teil dort stehen, indem er Straßburg einschließt, zum Teil geht er auf Saarbrücken. Die Mitte marschiert auf Metz. Um den konzentrischen Angriff auf die zwischen Mosel und Saar zusammengepreßten Deutschen zu vollenden, passieren große Massen Kavallerie mit Infanterie-Unterstützung den Rhein und werfen sich den Deutschen in Rücken und Flanke.

Das ist der Gebrauch, den Schlieffen an Joffres Stelle von der alliierten Ueberzahl gemacht haben würde. Wir durften uns 1914 Glück wünschen, sagt Groener, daß Joffre und nicht Schlieffen die Franzosen kommandiert hat. Bei diesem Urteil über Joffre ist natürlich nicht außer acht zu lassen, daß er außen- und innenpolitischen Hemmungen unterlag. Indem Schlieffen in Gedanken die Rolle des französischen Feldherrn übernimmt, supponiert er für sich Freiheit von allen jenen Schwierigkeiten, um die militärische Aufgabe, die er sich zur Klärung seines Geists gestellt hat, rein ihrer militärischen Natur entsprechend zu bearbeiten.

Mit zu dem Wertvollsten in Groeners Buch scheint mir das Kapitel: „Defensive im Westen" zu gehören. Man hört manchmal von sehr seriösen Leuten die Ansicht aussprechen, einer unserer großen Fehler wäre der Angriff auf Frankreich gewesen; wir hätten gegen Frankreich mit dem kleineren Teil unserer Kräfte in der Verteidigung bleiben sollen. Inzwischen hätte unser Gros im Bunde mit den Oesterreichern die Russen erledigen können. Dann wäre Zeit gewesen, mit den Franzosen abzurechnen. Das wäre dann ohne Verletzung der belgischen Neutralität möglich gewesen. Die Engländer hätten sich infolgedessen noch

nicht gleich zu Anfang des Krieges veranlaßt gefühlt, militärisch mitzutun; ein unschätzbarer Vorteil für unsere Sache!

Diese Gedankengänge werden von Groener abgelehnt. Er weist darauf hin, daß der ältere Moltke, der sich auch gegen Frankreich zunächst defensiv verhalten wollte, um mit den Oesterreichern zusammen erst die Russen zu schlagen, zwei Drittel des deutschen Heeres am Rhein zurücklassen wollte. Wenigstens disponierte er in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit so, angesichts der stetigen Fortschritte des französischen Heerwesens. 1914 hätte mindestens die Hälfte der deutschen Streitkräfte gegen die Franzosen aufgestellt werden müssen. Andererseits war in Ostpreußen die andere Hälfte des deutschen Heeres nötig, um die russischen Massen zu überwältigen. Sich diese Aufgabe durch ein größeres Aufgebot von Kräften zu erleichtern, war schon aus dem Grunde kaum angängig, weil nach Groener, dem zuständigsten Fachmann auf diesem Gebiet, auf den wenig leistungsfähigen ostpreußischen Bahnen ein Mehr von Truppen nicht rechtzeitig hätte befördert werden können.

Die Hälfte der deutschen Wehrmacht hätte also jedenfalls im Westen aufgestellt werden müssen. Es wären 19 Korps gewesen; die Franzosen würden mit mindesten 33 angegriffen haben. Das hätten sie auf dreierlei Art tun können. Es ist denkbar, sagt Groener, daß die Politiker in Paris Joffre die militärische Todsünde anbefohlen hätten, das ganze französische Millionenheer zwischen Metz und Straßburg hineinzustopfen. Selbst wenn die Franzosen diesen Fehler begangen hätten, glaubt Groener, daß es Joffre dank seiner Uebermacht im Verlauf von ein paar Wochen gelungen sein würde, die Deutschen zu überflügeln und zurückzumanövrieren. An der Saar würde sich das Spiel wiederholt haben, ohne länger zu dauern, und nach etwa sechs Wochen würde sich das deutsche Heer auf dem rechten Ufer des Rheins befunden haben.

Zweiter Fall: Die Franzosen greifen beiderseits von Metz an, indem sie sich mit einer schwächeren Heeresgruppe durch das schmale Luxemburg hindurchzwängen, mit einer stärkeren eine Schlachtfront in Deutsch-Lothringen bilden. Eine Armée de Lorraine schließt Metz, eine Armée d'Alsace Straßburg ab. Hinter der nördlichen Heeresgruppe marschieren zahlreiche Territorialtruppen durch Luxemburg, zum Schutz für die rechte Flanke und den Rücken der Gruppe, die rechtsum gegen die Mosel macht.

Der Angriff der Heeresgruppe, die gegen die Mosel geschwenkt hat, erfolgt zur gleichen Zeit mit der Offensive der Heeresgruppe in Lothringen. Ein Nebenheer hat inzwischen die Deutschen aus dem Oberelsaß vertrieben.

Dieses ist der Plan, den Schlieffen bei den Franzosen voraussetzte, wenn sie nördlich und südlich von Metz angriffen. Er ließ die Gegenzüge, unter der Voraussetzung, daß nur das

halbe deutsche Heer im Westen aufgestellt wurde, einige Jahre von den Generalstabsoffizieren bearbeiten. Der französischen Heeresgruppe in Lothringen, wie wir uns erinnern, der stärkeren von beiden, wollte er nur eine relativ schwache Armee entgegenstellen. Das deutsche Gros wollte er einstweilen überhaupt nicht aufmarschieren lassen. Vielmehr sollten diese Korps in ihren Heimatbezirken bleiben, mit vorbereitetem Abtransport, der wenige Stunden nach Einlauf des Marschbefehls beginnen konnte. Schlieffen beabsichtigte die Umfassung der linken französischen Heeresgruppe. Zu diesem Zweck mußte er erst abwarten, ob sie direkt im Moseltal heruntermarschierte oder nördlich des Flusses durch die Eifel oder südlich davon durch den Hunsrück ziehen würde. Stand ihre Marschroute fest, dann wußte Schlieffen, wie er zwischen Mainz und Köln die Eisenbahntransporte über den Rhein zu dirigieren hatte, um dem Feind in Flanke und Rücken zu kommen und ihn zu vernichten.

Es ist dabei zu beachten, daß Eisenbahnoperationen dieser Art neue Gedanken waren. Auch das weite offensive Ausholen bei einer Heeresstärke von wenig mehr als der Hälfte der feindlichen verrät einen originalen strategischen Zug. Groener hat Recht, wenn er sagt, daß die Oberste Heeresleitung von 1914 beides nicht gemacht haben würde.

Schlieffen wollte die deutsche Armee in Elsaß-Lothringen, bis die Dinge an der Mosel reif waren, vor dem stärkeren Gegner hinter die Saar, ja bis in die Pfalz zurückweichen lassen. Er erwog sogar, diese Armee gar nicht in Elsaß-Lothringen aufmarschieren zu lassen und sogar die Rheinpfalz aufzugeben. Erst in Rheinhessen sollte die südliche feindliche Heeresgruppe auf eine deutsche Armee stoßen.

Wie kühn und großartig auch alle diese Gedanken waren — die Defensive im Westen mit halbierter deutscher Kriegsmacht war eine Strategie, die Schlieffen kein Vertrauen auf den Sieg oder auch nur auf einen leidlichen Ausgang einflößte. Trotz der Detaschierungen, die die Franzosen nach dem Oberelsaß, gegen Straßburg und Metz ausführen mußten, blieb ihre Uebermacht zu groß.

Dritter Fall: Die Franzosen winden sich nicht durch den luxemburgischen Flaschenhals, sondern gehen durch Belgien, wo ihr Millionenheer sich auswirken kann.

Die französische Umfassung wird in diesem Fall voraussichtlich folgenden Verlauf nehmen: Die 1. und 2. Armee greift die Deutschen in Elsaß-Lothringen an, während eine Armée de Lorraine und eine Armée d'Alsace Metz und Straßburg einschließen. Die Armeen 3, 4, 5 gehen durch das Großherzogtum Luxemburg und die gleichnamige belgische Provinz; ein Reiterheer von acht Divisionen weit voraus; hinten an Infanterie alle irgend verfügbaren Reserve- und Territorial-

divisionen, denn die Deutschen bedrohen von Mosel und Rhein her den französischen Umfassungsflügel in beiden Flanken.

Ehe dieser gegen die Linie Trier—Koblenz eingeschwenkt ist, können die Deutschen in Deutsch-Lothringen den rechten französischen Flügel angegriffen haben. Dann refüsiert sich dieser, der der schwächere von den beiden französischen Flügeln ist, durch Rückzug auf Toul und Epinal. Wenn die Deutschen aber den französischen Umfassungsflügel angreifen, über die Mosel hin nach Norden zu, müssen die Franzosen in den Reichslanden unverzüglich ihrerseits angreifen, indem sie, mit starkem rechten Flügel, über Saarunion auf Zweibrücken in der bayerischen Pfalz vorzudringen suchen.

Angenommen, daß die Deutschen sich auf den Kampf gegen die französische Umfassungsbewegung gar nicht einlassen, sondern das linke Rheinufer räumen, marschiert der rechte französische Flügel über Landau in der bayerischen Pfalz auf Kreuznach in der Rheinprovinz, während der linke, immer das Reiterheer weit voraus, auf Koblenz und Köln zustrebt.

Aus Gründen, die wir gleich kennenlernen werden, ist die Hypothese eines kampflosen Rückzuges der Deutschen über den Rhein eine rein theoretische Konstruktion. Sie können nicht so handeln. Stehen bleiben und abwarten, was der Franzose tun wird, ist für das deutsche Heer auch eine unmögliche Strategie; ob es will oder nicht: es muß trotz seiner Kleinheit — 19 Korps gegen 33 — die Offensive ergreifen.

Die Deutschen stehen zwischen Trier und Straßburg; an beide Flügel haben sie starke Reserven angesetzt. Sie haben den Vorzug der inneren Linie. Dieser ermöglicht ihnen den Sieg unter der Voraussetzung, daß die Franzosen in Deutsch-Lothringen angreifen oder dem deutschen Angriff standhalten. Denn die deutsche Offensive muß in Lothringen angesetzt werden, weil sich hier eine Uebermacht aufbieten läßt. Dagegen würde ein deutscher Angriff an der Mosel nicht empfehlenswert sein, weil er sich nur nach Absonderung erheblicher Streitkräfte zum Schutz des Rückens vollziehen könnte.

Vielmehr wäre an der Mosel nur so viel zu belassen, wie gegen den linken französischen Flügel absolut nötig ist, um mit dem Gros in breiter Front gegen den rechten vorgehen zu können; etwa in dem Augenblick, wo der französische Umfassungsflügel die belgisch-deutsche Grenze überschreitet. So hat man deutscherseits in Lothringen die Uebermacht und kann eine Schlacht gewinnen; allerdings keine Vernichtungsschlacht, sondern eine solche, wie sie der Kronprinz von Bayern im August 1914 gewonnen hat.

Dieses war ein Pyrrhus-Sieg, aber das lag an der Obersten Heeresleitung, die ihre Operationspläne nicht zu Ende dachte und die Zügel nicht straff in der Hand hielt. Für Schlieffen, wie Groener ihn sieht, wäre der Sieg in Lothringen die Vor-

stufe eines Vernichtungsfeldzuges gewesen, den er unentwegt plante, auch wenn er nur mit der Hälfte der deutschen Heeresmacht rechnete.

Die Eisenbahn sollte es machen! Nach dem Sieg in Lothringen sollten hier fünf Korps bleiben, die gleiche Zahl war für die Mosel angesetzt; die übrigbleibenden neun entsprachen der Truppenmasse, die gleichzeitig von der Eisenbahn befördert werden konnte. Sie sollten auf Umwegen über Mitteldeutschland und Westfalen in die Linie Köln—Aachen gefahren werden. Hier war die Grenze, bis zu der die Franzosen ihre Umfassung ausdehnen konnten, denn, wenn sie weiter ausgegriffen hätten, hätten sie Holland im Rücken gehabt. Aus der Richtung Aachen—Lüttich sollten sie jetzt selber umfaßt und durch gleichzeitigen Druck von hierher und aus der Moselgegend einer Katastrophe zugetrieben werden.

Das Gelingen der deutschen Umfassung setzte voraus, daß der französische Umfassungsflügel mit seinem Gros gegen die Mosel einschwenkte. Um ihn dazu zu drängen, sollten die deutschen Korps an der Mosel, so wenige sie waren, die Offensive ergreifen. Allerdings waren sie auf ihrem linken Flügel, vom Luxemburgischen her, selber der Umfassung ausgesetzt, und eine tiefe Staffelung war hier nicht zu vermeiden.

Es mußte deutscherseits die Möglichkeit in Rechnung gezogen werden, daß die französische Führung umsichtig genug war, die ihrem linken Flügel drohende Umfassungsgefahr in Betracht zu ziehen und zu ihrer Abwehr eine Armee auf Bonn zu detaschieren. Aber dann schwächten sich die Franzosen an der Mosel dermaßen, daß hier der deutsche Druck unwiderstehlich wurde und den französischen linken Flügel nach Norden trieb, gegen die Linie Düren—Köln, wo die mit der Eisenbahn herangeholten neun deutschen Korps bereitstanden, die Feinde zu empfangen.

So großzügig diese Schlachtgedanken aber auch sind — Schlieffens Plan hatte eine Achillesferse, und deren war sich Schlieffen selber vollkommen bewußt. Die Vernichtung des linken französischen Flügels an der Mosel konnte nur erzielt werden, wenn der rechte in Deutsch-Lothringen der deutschen Offensive standhielt oder gar selber angriff. Es kam aber, wie schon erwähnt, sehr ernsthaft in Frage, daß die Franzosen sich in Deutsch-Lothringen refüsierten und auf ihre Festungskette zurückgingen. Das war zu erwarten, wenn die Deutschen in Deutsch-Lothringen die Offensive ergriffen, bevor der französische Schwenkungsflügel mit seinem Anmarsch fertig war. Während dieser seine Schwenkung nach rechts, linker Flügel auf Koblenz, fortsetzte, bestiegen fünf französische Korps vom refüsierten rechten Flügel hinter der Festungskette die Eisenbahn und fuhren durch Luxemburg und Südbelgien nach dem Kriegsschauplatz an der Mosel.

Denn Schlieffen redete sich nicht ein, daß er mit Eisenbahnen Siege erfechten könne, sein Gegenspieler aber nicht. Jener Abtransport hinter der französischen Festungskette wäre wahrscheinlich für den rheinischen Feldzug entscheidend geworden. Die Uebermacht, die dem französischen Schwenkungsflügel dadurch zuwuchs, konnte deutscherseits nicht wettgemacht werden. Wahrscheinlich wären Tage vergangen, bevor der Führer der Deutschen in Lothringen das gegnerische Manöver bemerkt hätte, aber auch wenn er es rechtzeitig wahrgenommen hätte, würde er doch die Verfolgung nicht rasch genug haben abbrechen können, um im gleichen Tempo mit dem Gegner eine Anzahl Korps auf dem Schienenwege zu verschieben:

„In allen drei Fällen", so resümiert Schlieffen seine Ausführungen über die Defensive im Westen, „sind die Schwierigkeiten der Führung auf deutscher Seite riesengroß, und wenn nicht die französische Führung durch grobe Fehler zu Hilfe kommt, wird sich das deutsche Westheer nach einem Vierteljahr hinter dem Rhein befinden."

Soweit wäre es nicht gekommen, werden die Befürworter einer Defensive im Westen einwenden, wenn wir bei Trier usw. Sperrforts angelegt hätten wie die Franzosen. Auf diese Frage geht Groener nicht ein. Man wird ihn auch fragen: „War die Räumung des linken Rheinufers, realpolitisch gesprochen, ein untragbarer Gebietsverlust? Sagt nicht Groener selber, daß die zeitweilige Preisgabe von eigenem Land strategisch geboten sein könne und aus Gefühlsgründen nicht unterbleiben dürfe? Wollte nicht auch der ältere Moltke, um zunächst einmal freie Hand gegen die Russen zu gewinnen, das linke Rheinufer räumen und die zwei Drittel der deutschen Wehrmacht, die er im Westen zurückzulassen beabsichtigte, zwischen Mainz und Frankfurt konzentrieren?

Si duo faciunt idem, non est idem! Der ältere Moltke konnte vom strategischen Standpunkt aus den Verlust des linken Rheinufers mit einer gewissen Seelenruhe ansehen, denn der Verlust der Hilfsquellen, die es dem Reich bot, war zu verschmerzen, und man durfte glauben und vertrauen, daß er nicht definitiv sein würde. Aber 1914, so urteilt Groener, lagen infolge der Abwandelungen der Waffentechnik die Dinge anders. Wenn wir damals den Franzosen die linksrheinischen Produktionsstätten unserer Kriegsindustrie überlassen hätten, ja, wenn sie nur zum Schlachtfeld geworden wären, würden die Folgen für unseren Waffen- und Munitionsersatz katastrophal gewesen sein. Ferner wäre das französische Millionenheer, wenn es mit modernen Waffen, insbesondere mit zahlreicher und weitschießender Artillerie, an der Rheinbarriere stand, fast unbesieglich gewesen. Unsere Brückenköpfe waren veraltet, abgesehen von Straßburg, das aber durch seine Lage entwertet wurde. Wohin hätte da ein Frontalangriff auf die wohl-

gedeckten französischen Massen führen sollen? Nein! sagt Groener, die Annahme einer defensiven Strategie im Westen das hieß beinahe, den Krieg von vornherein verlieren! Der positive Gegenpol zu diesem ablehnenden Urteil ist für Groener sein Nachweis, daß ein großer kraftvoller Oberfeldherr der Deutschen die Invasion Frankreichs selbst gegen anderthalbfache Uebermacht zu einem glücklichen Ende hätte führen können.

Auch der rapide Sieg in Ostpreußen, der die verhängnisvollen Auswirkungen einer französischen Rheinland-Invasion vielleicht hätte abmildern können, hätte uns nicht geblüht. Groener begründet diese These in einem besonderen Kapitel: „Offensive im Osten", in dem der Nachweis eine große Rolle spielt, daß die Eisenbahnverhältnisse wesentlich mitentscheidend gewesen wären, und daß sie die Russen mehr begünstigten als uns. Ich muß aber hier abbrechen, denn die Fülle der Gedanken bei Groener ist eine so große, daß ich den Leser eines Essays zu ermüden fürchte; dem Historiker und Liebhaber der Geschichte sei das Buch noch einmal dringend empfohlen. Selbst wenn sich unter der Lupe der historischen Kritik und nach der Eröffnung neuer Quellen manche Auffassungen Groeners nur modifiziert durchsetzen sollten, würde ihm die Ehre, der Forschung einen Antrieb von größter Kraft gegeben zu haben, nicht bestritten werden können.

***

Das eigentliche Aegypten

von Theodor Däubler

Lebendige Sonne trage uns auf deinen Schultern zur Herrschaft vollendeter Gerechtigkeit, die wir in Adam verloren haben.
Hildegard von Bingen.

Vor den Pyramiden.

Ich muß weg über hundert Stufen,
ich muß empor und hör mich rufen:
hart bist du! Sind wir denn von Stein?
Ich muß weg über hundert Stufen
und niemand möchte Stufe sein
Nietzsche.

Wie ist es möglich, daß urkindliche Völker so kunstgerechter Sprachen Inhaber und Hüter gewesen sind? Wir wollen es versuchen, auf Umweg, darauf unsre Antwort zu geben. Noch bevor die Jahrhunderte der Eilfertigkeit, wie Goethe es vorher gedeutet hatte, über die Menschen hereingebrochen waren, gerieten bereits ihre Reden allzu rasch in Fluß: viel Schrifttum ist längst geschwätzig geworden. Heute bleiben uns noch einige Dichter, als Bewahrer der Sprache, doch ist sie dann deren Inhaberin. Früher kann es nur anders gewesen sein: die Sprache, innere Sonne um das Wort im Menschen — wie die sichtbare Sonne feuriger Ausdruck Gottes — ist über die Welt gekommen, damit der Mensch werden könne. Trotzdem ist er, solang er sich vollkommen sonnenblütig zu erhalten vermocht hat, ihr Eigentümer gewesen. Die Sprachen aber sind immer noch, obschon sie zu verkommen drohen, da: sie bestehen im Sinn der Ideen Platons. In seinem Kratylos verdanken wir die große Auskunft darüber dem Schöpfer der Akademie am Kephissos.

Platon wäre im Großen Aegypten gewesen, Aegypten hätte ihm durch die Kraft befugter Priester seine eigne Auskunft über das vergangne Stammland Atlantis übermittelt, damit des hellenischen Weisen Belieben seine fernen Bekanntheiten, zugunsten des Gesichtes vom „Staate", eingehändigt! lautet eine Verknüpfung Sage geordner Vermutungen. Ist es nicht Abraham gleichartig, durch Melchisedeks Wort aus dem Zweistromland, ergangen? Hat nicht damals, nach dem geweihten Zusammentreffen, der Stammvater Israels die Kenntnis des Opferns und seiner Zugänge erworben? Ein zuerst geborner Mensch ist also tief begabt gewesen. Er hat gewußt, und man hat auf ihn gehört. Sogar Tiere sollten durch ihn von ihrer Abkunft vernommen haben: was ihnen über uns zugekommen wäre, hätte dann durch sie müssen im irdischen Sonnenreich festgebannt bleiben. Nur durch solche Gottnahe Ursprünglichkeit der Patriarchen sind Kulte geweiht, auch Lehren über die Gestirne berechtigt.

Die frühen Aegypter, in der Hut ihrer Tiergötzen, sind naturgemäß, sündlos, weil innerlich unbehelligt, gewesen: sie haben nämlich noch keine Stimme des Verführers vernommen gehabt: dann erst ist überhaupt die Lüge vom Auszug, durch die Hebräer, ein Abbruch vom gesunden Nährboden des Nilschlammes, in das Dasein gelangt. Damals hat man die Erbsünde an — und auf sich — genommen; ist ein Stamm damit abgezogen. Ihm ist der Aufrührer, Beleidiger des Aegypters: Gottgesandter, erhellter Seher. Ein Herr, von Dem man sich weder ein Bildnis, noch ein Gleichnis machen darf, ist genial erfunden: doch Er wird sofort, wer Ihn bekennt, aus Eden vertreiben müssen. Unser Gott ward aber wieder paradiesisch: der jüdische Bilderstürmer in Jesus ist gekreuzigt worden, gestorben; im asiatischen Christus unsterblich, hat Er Seine österliche Auferstehung, also Lenzbelaubung, gehabt. Der Welt Weiblichkeit in der Eva ist wahrlich in der Mutter des Heilandes erlöst. Wenn irgendwo, so sind in unserm Christentum die Ideen Platons zur Wirksamkeit gebracht worden. Wir haben im Grunde keinen außermenschlichen persönlichen Gott der Hebräer, wie beispielsweise auch die Mohammedaner, sondern Gott ist unsre tiefste Idee, Jesus-Christus ihre Verkörperung auf Erden. Der Geist: blutlicher Bekenntnisse Ueberwindung aller Fernen und Fremdheiten zu Gott. Ihm verdanken wir Kult, Kultur: Er hat uns Kunst und lebenspendendes Wissen eingegeben. Unsre Dreifaltigkeit ist unindisch. Ihre Wahrhaftigkeit ist zuerst unter Semiten in Erscheinung getreten; Juden hat sie vor allen ergriffen; doch vorgeahnt hatten sie die Hellenen. Der Mysterienkult auf Samothrake ist ihr vornehmster Weissager gewesen. Allerdings bloß in Ahnungen, ohne für uns stichhaltige Bildhaftigkeiten. Die Fügungen haben sich, dem Menschen zu, durch Christi Opfertod ereignet. Durch Jesu' Opferwandeln ist es gekommen, daß zu unserm selig erfaßten Glauben kein geschwätziges Schrifttum vorhanden sein mag. Astrosophisch geschaut, verhält sich der Unterschied zwischen der indischen Trimurti und unserer Dreifaltigkeit so: aus dem Aeon der Zwillinge ist die Zendische Lehre des Weltzwiespaltes hervorgebrochen; unter dem Sternbild des Stieres hat der hindustanische Geist am Ganges die Verbindbarkeit der geteilten Welt im Menschen erwiesen: auf diesem höchsten Ereignis beruht die Trimurti. Der eifrige Gott asiatischer Wüstenstämme ist vornehmlich erhabendstes Erlebnis unterm Tierkreiszeichen des Widders: seine Verströmung ins Blut des Menschensohnes und das Bekenntnis unsrer geistigen Zurückflutung in Gott ist, dem Aeon unterm Sternbild der Fischer entgegen glühend, lebendige Einsicht geworden. Da ergab sich uns die Dreifaltigkeit.

Durch den unsichtbaren Herrn auf dem Sinai ist der erste

Zweifel an der Sinnenkraft in die Welt gekommen: damit aber wird der Leib fluchbeladen. Eine zweite Sünde zu tun, hat uns Erkenntnis veranlaßt, und zwar in entscheidendem Ausmaß nach Christi Kommen: folglich nach Vergebung aller begangnen und noch zu begehenden Erzbrüche. Das ist gewesen, als wir den Sinnen, unsrer paradiesischen Mitgift, zum zweitenmal nicht mehr trauten und uns daher sagen mußten: die Sonne dreht sich nicht, wie du es annimmst, um deine Erde, sondern das Gegenteil stellt der Geistige fest. Bisher gibt es also diese zwei Bestürzungen unter uns. In beiden Fällen sagen, die darüber im Klaren sind: nicht ich bin folglich die Mitte. Für den Mystiker gibt es aber kein folglich: er bleibt übers Ich Mittler im Herrn. Also wäre Moses ein Verwegner im ersten Anspruch auf diese Wortesbedeutung von „folglich", was Gefolgschaft nach zieht, gewesen? Nun sagt aber Hegel, es sei die höchste Ehre, schuldig sein zu dürfen. Wir könnten weitergehen: der Begriff der Ehre entsteht bei Abfall: trotz der Seele Gefährlichkeiten, gibt er dem Charakter Beherrschtheit über Hin- und Abneigungen. In der Heiligen Schrift offenbart sich uns die Gewalt Gottes durch die Eigenmacht Moses'.

Als Aegypter dem Herodot gesagt hatten, die Hellenen seien Knaben, die niemals Erwachsne werden könnten, war durch solches Greisenlächeln der Sonne in unserm Blut Niedergang schon gekennzeichnet. In Hellas haben sich damals die Götter verjüngt: besonders Apollo vermochte es, vor den Pforten der Gymnasien, Bart und Gewand abzuwerfen. Seine Nacktheit hat zu strahlen begonnen: bald sollte wieder das rein Naturgemäße als Idee Erleuchtung bringen! Allerdings war der Gott längst von seiner bloßen Natürlichkeit, die Helios als sichtbaren Lenker übernommen hatte, in der Vorstellung der Menschen abgewichen. Unsre wahrste Naturgemäßheit erläutert Platon durch die Urgewalt der Ideen: wir können uns nunmehr vom erstaunlichsten Eigentum des Menschen überzeugen. Platon spricht im Timäos den vier empedokleischen Elementen — durch Ermächtigung ihm naturgemäßer Gedankengänge — vier in der Natur vorhandne Kristallbildungsmöglichkeiten zu. Das kann für uns heißen: in der Welt selbst ist, gegen ihren Verfall bei Mengungen, Gestaltungskraft durch Läuterung eingesetzt. Das Gesundung bringende Wesen bekundet sich — Hellenen haben es ebensogut wie männliche Oestler gewußt — sonnenhaft. In den Gestaltungen Apollos, seines Sohnes Asklepios, hat der Grieche auch dieses Wittern, dann Wissen, eindeutig ausgeprägt. Die Aegypter sind ehemals Wüstenmenschen, — wenn auch vielleicht nicht solange wie Hebräer, andre Semitenstämme, später auch die Araber — ein Wandervolk gewesen; darum mußten sie in mancher ihrer Wesentlichkeiten Pilger bleiben. Verschiebungen der Reiche

haben sich im Verlauf der Geschichte ergeben sollen! Neid mag sie erfaßt haben, wenn ein Volk das Wagnis seines Auszuges auf sich genommen hatte. In der Wüste ist der Mann Herr über Hab und — Gott, weil noch unerschrocken vor — Gut, als Rechtsbegriff. Kennt der Nomade bereits ein Aeußerstes? Er trägt das Ziel, das in ihm selbst wirksam ist, im Kreis herum. Nachdem sich der Aegypter im Fruchtland des Niles ansässig gemacht hatte, mußte er bald erkennen, daß — wie es in einer der hohen Reden Gotamo-Buddhas heißt — der Mensch eine Höhle ist, zum Unterschied der Dinge und Wesen, die sich in ihren Oberflächen kundtun; er ist darüber entsetzt gewesen. Die Wüste mußte ihm daher zur Gegend seiner Unschuld und heilig werden. Dort hatten es Menschen vermocht, zwar spärlich, doch selbstherrlich zu leben. In der Wüste oder auf den Gletschern ist der Mann unbewußt zu Gott gekommen; nach dem Verlassen der Einsamkeit, im Fruchtland also, hat er sich der vor- und früh-menschlichen Gemeinsamkeiten im Urwald besonnen. Seiner Arbeit Lohn aber sollte, von nun an, das wiedergewonnene Paradies sein! Vergötterte Genossen mußten dem Menschen Tiere oder sogar Pflanzen, selbstgeschaffne Gegenstände werden. Was wir über Aegypten sagen, dürfte sich auf verwandte Art noch früher im Zweistromland zugetragen haben; auch dort ist die Wüste heilig geblieben; der Auserlesne wallfahrte hinaus — eigentlich zurück — um zu opfern. So hat es auch Gott in den Kindern Israels bestimmt.

Der Aegypter hatte sich an der Wüste Saum Beispiele gesetzt: die Pyramiden. Das natürliche Aegypten ist ein Land voll von pyramidenähnlichen Hügeln; doch naturgemäß für uns ist nur die kristallische Idee der Pyramide, wie sie unter der dritten und vierten Dynastie verwirklicht worden ist.

Die Pyramide hat die Sonne aufgebaut: ihre Vollzieher, die Aegypter, sind bei der Aufrichtung zur Idee eignen Menschentums erhoben, geläutert, vor Gefahr raschen Verfalls bewahrt worden. Es gibt keinen Zwiespalt zwischen Sonne und Erde: weder in uns, noch um uns. Die Erde ist in der Sonne urenthalten. Doch wir kennen ein Doppelspiel. Das natürliche: es ist das, was gesetzmäßig und folgerichtig abläuft, daher — in die Unendlichkeit hinaus — verfällt, und wir können die uns naturgemäße Kraft zur Mitte: sie zieht das Entsprechende an, gestaltet es. Ihr Gebot soll das eiserne Gesetz brechen. Das „Eines tut not" beleuchtet diesen Gegensatz tragisch. Die Mächte, die Menschen den Antrieb zum Aufbau um die Mitte verleihen, sind uns unsichtbar, weil beständig wie die Zeit — im Sinn von Bergsons Elan vital — ungeworden. Doch die erhebenden Gewalten in uns erborgen Hilfe vom sichtbaren Licht: Eigentlich sind sie, die das Gestirn haben zum Zweck erscheinen lassen, Sonne als Ziel. Licht folgt

— soweit wir es außerhalb von uns, also bloß im Sinnenbereich, den wir aber mit unsrer Wesenheit erfüllen, gewahren können — den scheidenden Gesetzen, nicht dem Gebot des Erloderns. Was wir die Sonne nennen, ist kugelrund und veranschaulicht uns damit, daß es einmal verrollen muß. Doch der Urkern wird, weil uns mächtiger als dem Gestirne innewohnend, über Entflammte hinweg, ewig sein sollen! Die selbstbestimmte Härte der Lebensbedingungen, nicht die Strenge eines Charakters, ist in uns die Erde: ihr verdankt die Welt Bewußtsein, unser Opfer dafür ist der Tod. Ohne Kenntnis des irdisch Greifbaren aber werden wir der Ewigkeit der innern Sonne teilhaftig. Die Pyramiden sind, durch Bereitschaft der auf Erden wirksamen Sonne, der kristallhaften Sonne Trümpfe gewesen; was im Menschen naturgemäß, nicht in seiner ihm sinnlich zugänglichen Welt der Gestalten natürlich ist, sei nämlich „Die Sonne" — wie sie uns eignet, ihre Welt zu bestellen — genannt! Ihrem Geheiß folgen große Bekenntnisse fast ausnahmslos. Ebenso bedeutungsvoll wie die Pyramiden ist für uns das Wissen von den Ideen Platons. Die Pyramide ist in ihrer großartigen Eindeutigkeit, Selbstverständlichkeit auch bereits mit naturgemäßer Musik, beispielsweise den Fugen von Joh. Seb. Bach, verglichen worden. Uebrigens gibt es, bei Gizeh, der Pyramide herrlichsten Dreiklang: der Arabischen Wüste als Steine entnommen, beherrscht er die Sahara. Deshalb kennen wir auf unserm Erdenrund keinen so geweihten Boden wie den Sand von Lybien über Algerien und Marokko bis ans westliche Meer. Uebrigens ist auch bloß dieses Land der Verlassenheit so hoher Göttlichkeit würdig. Der Pyramide Größe kann nur ein Geschlecht ermessen, dem das Göttliche durch Erreichtheit der Idee, nicht aber ein Götze, auch kein persönlicher Gott, lebendig ist. Deshalb bleiben verschiednen Stämmen diese Male zur Urbesinnung unsrer Herkunft stumm. Fortschreitenden Völkern wie den Hebräern mußte die Pyramide entgangen sein; den Araber, obschon Wüstensohn, vermochte sie es nur, zu beunruhigen: Einkehr hat er hier keine gefunden.

Der Aegypter glaubte an sein ungeheures Vermächtnis; der Ursprung war ihm gesichert. Kein Ziel vor Augen vermochte es, ihn über seinen Zustand hinauszuführen. Ungeschichtlich, ist er stockkonservativer Bauer geblieben. Den Hebräer hat heilige Ueberzeugung ins Künftige fortgerissen. Er vermochte es Chronik auf Chronik zu stapeln. Verheißungssüchtig, ist in seinem Hochgefühl der Lobgesang Israels das wirklich Gegebne. Nietzsche sagt: Dichter lügen. Dichter versagen vorläufig vor dem Vorhandenen, versündigen sich leichtsinnig an der Erde, sind aber, weil Unzufriedne, Verführer zum Allmächtigen. Ihre Stimme ist drum geheiligt: die Wüste hat sie geboren. Der Hebräer ist ein Sänger: aber seine Tat war

eine Wahrheit. Nüchternere Völker sind die vollkommnen Plastiker: Aegypter, Romanen, unter den Germanen vorzüglich die trocknen Niederländer. Keine Ausnahme bilden die verständigen Griechen, nur ist ihr Wesensgehalt der allumfassendste gewesen. Darum haben sie auch viele Götter angebetet. Es hat unter ihnen die ersten sachlichen und auch ganz kühle Menschen gegeben. Um eine dreifache Stimme, die dich beruft, klar zu vernehmen, mögen sie, zur Zeit ihrer Höhe, zu bildnerisch, zu mannigfaltig an Einfällen zu Formen gewesen sein. Ihr Tierkreiszeichen war der Krebs, der Anwandlungen zu plastischen Gestaltungen eingibt: sein Planet, der Mond, schafft Wanderbarkeit, zu Athen hat er Volksherrschaft begünstigt. Den Dreifaltigen Ruf aus der Gesamtheit an die Verschiedengearteten hat in Hellas erst der zum Christentum gereifte Mann feierlich verstanden. Athena war in Hellas' Vorstellungswelt — Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff hebt es deutlich hervor — in früher Zeit die ausführende Kraft des Zeus gewesen; der beschwingte Hermes hat sich spät beinahe zur geistigen Hauptmacht durchs All emporgeschwungen — allerdings vornehmlich dem Bereich Aegyptens zu. Ueber solche Anspielungen zu einer Dreieinigkeit, die allerdings in verstecktem Grund voll einziger Ahnungsgewalt waren, ist man aber kaum unserm Bekennen der Dreifaltigkeit wesentlich nahe gekommen. Auch die Kabiren-Trias auf Samothrake mag in diesem Sinn als verschollen gelten! Die Bestimmung ist also von Dreiklang der Pyramide am Westufer des Niles ausgegangen.

In des Stromes Mündungsdreieck, zu Alexandria, ist Hermes der Gott der freien Handlungsweise, im Sinne einer Himmelsherkunft; Apollo war noch in Hellas, zu klassischer Zeit, die göttliche Kraft, der des Freien Angeschlossenheit an seinen heimlichen Meister ununterbrechlich gelingen konnte, gewesen; Dionysos aber, Erzauberer des Ursprünglichsten, hat zuletzt die freiwillige Auslieferung eines Weibes oder des Mannes an die Gewalt seines Herrschers in der Seele veranlaßt. Doch stets drehte es sich bereits beim Helleniſten um die Freiheit. Was uns nunmehr bei einer Selbstbestimmung erschreckt, überhaupt vor Freiheit warnt, ist möglicherweise ägyptisch in uns. Des Menschen Kindheit hat dort in guter Zucht gestanden: zur Erinnrung erheben sich steile Pyramiden — vor dem ausgelassnen Babylon der verfallenden Geschlechter des Altertums, dann vor des Kairos Ueppigkeiten unter Kalifen, Zügellosigkeit um Mamelukken, der Verlotterungen von heute — jenseits des Niles, als zackige Mahnungs-Male vor der Wüste.

Unser Menschentum wäre — abgesehen von seinen Berufungen zu Diensten des Göttlichen durch Stifter lebendiger Bekenntnisse — ohne gewaltigste Gestaltungen geistiger Auf-

forderungen zur Idee, wie Homers Dichtung, die Tragödie, die Akropolis, Roms Recht, das Hohe Lied Salomonis, besonders aber die Pyramide, nicht in seiner bestehenden Größe geworden. Sachlichkeit, Einfachheit, ja sogar nötige Einfalt, bei Entfaltung unsrer Begabungen ums Wissen, verdanken wir Grabstätten der Pharaonen. Ihre Aufrichtung, nicht aber der Zweck, zu dem sie Aegypten angebildet wurden, bleibt uns noch von Belang. Der Hang am auszeichnenden Gedenkmal ist in uns überwunden worden; als Wohnstätten erhöhbarer Gespenster zu urentflammbaren Geistern sind die Pyramiden erloschen; es gibt daher geheimniswitternde Männer aus Hermes' Gefolgschaft, die daran zweifeln, ob man in den Pyramiden tatsächlich Mumien in Gewahrsam gehalten hat.

Das Grabmal im Zweistromland bestand aus übereinander getürmten Backsteinwürfeln; die Stufenpyramide überm Nil ahmt es nach. Doch die ägyptische Pyramide, zu deren Aufrichtung man Felsblöcke übereinander wälzen mochte, ist, in ihrer Vollbrachtheit als Kristall, ein unter der Wüste verborgner, von der Mitte der Erde zur Sonne emporgereckter Obelisk, dessen Spitze als Pyramide über dem Boden hervorragt. Die Knick-Pyramide dürfte uns von dieser Vorstellung ihres Schöpfers überzeugen können. (Uebrigens ist diese Idee vom Obelisken, mit verwandten Gedankengängen, bereits ausgesprochen worden.) Uns liegt es nur daran, die dem Menschen naturgemäß kompliziertere Kristallform hervorzuheben: im Geiste eines Platons könnte der Obelisk die Flammensäule, die über die Lüfte hinausfahndet, um den Feuerkern zu erreichen, kantig geschaut, drum sinnbildlich umgeschaffen, ausdrücken. Hat es — kann man vielleicht fragen — für den Menschen im Altertum seine Erdmitte gegeben? Eine mittlere Zone doch jedenfalls! Uebrigens ist es für uns bloß gegenständlich, daß eines Obelisken schlanke Kristallgestalt das Urgebot in uns, das sonnenwärts — also empor — weist, verherrlicht. Platons Gesetze sind wohl nunmehr durch Gebote zu übersetzen, denn einem allseits lebhaft schauenden Hellenen kann es sich um keine Gesetze, im Sinn unsrer Physik, gehandelt haben. Ihrer Gotterfülltheit ist jedenfalls die Mechanik, als Weltbeherrscherin — wie in uns zukommenden Tagen — unausheckbar geblieben. Allerdings hat schon der Ergründer der dauernden Ideen zur Betrachtung von Erstarrtheit, auch in den Beziehungen von veränderlichen Dingen, geneigt; selbstredenderweise Aristoteles gleich nach ihm noch deutlicher, wenn auch schmiegsamer, weil von keinem so gefestigten metaphysischen Standpunkt aus. Doch jedenfalls ist unser Begriff vom Gesetz, bei Auslegung alter Denker, leicht irreleitend; wir möchten da zwischen, aus dem Wesen des Menschen, erteilten Gesetzen — also dehnbaren, doch uns zwingenden Prägungen wenig veränderlichen Gebote — und Gesetzen, als Definition für unweiger-

liches Sich-Ereignen-Müssen, unter bedingenden Umständen im Weltgeschehen, einen einschneidenden Unterschied machen. Die Pyramide scheint uns nun aus der Freiheit gebornes Gebot und zugleich des Daseins Urgemußtheit feierlichst, in zwillinghafter Unzertrennlichkeit, in alle Ewigkeit, zu vergegenwärtigen.

Beim Sphinx.

Les grandes pensées viennent du cœur.
Vauvenargues.

Ohne die Ereignetheit des Sphinx wäre uns die Pyramide niemals aus ihrer geistigen Entferntheit nähergerückt worden, drum fremd geblieben; sie hätte somit die Wucht ihrer metaphysischen Bedeutung keinesfalls unter Menschen zur Geltung zu bringen vermocht. Der Sphinx, obwohl eine bildnismäßige, so doch gleichnishafte, Königsdarbietung an den Untertan, führt von der Pyramide, nämlich von ihrem Dreiklang — und zwar von jeder herrlich veranschaulichten Tonhöhe darin gleichbedeutend — zum Nil, also unter Wesen, die fruchtbar zueinander leben. Der Sphinx vermag es, den Menschen die Wüste und deren Hüter zu erläutern: die Pyramiden. Hat man damals Strahlen wahrhaftig erkannt gehabt oder vielleicht die Grade bloß im Geist beherbergt? Den Sturz beobachten, einen Wurf berechnen konnte man; aber auf die Senkrechte durch Anziehungskraft zu schließen, ist grade bei der Sofortigkeit in der Anschauungsart des kindlichen Menschens unmöglch geblieben. Also ist die steile Wucht der Pyramide ein Gewaltakt des Geistigen in uns gegen alles, was — naturgemäßem Trieb nach — den Wuchs, durch Erruhigung in der Kunst, vom Menschen aus, verdeutlichen mag. In Kreisungen mit der Sonne und den Nachtgestirnen, durch Windungen in der Natur, wie die des Vaters Nil, ist die Seele vorerst um Krümmungen beschäftigt gewesen, denn immer war sie — auch bei Berechnungen der vom Nil durch Ueberschwemmung fortwährend verrückbaren Besitztümer — noch ausschlaggebend beteiligt. Noch verkettete sie also nicht der Verstand durch Begrifflichkeit; der Seele innres Gebiet ist ja vom Glauben an Bestimmungen eines göttlichen Waltens bedingt, drum nur gefühlsmäßig abschätzbar. Der Sphinx drückt in seinem geschwungnen Löwenleib der Seele Wesen aus; in Verborgenheit bleibt er satzbereit. Deshalb sagt man in mancher Sprache spürsinniger Völker, so auch im Deutschen: die Sphinx. Schmiegsamkeit durch Beseeltheit ist nämlich im Menschen sein weiblichstes Wesensteil. Nur durch den, bewohnten Gefilden zugelagerten, drum vorbereitenden Sphinx kann also im Empfänglichen die beabsichtigte Erbauung durch die Pyramide entstehen. Die überragende Geistigkeit, die sich in ihr kundgetan hat, würde kaum mehr vermögen, als uns zu bestürzen. Frauen

werden ja, trotz des erläuternden Sphinx', seltner von der Gewalt dieses riesenhaften Siegesmales der Sonne betroffen: hingegen gibt es Eindrucksfähigkeiten im Mann, die hinreichender von abstrakten Errungenschaften eines abstrahierenden Geistes ergriffen werden können. So hat es sich auch ergeben, daß nach der Besetzung Griechenlands durch überaus kriegerische Stämme, die wir Dorer nennen, dort wo sie zur Herrschaft gelangt sind, ein geometrischer Stil, der zauberhaft urwüchsige Kraft in zartesten Gebilden auszudrücken imstande war, aufgekommen ist. Einem männlichen Volk vermag also so ein, seiner Beschaffenheit entsprechendes, der Nach-Bildung, um nicht zu sagen Nach-Ahmung, vorangehendes Geartetsein einer Kunst wesentlich, daher, wie wir nun bezeichnen, „naturgemäß" zu sein. Wir unterstreichen mit naturgemäß eine Gegensätzlichkeit zu naturalistisch, auch natürlich, weil das, was man damit zu bezeichnen pflegt, unsern Eignungen, Kunst zu schaffen, widerspricht. Im Leben mögen wohl, vielleicht auch im Religiösen, die Grenzen des Naturgerechten überschritten werden können, möglicherweise ist es — obschon ich es nicht annehme — durch Jesus geschehen: wo man es aber in der Kunst nur versuchen möchte, ergäbe sich Unfug. Weg von der Natur! kann nur bedeuten: fort von uns nicht entsprechender Naturtümelei! Daß wir die Schranken des Naturgemäßen im Menschen nicht überschreiten können, wissen wir durch Kant: drum besser sich in der Seele bescheiden! Kunst vermag zu sammeln: sie halte sich daher womöglich ans Kunstgerechte, das enger zu ziehen ist als das Naturgerechte! —

Nun aber zurück zum Seele offenkundig-machenden Sphinx! Vor allem wiederholen wir: zwischen geistig eingegebnen Geboten, die uns naturgemäß vorkommen, und den Körperlichkeiten, die, obschon sie zu uns gehören, dennoch unbegreiflichen Gesetzen, wenn wir sie auch natürlich nennen, unterworfen sind, findet die Seele ihren Spielraum: sie kann ihre Grenzen als gar eng gezogen empfinden, aber auch in dieser Enge Unendlichkeit fühlen und sich überschwänglich oder verschlossen — selbstermöglichter Zurechtfindung entsprechend — benehmen. In diesem Sinne sagen wir: von tiefster Sinnlichkeit zu höchstem Geist gelangt das beseelte Wesen, wie es in dem Sphinx offenbart ist. In das Gebiet der Seele, mit ihrer See, den Bergen, Inseln, Fluren und Menschen samt Tieren einer eingeträumten Welt darauf, gehört naturgemäße Kunst. Sie soll wahrhafter sein als die äußren Erscheinungen. Der Sphinx blickt nach Osten, wohin er hörig ist: auch Apollo, Gott der Fortgestaltung in der Schöpfung durch den Menschen, ist Sonnenerscheinung gewesen. Eine nahbarere kristallinische Geistigkeit ist in solcher, zu äußernder, Innerlichkeit eines künstlerisch begabten Menschen das Grundhaft-Gegebne: spätere Meister haben die Geistigkeit durch Errechnung ihrer Perspektive

noch übers selbstredend Gebotne ins Logische hinein entfaltet. Doch in den Schmiegsamkeiten des Sphinx ist diese Entscheidung keineswegs vorbeschlossen. Ein dem Sphinx an Klarheit, darum an rätselbergender Geschlossenheit, ebenbürtiges Dichtwerk wäre die Odyssee. Von erhabnen Gewalten überragt, gehen Dinge unter Menschen vor sich, wie man sie zu jeder Zeit für wirklich richtig hält. Ein dabei Erstaunlichstes bleibt selbstverständlicherweise trotzdem darin. Die Seele findet sich mit dem Unbegreifbaren — weil sie fühlt, daß es ihr wesentlich ist, wenig von dem, was sie angeht, zu erfassen — freudig und niemals aufhaltbar Verwunderlichkeiten suchend oder Abenteuer selten scheuend, ab. Poseidon ist, aus schlichter Anschaulichkeit des Hellenen her, das Pferd heilig. Gewiß weil es sich sprungbereit wie eine Woge auftürmt. Die sich dabei ergebende Linie ist aber auch bloß auf einen Augenblick im Aufruhr, als eine Schmiegsamkeit zur Stille, festgehalten; wir erkennen sie auch in der in den Löwenleib des Sphinx gebannten: es bekundet sich nämlich unter allen Elementen das Wasser am tierhaftesten. Ein Meer ist gierig — weiß der Dichter — launisch, besänftigbar, ja sogar zwischen Hafengemäuer zu zähmen. Der Blick des Sphinx besagt: ich, der König habe die Zucht, im Leib voll gärenden Säften, besorgt. Der Sphinx darf, im Namen des Nillandes, der gestaltenden, durch ihren Tagesflug dauernden Aufbau kundtuenden Sonne ins runde Morgenauge sehen, den Strahlen bis gegen Mittag standhalten. Wasser und Wüste, in ihrer Unbändigkeit, sind gefügig geworden: das Untier schläft im Katzenleib verkauert. Die Pyramide ist Gehalt der Sonne im Menschen: die zum Erwecktsein vorbereitete Erkenntnis der kürzenden Graden. Durch sie wird aber die Rundheit im All an tausend Brennpunkten ereilt, urüberwunden sein. Sie ist die einstige Schlichtung, im Grundsinn dieses deutschen Wortes. Sie ist aber auch die Größe an sich — und in Wirksamkeit durch Aegypten — die tiefste Tatsache, die der Welt ihr Maß angeben muß. Daher konnte bloß das Dreieck — einseitiger Ausdruck der fünffachen Pyramide, wenn wir das Wissen vom zugrundeliegenden Viereck beibehalten — gleichnishafte Bezeichnung des Auges des Vaters, der in uns wacht, aber scheinbar hinter den Erdschatten im Blut schlummert, geworden sein. Der im Dreieck Verkündete besorgt vom Gewissen aus die Erlangung des Wissenswürdigen. Die Schöpfung um der Sonne willen ist der Sohn. Also komme durch Ihn die sichtbare Sonne über uns!

Diese Einsicht hat der Sphinx urtümlich. Daß es der Mensch vollbracht gehabt haben wird, Pyramide und Sphinx, an richtiger Stelle, einander beistehen zu lassen, ist die Veranlassung zu seiner Einsetzung zwischen den Sternen gewesen. Dafür wird ihm vom Sohn verziehen, wo seine Seele sich nicht zurechtgefunden hat: in der Frohen Botschaft findet unser

letzter Auswurf Anwaltschaft auf Begnadigung. Unsre furchtbarste Vergangenheit wird aufgewogen durch die Aufgabe, die das volle All an den Menschen gestellt hat. An die Ueberbürdeten ist das Wort des Heiles gerichtet: wir haben die Erde zu schleppen, sind mit der Sonne schwerbeladen. Des Sphinx Lippe hat es ausgesprochen: ihr seid der lebendige Einsatz der Sonne ins All.

Also die Schöpfung wäre vollzogen worden, damit der Geist durch den Strahl des Tagesgestirns erweckt sei; das hat sich auf einem harten Stein im Chaos zugetragen: doch mildernd haftet der Meertropfen daran. Des geistigen Innern Vorbedingung zur Entfaltung des menschlichen Wesens ist die Steilheit der Pyramide: sie ist daher in ihrer Sichtbarkeit über dem Niltal zum echtesten Wahrbild einer Idee, in unerklimmbarer Glattheit, ausgestaltet gewesen.

Der königliche Sphinx krallt sich gradezu ins Dasein, das sich Menschen bereiten mußten, vor. Bis hierher ist Jesus als Kind unbedingt gebracht worden: jenseits des Niles, zu Heliopolis, steht die Sykomore, unter der die Mutter mit dem Sohne, wo Joseph, in der Nachbarschaft eines Heiligtums, von dem noch ein Sonnenobelisk aufrecht ragt, auf der Flucht geweilt haben. Von dort konnte bereits des Nährvaters Auge den Dreiklang der Pyramide erreichen. „Christus ist das Paradox, das die Geschichte nie verdauen kann", sagt Sören Kierkegaard. Der Sphinx gilt als das Sinnbild des Rätselhaften: in ihm ist eben, wie in der Wahrheit Christi, das All — das sich bloß als Gottes Licht erweist, das sich in uns, in Anbetracht der scheinenden Sonnenscheibe, zur Tatsache gewandelt hat — vollkommen aus Menschenhand, (nur bei unserm Jesus aus Menschenmund) vorgetragen worden. Jesus hat gewußt, der Heiland kann nur am Kreuz sterben. (Math. 26, 2). Die in die Fläche gebrachte Pyramide (beinahe Kreuz) wird, Jahwes Auge ins Antlitz sehend, wie der Sphinx allmorgentlich der Sonne, vom Menschensohn aus, zu Ostern, der rastlosen Schöpfung ihre urbestimmte Antwort geben: es ist vollbracht! Der Löwenleib drückt es, wie der Gang auf Golgatha, aus: dazwischen liegt die Grausamkeit des Lebendigen. Doch Jesus hatte sie nicht gescheut: Er ist gekommen, Gott aus dem Schlummer in der verfinsterten Welt, den Erleuchtbaren, zu erwecken. Menschen hatten die Schleier verdichtet: wir dürfen darum keine Geburt fürchten, müssen den Tod begrüßen, wenn wir an der Lüftung des Vorhanges, der dann von selbst im Heiligtum zerreißen wird, beteiligt sein mögen. Christus betäubt nicht: Jesus hilft auf oder betrachtet nicht den der Prüfung Unwürdigen. Der Heide Virgil sagt in der christlichen Hölle Dantes in diesem Sinne: Non ti curar di loro, guarda e passa!

In Aegypten ist der Pharao geheiligte Person, höchster Priester, Vertreter des Volkes vor dem Sonnengott, der es geboren hat, geworden. Jesus, sowohl als Sohn des Josephs, als auch der Maria, mußte aus königlichem Geschlecht, in der Davidstadt Bethlehem zur Welt kommen. Nur ein König vermag es — so will es die Idee des Königstums — dem Beispiel der Sonne folgend, die über Gerechte und Ungerechte ihre Strahlen leuchten läßt, die Gesamtheit seiner Untertanenschaft, ohne Ausschluß ihres Auswurfs, mit Güte zu beschenken, sie durch Gerechtigkeit zu leiten. Könige waren ihrer Sendung längst unwürdig geworden — Herodes tritt in der Heiligen Schrift bloß hervor, um das klar zu tun — doch die Idee hatte in Augustus, der eine Schätzung des Volkes befohlen hatte, einen entscheidenden Vertreter ihres Geborgenseins in der Ewigkeit, in höchster Stunde des Menschengeschlechtes, auf dem römischen Throne eingesetzt: so sollte es kommen, daß Jesus zu Bethlehem, anstatt zu Nazareth, wie es selbstverständlich gewesen wäre, das Licht der Welt erblickt hat. So ist er auch als Sohn eines Zimmermanns, weil Könige damals im Verruf stehen mußten, doch aus Israels Königsgeschlecht, hervorgegangen. Daß Jesus zu Ostern sterben mußte, ist geschehen, damit Er die kosmische Idee Christi, die mit Sternen, Sonne und ihren Gezeiten verknüpft ist, vom Kreuze herab, vollkommen erfüllen könnte. Es hatte sich des Heilandes Sterbensgang um die Jahresstunde des Schlachtens des Opferlammes ereignet, um dem platonischen Jahr des Widders, auf asiatischer Erde des Lammes, den wahrhaften Ablauf einer Tragödie zu erteilen. (In den ersten Jahrhunderten des Christentums ist auch des Heilandes Geburt im Frühjahr gefeiert worden.) In der Auferstehung kündet Jesus Christus den Neuen Menschen im Tierkreiszeichen der Fische, die unsre Füße in Obhut haben und am Himmelszelt verklären, an. Also sollen wir abermals als Wandrer beginnen! Der Stern von Bethlehem mag wohl auf Jesum, den Menschen, Bezug haben: ein Komet gewesen sein, der zu andrer Stunde in frührem Jahrgang erschienen wäre; aber im Geburtsjahre Christi, des Gottes, haben Saturn, das Schicksalsgestirn im Sonnenbereich, und der königliche Jupiter, Stern Davids — neue Berechnungen scheinen es zu bekräftigen — dreimal in kosmischem Zusammenhang gestanden. Nur damals also hat sich die Idee des Menschen, wie er als Adam vor Gott aufgestanden war, erfüllen können. Königliches Wissen Aegyptens hat den Tag vorgewußt. Auch darin ist durch die Pyramiden eines gleichen Ereignissen Dreiklang deutbar. (Geburt Jesu, Geburt Christi, Kreuzestod Jesu Christi.) Jedenfalls sind wir überzeugt, daß künftige Wissenschaft, sowohl die Göttlichkeit Christi, als Jesu Menschlichkeit, beweisen wird. Ist sie nicht dabei, Urgesagtes am Himmel zu enträtseln?

Das Wesen der Pyramide, als Wunder erster Klärung, hat bereits die große Vernunftlehre ausgesprochen. Es ist: a priori in uns enthalten, Vorbedingung zum Ereignis Welt durch den Menschen.

Jesus hat gewußt, daß sein Wort des Heiles, teilweise aus den Heidentrümmern übernommen, grundsätzlich an sie übergehen müßte: die Ausgießung des Geistes zu Pfingsten war vorher bestimmt worden. In den Völkern also ohne Gesetz, das Er gekommen war zu erfüllen, sollte das Christentum emporleuchten. Der Tierleib des Sphinx drückt ebenfalls aus, daß auch die in Sinnlichkeit befangnen Schichten der Menschheit, vielleicht besonders sie, als ihr unverbrauchter, aber drum verachteter Teil durch das königliche Antlitz des Lichtes begünstigt sein sollten.

Der Sphinx ist ausdrücklichstes Wahrzeichen Afrikas: aus der Wüste stammt unsre Zukunft. Der dunkle Weltteil ist Gleichnis, weil und soweit er öde geblieben ist. Der Sphinx hat ihn nämlich zugleich durchzaubert und verklärt. Afrika ist nun überall, wo der Mensch Herr, durch althergebrachten Standpunkt wandelbaren Wesenheiten gegenüber, bleibt. Der Löwenleib birgt alle Gluten, die noch erhöhungsbedürftig sind, da er des Urerrötens schwanger wurde. Das größte Pfingstfest, das sich verstrahlen wird, kann vorläufig bloß in den Finsternissen der Tiefe geborgen sein. Afrika war die Welt der klaren Sonne unsrer Seele, bleibt Speicher ihrer ungeheuerlichsten Lebensmächte; ihr Zusammenfluß hat sich zum Bewußtsein, das die Pyramide ergründen konnte, durch Urwirkung der erscheinbaren Sonne gesteigert: der Sphinx aber erwartet immer noch an östlicher Pforte sein Afrika, das er im Tier mitschleppt. Der Blick wird sich niemals vor der Wirklichkeit einer uns zukommenden Sonne senken: die eigentliche birgt der Leib im Geist. —

Origenes führt uns einmal folgenden Widerspruch des Celsius gegen Christum an: gleich wie die Sonne, die alles andre erleuchtet, zuerst doch sich selber offenbart, so hätte es auch Gottes Sohn machen müssen! Wir haben bisher kundgetan, das uns die Erfassung der Sonne, im Bild des Aegypters, sehr tief erscheint: in Pyramide, Sphinx und Christo wird uns nämlich der Innern Sonne Wesentlichkeit offenbart. Der am Kreuz-Gestorbne ist kein Frühjahrs-Gott, der zu Ostern Auferstandne allerdings, doch vorzüglich im geistigen Sinn. (Das hat kein Alexandriner Heide verstanden.) Die sichtbare Sonne steht hoch bloß am Mittag: dann heiligt sie der stolze Apollo, den sie steil verleiblicht; doch, wie alles Körperliche, muß auch sie sich niederneigen. Sogar versinken. Wäre das keine Anspielung auf ihr dereinstiges Verrollen? Sollte nicht Apollo, aus diesem Grunde, das feurige Gestirn Helios überlassen haben? Jedenfalls hat auch des Menschen

Sohn auf des Gestirnes Pracht im Feuermantel verzichtet: des Menschensohnes Herrlichkeit leuchtet im Reich, wo es keinen Untergang gibt: dieses Herrschertum ist Idee geblieben. Der alles befruchtenden Sonne Tiefe aber hat Jesus den Lebendigen offenbart: es geht um Sichtbarkeit! Schon des Herrn Blick hat es vermocht, eines Menschen Wesen, bevor er seine Stimme vernommen hätte, zu erkennen.

Vorläufig erfaßt sich das All im Licht. Sterne sind wenigstens für uns stumm, denn wir sollten zur Welt kommen, damit sich Sonnen sähen, der Einblick in die Schöpfung gelänge. Wohl hat das Wort die Sonne hervorgerufen: doch sie ward Licht. Kein Schall. Beinahe sind daher die andern Sinne dem Auge untertan: sogar das Ohr, obschon der Beruf, sittlich betrachtet, eindrücklicher zum Herzen greift, als die stillre Einsicht. Wer im Dasein des eignen Wesens Helligkeit begründet hat, mag abermals das Wort vernehmen. Das geschieht besonders aus der Wüste zum Vereinsamten: durch heiligende Gemeinschaft aber bleiben wir zum Pfingstlicht gekehrt. Auf dem Ruf zu Gott beruhte gewiß das Hebräertum, Ausdruck eines großen, doch wenig zahlreichen, damals fast unbändigen Volkes. Das Wort spricht also herzhaft durch Propheten zum Menschen, der Schall aber erzeugt rasch gefährlichen Lärm: Aufruhr. Glanz, auch aus Menschenhand, hilft uns durch die Nacht: er bleibt natürlicher; durch seine Nützlichkeit bescheiden.

Die Sonne verstrahlt sich aus Strenge: geiselt uns zur Arbeit auf. Sie schafft — fassen wir das Gleichnis aus der Tagtäglichkeit — Durst. In ihren Strahlen, die oft sichtbar werden, wenn sie Wolken durchbrechen, mußte dem Menschen, bei seiner Umsicht auf Erden, die Grade, deren Vorstellung er durch sein Geartetsein eingeboren mitbringt, zuerst auffallen: Strahlenbündel sollten sogar in seiner Einbildungskraft bald den Beschluß zum Handgriff nach der Peitsche aufkommen lassen. Wer hätte nicht schon einen klaren Abend nach Regenwetter wie eine Pyramide aus strahlendem Gold im Westen betrachtet? Der Sonne Furchtbarkeit aber schafft Fruchtbarkeit. Löst sich nicht in dieser Weise auch der Widerspruch zwischen Jesum und Christum? Sehen wir nicht in der Heilsspendung: Herbheit, Anforderungen aus Liebe? Lebensspendenden Opfertod für uns auf dem dürren Marterholz?

Seitdem unsre Kunst ihre ursprüngliche Gewaltigkeit aus dem Geist nicht mehr erhält, horchen wir Christen vornehmlich auf den Ton: wo ist das Wort? In alter Zeit aber hat man den Sphärengesang als Wahrheit in den Stein gebannt: darum wird der Sphinx vor der Pyramide die meisten Rätsel aufgeben. Die Wahrheit der Welt, einem kindlichen Geschlecht auf winzigem Gestirn eingekerbt, steht in Pyramide und Sphinx dargestellt, vor unsern Sinnen. Gottfernere Geschlechter mögen hingehen, sich daran erbauen! Im Grunde dreht es sich um

die Sonne, ihre Erklärung. Sie kann nur in uns, ihren Inhabern, möglich sein. Nach dem Sphinx hat sie das delphische „Erkenne Dich selbst!“ unter uns anberaumt. Die Sonne selbst. Dann ist ihr Christus gekommen. Nun ergreife uns ihre klärende Wahrheit durch Wissen über die Reine Vernunft!

Das Alte Reich.

Wie von unsichtbaren Mächten gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es! Erinnert er sich doch kaum, woher er kam. Goethe (Egmont.)

Aegypten — vom Zweistromland fehlt uns zu sehr der dargestellte Bericht, um darüber urteilen zu können — ist der Boden, auf dem des Menschen Kindheit hat an der Sonne gedeihen können. Unsre Ursprünge sind gesund: die Erziehung konnte glücken. Natürlicherweise hat der Mensch, je mehr er sich, durch aufsprießende Kultur — die einerseits, bei Scheidung in Schichten, vornehme Enthaltung von leiblichen Arbeiten, andrerseits Ueberlastung mit einseitigen Mühen, wegen Teilung der Arbeit, mit sich gebracht hat — von seinem Urbild entfernte, die Idee seiner selbst erkannt: er ist dadurch zur Kunst erweckt worden; auch hat ihn dieser Wandel im Geist zum Aufblick zu Pflanze und Tier, die in ihrer paradiesischen Göttlichkeit unberührt geblieben sind, veranlaßt. Im Nebensächlichen ist dadurch vielfach das Geweihte; im Nebenmenschen allein das Liebenswerte gesehen worden. Solchen, dem Idealzustand nähern, Verhältnissen der Wesen zueinander, bei noch nicht allzu verwickelten Beziehungen unter ihnen, hat Jesus, hat später ein Franz von Assisi, schließlich ein Jean Jacques Rousseau abermals zugestrebt; während beim genialen Schauer der Idee, dem Athener Platon, das Gesicht eines vollkommnen Staates gereifte Kultur im Auge behält: auch ein Marx rechnet auf Steigrung der Zivilisation, verlangt keine Rückkehr zu naturhaftern Sitten. Platon, obschon er von der Kunst absehen mochte, sogar Dichtung verschmähte, stand doch als Hellene unter ihrem Bann. Der Mensch ist damals noch nicht entstellt gewesen: Gymnasium und Kunstwerk haben immer noch vermocht, ihn seines Ideales zu vergewissern. Bei Jesu, als einem Juden, ist der Vater besonders lebhaft im Menschen erkundbar. Allerdings finden wir Ihn wenig als persönlichen Herrn Israels, in des Heilands Walten — sei es als Gottes Sohn Christus oder Sohn des Menschen Jesus — eingreifend, Entscheidung treffend. Aus den Kirchenvätern ist uns folgender Spruch Jesu überliefert: „Hast du deinen Bruder gesehen, so hast du deinen Herrn gesehen“. Kinder, obschon mit der Erbsünde

beladen, sind noch unschuldig: so steht es auch mit den Aegyptern des Alten Reiches. Es mag damals ausreichend geprügelt worden sein, doch vorläufig nicht zwecklos, aus bloßer Grausamkeit, wie bereits bei den Assyrern, die wehrlos gewordne Feinde, zu der Könige Ergötzung, schinden und vierteilen ließen. Im ersten Babylon, dem noch mehr sumerischen, mag man auch weniger grimmig oder boshaft vorgegangen sein. Als der Aegypter herrschsüchtiger und gegen Wehrlos-Gemachte roher geworden war, ist seine Seele schon verunreinigt gewesen. Das mußte sich schicksalshaft ereignen.

Der Räuber aus dem Urwald ist unausrottbar: der friedliche Bauer wird von ihm, besonders im Traum, aus den Schlünden seiner Natur her, überwältigt. Eine anrüchige Schaulust erwacht; je älter ein Geschlecht wird, seitdem es von seiner Urhaftigkeit entnommen wurde, desto mehr Grausamkeit mag in ihm verborgen sein. Aegyptens Sicherheit in seiner Nillage zwischen Wüsten hat lange den Feldzug ausgeschlossen; bis zum Einfall der Hykfos ist wohl der Kampf gegen Eindringlinge unbekannt geblieben: so beschlossen denn Pharaonen rechtzeitig den Bau der Pyramide. Dabei sind alle Triebe des Menschen in Anspruch genommen worden: man hat die niedern in den Dienst würdigrer, die einem Ziele zustrebten, gestellt. Auf dieser Benötigung der gesamten Volksseele gründet sich der Reiche Dauer: die Gelegenheit zu Verfall hat wohl in Aegyptens Jahrtausenden selten bestanden. Erwachende Grausamkeit — ein Zeichen beginnender Vertierung im Sinne einer nicht mehr vorhandnen Selbstbeherrschung, die mit geschlechtlichen Ausschweifungen meistens Hand in Hand geht — wurde tatsächlich zu Zwecken der Zucht verwendet. Das ist überhaupt der Anfang des Staates einer aufbauenden Kultur. So heißt es — ohne daß die Frage an einen Betreffenden gerichtet würde —: entweder Zwang oder Wildheit. Der Aegypter hat sich auch nicht um seiner dienstfertigen Wesensgeartung Warum erkundigt, sondern triebgemäß Pyramiden, unter quälendem Zwang, gebaut. Damals mag wohl die Kultur — wegen des Landes Geschütztheit und Ueppigkeit — der Durchgestaltung des Reiches vorgeschritten sein; doch mußten, um sie im Gang zu erhalten, Religion und Staatsbildung einsetzen. Später hat Götzendienst die Kultur auch hier verunstaltet. Verhältnismäßig lange aber ist Aegypten, infolge der Naturhaftigkeit seiner Staatsmacht, im Gleichgewicht und gesund geblieben. A. v. Harnack führt einmal folgenden Spruch Christi aus alexandrinischer Ueberliefrung über Eusebius an: „Bittet um das Große, und das Kleine wird euch noch dazu gegeben werden, und bittet um die himmlischen Güter, und die irdischen werden euch noch dazu gegeben werden". So hat die Kultur, nachdem mit ihr kaum erst rechtschaffen begonnen worden war, durch die Schaffung der Pyramide, den Menschen am Werktag auf die Feier, auf das

unsre Welt überwältigende Jenseits gewiesen. Ob die Aegypter im Besitz höhern Wissens, tiefster Geheimlehren gewesen sind oder nicht, bleibt sich in dieser Hinsicht gleichgültig: im Auftrag einer überirdischen Macht haben sie im Niltal gewirkt. Ihr Alltag muß von einer unweltlichen Feierlichkeit gefordert gewesen sein. Daß Aegyptens Altes Reich die Kindheit des Menschen ums Mittelmeer war, zeigt sich wohl in seinen Kunstwerken ausdrücklichst: der stolze Apollo sollte später das gleiche Binnengewässer, von steilen Felsen seiner Küste aus, überspähen; Jesus die Lehre von Christi Bejahung aus Gottes Mund in seine Schöpfung tragen, damit auch hier Sein Wille geschehen könne. Keine Flucht also aus dem Dasein wird gefordert, sondern: Zu uns komme Dein Reich! oder: Unser täglich Brot gib uns heute! Kein Pharao, kein Moses haben sich gescheut, der Welt voranzustehen. Wo Jesus Seinen Vorgang kundtun wollte, hat Er Sich als Bräutigam, also im Geist einer Hochzeit auf Erden, bezeichnet. Jede Führerschaft sollte sich nur durch göttliche Sendung ereignen müssen. Freilich hat Jesus, zum Unterschied von den Aegyptern, nicht bei Toten verweilen wollen: Seine Seele hatte Es vernommen gehabt, Er selbst würde nach drei Tagen von den Toten auferstanden sein. Der Aegypter hat seines Landes Reichtümer in Grabkammern der Erhöhten getragen, sich selbst als Gabenspender solcher Ueppigkeiten unentwegt und zu wiederholten Malen abgebildet. Der grundirdische Aegypter war karg im Geist und konnte hart in der Seele sein: seines Wesens Eigentümlichkeit forderte gleichen Besitz im Reich der Toten. Anders aber hat Laotse geraten: drei Kostbarkeiten habe ich, die hüte ich, halte ich für wertvoll: die erste Menschenfreundlichkeit, die zweite Genügsamkeit, die dritte: ich zage voranzustehen in der Welt. China mit seinem kulturellen Bannkreis ist die andre Hälfte eines Sternes geworden! Indien ist das Land um seine innre Meeresstille gewesen: immer führt sie Buddha in seinen Reden als holdes Gleichnis an. So sagt er dem Mönch vom Mönchen: „Nach Vollendung des Sinnens und Gedenkens erwirbt er die innre Meeresstille, die Einheit des Gemütes, die von Sinnen, von Gedenken freie, in der Einigung geborene sälige Heiterkeit". (Uebersetzt von Karl Eugen Neumann.) In andrer Rede spricht der Erhabne zum Mönch: „Versiegt ist die Geburt, vollendet das Asketentum, gewirkt das Werk; nicht mehr ist die Welt". — Nur dem, der schon zu Lebzeiten ausgeglüht, erloschen, kühlgeworden ist, konnte so heiligendes Mondlicht den Weg in Schweigen gewiesen haben.

Aus dem alten Elam und vom Himalaya dringt die Nachricht von der Akasha-Chronik zu uns: in ihr ist enthalten was seid Uranfang war. Da kann, wem die Augen dazu aufgetan sind, lesen, was Völker durch tatsächliche Vollstreckung ihres Herrufes in sie eingetragen haben. Was darin ver-

zeichnet steht, kann nicht abhanden kommen; so schaffen wir an dem, was Hermetiker heute die Astralwelt nennen, mit. Urbilder des Menschengeschlechtes sind aber zugunsten verwickelter Kultur-Einstellungen aufgegeben worden: Zerrgestalten, die sich dadurch ereignen mußten, somit in die Astralebne ungeheuerlich hinübergewachsen. Der Böse ist wirklich aufgetaucht. Zuerst hat man ihn nicht gekannt, als solchen keineswegs beachtet; der Mensch mochte sich sogar an seine Gespenster, das sind ursprünglich Ungeburten, im Niltal aber bald Götzen mit Tierköpfen, harmlos anklammern. Rasch ist dadurch das Alte Reich, aus seiner freundlichen Nachbarschaft mit beständigen Wesen wie Baum und Tier, herausgerissen worden; das Ende Edens aber haben erst die fremden Hebräer, als es in Aegypten tatsächlich eingetreten war, gedeutet. Das Vorkommende wurde als urgewesen angesehen und gefürchtet. Griechen haben es, bei rascher Zunahme ihrer Beziehungen zu äußern vom Menschen abgelegnern Dingen, vermocht, die eigne Seele für das Ideal zu erweitern und, bis über Plato hinaus, geistlich zu erläutern. Unter Hellas' Boden hat es drum zuerst keine Hölle gegeben; auch verstand man es lange zu Eleusis Spuk, der sich immerhin mehren mochte, zu beschwören. Doch das erstarrende Aegypten ist die Heimat unsrer Unholde geworden; aus diesem Grunde nennen wir es Land der Finsternis. Trug, an dem der Mensch abergläubisch festhält, empfängt Gewalt: verbucht man ihn, in heiligenden Büchern, eine Gestalt: so beginnt die Hölle. Bloß Jesus, in Christo zum Ebenbild Gottes erhoben, wie der Mensch eigentlich geschaffen sein sollte, konnte nach dem leiblichen Tod, der Seine Vereinigung mit dem Vater besiegelt hat, den Zauber, in den Aegypten die Menschheit verwickelt hatte, zu lösen anfangen. Nur die herrliche Tat vermag es, wenn sie, von Gott her, Menschenkraft vollauf ins Dasein gestellt hat, ursprüngliche Hirngespinste, die wir aber durch Angst, Unklarheit, Verfall, Ausschweifung oder Grausamkeit fortlaufend und ungehemmt verwirklichen, zu entdichten; wo heiligende Entscheidungen eingetreten sind, schließlich zu tilgen. In diesem Sinne ereignet sich der Christenheit Meßopfer wohltätig unter den Toten. Vor allem scheue doch niemand sein gegebnes Sterben: es ist naturgemäß! Die Vorstellung, die wir uns von dem zurechtmachen, was der Tod sein und was er mit sich bringen könnte, bleibt jedenfalls unsre Erztäuschung. Alle eschatologische Wissensmöglichkeit ist in Jesu Erdenbeschreitung aufgetan, und im Höllengang Christi enthalten!

Das alte Reich hat tatsächlich im Pharao gegipfelt; Ausdruck dafür ist eine Gräbnisstätte: eine Pyramide. Die Vorstellung, daß dem König, als Vollstrecker der Sendung seines Volkes, höchste Ehrung gebührt, daß durch richtige Beisetzung seiner Leiche der Fortbestand der Ereignetheiten unter seiner

Herrschaft gewährleistet sei, scheint uns — zumal wenn wir für das, was wir hier darzustellen unternehmen, mehr Gefühle der Aegypter, als genaue Gedankengänge, annehmen möchten — wohl ziemlich der natürlichen Veranlagung des Menschen entsprechend zu sein. Die Priesterschaft mag die Zweckmäßigkeit solcher Begriffe von Menschen betreffenden Dingen, die grade durchschaubar sind, eingesehen haben; zu ihrer Stütze ist dann allmählich ein geeignetes Kultleben festgelegt worden; so konnte denn Dauer des Aegyptertums erreicht werden. Jedenfalls dürfte noch keine Hölle des Alten Reiches Harmlosigkeit gestört, weil wirksam betört, haben!

Des Aegypters Ueberzeugung, daß der Verstorbne in Grabkammern die Freuden seines Hauses weiter genießt, daß man ihm Spenden — wo es sich um Hochgestellte handelt, sogar Opfer — bringen soll, ist in vorchristlicher Zeit wohl überhaupt durchaus verbreitet gewesen; erst das Denken zu Alexandria mag darin, im Bereich des Mittelmeeres, allmählich Wandlung verursacht haben, denn — wir kommen auf Akasha-Chronik, auf Astralweltgehalt im Menschen, zurück — was in uns ergründet wurde, gehört wirksam zum vollen, geschlossnen Sonnenzustand des Erdenlebens; was aber in ihm, sei es auch unsertwegen unterm Schutz des Saturn, vorkommt, erschüttert jedes leiblich beschränkte Wesen, durch die ihm auferlegte, ungeheuerliche Aufgabe eigner Klärung zur überpersönlichen Urerkenntnis; um die Vollerbringung dieses uns innewohnenden Sterngeschickes durchführen zu können, mußten wir aber auch unsern Geschmack an der Welt, zur Erleichterung, mitbekommen. Wer sagt, wie wären zum Geist verführte Tiere, vermag es, seine Gesichtspunkte weitreichend auszulegen. Der Muselmann darf seine Gräber nicht al fresco mit Götzen, Verwandten und Gestalten zur Belustigung des Dahingeblaßten ausstatten, doch seine Einbildungen vom Paradies muten uns noch antiker an, als die Vorstellungen, die sich Bekenner christlicher Gemeinschaften zurechtlegen.

Nach Vollendung der beauftragten Pyramide mag der Pharao, dann, nach seinem Heimgang, das Volk, ob der gelungenen Beisetzung der Leiche — also Vollstreckung der eignen Lebensaufgabe: Graberrichtung unter dem betreffenden König — zuhöchst befriedigt gewesen sein; des höchsten, vor den Göttern dazu beglaubigten, Aegypters Verherrlichung in der Ueberwelt konnte nämlich nur in seinem Reich auf Erden eingeleitet werden. Dafür wirkte Pharaos würdige Unterkunft und Einstellung im Reich der Toten günstig auf die tüchtigen Bewerksteller seiner ewigen Wohnstätte, die überdies auch ein Heiligtum geworden ist, zurück. In diesem Sinne ist das Sonnenland am Nil einmal Besitz der Verblichnen gewesen. Außer der Hölle, die zu ihrer Wirksamkeit hier, weil Wirklichkeit drüben, aus der Hinterlassenschaft des Aegyptertums in dieses,

unser, Dasein herübergegriffen hat, sind auch — wie bekannt — Gewänder der Priesterschaft der Isis, zu kultischem Gebrauch, mit wenig Veränderungen, die man immerhin getroffen hat, von christlichen Kirchen übernommen worden; ferner scheint — man nimmt es längst an — die Einrichtung des Mönchtums, wie es, sowohl in der katholischen, als auch in der orthodoxen Kirche nunmehr besteht, aus der Pharaonen theokratischem Staat zu stammen; wir meinen aber auch, daß die noch gültige Auffassung, wir lebten nur zu unsrer Vorbereitung auf den Tod, bis aufs Alte Reich, also der Zeit des Baues der Pyramiden, zurückgehe. Damals ist wohl die Darlegung solcher Dinge auf ganz naive und heitre Weise erfolgt. Heute ist das Leben, infolge unsrer Belastung durch zugegne Vorfahren und ihren gar vielfältigen Hinterlassenschaften, ernster und besonders mühevoll geworden. Wohl das meiste von dem, was man heute die Pfeiler der Gesellschaft zu nennen pflegt, hat sich der Mensch in seiner Kindheit Erziehungs-Jahrtausend einbläuen lassen! Wir möchten aber hier nochmals genau unsre Ueberzeugung aussprechen, daß Kultur, daß Gesittung ein Erbgut sind, welches von Volk zu Volk, aus dem Vermächtnis einer Gesamtheit, übernommen werden kann. Sogar ein Einzelner vermag es, wenn er dazu entsprechend unterrichtet wird, aus allgemeinem Erbteil eigne Vorteile zu entnehmen. Nationen sterben: was sie jedoch in der Akasha-Chronik den Nachkommen vermacht haben, kann niemals wegbleichen; auch Tiere, Pflanzen kommen um, ohne verloren zu gehen; Geborgenheit in der Schöpfung ist die dauernde Zuversicht aller unbelehrten Kreatur; wohl gäbe es ohne sie kein Wachstum. Der Mensch aber beruht auf seinen Glauben. Unsre Hoffnung richtet sich auf die Gnade des Herrn, wie sie Christus-Jesus offenbart hat; daß die Liebe noch höher steht, wissen wir durch Paulus' Worte: was sie alles vermag, hat er jedoch verschwiegen, damit wir nicht auf Erden übermütig werden und damit unsre künftige Freude übers Himmelreich in diesem Leben unausdenkbar bleibe!

In weihevollen Feierwochen ist Aegyptens Volk, von sich selbst zu den Pyramiden geladen, in wahren Unmengen beim Sphinx versammelt gewesen; was für ein Anblick hat sich da allen Beteiligten dargeboten! Es ist unwahrscheinlich, daß jemals in der Welt Menschen von Menschen etwas nur annähernd so Großartiges geboten worden sei. Erhaben prangten die Pyramiden in ihrer glatten Alabasterpracht. Klarumrissne zarteste, fliederlila Schatten schleierten sie, bei praller Hochsonne, über dem buntbewimpelten Festplatz, bis in den erstarrten gold-wogigen Wüsten-Ozean. Des schlammschleppenden Niles Wellen benetzten der Heiligen Terrassen bequeme Treppen und prunkvolle Pforten mit Dächern überspannter Zugänge der Pyramiden. Wie gelb oder hochrot auflodernde

Flammenzungen zu einer farbenlauten Sonnensprache wohlgesinnter Gottheiten, die auf die Erde herabgestiegen wären, schlängelten sich, von hohen Zedernpfosten, Wimpel und Fahnen durch heiße, doch leichte, weil lieblich windbestreichelte, Lüfte. Des Sphinx braunes, blau und drüber bunt gekröntes Antlitz vermochte es, dem Morgen, mit stillen Blicken schwarzfunkelnder Pupille eines königlichen Weltteiles, brüderliche Grüße von der Wüste her, darzubringen. Zu Beherrschung geübter Weltwille bändigte in des eignen großen, goldig-glänzenden Löwenleibes Geschmeidigkeiten brünstiger Bluterfülltheit Sprungbereitschaft; das prägte sich in der Geratenheit der Züge, die dereinst einen menschlichen Inhaber, Chefren, den Pharao, darstellten, aus. Noch aus dem Totenreich auf die Vertreter der Niltalgaue gerichtet, sie unweigerlich an Ewigkeitsbeschlüsse innrer Sonnenherrlichkeit knüpfend, wollten diese Augen den von der sichtbaren Sonne übernommnen Irdischen wohl: von vorgestreckten Krallen unterstützt, überbrückten die Pranken des Sphinx unenträtselbare Zauberklüfte und ragten ins allgemeine Dasein um den Nilstrom. Wie sie in den Gräbern von Sakkara in Stein gehauen und bunt bemalt abgebildet sind, erschienen Bauern mit Gänsen, Rindvieh, darunter unterwegs kalbenden Kühen; einige brachten auch Obst, gefangne Vögel und noch seltsamre Reichtümer fernrer Gebiete des Niltales in die figuren-geschmückten Vorhallen der granitnen Tempel, um ihren Priesterschaften Gaben darzureichen; bewimpelte Schiffe legten, durch künstliche Furchen im Ueberschwemmungsbereich herangelangt, an den Ufern des Heiligen Bezirkes an. Nun wurden auch Jungfrauen mit Lotusblumen in Hand und Haar, in perlen-gezierten Schleierkleidern, die so durchsichtig wie rasch rieselndes Quellwasser leuchteten, an Land gesetzt. Einige aber kamen aus schattigen Oasen und stiegen, voll behänder Anmut, von ihren silbernen Eselein, die gar sacht, wie oft der Mond am Tage, schimmerten. Der Mädchen liebster Reiz, blumenhafte Brüstlein mit karminrot bemalten Sternwärzlein, sollte unverhüllt bleiben; die schönsten besannen sich uralter Weisen mit zarten Worten der Minne und sangen sie voll Unbefangenheit zur heiligen Feier. Eine Harfenspielerin vermochte es, der Mädchen leichten Gang durch Musik in die behutsamen Bindungen eines Reigens zu fügen. Kein Verstoß konnte vorkommen; das Vergnügen blieb, zu Aegyptens Heil, Gottheiten der Zucht geweiht. Jedes Mägdeleins Vorzüge wurden beim Tanz, zugunsten der ganzen Gruppe, zur Geltung gebracht; der Schöpfung höchste Schönheit sollte, zur Pyramidenfeier, in einem einzigen Reigengebilde hervorstechen. Das Ideal war bereits erkannt worden; auf Priesterwink, galt es, durch naturgemäße Kunst, den Wunsch nach Reinerhaltung der Urbilder wach zu erhalten. Hoffnung auf künftige Vollkommenheit beherrschte die Werktätigen Aegyptens. Des Alten Reiches

Darstellungsweise ist derart lebendig geblieben, daß eine Rückkehr zur Natur, die immer wieder nottut, wenn Abgeschmacktheit, Künstelei drohen, lange nicht einsetzen mußte; dadurch aber hat es im Niltal zuerst keine Entwicklung, schließlich aber trotzdem Verfall, gegeben. Aegyptens geistige Entfaltung, die so herrlich begonnen hatte, mußte auch versinken. Doch das späte Aegypten kümmert uns wenig, es ist doch ein Greisentum unter jugendlicher, der Fremde entlehnter, Maske gewesen. Das Alte Reich aber bleibt auch unsre eigne starke, liebliche Kindheit.

Noch einen Blick aufs Fest! Auf hohen Goldsesseln aus dem Tempel getragen, ist vor der Sonne Hochheit Pharao erschienen; Riesenfächer aus gekräuselten Straußenfedern, von würdigen Trägern, ihm zu Häupten, in Bewegung gehalten, wehen dem königlichen Antlitz Frische zu. Die Menge sinkt beseligt in den Staub. Denn einst wird ihr Herrscher, nach heiligender Sterbensstunde, im künstlichen Berg fortleben. Zutiefst beglückend ist dem großen Volk so eine kindliche Gewißheit.

Ägina, Juni 1925.

***

Pestalozzis „ABC-Buch der Menschheit"

Zu Pestalozzis 100. Todestage am 17. Februar 1927

von G. Stecher

„Wenn ein Mann, dessen Mitwelt schon beynahe allgemein im Grab ist, nach drückenden Täuschungen seines Lebens endlich noch erlebt, daß die Nachwelt, die er fast nicht mehr kennt, noch gerne an den Gesinnungen und Bestrebungen seines Lebens Theil nimmt, wenn ferner die Lebensbestrebungen dieses Mannes wichtig waren, wenn sie die Erziehung des Menschengeschlechts, wenn sie die Noth und das Unrechtleiden der Armen, wenn sie die Gefahren, das Recht und das Heil seines Vaterlandes selber betrafen, und Mißverstand und Unbill der Zeit diesen Mann durch sein Leben gleichsam ganz außer den Kreis derer geworfen, die auf diese Gegenstände wirklichen Einfluß im Land hatten, wenn seine Bestrebungen den nächsten Umgebungen der Mitwelt immer nur wie eine Lufterscheinung vorkam, von der sie nichts dachten, nichts fühlten und nichts hofften, als: sie wird wieder verschwinden — und dieser Mensch denn am Ende seiner Laufbahn doch noch erlebt, daß eine ihm folgende Nachwelt Theil an den Bestrebungen seines Lebens nimmt und die Erhaltung derselben auch hinter seinem Grab zu befördern sich anstrengt, wenn ein Mensch, der die erste Lieblingspflanze seines Gartens fast immer ferben[1]) sah, denn endlich sie nun einmal plötzlich in eine bessere Erde, und ich möchte sagen, unter einen besseren Himmel versetzt sieht, wie freut sich dieser Mensch und wie glücklich fühlt er sich! — Edle der Zeit, die ihr meiner Mitwelt nachkommt und eine Nachwelt bildet, in der ich mich nicht mehr kenne, ich bin dieser glückliche Greis, der, nachdem er in durch sein Leben immer festgehaltenen menschenfreundlichen Versuchen der Ungunst seiner Zeit und seiner Umgebungen fast zu unterliegen schien, nun einmal am Rande seines Grabes wie vom Himmel herab neue Mittel und Kräfte zur Sicherstellung des Erfolgs seiner Bestrebungen in seine Hand fallen sieht.

Freunde der Menschheit! Das, wofür ich gelebt und es als den Erfolg meines Lebensschweißes in so weit als das Meinige ansah, stirbt jetzt nicht, wie ich fürchtete, noch vor mir. Es stirbt jetzt nicht mit mir. Nein, das Grab, das mir gestern noch schwer vorkam, scheint es mir heute nicht mehr. Das Resultat meiner Lebensbestrebungen wird hinter demselben forthin und kraftvoller bestehen als es je durch mein Leben dastand . . ."

[1]) welken.

Mit diesen Worten eröffnete Pestalozzi acht Jahre vor seinem Tode seine „Sämmtlichen Schriften"; voll gerührten Dankes an alle „Menschenfreunde auf den Thronen und edle Bürger in stillen Hütten", die ihm diese erste Heerschau seines literarischen Werkes ermöglicht hatten. Das Jahrhundert, welches seit seinem Tod verflossen ist, hat die hier ausgesprochenen Hoffnungen in überschwänglicher Weise erfüllt. Freilich, die praktischen Auswirkungen seines Lebenswerkes in ihrem ganzen Umfange nachzuweisen, wäre, bei dem vielfach anonymen Charakter seiner geistiger Wirkungen, eine verwickelte und weitläufige Aufgabe. Aber ein brauchbarer Gradmesser solcher Wirkungen ist doch vorhanden in der Literatur, die das geistige Phänomen aufnimmt, verarbeitet und darstellt.

Die wissenschaftlichen Bemühungen um Pestalozzi von 1827—1927 zeigen, besonders seit der Jahrhundertmitte, ein Anschwellen an Breite und Tiefe, das uns Gewißheit gibt, daß dieses Jubiläum kein totes, sondern ein höchst lebendiges ist. Legten schon, den jährlichen Ertrag gesammelter und vereinzelter Pestalozzi-Studien weit überragend, August Israels dreibändige Bibliographie in den Monumenta Germaniae Paedagogica, L. W. Seyffarths zwölfbändige Ausgabe und Morffs sowie Natorps biographische und philosophische Leistungen Zeugnis davon ab, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Gefühl einer hohen wissenschaftlichen Verantwortung gegenüber Pestalozzis gesamtem geistigen Erbe gewachsen war, so zeigt der Stand der Dinge heute einen Höhepunkt dieser Entwicklung. An Stelle der achtenswerten editorischen Leistung Seyffarths tritt jetzt doppelten Umfangs die große kritische Gesamtausgabe[1]) der Schriften und Briefe, für deren wissenschaftliche Höhe drei bewährte Namen bürgen: Arthur Buchenau, der verdiente Herausgeber zahlreicher philosophischer Schriften und Mitarbeiter an der akademischen Kant-Ausgabe; Eduard Spranger, der wissenschaftliche Führer unserer heutigen Pädagogik, und Hans Stettbacher, der Leiter des Züricher Pestalozzianums, das den ganzen ungehobenen Nachlaß Pestalozzis zur Verfügung stellte. Ebenso wird auf dem bibliographischen Gebiete eine höhere Stufe erklommen: über Israels Werk wölbt sich ein kühnes Leipziger Unternehmen, das einen Begriff geben will von dem europäischen und außereuropäischen Interesse an Pestalozzis Werk — „Pestalozzis Weltruf"[2]).

---

[1]) Pestalozzi, sämtliche Werke. Berlin und Leipzig 1927. Verlag von Walter de Gruyter & Co. Der 1. und 2. Band liegen vor, der 8. ist im Erscheinen begriffen.

[2]) Pestalozzis Weltruf. Ein bücherkundlicher Versuch im Auftrage der Comenius-Bücherei in Leipzig, eingeleitet und bearbeitet von Richard Goldhahn. 1927.

Mit diesen Leistungen erst ist die Grundlage geschaffen für eine umfassende allgemeine Darstellung des großen Mannes. Vorläufig hat sich ihrer die freiere dichterische Phantasie bemächtigt: auf das ältere herrliche Buch Wilhelm Schäfers, „Lebenstag eines Menschenfreundes", folgt soeben Josef Reinhart mit einem neben jenem durchaus originellen, lebendigen und warmen biographischen Roman[1]), der die dankbare Aufgabe löst, das Gedankliche dieses Lebens in anschauliches Erleben umzusetzen. Bleibt somit die große historische Gesamtbiographie[2]) noch eine schöne Aufgabe der Zukunft, für die jetzt alle Vorbedingungen sich erfüllen, so liegt dagegen die philosophische Darstellung, die dem Geist und den Fragestellungen unserer Zeit entspricht, bereits vor in Friedrich Delekats[3]) hervorragendem Werk: „Johann Heinrich Pestalozzi. Der Mensch, der Philosoph und der Erzieher", das tiefer als je zuvor die feinsten Wurzeln von Pestalozzis Denken, Fühlen und Wollen bloßlegt, klarer als je die zentralen Begriffe dieses „unphilosophischsten aller Philosophen" entwickelt, ergreifender und fruchtbarer als je deren Beziehungen zu dem rätselhaften seelischen Individuum herstellt. An der Lebensarbeit Pestalozzis entwickelt uns Delekat unter richtiger Betonung des religiösen Moments „den inneren Zusammenhang, die Einheitlichkeit und die inneren Schwierigkeiten der geistigen Welt des ausgehenden 18. Jahrhunderts, unter deren Nachwirkungen wir noch heute stehen", und entdeckt mit Recht in Pestalozzi einen geistigen Führer auch für unsere heutige Kulturkrise. Er bestätigt Pestalozzis zuversichtliche Hoffnung: „Das Resultat meiner Lebensbestrebungen wird hinter meinem Grabe forthin und kraftvoller bestehen, als es je durch mein Leben dastand".[4])

* * *

Delekat sieht den Zweck seines Buches als erfüllt an, „wenn es seine Leser veranlassen sollte, Pestalozzi selber zu lesen. Denn was bei ernster Beschäftigung mit seinen Schriften

[1]) Heinrich Pestalozzi. Ein Lebensbild, dargestellt von Josef Reinhart. Druck und Verlag von Friedr. Reinhardt in Basel (mit 8 vorzüglichen Bildnissen).

[2]) Soeben geht mir noch zu Fritz Medicus, Pestalozzis Leben. Quelle & Meyer, Leipzig 1926. 220 S.

[3]) Quelle & Meyer 1926. 328 S.

[4]) Eine hübsch populäre „Jubiläumsausgabe" in drei Bänden erscheint soeben auch bei Rascher & Co. Verlag Zürich und Leipzig: „Pestalozzis Werk". Der vorliegende erste Band bringt, von Fritz Ernst gesammelt und zusammengestellt, ein reiches Material eigener und zeitgenössischer Mitteilungen zum Charakterbild und zur Lebensgeschichte (262 S.); der zweite eine zweckmäßig verkürzte und sprachlich geglättete Ausgabe von „Lienhard und Gertrud", 1. und 2. Teil, besorgt von Jakob Weidenmann. (232 S.).

an geist- und charakterbildenden Kräften von ihm ausgeht, das kann kein Buch über ihn ersetzen." In der Tat! Nur daß der Verfasser sein eigenes Verdienst vergißt, gezeigt zu haben, wie schwer es ist, Pestalozzi richtig zu lesen, und das weitere Verdienst, neue Zugangswege zu fruchtbarer Lektüre gezeigt zu haben. Aehnliches kann auch nur der Zweck jedes Festaufsatzes sein. Dabei erscheint es uns dankbarer, das Interesse nicht ins Mannigfaltig-Allgemeine der Pestalozzischen Schriftstellerei zu lenken, sondern auf ein bestimmtes Werk hin. Auf eines, das möglichst viel von Pestalozzis Wesen und Wollen in lesbarster Form enthält. Das er selbst mit Beziehung auf sich „das vorzüglichste Werk meines Lebens", im Hinblick auf die Leserwelt, für die es bestimmt war, das „ABC-Buch der Menschheit" genannt hat. Auf das Werk, über welches er rückblickend in seinem autobiographischen „Schwanengesang" sich also äußerte: „Ich kannte (damals) den Wert meines Buchs in seinen Hauptansichten selbst noch gar nicht und dachte nichts weniger, als daß es eine geratene malerische Darstellung des ganzen Umfangs der Grundsätze und Gesichtspunkte der Idee der Elementarbildung sein könnte, die ich zwanzig bis dreißig Jahre später als das Fundament aller naturgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsmittel zu erkennen anfing und seither in der ganzen Zeitfolge meiner pädagogischen Bestrebungen sowohl in ihrem Wesen immer tiefer zu erforschen, als in ihrer Ausübung und Einführung praktisch zu erproben gesucht habe. Ich dachte nicht einmal, daß es als ein wirklich geratenes Gemälde des Ideals und der inneren Grundsätze und Gesichtspunkte des Erziehungsversuchs angesehen werden könnte, den ich lange, ehe ich dieses Buch geschrieben, auf meinem Gut unternommen, aber höchst unglücklich ausgeführt hatte. Es war sowohl das eine als das andere wirklich, und zwar in beiden Rücksichten in einem hohen Grad und in einer hohen, umfassenden Wahrheit." Es ist „Lienhard und Gertrud"[1]). Nicht nur ein „ABC-Buch der Menschheit", sondern auch das ABC-Buch Pestalozzis selbst; sein A und sein O, in abgerundeter Betrachtung Anfang und Ende seiner Schriftstellerei. Umfassende dichterische Gestaltung seines Kernes und darum allen zugänglich; jedem gebend, soviel er zu erfassen vermag. Darum senkte es sich tief in das feine Gemüt einer Königin: „Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm...

[1]) Band 2—6 der kritischen Gesamtsausgabe bringt alle drei Fassungen des Werkes in vollem Abdruck.

Luise." Fichte aber, der Philosoph, bestätigt Luisens warmes Empfinden wie Pestalozzis Selbsteinschätzung in seinen patriotischen Dialogen durch dieses Urteil: „Das Buch machte großes Aufsehen, noch größere Wirkung im Stillen des geistigen Treibens. Es war eine Feuersaat, sie zündete in tausend Gemütern. *Alles, was er nachher geschrieben hat, ja sein ganzes Leben war bloße Auslegung und Erörterung dieses einzigen Buches.*"

Der Ruhm ist dem Buch geblieben. Aber er hat eine bedenkliche Verwandtschaft mit dem des Klopstockschen Messias, den schon nach Lessing jeder rühmt, doch wenige lesen. Mit Unrecht! Was den Zugang zum Messias heute mehr als je erschwert, eine Aufnahme des ganzen unmöglich macht: der Hexameter, die verschwimmende Empfindungswelt, der Mangel an Realität und Handlung — von dem allen weist „Lienhard und Gertrud" das Gegenteil auf. Die Hemmung, die gewiß aus der eigentümlichen Sprache des Werks erwächst, wird für den, der sich hineinliest, leicht zum hohen Reize werden, während Umsetzungen in heutiges Deutsch viel vom Wesentlichen wegnehmen. Wird man dieser Schwierigkeit Herr, so erschließt sich auf soliden, derbem Grund *eine Welt von vielen Dimensionen* und mehr als geschichtlichem Interesse.

Uebrigens bedeutet es keine große Ungenauigkeit, den Beginn des zweiten Jahrhunderts nach Pestalozzis Tode zugleich als ein Jubiläum dieses „vorzüglichsten" seiner Werke zu feiern: es ist ungefähr sein 150. Geburtstag, wenn wir nicht das Erscheinen im Buchhandel, sondern die ersten Keime der Niederschrift ins Auge fassen. Spätestens 1779, vielleicht schon 1777/78 ist von Versuchen die Rede, in denen wir die Wurzeln des Werkes vermuten dürfen.

* * *

Die *Entstehungsgeschichte* von Lienhard und Gertrud ist ein Kapitel für sich: Vorliegen einer tiefen seelischen Disposition zur Aussprache, Entbindung des Entschlusses zur Darstellung fast durch Zufall, Ueberarbeitung und Publikation durch einen Dritten, durchschlagender Erfolg — das Werk wird, nach einer Reihe wirkungsloser kleiner Aufsätze zuvor, die eigentliche Grundlage einer lebelangen schriftstellerischen Arbeit.

Es lohnt sich, das Typische dieser sonst reichlich mit Pestalozzis Individualität verknüpfter Geschichte einer Talententdeckung aufzuzeigen durch eine besonders auffallende Parallele, die sich überdies noch durch dichteste zeitliche Nähe der Erinnerung aufdrängt: *Jung Stilling.*

Erfüllt von religiösem Ueberzeugungsbedürfnis, trägt dieser freilich flachere Geist seine eigene merkwürdige Lebensgeschichte

seit Jahren mit sich herum, jederzeit bereit, sie staunenden Hörern vorzutragen. In Straßburg, mitten in den Goethe-Herder-Kreis hineingewirbelt, wird er vom Geist des Sturms und Drangs angeweht und lernt begreifen, sogar ein wenig fühlen, was die Brauseköpfe am meisten packt. In Elberfeld, hart um seine Existenz kämpfend, nur von der „Vorsehung" immer wieder über Wasser gehalten, füllt der arme Arzt die vielen Stunden, in denen kein Patient seine Hilfe begehrt, mit der Niederschrift seiner Lebensgeschichte aus, den weltfrohen Freunden im fernen Straßburg zur Bekehrung, aber klug ihrem Geschmacke Rechnung tragend: idyllische Natur, treu gezeichnete, erlebte Bauerngestalten, einfältige Volkslieder, Märchen und Sagen, ein bißchen Homer, Shakespeare und Goldsmith sollen den Vorsehungsglauben des Verfassers in offene Herzen tragen. Die Brüder Jakobi, denen er das in Düsseldorf vorliest, vermutlich zwischen 1772 und 1774, ermuntern ihn durch ihren Beifall. Zwei Jahre später fällt dem genie-reisenden Goethe das Manuskript in die Hand, er nimmt es ohne Umschweife mit und gibt es in Druck. Aber erst, nachdem er es zu Hause sorgfältig von den Wucherungen religiösen Belehrungsgeistes durch beträchtliche Eingriffe gereinigt hat. 1777 bringt der Briefbote dem völlig Ueberraschten das gedruckte Buch gleich mit dem Honorar ins Haus. Die ganze Welt ist entzückt, und der glückliche Verfasser beeilt sich, im Laufe eines Jahres zwei Fortsetzungen zu schreiben, um die Feder voll weltverbessernder Tinte bis zu seinem Lebensende nicht mehr abzulegen. Nur *ein* Schmerz trübt das Glück dieses richtunggebenden Erlebnisses: seine pietistischen Gesinnungsgenossen, für deren Sache er doch wirkte, sehen mit Entsetzen einen ästhetischen Literaten in ihm und lassen ihn erst gelten, als er sich ihnen auch als Schriftsteller anpaßt.

Fast genau um diese Zeit — 1778 — schwebt Pestalozzi nach einer kaum weniger wechselreichen Jugendentwicklung — er ist sechs Jahre jünger als Stilling — in den Nöten seines doppelten Zusammenbruchs als Landwirt und Begründer seiner ersten Armenerziehungsanstalt und seiner ganzen mit beidem verquickten philantropen Pläne. Aber die Welt seiner Ideen hat durch die Erfahrung nur gewonnen, die innere Auseinandersetzung mit Erfahrung und Idee drängt dem Vielverlachten und Vereinsamten die Feder in die Hand. In seiner „Abendstunde eines Einsiedlers"[1]) entsteht eine Schrift, die nach Form und Tragweite mit Herders Seereise-Tagebuch verglichen zu werden verdient. Aber sie können nur die Gebildetsten verstehen, und darum taugt sie nur als Aufsatz in Iselins gelehrte „Ephemeriden der Menschheit". Der Einsiedler zerbricht sich den Kopf, wie er am besten seine Gedanken denen

[1]) In Band 1 der kritischen Gesamtausgabe.

beibringen kann, die es am nächsten angeht, dem armen Landvolk. Eine Art „Katechismus" schwebt ihm vor — und wird verworfen. Dann dämmert ihm, nicht ohne Iselins dankbar angenommene Hinweise, der Gedanke, daß unterhaltende Erzählung der beste Weg in die einfachen Herzen sei. Er versucht sich daran. In dieser Zeit schreibt er auch, ganz à propos, eine satirische Schnurre „über die Umstaltung der krummen, staubigen und ungekämmten (Züricher) Stadtwächter in gerade, gekämmte und geputzte", zum eigenen und einiger Freunde Ergötzen — er besaß starken Witz. Das Ding fällt zufällig dem Maler Heinrich Füßli in die Hand, der sofort ein geborenes Schriftstellertalent in dem Verfasser erkennt und erklärt: Pestalozzi „könne sich, wenn er nur wolle, als Schriftsteller ganz gewiß helfen". Pestalozzi hört es mit Verwunderung, geht nachdenklich nach Hause. „Marmontels Contes Moraux lagen eben, als ich heimkam, auf meinem Tische; ich nahm sie sogleich mit der bestimmten Frage, ob es vielleicht möglich sei, daß ich auch so etwas machen könne, in die Hand, und nachdem ich ein paar dieser Erzählungen gelesen und wieder gelesen, schien es mir doch, das sollte nicht ganz unmöglich sein. Ich versuchte fünf oder sechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiß, als daß mich keine von ihnen ansprach; die letzte war Lienhard und Gertrud, deren Geschichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder floß, und sich von selbst entfaltete, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopf hatte oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Wert, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Wert eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt."

In die Rolle, die Goethe für Stilling spielte, teilen sich hier Füßli und Iselin. Der letztere war es auch, der das Manuskript sprachlich reinigte, wie Goethe jenes andere von religiösem Ueberschwang — es scheint eine furchtbare Arbeit gewesen zu sein. Aber dann bringt er es dem befreundeten Verleger Decker zum Drucken, und 1781 hält Pestalozzi sein erstes wirkliches Buch in der Hand und erhielt vorher schon ein notbezwingendes Honorar dafür. Der Erfolg, wie ihn Iselin und Füßli vorausgesagt hatten, blieb nicht aus — aber er geriet dem Verfasser nur zur halben Freude. Er muß sich von Zschokke widerwillig, fast unglücklich, überzeugen lassen, daß nicht die Bauern, sondern nur die Gebildeten das seltsame Buch lesen und zu schätzen wissen. Trotzdem, die Bahn ist geöffnet. In rascher Folge erscheinen drei Fortsetzungen, die der gemachten Erfahrung, freilich in umgekehrter Richtung als bei Jung Stilling, Rechnung zu tragen suchen. In dreimaligem Abstand von je zwei Jahren, 1781—1783—1785—1787,

erscheint nicht ein Bauernkatechismus, sondern das „ABC-Buch der Menschheit", sein „vorzüglichstes Werk".

* * *

Was kann den Maler Füßli veranlaßt haben, in der Stadtwächtersatire die Feder eines hoffnungsvollen Talentes zu erkennen und zu sprechen von einer „Art zu schreiben, die in dem Zeitpunkt, in dem wir leben, ganz gewiß Interesse erregen wird" . . .?

Die Antwort ist nicht schwer. Füßli war nach des nie versagenden Gervinus' Charakteristik der „Kraftgeist und Shakespeare unter den deutschen Malern". Ihm machte Eindruck, was seinem eigenen damaligen Streben entsprach: naturalistische Ungeschminktheit, derber Witz, losgelassenes Gefühl, dramatische Kraft, Erdgeruch der Sprache. Das heißt: die revolutionären Kunstideale der Stürmer und Dränger, mit denen der Maler, der sich später selbst an Dramen Shakespearescher Art versuchte, die engste Fühlung hatte. Diese Züge hat der Blick des mitten in der modernen Literaturströmung stehenden Mannes schon in der kleinen Satire richtig erkannt. Und sie finden sich auch in „Lienhard und Gertrud". Zumal in den beiden ersten Teilen, obwohl dem ersten Iselins Redaktion ein Stück sprachlicher Ursprünglichkeit geraubt hat.

Somit fiele es leicht, eine Reihe von charakteristischen Momenten zusammenzutragen, die unser Werk im Fahrwasser des Sturms und Drangs mittreibend erscheinen ließen. Schon die traumhafte Entstehung entspräche genialem Brauch. Und gar der Inhalt! Bauerngestalten voll Saft und Kraft, Eigennutz und Tücke, Verschlagenheit und Gutmütigkeit, Heuchelei neben Biederkeit, redend, wie ihnen der Schweizer Schnabel gewachsen ist; ins Schlesische übersetzt, würden sie um 1890 Gerhart Hauptmann Ehre gemacht haben. Ueber ihnen ein Vogt, der als Ausgeburt teuflischer Gesinnung, als unerschöpflicher Quell verderblicher und vergiftender Handlungen wohl mit einem Franz Moor verglichen werden kann. Das Ganze stets zum dramatischen Dialog hineindrängend, ja, der erste Teil so dramatisch aufgebaut, daß man den Versuch unternehmen konnte, darin eine mehr oder weniger bewußte Nachwirkung des Götz von Berlichingen nachzuweisen bis zur Parallelisierung einzelner Gestalten. Shakespearisch scheint die Handhabung der Kontraste, Shakespearisch die Tragikomik der Katastrophe des Vogtes. In dieselbe Richtung könnten weisen überwältigte Gefühlsdurchbrüche im Fluß der Erzählung, und eine Rousseausche Empfindungslinie ist trotz der im Roman selbst eintretenden Abkehr von dessen stärkster These unverkennbar. Sie steht auch lebensgeschichtlich fest; die Lektüre des Emile erwähnt Pestalozzi selbst im Schwanengesang als einschneidendes Erlebnis; er muß sich sein Lebenlang damit aus-

einandersetzen. Aber ein weiteres Nachforschen nach des jungen Pestalozzi Lektüre muß bedenklicher stimmen. Was er selbst nennt, sieht nicht nach Sturm und Drang aus: Geßner, Lessing, Wieland, Gleim, Utz, ein Jakobi! In Zürich ist er Bodmers Schüler gewesen! Und das einzige, was etwa bei einem Wieland mit Eigenheiten des Sturms und Drangs harmonieren könnte, die Abwesenheit von Prüderie, gerade das erregt des ernsten Lesers heftigen Widerspruch in einem seiner frühesten Aufsätzchen, den „Wünschen" in der Züricher Patriotenzeitschrift „Der Erinnerer": „Daß doch Wieland anstatt Donsylvios und comischer Erzählungen — unschwärmerische Empfindungen des Christen, Hymnen, geistliche Epopäen schrieb". Eine Bemerkung, die auch für das Verhältnis zum Sturm und Drang bedeutsam sein muß.

Die in ihr zutage tretende Richtung finden wir wieder, wenn in diesem Zusammenhang die besonders von Mutheſius erörterte Frage nach Pestalozzis Verhältnis zu Goethe, dem Hauptvertreter des Sturms und Drangs, gestellt wird. Was Pestalozzi von Goethe gelesen haben mag, verrät er uns nicht; möglich, ja wahrscheinlich, daß ihm weder Götz noch Werther fremd geblieben sind; gewiß hat Lavater ihm auch sonst noch manches vermittelt. Aber wichtiger als genau zu wissen, was er von Goethe gelesen hat, ist doch, festzustellen, wie das, was er gekannt haben mag, auf ihn gewirkt hat, und da klärt uns die berühmte, aber bis vor kurzem in ihrem Sinn etwas dunkle Apostrophe in der „Abendstunde" hinreichend auf; ihr von W. Feilchenfeld[1]) entdeckter wahrer Wortlaut läßt keinen Zweifel mehr darüber, daß Pestalozzi schon hier einen tiefen Trennungsstrich zwischen sich und dem Verfasser des Werther zieht. Zwei Stellen endlich in „Lienhard und Gertrud" reden etwas versteckter die gleiche Sprache der Ablehnung: zwar verwendet er zur Ausmalung von Gertruds Wohnstubenfrieden Goethes „Der du von dem Himmel bist", aber er ändert es, wie Mutheſius fein herausgefühlt hat, charakteristisch vom individuell Goethischen ins allgemein Religiöse ab, und die Quelle, der er es entnimmt, ist — Pfenningers „Christliches Magazin!" Dieses las er gründlich und regelmäßig. Und an einer anderen Stelle, wo er, im Begriff, eine derbrealistische Schilderung erotischen Lasters zu geben, sich selbst in den Arm fällt, bemerkt er in der diesen Verzicht begründenden Fußnote: „Das ist keine Lobrede für alle angebeteten Dichter." — Sollte nicht gemeint sein: „für unsern angebeteten Dichter?"

Der Schluß aus alledem ist unausweichlich: was besonders in den ersten Teilen von „Lienhard und Gertrud" an den Geist des Sturms und Drangs erinnert, ist in keinem Fall oder nur

[1]) Pestalozzi, Goethe, Lavater. Deutsche Vierteljahrsschrift für Geistesgeschichte und Literaturwissenschaft. Juli 1925.

in allergeringstem Maße literarisch anempfunden wie bei Jung Stilling und noch weniger bewußt in den Dienst einer Wirkung auf die von diesem Geist ergriffenen Kreise gestellt, sondern eine Uebereinstimmung ganz anderer Herkunft.

* * *

Nein, der Naturalismus in „Lienhard und Gertrud" ist kein literarisches Gewächs; er ist autochthon und von eigenen Zwecken bedingt. Nur zur Entdeckung seines Modewertes bedurfte es eines eingeschworenen Anhängers jener Richtung. In immer neuen Wendungen erklärt Pestalozzi, was er damit will: dem armen Volk seine moralische und ökonomische Lage in eindrucksvoller Wirklichkeitstreue zu zeigen. Und dazu brauchte er keine künstliche Anstrengung. Er sprach selbst die Sprache dieser Bauern. Er lebte noch mitten unter ihnen, als er sie konterfeite. Möglich, daß ihn die Lektüre von Chr. Fr. Blankenburgs „Versuch über den Roman", den er einmal erwähnt, in seiner Darstellungsweise bestärkt hat; will dieser doch den Roman „zur Wahrheit und Natur zurückführen", und bezeichnet Volkstum und Menschheit als die wahren Gegenstände des Romans mit Worten, die nicht schlecht auf „Lienhard und Gertrud" passen: „Ich ehre die nackte Menschheit, die von allem, was ihr Sitten, Stand und Zufall geben können, entblößte Menschheit so sehr; ich möchte sie so gern in ihr wahres Vorrecht wieder eingesetzt sehen. Glücklich der Dichter, der, indem er uns den Menschen zeigt und kennen und es uns selbst werden lehrt, sein Volk doch nie, mit seinen Besonderheiten, dabey vergißt, sondern in seiner Art so national ist, wie es die griechischen Dichter für ihr Volk waren." Aber gerade dieser treffliche Theoretiker war im übrigen durchaus kein Genieästhetiker, sondern bewegte sich frei auf Sulzers Bahn, und preist in Wielands Agathon das Musterbild eines Romanes.

Wie dem sei, Pestalozzis Naturalismus ist in keinem Fall „ästhetischer Selbstzweck", sondern „Fundament" für den Entwurf eines der rohen „Natur" entgegengesetzten Idealbildes, das die späteren Bände aufbauen, das aber schon im ersten Teil viele wirkungsvolle Kontrastbilder — die Welt der Gertrud — zwischen die Verworfenheit des Dorflebens streut; kein von Shakespeare erlerntes, kein dem Götz abgelauschtes Kunstgeheimnis. Leidenschaftliche persönliche Erlebnisse mit der Bosheit und Hartnäckigkeit der Bauern befruchten den scharfen Witz, spannen die Erzählung dramatisch, führen zu jenem Höhepunkt geistiger Rache an einem Verworfenen, der an ihm selbst „den Galgen verdient" hatte.

Der Ueberschwang des Gefühls aber, der ihm des öfteren die epische Feder entreißt, um in Ausrufen sich selbst da-

zwischenzuströmen, treibt stets hin zum Ewigen, der in und über allem diesem sein Wesen hat. „O Ewigkeit! Wenn du einst enthüllest die Wege Gottes! Und den Segen der Menschen, die Gott durch Leiden, Elend und Jammer so in ihrem Innern Stärke, Geduld und Weisheit lehret. O Ewigkeit! wie wirst du die Geprüfte erhöhen, die du hier so erniedrigt hast.“ Oder: „Laß mich schweigen und weinen, denn es geht mir ans Herz — wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reift, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.“ Gewiß, hier klingt ein Stück sentimentalen Zeitgeistes mit. Aber nur im Oberton. Der Grundton ist ein anderer: hier ruft er vor allem ein vom Geist ursprünglichen *biblischen Christentums* tiefst genährtes Herz. Diese unwillkürlichen Unterbrechungen, Seufzer der Seele, enthüllen die wahre Triebkraft des Werkes. Ein Liebesstrom kräftigsten religiösen Gefühles trägt die Gebilde gelöster Phantasie durch das Gelände erlebter Wirklichkeit fernstem Gestade zu — Menschheit! Natur! Gott! Oft verborgen im Stoff wie der Pulsschlag im gesunden Körper, dann aber immer wieder plötzlich klopfend, als wollte er die Adern sprengen.

* * *

Die *Bibel* selbst, nicht vermittelt durch das Medium Klopstockscher Dichtung, noch durch das der schwankenden Theologie der Zeit, sie selbst speist das freie religiöse Gefühl Pestalozzis. Sie selbst schwebt ihm als Vorbild für sein ABC-Buch vor. Das sprechen schon die erwähnten „Wünsche“ von 1774 aus: „Wenn ich in der Bibel so lehrreiche Historien lese, so wünsche ich allemal, daß man doch auch über solche einzelnen Geschichten predigen möchte, indem so viel vortreffliches auf die nachdrücklichste Weise könnte angebracht werden. Ich sage auf die nachdrücklichste Weise, weil Beyspiele immer am meisten Nachdruck haben.“ Da niemand diesen „Wunsch“ erfüllte, machte er sich selbst ans Werk. Biblisch ist der Ton der Einfalt, den er wählt, biblisch der Realismus des Geschehens, biblisch die Nutzanwendung eingestreuter Betrachtungen, biblisch gefärbt Wort und Rede: Bilder, Vergleiche und Zitate. Im besonderen Sinne aber ist der biblische Einschlag *protestantisch* durch den Predigtgeist, der das Ganze durchzieht und sich im einzelnen immer wieder zu förmlichen Predigteinschüben verdichtet: in der Mitte des ersten Buches ertönt eine gewaltige Warnungspredigt, vor der Hinausführung des Vogts zum Galgen spricht die Kanzel, und am Ende des zweiten Buches steht die riesige Schlußpredigt, die das ganze Verderben des Dorfes zusammenfaßt, ehe vom dritten Teil ab der Aufbau des Guten beginnen soll. Und zwischen den Reden des berufenen Geistlichen gestattet der

Verfasser bald sich selbst, bald seinem als Erzähler vorgeschobenen alten Dorfbewohner eine zum Herzen gehende „Ausschweifung". Ein Rest protestantischen Katechismusgeistes steckt auch in vielen der originellen Kapitelüberschriften, die bald fragen, bald fordern, bald drohen, bald belehren.

Aber auch hin zum Pietismus, dessen Ausartungen zwar es immer mit scharfem Spotte trifft, führt eine Linie dieses Buches; pietistischer Tradition entspricht die Einstreuung einzelner Lebensläufe: die Bibelnärrin, der Vogt, der Ahnherr des Junkers, der Herzog werden biographisch erschlossen — um von zahlreichen kürzeren Ansätzen zu solcher Form der Seelenforschung zu schweigen.

Auch dieser Vorliebe pietistischer Herkunft gibt schon einer jener frühen „Wünsche" Ausdruck; nachdem erst die „Unflätereien" sonstiger schöner Literatur verdammt worden sind, heißt es da: „Ich wünsche, daß jedermann die Lebensbeschreibung des Herrn Antistes Breitingers lesen möchte."

* * *

Es ist dem Geist des 18. Jahrhunderts nicht fremd, überzeugtes biblisches Christentum heiter zu vermählen mit einem vollgemessenen Anteil an der Aufklärung. Auch Pestalozzis ABC-Buch flicht beide Linien durcheinander. Biblischer Beziehungen, kindlich frommer Gebete und Empfindungen voll, führt es gleichzeitig, erst ingrimmig, dann milder werdend, die Waffe der Vernunft gegen grobe und feine Formen verbreiteten Aberglaubens. Nicht nur der massive Teufels- und Gespensterglaube des Vogts und fast des ganzen Dorfes wird ausgebrannt; auch der Sigrist, der zurückzuckt, als ein irdisches Speisegeschirr in Ermangelung anderer Gelegenheit auf den Taufaltar gestellt wird, erhält einen Verweis lächelnder Ueberlegenheit. Mit heiligem Eifer und fast boshaftem Humor wird die Kurpfuscherei vernichtet. Und einen breiten Raum nehmen jene mannigfaltigen Bestrebungen ein, die im Geist des Psychokratismus die praktische Landwirtschaft heben wollen; eingenistete Bauernunsitten werden ersetzt durch vorteilhaftere Methoden, Boden und Gewässer untersucht, die Bedingungen des Obstbaues und der Ziegenzucht erörtert. In diesen Bestrebungen ist Pestalozzi am wenigsten schöpferisch; die Journale der Zeit sind voll davon. Aber es geschieht hier weithin in anschaulichen, lebhaften und spannenden Vorgängen, die der Streit der Meinungen zeitigt; selbst die Landschaft, für die Pestalozzi sonst, fast ausschließlich versunken in das menschliche Problem, kaum ein Auge hat, liefert einige idyllische Farben dazu. Der Kritiker des ersten Teiles in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek schrieb ganz in Pestalozzis Sinn, wenn er, den unterhaltenden Charakter des Buches rühmend, meint: „Unserem Bedünken nach müßte ein Buch

wie dieses, für die Volksklassen, deren moralische Vervollkommnung d. Vf. beabsichtigt, allerdings von großem Nutzen sein, wenn dadurch vernünftige Denkungsart und gute Gesinnungen des Herzens aufkeimten, und Aberglaube, Schäkeley, niedrige Kniffe und andre üble Qualitäten, die dem großen Haufen hauptsächlich ankleben, verdrängt werden könnten." Aber er täuscht sich in Pestalozzis endgültigen Absichten, wenn er fortfährt: „Dadurch würde das Lieblingsgeschäfte unserer Zeitgenossen, bessere Menschen zu machen, thätiger betrieben werden als durch alle spekulativen Vorschläge und Raisonnements..."

Denn mit dem dritten und gar dem vierten Teil durchbricht der ursprüngliche Trieb bessernder Lehrhaftigkeit immer stärker die bunte Erzählung, und in Zahlentabellen schließlich und in Gesetzesentwürfen — „spekulative Vorschläge und Raisonnements!" — kommt der Denker Pestalozzi zu seinem Ziel, für welches er das epische Fundament gebaut hatte.

Es soll eben nicht ein Musterroman sein, sondern ein ABC-Buch der Menschheit: es enthält wie die Bibel Geschichte, Sprüche der Weisheit und Gesetz — es schreitet dahin vom A der Anschauung und Ahnung zum B des Bedenkens und Begreifens und zum C des Corrigierens und Construierens; alles in allem, aber auch eins nach dem andern; jenes für Kinder und dieses für Erwachsene. Jene werden einst zu diesem gelangen, und diese werden gerne immer wieder zu jenem zurückkehren.

* * *

Aber entstand so nicht nur ein ABC-Buch *seiner Zeit*? Pestalozzi sagt unerschütterlich: ABC-Buch der *Menschheit*. Und der mutige Leser von heute darf ihm recht geben. Es bedarf nur einer mäßigen geistigen Anstrengung des Wissenden, spezifische Gefühls- und Ausdrucksschichten jenes 18. Jahrhunderts mit historischer Abstraktion zu durchstoßen, und wir sehen das Buch in seinem vollen Gehalt weit hinauswachsen über sein Jahrhundert bis heran zu uns — und noch weiter.

Staunen wir nicht im Innersten, wenn auf einmal aus einer Last von historischen Zuständen, die der anschauliche Roman wie selbstverständliche Gegebenheiten entwickelt, hier vor der französischen Revolution klar und schonend die Idee einer allmählichen finanziellen Ablösung der Grundherrlichkeit den unblutigen Weg in ferne Volksfreiheit weist? Noch näher an uns heran führt die vor unseren Augen in diesem Dorf sich vollziehende „Umschaffung zur Industrie"; aus dem bißchen Baumwollspinnerei erwächst alsbald mit größter Fernsicht Begriff und Problem einer alles berührenden wirtschaftlichen, moralischen und sozialen Umwälzung. Die sexuelle Frage beginnt sich auf diesem Boden der nur kriminellen

Behandlung zu entziehen — auch sie wird aus Erlebnissen zum höheren Problem! Und rührt es nicht an bewegendste Fragen lebender Rechtsphilosophie, wenn dieses erstaunliche Buch die Taten der Verbrecher der ganzen menschlichen Gesellschaft zur Last legt und schließt mit dem Bilde einer Arbeitsstätte für die Unglücklichen? Und endlich, wenn wir hinter der Gründung der Dorfschule, auf die sich schließlich alles zusammenzieht, einerseits das furchtbare Eingeständnis ahnen, daß mit der bestehenden Gesellschaft der Erwachsenen nichts mehr zu machen ist und nur wenig mit ausgeklügelten Gesetzen, und andrerseits die himmelhohe Hoffnung winkt, daß einst und künftig alles Bessere und Höhere nur von der Kinderseele herkommen kann — wer fühlt nicht den ewigen Appell an die Verantwortung und den Glauben der Pädagogen aller Zonen und Zeiten? ABC-Buch der Menschheit!

* * *

Und doch enthüllen auch diese Gedankengerüste, die unversehens emporsteigen und das Dach des scheinbar abgeschlossenen patriarchalischen Baues heben, um Licht und Luft eines kommenden sozialen Jahrhunderts weitflutend hereinzulassen, noch nicht die letzte Dimension des Werkes. Sie sind nur die der Lebenspraxis zugekehrten Ausstrahlungen eines in unterster Tiefe wogenden Kampfes um den innersten Begriff, der dieses Buch wie seines Schöpfers gesamtes Sein und Denken beherrscht und ihm seine Spannungen, seine Schwankungen, seine Entscheidungen verleiht. Am überzeugendsten hat Friedrich Delekat diesen metaphysischen Begriff in Pestalozzis Lebenskampf erkannt und seine innere Dialektik, seine psychologischen und praktischen Auswirkungen auf Einzel-, Volks- und Menschheitserziehung beschrieben.

Es ist die Frage nach dem Begriff der Natur, deren Beantwortung durch Rousseau für Pestalozzi nur ein unendlicher Anstoß, keine Lösung war.

Auch das ABC-Buch der Menschheit hat sie nicht gelöst, kann sie nicht lösen. Sondern es kämpft sie durch vor unsern Augen. Wie verhält sich die Idee einer höheren Natur, die religiöse, zu der einer niederen, der alltäglich-wirklichen? Wie die beschwingte Gedankenwelt des Junkers Arner, seines Pfarrers und Schulmeisters und der Gertrud zu der Tatsachenwelt dieses im Bösen verbundenen Dorfes, des Vogtes und seiner Spießgesellen? Genügt es, die Triebverlorenen aus dem „Kot" ihres Daseins durch scharfen Schnitt zu lösen und der Wirkung der göttlichen Natur zu vertrauen, wie es Rousseau gläubig mit seinem „Emile" tut? Oder muß durch Gesetzgebung sorgsam ein neues Erdreich der äußeren Lebensverhältnisse, eine „gänzliche Neuschaffung der Seelenstimmung

im Zusammenhang aller seiner Verhältnisse" geschaffen werden? Und — wird das genügen? Riesengroß kriecht über diese Fragen und über eine Versuchslösung nach der andern der Zweifel, ob nicht auch das Böse der Natur göttlich eingepflanzt sei, und das Gute sich nur an ihm entwickeln könne!

Die Verankerung der pädagogischen Idee in diesem metaphysischen Grundproblem und ihr stetes Erzittern über jedem Erleben dieses Fundaments — das ist die letzte Dimension des Werkes. Nicht nur der verkappte Teufel des Hühnerträgers spukt in der Mitte der Ereignisse und treibt alles fast komödienhaft zu ernstester Entscheidung — der Teufel selbst ringt darin auf jeder Seite mit Gott. Wie auf einer Mysterienbühne, durch deren dreigeteilten Raum der Dichter Pestalozzi selbst in vielerlei pseudonymen Gestalten auf- und abwärts steigt, hoffend, jauchzend, klagend, schluchzend — und immer wieder tief ins eigene Innere steigend: dort allein ist der Kampf entschieden.

* * *

„. . . und habe desnahen, ohne einige Aufmerksamkeit auf gewisse Kinder, die zu glauben geschienen, ich habe ihnen meine ersten Buchstaben blos zum Guggaus und Guggein damit zu machen dargeworfen, fortgefahren, mein ABC-Buch also zu schreiben, wie es mir gut und brauchbar geschienen sie buchstabieren zu lehren, und nicht ihnen zu helfen, Guggaus und Guggein zu machen . . ." „Ich verlor den Genuß meines Lebens in der Anstrengung meines Versuchs zur Bildung des Volks . . ." (Vorreden zum dritten und vierten Teil.)

Dieser runde 1600 Oktavseiten umfassende „Versuch" eines Lebensjahrzehntes ist wahrhaftig unendlich mehr als „der erste Dorfroman". So wie Gertrud, der Herzog und der Junker, der Pfarrer und der Schulmeister weit hinaus sich dehnen über halbe oder ganze Spiegelbilder Pestalozzis zu bald blutvollen, bald bläßeren Repräsentanten der großen Erziehungsformen Familie, Schule und Staat, so wächst auch der scheinbare Dorfroman von Band zu Band aus dem Kern eines menschenliebenden Herzens in immer weitere Sphären hinaus, um seine äußerste Peripherie verschwimmen zu lassen im Rätsel der Menschheit, im Rätsel der Natur, im Rätsel Gottes, das nur dem Glauben lösbar ist.

Wer vermöchte zu denken, daß dieses bei allen literarischen Ungleichheiten doch auch faustische Buch nach seiner Vollendung im Jahre 1787 abgeschlossen und erledigt hätte zur Seite gestellt werden können?

Schon in den Anfängen seiner Entstehung beginnt nebenher die erste Umarbeitung eine „gänzliche Umschmelzung", veranlaßt durch die feinste Witterung für die kommenden fran-

zösischen Ereignisse. Sie wird fertig, während in Paris die Constituante und die Législative tagen — knapp vor der Hinrichtung Ludwigs XVI. und dem Ausbruch der Greuel des Nationalkonvents. Episch eine heftige Konzentration, politisch der Versuch einer Beschwörung nahender Weltverwirrung, philosophisch gesättigt mit wachsender Resignation und Anpassung schwärmenden „Hochflugs" an deutlich erkannte Grenzen — ein vielfacher Vorklang seiner wichtigen späteren „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" — legt diese Umarbeitung erneut Zeugnis davon ab, wie zwangvoll verwachsen „Lienhard und Gertrud" mit Pestalozzis eigener Entwicklung dauernd war und blieb; eben deshalb konnte es auch nicht mit dieser besonders stark momentgeschichtlich bedingten Umarbeitung sein Bewenden haben.

Allerdings tritt nun eine Spanne von fast drei Jahrzehnten zwischen diese und die letzte Fassung. Es sind die Jahrzehnte, in denen Pestalozzi, vom Geist der neuen Zeit erkannt und berufen, die Rolle seines Schulmeisterleutnants Glüphi aus dem Buch in die Wirklichkeit hinüberspielte und das ABC-Buch der Menschheit Leben und Gestalt werden ließ, bis die Menschheit auf ihn schaute und hörte. Kein Wunder, daß das papierene Buch in diesen Zeiten ruhte. Bis er, der in allem Unglück „glückliche Greis", auf der Höhe der Periode von Iferten es wieder hervorholte, um noch einmal — letzte — Hand daran zu legen. Nicht in leichtlich wiedergewonnenem Optimismus schweifender Philanthropie, nur überreich an Erfahrungen, die ihm einst noch gemangelt hatten. Und darum wurde dieser letzten Fassung Zeichen: Erfahrungsfülle! Und Ideenzuwachs! Zurück zum unverkürzten, quellenden Reichtum des ersten Wurfes. Nein, noch weit darüber hinaus. Sechs Bände statt jener vier. Und diese sollen dann, wie sich's gebührt, den imposanten Anfang der gesammelten sämtlichen Werke bilden. Das A und das O. Hineingearbeitet muß jetzt noch werden, was einst im Keim nur drinne war, die späte goldene Frucht der wirklichen Schulmeisterjahre: „die Idee der Elementarbildung". Hinein muß aber auch die Unsumme verbitternder Hemmungen, die er erfahren und zum Teil für allgemeingültig erkannt hat. . .

So setzt er sich am Anfang seines achten Lebensjahrzehnts erneut über sein ABC-Buch und beginnt mit jener einzigartigen Unmethode des Schreibens, Diktierens und Korrigierens mit Lack und Kleister, Schere und Messer das Manuskript zu machen, dessen fetzenhaften Ueberreste den heutigen Bearbeiter zur Verzweiflung bringen können.

Aber der Stern der äußeren Vollendung ging diesmal nicht darüber auf. Das so gut wie fertige Manuskript des fünften Bandes geht in Frankreich verloren; von den zahlreichen Ent-

würfen zu ihm wie zum sechsten scheint nur ein Bruchteil gerettet zu sein. So blieb ein Torso an der Spitze der eigenen Gesamtausgabe letzter Hand, dessen Fortsetzung nach Herausgabe der erhaltenen Entwurfsfragmente immerhin noch einiges Licht empfangen wird.

Aber ist der unterbliebene Abschluß der letzten Gestalt nicht auch symbolisch für den fließenden, unendlichen Gehalt dieses Lebenswerkes? Pestalozzis ABC-Buch der Menschheit schließt sich nie. Die Menschheit muß sich selbst immer wieder neu lesen lernen. Dem greisen Pestalozzi fehlte aber das Gefühl der inneren Vollendung nicht. Qual und Erhebung lebenslangen Schaffens spricht ergreifend aus dem Schreiberspruch, den er unter eines der Fragmentblätter dieser letzten Fassung, mochte es auch nur ein Teilabschluß sein, setzte, als ob es dem Ganzen gälte:

„Finis, das heißt End,
Froh sind meine Hend,
Die das geschrieben hend,
Von Anfang bis am End."

***

Aus Luxemburg

von Dr. Gottfried Fittbogen

Im allgemeinen wissen wir sehr wenig von dem, was im Innern Luxemburgs vor sich geht und die Gemüter bewegt. Gewiß, Luxemburg ist nur ein kleines Land, und weltpolitisch bedeutet es wenig. Aber es ist unser Grenznachbar. Es hat außerdem lange Jahrhunderte hindurch unsere Geschicke — in mehr oder minder enger Gemeinschaft — geteilt, erst als Glied des altehrwürdigen heiligen römischen Reiches deutscher Nation, dann als Bundesstaat des deutschen Bundes und zuletzt noch als Mitglied des preußisch-deutschen Zollvereins. Und was mehr ist: seine Bewohner sind deutschen Stammes. Einem Teil des deutschen Volkes aber, sei er auch noch so klein und fehle ihm auch ein klares inneres Verhältnis zu den übrigen Teilen des deutschen Volkes, gebührt pflichtgemäß unsere Teilnahme[1]).

Versuchen wir nun aber, über diese Unkenntnis luxemburgischer Dinge hinauszukommen, so machen wir bald die Erfahrung, daß das gar nicht so leicht ist. Viel ist auf diesem Gebiet versäumt worden[2]). Und die Unterlassungen von Jahrhunderten lassen sich nicht im Handumdrehen gutmachen.

Wir beschränken uns auf die Gegenwart. Die Grundfrage ist hier: welchen Einfluß haben Krieg und Friedensschluß auf die politische Stellung Luxemburgs gehabt?

Das Großherzogtum ist zwar vom Krieg nicht direkt in Mitleidenschaft gezogen worden: ein günstiges Schicksal fügte es, daß gerade in dem Augenblick, als das Land zum Kriegsschauplatz zu werden drohte, der Waffenstillstand geschlossen wurde; infolgedessen sah es in den schicksalsschweren November-

---

[1]) Es ist kaum nötig zu sagen, daß auch wir Reichsdeutschen nur ein Teil des deutschen Volkes sind, neben Luxemburgern, deutschen Schweizern, den Bewohnern des Fürstentums Liechtenstein, Deutschösterreichern, Sudetendeutschen, Balten, Siebenbürger Sachsen und so fort. Die Erfassung der wirklichen Verhältnisse wird häufig erschwert durch den gedankenlosen Sprachgebrauch, der die Reichsdeutschen den Deutschen schlechthin gleichsetzt; dann ist logischerweise jeder Deutsche, der kein Reichsdeutscher ist, kein Deutscher — und des Unsinns ist kein Ende.

[2]) Und zwar von Reichsdeutschen wie von Luxemburgern. Neuerdings beginnt man sich auch in Luxemburg der Unentwickeltheit der historischen Forschung bewußt zu werden; vgl. Joseph Tockert, Jahrbuch der luxemburgischen Sprachgesellschaft 1925 (Luxemburg-Esch 1926, Druck von Alb. Nicolay) S. 50 f., bes. 51, Anm. 1. — Dazu auch seine kulturkritische Erzählung „Der Predigtstuhl" (Luxemburger Volksbildungskalender 1927 S. 70 ff.), in der er die auf wissenschaftlichem Boden begonnenen Bemühungen einer Vertiefung des Luxemburger geistigen Lebens in dichterischer Form fortsetzt.

tagen des Jahres 1918 nur den friedlichen Abmarsch der Reichsdeutschen und den kampflosen Einzug der Entente-Truppen. Aber natürlich ist es innerlich von den Ereignissen nicht unberührt geblieben. Damals trat es in eine schwere Krisis ein.

1. Die luxemburgische Krisis.

Anfang 1919 lasen wir eines Tages in der Zeitung, daß die Großherzogin Maria Adelheid abgedankt und an ihrer Stelle ihre Schwester Sophie die Regierung übernommen habe. Was dahinter steckte, war nicht deutlich. Jetzt zieht nun einer der Kundigen den Schleier von den Ereignissen, und wir erkennen: es war mehr als ein Thronwechsel, es war eine Krisis des gesamten Staatswesens, eine Krisis auf Tod und Leben.

1. Eins der Mitglieder der damaligen luxemburgischen Regierung nämlich, Nikolaus Welter, vom 28. November 1918 bis 15. April 1921 Generaldirektor[3]) des Unterrichts, also einer der Verantwortlichen und Mithandelnden in jenen Tagen, macht jetzt der Oeffentlichkeit bekannt, was damals geschehen ist. Sein Buch: „Im Dienst", Erinnerungen aus verworrener Zeit (Luxemburg 1925, Verlag von A. Paulus-Druckerei, 231 Seiten), ist natürlich kein objektives Geschichtswerk[4]); es ist subjektiv gehalten, wie das gar nicht anders möglich ist. Zudem dient es zugleich seiner persönlichen Rechtfertigung. Welter trat als Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei, der er — ohne ihr anzugehören — nahestand, in die Regierung ein; es er-

[3]) Wir würden sagen „Kultusminister". Bei den kleinen luxemburgischen Verhältnissen führt nur der Präsident des Regierungskollegiums den Titel Minister („Staatsminister"), seine Kollegen führen den Titel „Generaldirektor".

[4]) Der zweiten Auflage ist ein „Geleitwort" vorangestellt. — Zu den Erinnerungen vgl. den Aufsatz Politik und Romantik von B. W. („Frankfurter Zeitung" 90 vom 3. II. 1926) und Welters Erwiderung: ebenda Nr. 226 vom 25. III. 1926. — Material zur Zeitgeschichte enthält auch J.-P. F.: Kriegstagebuch eines Neutralen in Luxemburg-Stadt. Flüchtig niedergeschriebene Aufzeichnungen und Stimmungen [1918—1921]. 2 Bde. Esch. Imprimerie du Journal d'Esch. 1921, 344 Seiten. Der Verfasser gehört, wie sich aus dem Inhalt ergibt (er muß mehrfach Dienstreisen nach der bayrischen Besitzung der großherzoglichen Familie, Schloß Hohenburg bei Lenggries, antreten) zum großherzoglichen Hofstaat, steht also innerpolitisch in einem anderen Lager als Welter. (Das Escher Tageblatt selbst, in dem der Hofbeamte zuerst seine Aufzeichnungen veröffentlichte und in dessen Verlag er die Buchausgabe erscheinen ließ, war damals radikaler Gegner von Hof und Dynastie). Material für die Stimmung in Luxemburg während des Krieges enthalten auch Welters Gelegenheitsgedichte aus jener Zeit, die er unter dem Titel „Über den Kämpfen", Zeitgedichte, herausgab (1915, 5. Auflage 1922, Luxemburg, Verlag von Worré-Mertens, 116 S.).

gaben sich aber dann Konflikte mit seiner Partei; ihm liegt selbstverständlich daran, seine Handlungsweise als einwandfrei, als notwendig verständlich zu machen. Aber diese Erinnerungen sind die einzige Schrift, welche in das Verständnis der jüngsten Entwicklung in Luxemburg einführt. Es lohnt sich wohl, das Wesentliche daraus festzuhalten.

2. Zunächst müssen wir uns vergegenwärtigen, in welche Lage Luxemburg bei Ausbruch des Weltkrieges geraten war. Das Deutsche Reich hielt es nicht für möglich, seine Truppen außen um Luxemburg herumzuführen, so erschien es in der Rolle des Verletzers der luxemburgischen Neutralität.

Die unmittelbare Reaktion darauf war eine anti-reichsdeutsche Stimmung. Noch stärker standen die Luxemburger, die in Frankreich und Belgien lebten, unter dem Einfluß der anti-reichsdeutschen Stimmung. Manche von ihnen traten gegen Deutschland unter die Waffen, in Frankreich in eine luxemburgische Legion, in Belgien in die belgische Armee selbst[5]). Welche Motive dabei mitwirkten, das heißt, ob wirklich nur luxemburgischer Patriotismus die Triebfeder war, ob die Notlage, welche das Stillstehen des Wirtschaftslebens mit sich brachte, zum Unterschlüpfen ins Soldatenleben drängte, ob der sanfte Druck des Gaststaates nachhalf, müßte in jedem einzelnen Falle besonders untersucht werden; jedenfalls aber war die Wirkung politisch. Die luxemburgischen Freiwilligen sind denn auch tatsächlich politisch ausgenützt worden, und zwar von beiden Seiten, von Frankreich und Belgien sowie (nach dem Zusammenbruch) von Luxemburg selbst. Auf diese Weise hat dann schließlich das antimilitaristische Luxemburg sogar ein kriegerisches Siegerdenkmal erhalten.

Die Entente-Mächte erschienen als Schützer der luxemburgischen Neutralität. Ihnen wandte sich die Sympathie zu. Und als die Truppen der Entente einmarschierten, scholl ihnen lauter Jubel entgegen. Welters „Erinnerungen" halten diese Stimmung charakteristisch fest.

Zuerst (21. November 1918) erschienen die Amerikaner. „Herrliche Jungens, leichten federnden Schrittes. Prächtige Gestalten! Eine Lust für Auge und Gemüt. Auf jedem Antlitz ruht die Weihe der Stunde. Alle Mannschaften tragen Blumen. Als sie ‚Augen links!' vorüberwogten, quoll es mir (schildert Welter seine damaligen Empfindungen) weich und warm in den Blick. Ich sagte mir: diese tapferen Burschen und braven Männer sind die Retter auch deiner Heimat! Und mein Dank jauchzte ihnen zu."

[5]) Vgl. Le livre d'or de nos légionnaires 1914—1918. Luxemburg [ohne Jahr], Verlag Gustav Soupert. 82 Seiten. — Auch im reichsdeutschen Heer haben Luxemburger gedient. Ueber diese ist aber nichts Näheres bekannt geworden.

Am nächsten Tage kamen die Franzosen. „Die Begeisterung der Luxemburger überschlug sich. Jeder Helm war kranzgeschmückt. Ein jedes Gewehr schien ein blühender Friedensstab." Die führenden Offiziere „saßen auf ihren Rossen wie Helden aus Bronze. . . . Ich grüßte sie wie Erscheinungen aus der antiken Vorzeit."

3. Aber mitten in diesem Jubel begannen schon, nach außen zunächst noch nicht erkennbar, die Nöte Luxemburgs. Auch die Belgier nämlich hätten sich gern als Befreier vom Jubel der „Erlösten" umrauschen lassen; ein belgisches Regiment stand marschbereit, ein belgischer Offizier hatte die Ernennung zum Platzkommandanten der Hauptstadt bereits in der Tasche — aber Marschall Foch ließ keinen belgischen Soldaten ins Land heinein. Hinter all dem Festjubel kündigt sich sofort die Frage an: was soll aus Luxemburg werden? Hier werden die „Befreier" zu Bedrohern (und unter sich zu Rivalen).

Bisher hatte Luxemburg politisch zum Staatenkomplex Mitteleuropas gehört. Das war nun, nach dem Zusammenbruch Deutschlands, nach der Auflösung Oesterreich-Ungarns, zu Ende. Aber was sollte nun positiv mit dem Lande werden?

Mancherlei Stimmen erhoben sich, um eine Antwort auf diese Frage zu geben.

Legte nicht die Begeisterung für Frankreich politische Konsequenzen nahe? In der Tat gab ein Teil der in Frankreich akklimatisierten Luxemburger[6]) die Parole aus: Absetzung der Dynastie und Anschluß Luxemburgs an Frankreich. Sie gründeten auch sogleich in Luxemburg selbst eine Ligue française und begannen dort für das Aufgehen in Frankreich Propaganda zu machen. Schon am 10. November konnten sie mit einer Volksversammlung an die Oeffentlichkeit treten. Aber der Erfolg war nicht ganz der erwartete: „Der Sprecher der Liga, der sich seinen Landsleuten auf französisch vorstellte, wurde von dem Unwillen der Anwesenden, die nur die Heimatsprache hören wollten, zum Schweigen gezwungen." Nicht besser erging es den französisch Gesinnten in einer revolutionären Versammlung, die am nächsten Tage im Freien stattfand. Dort

[6]) Es leben von jeher zahlreiche Luxemburger in Frankreich, besonders in Paris; 1925 wurde die Zahl der in Paris lebenden Luxemburger auf etwa 30000 geschätzt (mündlicher Mitteilung zufolge); daraus ergeben sich naturgemäß zahlreiche freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen zu französischen Familien. — Ueber die Zahl der in Deutschland lebenden Luxemburger ist mir Genaueres nicht bekannt geworden; jedenfalls ist sie bedeutend geringer. — Die Unterlagen für die Zahl 30000 sind mir nicht bekannt. Käthe Schirmacher in ihrem Aufsatz „Die Ausländer und der Pariser Arbeitsmarkt", Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 27 (1908), S. 235, gibt für 1901 nur 8050 an; bei den 30000 sind vielleicht auch die Luxemburger, welche die französische Staatsangehörigkeit erworben haben, und deren Kinder mitgerechnet.

ging es recht lebhaft zu, die Abdankung der Dynastie und Ausrufung der Republik wurde gefordert, aber „die französischen Annexionisten wurden wieder höhnisch überjohlt". In aller Begeisterung also für den französischen Befreier will die Masse der Bevölkerung doch von einem politischen Anschluß an Frankreich nichts wissen.

Aber trotzdem geht das Wühlen weiter. Und beachtenswert ist, daß die meisten Blätter der Linken (z. B. „Escher Tageblatt", „Landwirt", „Volkstribüne"), daß auch die Zeitschrift der freisinnigen Studentenschaft („La voix de jeunes") in dasselbe Horn stoßen: „Luxemburg ist nicht unser Vaterland. Alle Merkmale, die das Vaterland ausmachen, sind uns noch immer abgegangen. Eine einzige Lösung drängt sich auf. Vereinigung unseres Landes mit unserm großen Mutterland Frankreich!"

Es scheint, daß gerade unter den „Intellektuellen", die „einst zu Leitern und Lehrern des Volkes berufen sind", die Zahl der französisch Gesinnten größer ist als sonst. Daß daraus sich Gefahren für die Zukunft Luxemburgs ergeben können, liegt auf der Hand.

Auch in Belgien lebt immer eine erhebliche Anzahl von Luxemburgern, geringer als in Frankreich[7]), aber in ähnlicher Weise geneigt, sich den belgischen Gesichtspunkt anzueignen. Schon am 17. November 1918 hatte eine Anzahl in Belgien lebender Luxemburger in einer Adresse an König Albert von Belgien den heißen Wunsch geäußert, Luxemburg möchte Belgien „zurück"gegeben werden. Kurz darauf forderten in Brüssel ansässige Luxemburger die Personalverbindung Luxemburgs mit Belgien.

Denselben Weg aber hatten, wenn Welter richtig berichtet ist, schon während des Krieges die Gedanken von bodenständigen Luxemburgern, ja von luxemburgischen Volksvertretern, eingeschlagen. Im Frühjahr 1916 hatte die luxemburgische Kammermehrheit (sie verfügte nur über zwei Stimmen mehr als die Minderheit) durch Vermittlung eines belgischen Senators dem belgischen Könige die Krone des Großherzogtumes anbieten lassen — ein allerdings verblüffender Schritt! Die belgische Regierung konnte jetzt vielleicht wirklich glauben, daß diese Forderung einen bedeutenden Teil der luxemburgischen Bevölkerung hinter sich habe. Jedenfalls aber betrieb sie, während die französische Regierung sich reserviert verhielt, ihre Annexionspolitik ziemlich aktiv. Sie unterhielt sogar ein eigenes Blatt, das in Luxemburg unter dem geschmackvollen Titel „Le Luxembourg" die belgischen Interessen vertrat. Auch bei den andern Mächten meldete sie — mehr oder minder deutlich — ihre Forderung an. Aber diese Interessenpolitik verstimmte in Luxemburg; tatsächlich dürfte die Zahl

[7]) 1925 angeblich etwa 10000—15000.

der Anhänger der belgischen Lösung in Luxemburg selbst noch sehr viel geringer sein als die der Anhänger der französischen Lösung.

4. Beide Lösungen haben zur Voraussetzung die Entfernung der luxemburgischen Dynastie. Gegen die Dynastie richtet sich nun auch eine starke einheimische Opposition. Sie will die Republik, aber die selbständige Republik.

Zwei Strömungen laufen nebeneinander her: eine revolutionäre und eine parlamentarische Opposition.

Unmittelbar im Zusammenhang mit der deutschen Revolution tritt auch in Luxemburg eine revolutionär-bolschewistische Bewegung ans Tageslicht. In der Hauptstadt bildet sich schon am 10. November ein Arbeiter- und Bauernrat, verschiedene Orte des Erzbeckens folgen, die Forderung ist: Abdankung der regierenden Großherzogin Marie Adelheid, Absetzung der Dynastie, Ausrufung der Republik. Aber die Revolution vollzieht sich noch in gemütlichen Formen, die Abgesandten des Arbeiter- und Bauernrates nämlich handeln nicht selbst, sondern sie werden bei der amtierenden Regierung vorstellig: sie solle die Republik ausrufen. Das gibt Gelegenheit, mit diesen Männern zu verhandeln und ihnen ins Gewissen zu reden. So gelingt es, über die kritische Situation hinwegzukommen. Als wirksame Gegenmaßnahme, als „erster Schritt auf dem Wege der nationalen Verteidigung", wird der Entschluß der Großherzogin angekündigt: die zukünftige Staats- und Regierungsform Luxemburgs solle einer Volksabstimmung unterworfen werden.

Zwei Monate später, am 9. und 10. Januar 1919, erneuert sich die revolutionäre Bewegung, diesmal unterstützt durch die Meuterei der luxemburgischen Kaserne. Ein „Wohlfahrtsausschuß" wird gebildet, und da auch er die Umwandlung der Staatsform nur auf rechtlichem Wege, das heißt durch eine gesetzlich gewählte Nationalversammlung, vollziehen will, wieder aufgelöst. Ein zweiter „Wohlfahrtsausschuß" geht nun wirklich revolutionär vor: er bildet von sich aus eine Regierung, diese ruft die Republik aus und bemächtigt sich des Kammergebäudes. Zwei Regierungen stehen einander gegenüber, das Schicksal Luxemburgs steht auf des Messers Schneide.

Aber die großherzogliche Regierung weicht nicht, sie betrachtet sich nach wie vor als legitimen Hüter des Staatswohls, lehnt jede Verhandlung mit der neuen Gewalt ab und stellt sich unter den Schutz der französischen Garnison (seit Ende November hat die Hauptstadt einen französischen Platzkommandanten). Französische Bajonette retten diesmal die Situation.

Aehnliches wiederholt sich im August 1919 bei einem aus wirtschaftlichen Ursachen (Lohnforderungen) entstandenen

Putsch. Vor der französischen Besatzung zerstiebt die Pöbelherrschaft, die sich kurze Zeit auf den Straßen Luxemburgs etabliert hatte.

Am zähesten aber arbeitete die parlamentarische Opposition gegen die Dynastie. Aus diesen Kreisen war einst (im Frühjahr 1916) jenes merkwürdige Angebot an den König von Belgien ergangen. Der Gegensatz gegen die eigene Dynastie ist derselbe geblieben, aber an Stelle der Personalunion mit Belgien fordert die Opposition jetzt die Umwandlung des Großherzogtums in eine Republik. Liberale und Sozialdemokraten sind in dieser Forderung einig. Mit äußerster Erbitterung wird im Parlament um die Krone gestritten; langwierige und komplizierte Verhandlungen zwischen den Parteien suchen eine friedlichere Lösung herbeizuführen, aber immer wieder beginnt die vereinigte Opposition ihren Ansturm gegen die Dynastie.

Diesen verschiedenen Strömungen gegenüber hatte die Regierung wahrlich keinen leichten Stand.

Für sie war das Ziel von vornherein klar gegeben: die Selbständigkeit des Landes, das alte luxemburgische: „Mir welle bleiwe, wat mer sinn". Die Personalunion mit Belgien war nur eine verkappte Annexion; die Umwandlung in eine Republik schien nur ein Uebergangsstadium zu einer belgischen oder französischen Provinz. Das einzige Mittel zur Wahrung der Selbständigkeit war also die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Staatsform. Fing man an zu ändern, so war schwer zu sagen, wo man würde haltmachen können. Aber wie die Staatsform aufrechterhalten, wo sich im Lande selbst eine heftige und zähe Opposition gegen die Dynastie richtete? Und die Regierung verzweifelte daran, daß sie ihr Ziel mit der regierenden Großherzogin würde erreichen können. Maria Adelheid, bei ihrem Regierungsantritt mit Jubel begrüßt, hatte sich die Gemüter eines erheblichen Teils der Bevölkerung entfremdet. Ob sich die Vorwürfe wegen Neigung zum Absolutismus und Klerikalismus und wegen Deutschfreundlichkeit begründen lassen oder nicht — jedenfalls lag die Tatsache der Entfremdung vor. So entschloß sich die Regierung, Maria Adelheid fallen zu lassen, um die Dynastie zu retten. Diese Politik führte auch zum Erfolg: Maria Adelheid ließ sich zur Abdankung bewegen[8]), ihre Schwester Charlotte wurde (am 14. Januar

[8]) Maria Adelheid macht durchaus den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit, ein sachliches Urteil über diese umstrittene Gestalt ist aus dem bisher Veröffentlichten noch nicht zu gewinnen. Wir möchten wünschen, daß die Zeit ihrer Regierung, mindestens aber die Jahre seit dem Ausbruch des Weltkrieges, bald positiv dargestellt werden. Die Schrift von Th. Zenner, Marie Adelheid, Lebensbild der verstorbenen Großherzogin von Luxemburg (Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden 1925, 52 S.) ist nur Panegyrikus, um nicht zu sagen Apotheose.

1919) ihre Nachfolgerin[9]), und Frankreich, bei dem in diesem Fall das entscheidende Wort lag, gab seinen Segen zu dieser Lösung; die anderen Staaten folgten. Und auch die Luxemburger selbst bekannten sich schließlich in der Volksabstimmung vom 28. September 1919 mit erdrückender Majorität zu der angestammten Staatsform und der neuen Großherzogin. Monarchie und Monarchin hatten damit ihre demokratische Weihe erhalten.

5. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse Luxemburgs wurden in einer Weise gelöst, die keine reine Freude im Lande aufkommen ließ.

Luxemburg, mit seinen 2587 Quadratkilometern in der Mitte zwischen Mecklenburg-Strelitz und Anhalt (2900 und 2300 Quadratkilometer), ist genau wie diese zu klein, um ein eigenes Wirtschaftsgebiet zu bilden. Es bedarf des Anschlusses an einen größeren Wirtschaftskörper.

Das besiegte Deutschland kam nicht mehr in Frage. Ob es klug war, daß Luxemburg, noch bevor es mit einer der Westmächte in Verhandlungen trat, die Verträge mit Deutschland über Zollgemeinschaft und Eisenbahnen kündigte, ist eine Frage der bloßen Taktik. Praktisch jedenfalls blieb ihm nur die Wahl zwischen Belgien und Frankreich.

Hier erlebte es nun eine große Enttäuschung: es durfte sich nicht nach eigenem Willen entscheiden. Der Volksentscheid vom 28. September 1919 entschied sich mit starker Majorität für den Wirtschaftsvertrag mit Frankreich[10]). Aber zu einem Vertrag gehören zwei. „Trotz aller Liebesschwüre" versagte sich Frankreich, und Luxemburg blieb nichts übrig, als mit demselben Belgien, das es eben als Vertragspartner abgelehnt hatte, einen Vertrag zu schließen.

Die hohe Politik erforderte das so. Hatten die Mächte die politische Einverleibung Luxemburgs an Belgien verhindert, so wollten sie ihm wenigstens den wirtschaftlichen Anschluß gönnen. Dazu kam noch, daß Frankreich in seinem Vorgehen gegen Deutschland im besetzten Gebiet und über dasselbe hinaus (es handelte sich damals um die Besetzung Frankfurts) der belgischen Unterstützung bedurfte.

„Wir wurden", konstatiert Welter nicht ohne Bitterkeit (S. 201), „regelrecht über unseren Kopf hinweg vergeben."

„Was war Luxemburg im entscheidenden Augenblick für Frankreich? Ein Köder für belgische Freundschaft, ein Tauschding für belgische Hilfe."

---

[9]) Seit dem 6. November 1919 ist sie mit einem französischen Prinzen, dem Prinzen Felix von Bourbon-Parma (einem Bruder des Prinzen Sixtus), verheiratet.

[10]) Frankreich erhielt 60133 der abgegebenen Stimmen (= 66%), Belgien nur 22242 (= 22,4%).

„Was ist Luxemburg für Belgien? Eine Befriedigung der nationalen Eitelkeit, ein zukünftiges Ziel des uneingestandenen nationalen Ehrgeizes."

„Wem verdankt Luxemburg letzten Endes seinen heutigen Fortbestand? Der Eifersucht zwischen Frankreich und Belgien, die es keiner dem anderen gönnen."

6. Frankreichs Verhalten in dieser ganzen Angelegenheit bedarf der besonderen Beachtung.

In der wirtschaftlichen Frage hat es Belgien freie Hand gelassen. In der politischen Frage hat sich seine Presse (natürlich auf Wink von oben) auf den Standpunkt gestellt, es müsse Luxemburg anheimgestellt werden, seine Zukunft selbst zu bestimmen, und sie hat sich zeitweise sogar zum Verteidiger des luxemburgischen Wahlspruchs aufgeworfen: „Mir welle bleiwe, wat mer sinn".

Geschah das wirklich nur, weil Frankreich das Land ist, in dem schon zur Zeit der Revolution der „große Carnot" die „hochherzigen Europäergrundsätze" vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, auch gerade der kleinen Völker, aufgestellt hat?

Frankreich kennt zwei Wege, seinen Einfluß auszudehnen: die Annexion des Landes (siehe Savoyen, Elsaß, Deutsch-Lothringen) und die annexion des cerveaux, schöner ausgedrückt: la conquête des coeurs[11]). Die zweite sanftere Methode wendet es Belgien und der Schweiz gegenüber an, sie genügt ihm auch Luxemburg gegenüber. Man kann ein Land auch beherrschen, ohne es zu besitzen.

Frankreich darf sich um des kleinen Luxemburg willen Belgien nicht ernsthaft entfremden.

So hat Luxemburg zwar seinen Fortbestand gerettet. Aber seine Lage hat sich gegen früher kaum verbessert. Die Erfahrungen, die es mit dem wirtschaftlichen Anschluß an Belgien bisher gemacht hat, dürften nicht sonderlich erfreulich sein. Seine Neutralität ist auch von seinen neuen Freunden nicht respektiert worden. Ohne Rücksicht auf sie legte Frankreich Truppen ins Land und ließ sie auch dort, als von einer Bedrohung durch das zusammengebrochene Deutschland längst nicht mehr die Rede sein konnte. Deutschland konnte sich 1914 wenigstens — subjektiv genommen — darauf berufen, daß es in Notwehr handele, für Frankreich gab es 1919 eine derartige Begründung nicht.

Die Sache war den Entente-Mächten sogar so wichtig, daß sie die luxemburgische Neutralität ausdrücklich aufgehoben und diese Aufhebung in den Versailler Vertrag (Artikel 40) aufgenommen haben[12]). Diese in der Form nur negative Maß-

---

[11]) Eduard Blocher, Die deutsche Schweiz. Stuttgart 1923, S. 254.

[12]) Welter führte den Vorsitz in der Kommission, welche die Luxemburg betreffenden Bestimmungen des Versailler Vertrages ausarbeitete:

nahme bedeutet positiv, daß die Entente-Mächte den „Schutz" Luxemburgs übernommen haben. Luxemburg ist also im Kriegsfall französisches (oder belgisches) Aufmarschgebiet[13]). In der „Sonne der lateinischen Freundschaft und Hochherzigkeit" gibt es keine Neutralität mehr. —

2. Zur kulturellen Lage.

Ist also Luxemburg politisch und wirtschaftlich aus Mitteleuropa nach Westeuropa übergetreten, so ergibt sich daraus die Frage: welche Wirkung übt das auf seine kulturellen Verhältnisse aus?

1. Schon früher war dieser deutsche Volksstamm welschen Einflüssen unterworfen. Aber jetzt tritt seine eigentümliche Lage noch schärfer in die Erscheinung: politisch und wirtschaftlich an den Westen gebunden, gehört es nach Sprache und Volkstum zum Hauptvolk Mitteleuropas. Daraus ergeben sich eigentümliche Spannungen, eigentümliche Aufgaben.

Die natürliche Folge der neuen Verhältnisse ist, daß heute in Luxemburg mehr französisch[14]) gesprochen, geschrieben und gelesen wird als vor dem Kriege. Französische Zeitungen und Zeitschriften, französische wissenschaftliche Bücher und nicht zuletzt französische Romane strömen in großer Zahl ins Land. Dabei tut seit der Ueberwindung der Inflationszeit in Deutschland der hohe Stand der Reichsmark, der niedrige Stand des belgischen Franken (in Luxemburg gilt die belgische Währung) noch ein übriges, reichsdeutsche Bücher und Zeitungen konkurrenzunfähig zu machen und den Luxemburgern den Zusammenhang mit dem geistigen Leben Deutschlands zu unterbinden. Reichsdeutsche Bücher werden mehr und mehr unerschwinglich[15]), der Besuch reichsdeutscher Universitäten nimmt ab.

2. Bereits in der Volksschule, diesem wichtigen Grademesser kulturellen Lebens, ist diese neue Strömung deutlich spürbar. In der Vorbemerkung zu dem neuen Lehrplan für

---

Artikel 40, 41 (politisch) und § 5 der Anlage 5 zu Artikel 236 (Kohlenlieferungen). Außerdem hat Luxemburg als Mitglied der Société des Nations im Kriegsfalle am Kriege teilzunehmen; das heißt, da es über ein Heer nicht verfügt, mit wirtschaftlichen und finanziellen Maßnahmen und mit der Durchzugserlaubnis für Truppen der Bundesmitglieder (Artikel 16).

[14]) Luxemburg grenzt nicht an das flämische, sondern an das wallonische Belgien. Dieser äußere Umstand trägt mit dazu bei, daß Belgien den Luxemburgern ganz als französisch sprechender Staat erscheint. (Die deutschsprachigen Belgier an der westlichen Grenze Luxemburgs, die denselben Dialekt wie die großherzoglichen Luxemburger sprechen, sind ohne Einfluß und Selbstbewußtsein.)

[15]) Vgl. meinen Aufsatz „Das gute Buch und seine Kehrseite", Börsenblatt für den [reichs]deutschen Buchhandel, Nummer 228 vom 29. September 1925.

die Volksschule (vom 6. September 1922) heißt es ausdrücklich: „Die Hauptänderungen bezwecken die Anpassung des Primärunterrichts an die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die Vereinfachung des aufgegebenen Gedächtnisstoffes." Die „neuen wirtschaftlichen Verhältnisse" — nun, das ist eben die Zollunion mit Belgien. Und die wichtigste Aenderung gegenüber dem alten Lehrplan (vom 25. März 1914) ist eine Verstärkung des französischen Unterrichts[16]).

Französischen Unterricht hat Luxemburg in seinen Volksschulen bekanntlich schon lange vor dem Kriege eingeführt; es begann damit 1843, machte ihn aber erst 1881 für alle Volksschulen obligatorisch. (Die Pflege dieser zweiten Sprache spielt auf der höheren Schule eine noch größere Rolle.) Der Unterricht begann bereits mit dem dritten Schuljahr, früherer Beginn war (in dem Lehrplan von 1914) ausdrücklich untersagt[17]). Es ist das ja tatsächlich ein außerordentlich frühes Alter. In Deutschland sind wir gewohnt, daß fremdsprachlicher Unterricht erst ein Jahr später, mit dem Beginn des vierten Schuljahrs, einsetzt. Seit der Einführung der vierjährigen Grundschule beginnt er gar erst mit dem fünften Schuljahr. Der frühzeitige Beginn des fremdsprachigen Unterrichts in Luxemburg hängt vielleicht damit zusammen, daß die Volksschule ihre Zöglinge schon mit 13, nicht — wie bei uns — mit 14 Jahren entläßt; er ist also vielleicht weniger pädagogisch als schulorganisatorisch begründet.

Jetzt aber, in dem neuen Lehrplan, wurde der Beginn des französischen Unterrichts sogar noch um ein halbes Jahr früher angesetzt: in der zweiten Hälfte des zweiten Schuljahrs, also mit 7½ Jahren, fangen die Kleinen bereits an französisch zu lernen.

Diese Neuerung ist nun allerdings nicht unwidersprochen geblieben. Die Volksschullehrerschaft hat sich von Anfang an so gut wie einhellig dagegen erklärt, und ihren Widerspruch auch nach der Erfahrung mehrerer Jahre aufrechterhalten[18]): Die übrigen Unterrichtsfächer werden geschädigt, ohne daß im Französischen etwas Ernsthaftes geleistet werden kann. „Eine gewisse Unordnung entsteht in den kleinen Köpfen, weil die Bildung der Laute in den beiden Sprachen ganz verschieden ist. Diese Verwirrung ist in der Orthographie noch größer. Die Kleinen sollen, bevor sie in einer Sprache fest sind, eine

---

[16]) Zu den Einzelheiten vgl. meinen Aufsatz „Von der Volksschule in Luxemburg", Deutsche Schule, Dezember 1925; wieder abgedruckt (mit geringen Kürzungen): Luxemburgische Lehrerzeitung, Juli 1926.

[17]) A aucune condition l'enseignement du français ne peut commencer avant la troisième année d'études.

[18]) Vgl. besonders den Artikel La langue française en 2e année d'études im „Luxemburger Schulfreund", dem Organ des katholischen Lehrer- und Lehrerinnenvereins, Nr. 7 vom Juli 1925.

zweite lernen; dabei kann nichts herauskommen. Es bleibt also nichts übrig, als einzugestehen, daß hier ein Fehler gemacht worden ist und die Konsequenz daraus zu ziehen. Es ist nie zu spät, einen Irrtum wieder gut zu machen."

Was aber mag die Schulverwaltung, die doch an sich pädagogischen Erwägungen nicht fern steht, zu ihrem Vorgehen bewogen und für die Schädlichkeit ihrer Maßnahmen blind gemacht haben? — Das erkennt man aus einem Erlaß, in dem sie bald nach Einführung der Neuerung den Widerspruch der Lehrer zu beschwichtigen und sie durch einen Appell an ihre pädagogische Tüchtigkeit zur willigen Mitarbeit zu gewinnen suchte (11. Dezember 1922). Noch sei keine Grammatik zu treiben, nur Aussprache, Sprechen und Lesen seien zu üben. Zweckmäßige Methoden seien dabei anzuwenden; denn „es ist wichtig, alle Mittel zu gebrauchen, um von den ersten Wochen an das Interesse des Schülers für das Französische zu gewinnen, das wir unsere zweite Muttersprache (notre seconde langue maternelle) nennen".

Zweite Muttersprache?!

Das Ideal wird hier der Mensch, der gleich mit zwei Sprachen zur Welt kommt. Natur oder Unnatur?

Die Unterrichtsverwaltung hat den Ehrgeiz, den französischen Unterricht auf die höchste Stufe der Vervollkommnung zu treiben[19]). Aber auf diesem Wege hat sie den Zusammenhang mit dem organischen Leben verloren und einen fast sportsmäßigen Betrieb begonnen. Der Gärtner kann, wenn er sich auf eine Spezialität legt, im Treibhaus erstaunliche Dinge zuwege bringen; aber schließlich wird das auf natürliche Weise Gewachsene sich trotz größerer Einfachheit doch immer als überlegen erweisen.

Das Wort von der zweiten Muttersprache zeigt deutlich die Gefahr, die dem luxemburgischen Schulwesen droht. In

---

[19]) Ueber den wirklichen Erfolg des Unterrichts äußert sich ein luxemburgischer Lehrer im „Luxemburgischen Schulfreund" vom März 1926, S 78—81, ziemlich skeptisch: „Es steht doch fest, daß diejenigen Schüler, welche nicht in der Lage sind, eine andere Schule als die Primärschule (= Volksschule) zu besuchen, im Verlaufe von einigen Monaten ihren ganz [ganzen?] mühsam zusammengerafften französischen Wortschatz vergessen haben. Wie viele Zeit wurde verwandt, um die trostlosen Vokabeln auswendig zu lernen? Ist der Erfolg der gemachten Anstrengung auch nur einigermaßen entsprechend?" Er schlägt daher eine Differenzierung zwischen Stadt- und Landschulen und eine Einschränkung des französischen Sprachunterrichts in diesen letzteren vor: Die meisten Landleute hätten keine französischen Sprachkenntnisse nötig; für die aber, die doch französisch wissen müßten, gebe es Gelegenheit genug, sich Kenntnisse in dieser Sprache zu erwerben; also wozu die Volksschule damit belasten?

dieser Frage sind die Lehrer die Vertreter der Natur, die Schulbehörde Vertreter der Unnatur[20]).

3. Dieser Vorfall wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht das Französische schon früher einen Platz in Luxemburg gehabt hätte.

Wie ist es eigentlich in den Unterricht der Volksschule hineingekommen?

Luxemburg war, als es diesen Schritt tat (im Jahre 1843), ein einsprachiges Land; es hatte gerade (1839) seine wallonische Hälfte (nebst einem Streifen deutschsprachigen Landes) an Belgien verloren. Aber die Geschichte, die es durchlebt hatte, wirkte nach. Jahrhundertelang (seit 1433) war es nur der Form nach ein eigener Staat, tatsächlich aber ein Anhängsel anderer Länder gewesen und von diesen (von Burgund und den spanischen Niederlanden, aber auch von den österreichischen Niederlanden) in französischer Sprache verwaltet worden, zuletzt (1795—1814) war es gar nur französisches Departement gewesen. Das hatte bei den leitenden Kreisen des Landes eine feste Gewöhnung an die Unentbehrlichkeit der französischen Sprache geschaffen. Früher war die Volksschule einsprachig gewesen, im deutschen Landesteil deutsch, im wallonischen Landesteil französisch. Jetzt aber, als das Land einsprachig geworden war, führte man die zweite Sprache in die Volksschule ein[21]). Im Staatsleben behielt es die herrschende Stellung und ist noch heute für Regierung und Parlament die offizielle Sprache[22]), neben der die eigene Muttersprache doch nur den zweiten Rang hat.

Solche Zusammenhänge haben das Französische in die luxemburgische Volksschule hineingebracht. Seitdem ging die Tendenz dahin, diesem Unterricht immer mehr Platz und Bedeutung einzuräumen. Eine Geschichte des französischen Unterrichts in der luxemburgischen Volksschule, die noch nicht geschrieben ist, würde das im Einzelnen darzulegen haben. Sie würde aber auch der Frage nicht aus dem Wege gehen dürfen, welche anderen Werte um seinetwillen vernachlässigt sind, und ob Gewinn und Opfer im rechten Verhältnis zueinander stehen.

Zu Frankreich hat Luxemburg nur 20 Jahre (1795—1814) gehört; aber auch diese kurze Zeit wirkt heut noch nach. Damals

---

[20]) Luxemburg ist demokratisch organisiert. Wie ist es möglich, daß in einem demokratischen Lande eine derartige Maßregel ohne Fühlungnahme mit der Lehrerschaft verfügt und gegen ihren (samt der Schulinspektoren) Widerspruch aufrechterhalten werden kann? Hier ist also noch ein anderer Faktor wirksam.

[21]) Im wallonischen Luxemburg dachte natürlich niemand daran, nun analog die deutsche Sprache in die Volksschule wallonischer Ortschaften einzuführen.

[22]) Auch in Ungarn war früher eine fremde Sprache als Staatssprache in Gebrauch, aber es war eine fremde Sprache: Lateinisch.

hat Luxemburg den Code de Napoléon erhalten. Und es hat ihn bei allem Wechsel der äußeren Verhältnisse beibehalten. Wie für ein eigenes Wirtschaftsgebiet, ist es auch für ein eigenes Rechtsgebiet zu klein. Aus eigener Kraft ein neues Gesetzbuch zu schaffen, wie das alle großen Staaten über kurz oder lang tun, ist Luxemburg zu schwach; bisher wenigstens hat es meines Wissens eine solche kulturelle Leistung nicht ins Auge gefaßt. Kulturelle Leistung besteht daher in Luxemburg weniger in der Produktion eigener Werte als in der Rezeption von Werten, die andere geschaffen haben[23]). So auch beim Code de Napoléon. Seine Geltung aber wirkt in einer ganz bestimmten Richtung. Jeder luxemburgische Jurist ist genötigt, ihn sich anzueignen. Um seinetwillen geht er nach Frankreich; an französischen Universitäten und in französischer Sprache erhält er seine juristisch-begriffliche Ausbildung. Das läßt natürlich in seinem Geiste tiefe Spuren zurück. Unwillkürlich übt aber auch die ganze französische Atmosphäre, in der er während dieser Jahre lebt, Einfluß auf ihn. Erklärlich, daß er dann, wenn er in die Heimat zurückkehrt, gern im gewohnten Gleise fortfährt, daß sein juristisches Denken sich in französischen Formen vollzieht, daß es ihm bequemer ist, im Beruf französisch zu sprechen. Für ihn würde deutsch zu amtieren ein Umdenken und Umbilden, also einen größeren Aufwand an geistiger Kraft bedeuten. Das Französische wird also hier durch die natürliche Bequemlichkeit des Menschen unterstützt.

Dieses Umstandes wird sich aber der Betreffende kaum bewußt.

Es zeigt sich auch hier, daß von natürlichen Ursachen auch ohne alle französische Propaganda (deren Vorhandensein natürlich nicht geleugnet wird, von der aber in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein soll) Wirkungen ausgehen, welche den Einfluß der französischen Kultur stärken.

Oben ist schon darauf hingewiesen worden, daß der dauernde Aufenthalt verhältnismäßig vieler Luxemburger in Frankreich in derselben Richtung wirkt. Es handelt sich hier, scheint es, um eine Bevölkerungsbewegung, die wirtschaftliche (nicht politische) Ursachen hat: das menschenarme Frankreich zieht Menschen an sich und braucht sie für sein Wirtschaftsleben.

4. Solchen Ursachen geschichtlicher, wirtschaftlicher, natürlicher Art und ihren Wirkungen sollte man überall nachgehen und sollte die Ergebnisse ohne Schelten und Tadeln, ohne Loben und Preisen rein sachlich darstellen. Das würde schließlich eine luxemburgische Kulturgeschichte auf sozusagen biologischer Grundlage geben. Sie erst würde uns lehren, die

[23]) Ein Gesichtspunkt, der weiter verfolgt zu werden verdient.

luxemburgischen Zustände wirklich zu verstehen. Heute sind wir noch weit davon entfernt. Auch diese Zeilen wollen durchaus nicht eine Lösung geben; sie sind im Grunde nur eine große Fehlanzeige und eine Aufforderung, diesem Mangel abzuhelfen.

Einstweilen soll man mit dem Urteil über luxemburgische Dinge zurückhaltend sein. Jedenfalls haben die westlichen Einflüsse den deutschen Grundcharakter des Volkstums nicht aufgehoben. Derselbe Mann, der an der politischen Umstellung Luxemburgs nach Westen aus Ueberzeugung mitgearbeitet hat, der vermutlich seine Reden im Parlament französisch gehalten hat, hat doch die „Erinnerungen" an die Zeit seiner politischen Tätigkeit in deutscher Sprache geschrieben, und als Dichter (er war nur vorübergehend Politiker) hat er sich stets der deutschen Sprache bedient. Gerade hat er eine Gesamtausgabe seiner Schriften erscheinen lassen: Nikolaus Welter, Gesammelte Werke; 5 Bände, Braunschweig und Hamburg 1925, Verlag Georg Westermann[24]). Auch die übrige luxemburgische Dichtung spricht deutsch, teils den heimischen Dialekt, teils die Schriftsprache. Und so mag uns denn Welter für das heutige Luxemburg typisch sein.

Der kulturelle Zusammenhang mit dem übrigen deutschen Volk war früher selbstverständlich. Heut ist er erschwert. Aber gerade der Luxemburger hat — schon von seinem Ideal der Neutralität aus, das einem Sich-Verlieren an den Westen widerspricht — das eigenste Interesse daran, ihn nie abreißen zu lassen.

---

[24]) Siehe die Besprechung seiner Werke in diesem Heft.

***

Die Musikalität der Unmusikalischen

von Paul Fechter

Ueber die Psychologie musikalischer Menschen und die seelischen Vorgänge, die sich in ihnen beim Hören von Werken der Musik abspielen, ist eine Menge mehr oder weniger kluger Dinge geschrieben worden. Dagegen hat man die Unmusikalischen, soweit ich das übersehen kann, mit leiser Verachtung beiseite gelassen. Obwohl man gerade von ihnen eine Fülle wertvoller Aufschlüsse über die Prozesse bekommen könnte, die das Hören von Musik in einer durchschnittlichen, sozusagen normalen Seele hervorzurufen vermag und über diese Prozesse vom Negativen her Grenzbestimmungen des wirklich Musikalischen. Es scheint zuweilen fast wichtiger, einmal diesen Phänomen nachzuspüren, als nur von den Musikalischen aus die Formel für das Wesen musikalischer Vorgänge und Erlebnisse zu suchen. Es ließ sich auf diese Weise gewissermaßen von außen her eine Abgrenzung der Gebiete vollziehen, in denen die ursprünglichen, wirklich musikalischen Reaktionen auf ein Werk der Musik stattfinden. Indem man die illegitimen Zustände des Unmusikalischen feststellt, macht man indirekt die Bahn frei für die reinliche Umgrenzung der legitimen des musikalischen Menschen.

Voraussetzung eines solchen Unterfangens ist die Tatsache und das Bekenntnis, daß man sich selbst nach eingehender Prüfung zu den unmusikalischen Fällen zählen muß — sofern man den Begriff des Musikalischen streng und rein auffaßt. Es gibt natürlich für einen Menschen, der sich mit anderen Gebieten des künstlerischen Lebens abgibt, tausend Möglichkeiten, auf allerhand Umwegen ebenfalls in die Nähe des Kerns musikalischer Werke vorzudringen. Es bleiben aber Schleichwege, auf denen man nur mit Mühe und bewußter Arbeit in die Nähe des Bezirks gelangt, von dem aus der wirklich Musikalische, der von Geburt an auf Leben in diesem Bezirk Gestellte, von Anbeginn und ohne vorherige bewußte Einarbeit das Wesen eines Werks auffaßt und erlebt. Auch der Unmusikalische kann in die Nähe der Musik kommen, aber nur in den Bereich des sozusagen musikantischen Vorhofs; denn alles Wissen um technische, physikalische, formale Grundlagen der Musik, alle Kenntnis ihrer Geschichte, alles Gehörthaben alter und neuer Werke ersetzt nicht die ursprüngliche Beziehung, auf der zuletzt alles ruht. Ist sie gegeben, so ist der Mensch musikalisch im natürlichen Sinn; ist sie nicht gegeben, so vermag er sich vielleicht im Musikantischen die feinste Bildung sowohl seines Ohrs wie seiner Seele anzueignen; im Zentrum bleibt eine leere Stelle. Was aber um diese leere Stelle herum vorgeht, gibt, bewußt betrachtet, sehr wesentliche Aufschlüsse auch über das, was nun bei Menschen vorgeht, in denen diese Stelle nicht leer ist.

Wesen und Grenzen der Unmusikalität lassen sich zunächst am besten dadurch festlegen, daß man so etwas wie den Typus des Unmusikalischen umschreibt. Das geschieht am einfachsten auf biographischem Wege. Etwa so: In dem Haus, in dem der Unmusikalische groß wird, gibt es wenig Musik. Es steht da das übliche Klavier, die Mutter spielt gelegentlich das Gebet einer Jungfrau oder auch die Pathetique (wenigstens den langsamen Satz); beides bleibt für ihn eindruckslos. Seine wirkliche Musikerziehung besorgt der Leierkasten, der draußen auf dem Hof jeden zweiten Tag erscheint, besorgen auf dem Fluß Schiffer mit der Ziehharmonika und nachher die Schule. Wie eine Schule musikalische Erziehung besorgte: man lernte Noten schreiben und Lieder singen.

Um das zehnte Jahr herum beginnt trotzdem der Ehrgeiz, Klavier zu spielen. Die Stunden übernimmt nach schlechter alter Sitte eine Freundin des Hauses — mit dem Ergebnis, daß sie sie nach sechs Wochen, spätestens nach einem Vierteljahr, wegen hoffnungsloser Faulheit des Unterrichtsobjekts, abbricht. Diese Zeit hat immerhin genügt, das schwierigste Problem zu lösen, nämlich die Anfänge verschiedener Betätigung der rechten und der linken Hand in die Finger zu bringen. Der Zögling hört nicht bei „Mädchen, warum weinest Du?“ auf, sondern bringt immerhin bis zu „Lang, lang ist's her“ vor. Natürlich auf Grund der alten Dammschen Klavierschule.

Die Folge ist, daß das Klavierspiel dann selbständig weitergeht. Fingerübungen werden ausgelassen; herausgesucht werden Lieder und Bruchstücke klassischer Autoren, um mit diesen vor sich selbst und anderen das Ansehen des eigenen Könnens zu heben. Konsequenz: sämtliche Unarten, die unbeaufsichtigtes Selbstlernen mit sich bringt, Vorschlagen der linken Hand, unrhythmisches Spiel ohne Takt, dafür mit desto mehr Pedal. Hauptsache ist, daß eine Melodie halbwegs erkenntlich herauskommt, und daß dazu unten irgendetwas dröhnt.

Musik zu hören bekommt der junge Mensch wenig. Es gibt im Sommer gelegentlich Militärkonzerte in öffentlichen Gärten; er hört natürlich nicht hin. Dann und wann gerät er bei Bekannten in die Nähe einer übenden Schwester; auch deren Spiel wird, wenn überhaupt, als lästiges Geräusch aufgefaßt. Gespräche über Musik gibt es nicht; die Namen Beethoven, Haydn, Mozart, Bach werden nur durch Lektüre von Jugendzeitschriften bekannt, die Anekdoten oder sentimentale Begebenheiten erzählen. Eine musikalische Vorstellung von ihnen ergibt sich nicht einmal in Anfängen. Lebendiger wird vielleicht der Name Wagner, weil die Zeitschriften Abbildungen von Aufführungen seiner Opern bringen, und weil die Musikalität etwa des Vaters oder eines Onkels es immerhin bis zu primitiven Formen des Antiwagnerianertums gebracht hat.

Trotz dieser geringen Induktion der Umgebung, regt sich am Ende später der Ehrgeiz, ein anderes Instrument zu lernen — auf Grund der Erkenntnis, daß auf dem Klavier doch keine Lorbeeren zu holen sind. Es findet sich eine Geige und etwa ein alter Stadtmusikus, der die Rolle des Lehrers übernimmt. Dieser zweite Sport wird schon aus Eitelkeit etwas ernsthafter betrieben. Man übt, spielt mit dem alten Lehrer zusammen, empfängt gelegentlich eine primitive Anmerkung über einen der großen Musiker. Eine nähere Beziehung zu dem, was man spielt, ergibt sich aber nicht, auch dann nicht, wenn nach einiger Zeit die Anfangsgründe überwunden sind und einfache Duette von Pleyel oder Mozart wenigstens an die Grenzgebiete der Musik heranführen. Es ist, als ob eine Art Handfertigkeit geübt wird, ohne Beziehung zu einem inneren Vorgang. Wird ein Beethovenbruchstück, ein Stückchen Mozart gespielt, so fühlt der Schüler sich verpflichtet, das schön zu finden, schon des Namens wegen, obwohl er von sich aus gar nicht weiß, wie er es wirklich empfindet. Und ob er etwas empfindet.

Etwas später beginnt dann Teilnahme am Musikleben der Vaterstadt. Der Unmusikalische kommt in das Alter, in dem es zum guten Ton gehört, in Konzerte zu gehen. Mit Kirchenkonzerten fängt es an. Das erste ist etwa eine Aufführung des Elias. Er sitzt sie geduldig ab und findet sie schrecklich. Er fühlt nichts als eine ungeheure Langeweile und zugleich den dumpfen Druck, der davon ausgeht, daß andere sagen, es sei schön und interessant gewesen. Er kommt sich minderwertig vor, schämt sich und fühlt sich infolgedessen verpflichtet, dieses stundenlange Singen ebenfalls schön zu finden. Er erlebt die Grundlagen musikalischer Heuchelei, weil offenes Aussprechen dessen, was wirklich innerlich vorgegangen ist, nirgends Verständnis finden und nur als hoffnungslose Unbegabtheit und Ungesellschaftlichkeit gebucht werden würde.

Dann hört er ein erstes Symphoniekonzert. Im Programm die unerläßliche Symphonie von Beethoven. Der Eindruck: schrecklich. Ohne die Langeweile des Elias; aber er hört etwas ohne jede Möglichkeit, es aufzufassen und zu ordnen. Ein Wirrwarr von Tönen dringt auf ihn ein, dem er vollkommen hilflos gegenübersteht, einzig mit dem Gefühl, zu langsame Ohren zu haben, um mitkommen zu können. Drückend wiederum das Bewußtsein der Verpflichtung, die Sache nicht bloß schön, sondern genial und gigantisch zu finden. Schlimmer, wenn von hier aus langsam das noch erkennende Bewußtsein des wirklichen Zustandes verdrängt wird durch die romantische Phrase, zu der er sich jetzt berechtigt fühlt, weil er diese Musik nicht als so langweilig empfindet wie den seligen Elias, wenn er auch von ihr ebenfalls nichts fassen kann.

Das gleiche Debacle bringt gewöhnlich erste Berührung mit Kammermusik. Gastspiel eines alten, berühmten Geigers; im

Programm, sagen wir, die Kreutzersonate. Die ganze Prima geht hin: das Ergebnis ist wieder Verwirrung, zumal an diesem Werk außer der Musik ein Stück Literatur hängt — die Erzählung Tolstois. Sie wird natürlich vorher gelesen und alles fühlt sich verpflichtet, Tolstoi zu hören. Vor allem die wilde Sinnlichkeit. Man hört natürlich nichts, faßt überhaupt nichts auf; es bleibt lediglich eine Erinnerung, als ob jemand einen langen, dünnen, öfters abreißenden Faden auf der Geige spinnt, während ein anderer ohne viel Zusammenhang damit einen Flügel bearbeitet.

Das wären ungefähr Ablauf und Ergebnisse der durchschnittlichen musikalischen Ausbildung während der Schulzeit auf dem Gymnasium. Sie werden, wenn das Glück gut ist, unterstützt durch ein Stadttheater, in dem der junge Mensch mit den ersten Opern bekannt wird. Am Beginn steht natürlich der „Freischütz" wegen der Wolfsschlucht, es folgen „Zauberflöte" und „Don Juan". Hier wird die Auffassung nun wesentlich leichter durch das Wort, den Text und vor allen Dingen dadurch, daß ein Teil der Melodien schon bekannt ist. Der Vater singt gelegentlich als Logenbruder die Sarastro-Arie oder etwas, was ihr wenigstens ähnelt; der Jägerchor gehört zu den Wanderliedern der Gymnasiasten, und Agathe steht im Repertoire der Mutter. Das ergibt Zugänge wie überhaupt das Wort, der Text. Der Instinkt des Unmusikalischen geht ganz primitiv darauf aus, jeder Melodie Worte zu unterlegen, sie überhaupt nur im Verein mit Worten aufzufassen. Es kommt vor, daß junge Menschen absolute Musik und zugleich Worte, Texte dazu hören, die Musik direkt über diese Texte auffassen, die sich ganz selbsttätig in ihnen bilden. Beim Hören von Opern bleiben auf dem Umweg über den Text gelegentlich auch Melodiefetzen in der Erinnerung haften, meist verstümmelt, mehr oder weniger Volksliedgewohnheiten angepaßt. Die Worte schaffen jedenfalls hier eine Art von Verbindung, wie sie die reine Musik des Orchesters, des Klaviers nicht hergibt. Dabei ist zu bemerken, daß die Bildung wohl meist für Mozart und Weber ist, die Seele aber für ganz andere Dinge. Man liebt nicht die „Zauberflöte", sondern die „Puppenfee", den „Vogelhändler", und wenns hoch kommt, etwas Millöcker.

Auf dem Weg über die Worte findet sich, wiederum in günstigen Fällen, ein erster Zugang zum Kunstlied. Neigung zu geliebten Texten führt zur Annäherung an erste nicht anonyme Liedkomponisten. Ich kenne einen Fall, da findet ein junger Mensch bei einem Ferienaufenthalt auf dem Lande zufällig einen Band Schumann, der die Eichendorff-Lieder enthält. Er liebt Eichendorff sehr, und die Möglichkeit, für diese geliebten Texte Melodien zu bekommen, bringt ihn dazu, die Ferien zum Abschreiben der Melodien auf selbstgezeichneten Notenblättern zu benutzen. Die Begleitung läßt er fort. Sie

ist ihm unwesentlich. Er will nur die Lieder singen können und übt sie nachher zu Hause mit schweren Mühen am Klavier ein, obwohl er sie noch für lange überhaupt nicht als Melodien, sondern als mehr oder weniger schwierige und ihm seelisch nichtssagende Tonfolgen empfindet.

Vielleicht wirkt hier auch mit, daß das Verhältnis zu Takt und Rhythmus im Unmusikalischen meist ziemlich passiv ist. Solange es sich um Musik primitiver Art handelt, um Tänze oder Märsche, werden beide verhältnismäßig leicht oder wenigstens bald aufgefaßt, obwohl z. B. schon die Tanzstunde Schwierigkeiten auch in dieser Beziehung zu bringen pflegt. Bei den eigenen Versuchen am Klavier, auf der Geige, im Gesang über das Einfachste hinauszukommen, gibt es sehr rasch Widerstände. Ohne viel Mühe funktionieren Ohr und Körper z. B. bei Taktarten wie Vierviertel oder Sechsachtel; aber es git Fälle, in denen der Organismus bereits gegen den Dreiviertelgang rebelliert, von schwierigeren Taktarten ganz zu schweigen. Wenn andere sie spielen, geht der aufnehmende Teil der Seele nach einiger Zeit noch im gleichen Schritte mit; sobald der Unmusikalische, hier der Unrhythmische, selbst den Takt produzieren soll, setzt innerer Widerstand ein. Noch mehr bei Synkopen, bei denen man es öfters geradezu sieht, wie dieser Widerstand direkt körperlich, sozusagen mit einem Nachdruck, überwunden werden muß, — und am schlimmsten beim Gegeneinander verschieden rhythmisierter Bewegungen in der rechten und in der linken Hand. Es beginnt bereits bei Triolen gegen Achtel oder Sechzehntel, obwohl das Ohr die Kontraste vielleicht sogar als angenehm empfindet.

Auf solchen Voraussetzungen baut die Zeit der Berufsausbildung weiter. Sie bringt erste Berührung mit wirklicher Oper, erste Wagneraufführungen. Gelegenheit zum Besuch wird gern benutzt, teils aus Interesse, teils um das Bildungsbewußtsein zu heben. Diese musikalischen Ergebnisse sind nicht eben groß; denn er geht, um möglichst viel zu bekommen, in alles nur einmal. Die Folge ist, daß von einem Auffassen über das Gröbste hinaus keine Rede ist. Die Vorgänge der ersten Berührung mit Musik wiederholen sich: Tristan ohne Vorkenntnis des Textes und der Musik wird Tortur, was natürlich wieder nicht zugegeben wird. Daneben beginnt die Erziehung durch Orchestermusik — etwa in den populären Konzerten der Philharmonie. In erster Linie Beethoven und Wagner, weil beide begrifflich imponieren. Das übrige wird mit in Kauf genommen.

Und hier wird nun etwas erreicht, was dem Erkennen der eigenen Unmusikalität gefährlich werden kann: nämlich, daß beim Hören der eine oder der andere Satz formal und im Bau etwas klarer wird. Einzelne Sätze Beethovens, besonders aus den frühen Werken, sind eventuell vom eigenen Geigenspiel her in den Themen noch bekannt, die Folge ist, daß sich zuerst

diese Bruchstücke herausheben, die weitere, daß auch einmal ein Stückchen Gewebe im ganzen sich ordnet. Als Konsequenz ergibt sich, daß diese Symphonien, weil mit Bekanntheitsgefühl erfüllt, beliebt und infolgedessen wieder gehört werden, als weitere, daß der junge Mensch sich einbildet, nunmehr zu wirklichem musikalischen Verstehen vorgedrungen zu sein. Zumal Bruchstücke vom Historischen her diese Illusion verstärken.

So etwa stellt sich die musikalische Vorbildung des Durchschnitts gebildeter junger Menschen dar: der Typus des unmusikalischen Schicksals mit musikalischem Bildungsehrgeiz ist damit gegeben. Es gibt natürlich unzählige Variationsmöglichkeiten; sie sind, da es sich um die Feststellung eines Durchschnitts handelt, hier belanglos. Es gilt jetzt aufzuzeigen, wie ein auf solche Weise vorbereitetes Durchschnittsgehirn und -gehör Musik auffaßt und noch mehr: was es an ihr nicht auffaßt.

Auf den Voraussetzungen der geschilderten Vorbildung, vielleicht sagt man besser Vorunbildung, ergibt sich etwa Folgendes. Wenn jemand mit solcher Präparation ihm bisher unbekannte Musik hört, so ist das Ohr immerhin soweit geschult, daß es auch beim ersten Hören das Gewebe eines Werks wenigstens in seine gröbsten Bestandteile zerlegt. Es hört Linien, Hauptgänge zum mindesten, faßt Themen auf, meist schon beim ersten Auftauchen, bestimmt bei der ersten Wiederkehr. Es empfindet Vertikalwirkungen, Klangreize von zeitlich zusammenfallenden Tonkombinationen, reagiert auf rhythmische Effekte selbst komplizierter Art. In besonders günstigen Fällen wird ein Werk sogar soweit durchsichtig, daß sich eine Art von Bildgefühl einstellt (nicht von Bildvorstellung); es ist, als ob man einen gegenstandslosen, hügelig empfundenen Bildteppich farblos oder grünlich während des Hörens entstehen sieht oder hört. Der Vorgang ist so nahe an der unteren Grenze des Bewußtseins, daß er nur in Andeutungen zu umschreiben ist.

Dieses alles wird aufgefaßt. Aber all dies wird nur von außen her, mit scharfer Anspannung und Konzentration, mit ständiger Kontrolle des Bewußtseins aufgenommen. Der Hörende faßt bewußt auf, erkennend d. h. von oben her, nicht fühlend, von unten herauf. Sobald er dies versucht, versinkt sein Strukturerlebnis; an seine Stelle tritt jetzt, wenn das Glück günstig ist, eine Reihe sensueller Erlebnisse von Klangfolgen, Melodien, oder Akkorden, die als mehr oder weniger angenehm empfunden werden. Ist das Glück nicht günstig, so ist nicht dies das Resultat, sondern eine unkontrollierte Assoziationenflucht. Nicht etwa, daß die Musik, wie man zu sagen pflegt, durch Anklänge Erinnerungen an Gelebtes oder Bildfolgen heraufruft; es ergit sich vielmehr ein Zustand, ähnlich dem auf der Grenze zwischen Schlaf und Wachen. Der Ablauf der Vorstellungen, untermischt mit Denkfetzen, macht sich selbständig,

läuft neben der Musik ohne jeden Zusammenhang mit ihr her. Von dieser wird überhaupt nichts mehr aufgefaßt, sie wird vergessen, nicht mehr appercipiert — bis irgendwo an einer Stelle mit einem fast schmerzhaften Ruck plötzlich wieder eine Berührung zwischen den beiden Abläufen erfolgt. Es bedarf sehr scharfer Kontrolle und Konzentration, um dieses Abirren zu vermeiden.

Aber selbst wenn dieses gelingt, wenn mit konzentrierter Energie der ganze Ablauf des Werks, ohne Intermittieren aufgefaßt wird: es bleibt ein Auffassen von außen her. So sehr man sich bemüht — man kommt über das dauernd von der Wachheit kontrollierte Feststellen von bestimmt geregelten akustischen Vorgängen auf keine Weise zum Erlebnis der musikalischen. Man gelangt mit angestrengter Arbeit dazu, das äußere Gewebe in seinen Hauptfäden zu übersehen: man gelangt nicht dazu, das innere Gewebe im Gefühl aufzufassen, zu spüren, was Musik der Seele, nicht bloß der Tonfolgen, ist. Man hört einen Tonstrom; man vermag ihn aber nicht zu deuten. Wenigstens nicht von dem aus, was Quellpunkt, und innerster Antrieb des Autors war, nicht vom Wesen und inneren Zustand des schaffenden Menschen aus. Man empfindet wohl gelegentlich: traurig, lustig, melancholisch, vergnügt; ein Rest von Selbstkontrolle verhindert diese simpeln Empfindungen als die letzten menschlich-musikalischen Anlässe des Schaffens beim Komponisten zu nehmen.

Man könnte hier fragen; wie ist es aber, wenn solches beim Hören unbekanter Werke vor sich geht, für den Unmusikalischen mit dem Auffassen oft gehörter und vertrauter Stücke? Die Antwort müßte lauten: es ist sehr ähnlich. Man erlebt alt Vertrautes natürlich bequemer wieder, empfindet den Genuß anstrengungsloser Mitgehens beim Hören einer Melodie, deren Ablauf keine Ueberraschungen und Auffassungsaufgaben mehr enthält. Man hört auch gelegentlich neue Beziehungen im einzelnen, zuweilen auch im Großen, die man bisher nicht sah; das Denken, das historische oder das ästhetische, hakt an bisher übersehenen Stellen ein und zieht Beziehungslinien; auch im Sensuellen werden hier und da neue Reize empfunden. Im Grunde aber bleiben die Vorgänge ein wenig modifiziert die gleichen wie sonst. Die Anstrengung, die Arbeit ist geringer, die Gefahr des ermüdeten Abirrens etwas vermindert, vielleicht die Summe der auf einmal aufgefaßten Reize ein wenig vergrößert; am wesentlichen aber ist kaum etwas geändert. Bisweilen geht es sogar ähnlich wie beim Hören sehr oft erlebter Werke der Dichtung: die Bekanntheit behindert das Auffassen. Der Faust z. B. ist bei einer Aufführung für Menschen, die ihn textlich sehr genau kennen, nur mit gewaltiger Anstrengung noch stellenweise in seiner unmittelbaren Wirkung zu ergreifen; im übrigen wirkt er, weil man jeden

Vers im voraus weiß, nur noch als Text. Ganz ähnlich ist es bei sehr vertrauter Musik. Die Auffassungsenergie wird zur Hälfte bereits vom Kommenden, vom Erwarteten, um das man ganz genau weiß, aufgebraucht; es bleibt nur noch ein kleiner Rest für das jeweils im Moment wirklich Realisierte.

Nimmt man alles zusammen, so liegt die Sache wohl so, daß eine wirklich musikalische Auffassung musikalischer Dinge nur möglich ist auf Grund eigener, wirklich musikalischer Veranlagung, und daß dieser Begriff ganz scharf gegen alles halb oder ganz Unmusikalische abgegrenzt werden muß. Musikalisch ist nicht, wer soviel „Gehör" hat, daß er eine Melodie singen, einiges auf dem Klavier, auf der Geige spielen, eine Fuge von einem Armeemarsch, eine Sonate Mozarts von einer Beethovens unterscheiden kann. Das sind akustische, nicht musikalische Fähigkeiten, vielleicht Vorstufen des Musikalischen, auch im rezeptiven Sinn. Das eigentlich Musikalische — ich kann es — weil selbst unmusikalisch, nur negativ und begrifflich festzulegen versuchen — muß noch wesentlich anders sein, wenn auch für einen unmusikalischen Menschen in seinem Wesentlichen undefinierbar. Ich kann mir ohne Schwierigkeiten den Vorgang beim Malen, beim Dichten vorstellen. Ich kann durch Uebung selbst dazu kommen, zu malen, zu dichten. Ich kann mir aber auf keine Weise in mir vorstellen, wie der Vorgang beim Komponieren ist. Ich kann auf keine Weise selbst dazu kommen, zu komponieren. Dieses aber scheint mir eine wesentliche Voraussetzung des Musikalischen im reinen Sinn, auch im rezeptiven, zu sein — und fast schon seiner Definition.

Im produktiven musikalischen Menschen muß ein besonderes Verhältnis zur Hörbarkeit sein, genau so wie im malerischen Menschen ein besonderes Verhältnis zur Sichtbarkeit. Malen heißt ja nach Konrad Fiedler, die bisher nur in der Vorstellung unbeständig gleitende Sichtbarkeit für alle realisieren, Sichtbarkeit sozusagen überhaupt erst reinschaffen. Genau so scheint mir Komponieren Realisierung des Hörbaren, soweit es zum Bereich der Töne, nicht der Geräusche, gehört, für alle zu sein: im Werk des Komponisten wird die Hörbarkeit dem flüchtigen Entgleiten im zeitlichen genau so entrissen wie die Sichtbarkeit im Bild. Und wie jeder im Bild die reine Sichtbarkeit findet, so müßte er in der Musik die reine Hörbarkeit unter ihrer spezifischen Ausdrucksgesetzlichkeit finden. Um dieses zu können, muß er aber Hörbarkeit in sich selbst rein für sich erleben können. Sozusagen als hörbare Vision. Er muß innere Klangvorstellungen und Klangbewegungen erleben können; nur dann vermag er im Hören die eigentliche Absicht, den Ablauf der Gefühlsverwirklichung des Komponisten auf dem Weg über die Hörbarkeit rein nachzufühlen. Er muß sozusagen in sich abstrakt hören

können, Klangvorstellungen mit eigenem Bewegungsleben in sich haben, ganz gleich, ob er sie je realisiert oder nicht. Nur von diesen Voraussetzungen aus kann er Musikalisches wirklich vom Kern des musikalischen Wesens aus und nicht von seinen äußeren Erscheinungsformen her, auffassen, einen unmittelbaren Zugang zum wirklichen Entstehungspunkt eines musikalischen Vorgangs bekommen.

* * *

Die eigentliche Ursache all der Verwirrung in den grundlegenden Vorstellungen ist der alte Irrtum, Musik sei die allgemeinste, die allen zugängliche Kunst. Das ist sie von dem Augenblick an, da sie das Reich der Natur und der natürlichen Gefühlsäußerungen im primitiven Schrei, im einfachen Lied verließ, niemals mehr gewesen und wird sie niemals mehr werden. Sie ist in ihren Anfängen, bevor sie Kunst wird, das allgemeinste; sie ist, zu sich selbst gekommen, die ausschließlichste aller Künste, weil sie, rein geübt, Kunst an sich ist, rein geformtes Gefühl ohne jede das Unmittelbare behindernde Anlehnung an die Wirklichkeit, zu der Malerei und Dichtung bis in die Lyrik hinein immer noch gezwungen sind. Was die Menschen immer wieder gerade zu musikalischen Veranstaltungen lockt, ist neben dem sensuellen Genießenwollen von Wohlklang und rhythmischen Sensationen eine ferne Ahnung, daß in der Musik an den Stellen, wo sie, was Kunst an ihr ist, überwindet und nur Musik wird, das Tiefste menschlichen Wesens in der vielleicht einzigen rein möglichen Form herauskommt, zugleich sich selbst bestätigend und für andere faßbar werdend. Das Paradoxon der Musik liegt darin, daß sie auf der einen Seite aus dem tiefsten und damit allgemeinsten menschlichen Wesen quillt, auf der andern sich im Lauf der Zeit eine Technik der Ausdrucksmittel zugelegt hat, die ganz zugänglich nur noch auf Grund beruflicher Beschäftigung mit ihr wird. Musik ist, insofern hat das Publikum durchaus die rechte Witterung, Ausdruck einfachster Gefühle und letzter Dinge in den tiefsten Menschen, und darum ganz allgemein. Sie ist gleichzeitig aufgebaut auf technischen Verfahren von so komplizierter Art, daß sie gänzlich zugänglich nur dem werden, der ihr Studium zu seinem Lebensinhalt macht. Dieses Studium aber kommt ebenfalls wiederum von außen an sie heran und bleibt im Aeußeren, entspricht dem Zugangsweg des Unmusikalischen und bedeutet somit nichts für das Verstehen des Wesentlichen. Musik verlangt eigentlich ein Publikum von Musikanten; wer aber nur musikantisch hört, nimmt auch nur auf, was die Unmusikalischen ebenfalls hören lernen können, was von außen Kunst an der Musik ist, nicht die Musik selber.

Von hier aus wird die Aufgabe derjenigen klar, die über Musik zu schreiben haben. Sie sollten ihre Leser nicht von dem unterhalten, was Technik und Metier an der Musik ist, weil das eigentlich das Thema auch der Unmusikalischen ist. Von Form und Können, von Struktur und Technik, d. h. von Dingen reden, die alle von außen her lernen können — darauf kommt es nicht an. Entscheidend ist, wie überall das Sein, nicht das Können und seine Auswirkungsformen. Von diesem Sein sollte man sprechen, von den Dingen hinter dem verwirrenden Gewebe der Formen, davon, was sich an menschlicher Art und auf welche Weise es sich auf Um- und Schleichwegen im Werke ausdrückt. Musikalische Behandlung musikalischer Dinge brauchen wir, nicht musikantische. Zu der kommt mit der nötigen Energie jeder, auch der vom Zugang zum Wesentlichen durch Veranlagung Ausgeschlossene. Was wir brauchen, ist eine Deutung der Musik als Selbstdarstellung seelisch wesentlicher und besonderer Menschen im Hörbaren, eine Deutung, die allein über eine musikalische, d. h. innerlich unmittelbare Reaktion vom Menschen auf den Menschen gewonnen werden kann. Das musikantische Reagieren und Auffassen können wir unmusikalischen, wenn wir die nötige Zeit aufwenden, uns auf eigene Faust ebenfalls aneignen; dazu brauchen wir niemand. Das Musikalische, das wir auf keine Weise von uns aus, aus unserm Innern bekommen können, das ist es, was wir suchen. Das sollten uns die, die es haben, unvermischt mit ihren Berufsangelegenheiten, die nur sie angehen, hinstellen, um uns so auf Schleichwegen wenigstens zu einem Blick auf den Kern des Eigentlichen zu verhelfen.

***

Selbstbestimmungsrecht und Randstaatenidee

von Axel Schmidt

Zwei Monate nach Ausbruch des Weltkrieges schrieb Professor Jastrow im „Berliner Tageblatt" folgende Sätze:

„Europa hat eingesehen, daß es die Dynastie der Romanows nicht ertragen kann; ebensowenig wie die von ihr unterjochten Völker sie ertragen können. Nur wenn nach der Verjagung der Romanows auf dem Boden Osteuropas ebenso mehrere Staaten errichtet werden, wie sie auf dem Boden Westeuropas bestehen, kann ein Friede als verbürgt gelten. Jeder andere Ausgang verbürgt die Fortsetzung der Ausdehnungspolitik, die das innere Prinzip jedes Weltreichs ist. Selbst wenn den Waffen unserer wackeren Ostarmee weiterer Erfolg beschieden ist, so steht dennoch fest, daß schließlich ein Feldzug in Rußland nicht militärisch, sondern politisch entschieden wird, das heißt durch die politisch widerstrebenden Elemente im Reiche selbst. Dadurch, daß die ersten Nachrichten über vereinzelte revolutionäre Erhebungen sich als unrichtig herausgestellt haben, hat die irrige Meinung Platz gegriffen, als ob auf Revolutionen in Rußland nicht zu rechnen sei. Aber trotz der erfolgreichen Nachrichtensperre besteht kein Zweifel, daß nicht bloß in Polen und Finnland, sondern namentlich in dem ukrainischen Teile Südrußlands — und zwar hier bereits in organisierten Formen — die revolutionäre Propaganda am Werke ist und auf unsere Heere als Befreier wartet. Der Feldzug kann nicht anders entschieden werden, als im Einvernehmen mit Revolutionären in allen Teilen Rußlands. Und da es unmöglich ist, im Falle eines Sieges unsere Helfer den Lenkern des russischen Weltreichs ans Messer zu liefern, so folgt schon daraus die Notwendigkeit, daß der Krieg nur ein Ende haben kann, wenn an Stelle des russischen Weltreichs die verlangten selbständigen Staaten treten. . . . Darum ist der Ausspruch unserer leitenden Männer, daß ein dauernder Friede verbürgt werden muß, auf keine andere Art zu verwirklichen, als daß bei Beginn zukünftiger Friedensverhandlungen das russische Weltreich als solches nicht mehr besteht."

Und im November 1915 führte Professor Jastrow in einem Memorandum diesen Gedanken weiter aus:

„Heutzutage ist die ganze Erdoberfläche in Staaten geteilt. Nur die Völker, die zwischen Deutschland und China wohnen, haben für sich keine Staaten gebildet, weil hier ein ungeheures Imperium sie an der Staatenbildung hinderte. Daß dieser Zustand ewig dauern werde, wäre eine

so naive Anschauung, daß sie politisch ernsthaft nicht in Betracht kommen kann. Wir haben uns vielmehr zu fragen: Ist das, was wir gegenwärtig erleben, bereits der erste leise Anfang einer derartigen Abbröckelung vom Imperium?"

Heute wirken diese Worte prophetisch. Damals wurden sie durchgängig als verstiegene Konstruktionen weltfremder Stubengelehrsamkeit belächelt. Nicht viel besser ging es dann Dr. Rohrbachs breit angelegter Randstaaten- und Ukrainepropaganda. Sollte sich doch nach dem Ausspruch eines freilich inzwischen bekehrten Kritikers die ukrainische Nationalidee nur auf eine Bibelübersetzung, einige Volkslieder und die Rohrbachschen Leitartikel stützen. Am energischsten wurde die Theorie von der Unvermeidlichkeit des Zerfalls des zarischen Reichs bei einer Niederlage von den sogenannten „besten Kennern" Rußlands, den deutschen Kaufleuten und Industriellen, die in Petersburg und Moskau gelebt hatten, bestritten. Diesen Männern, die sich als Ausländer niemals um russische Politik gekümmert und zudem nur mit der wirtschaftlichen Oberschicht zu tun gehabt hatten, war begreiflicherweise die Stärke der revolutionären Bewegung der Fremdvölker in Rußland entgangen. Auch in der Ukraine z. B., wo die Großindustrie ganz in ausländischen oder großrussischen Händen lag, wo nur Filialen von Moskauer und Petersburger Banken arbeiten durften, um eine spezifisch ukrainische Kapitalsbildung zu vermeiden, übersahen es fast alle von ihnen, daß eine neue ukrainische Bildungsschicht im Entstehen begriffen war. Gerade diese Rußlandkenner hatten während des Krieges nur Spott für die ukrainische Bewegung übrig, und da sie als Reserveoffiziere und fachmännische Berater bei den deutschen Stäben saßen, so dürften die meisten Fehler, die in der Ukraine während der Besetzung gemacht wurden, auf sie zurückzuführen sein. Auch die Ausrufung des Hetmans Skoropadski ist nicht zuletzt auf ihr Konto zu buchen.

Trotzdem entstanden nach dem Zusammenbruch des zarischen Reiches automatisch die Randstaaten Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Ukraine und die drei Kaukasusstaaten: Armenien, Georgien und Aserbeidshan. Diese Entwicklung konnte natürlich nur vor sich gehen, weil die genannten Gebiete kulturell und wirtschaftlich eine ganz andere Struktur aufwiesen, als das großrussische Kerngebiet. Sie alle hatten mehr oder weniger unter dem brutalen Druck der zarischen Russifizierungspolitik zu leiden gehabt. Der ukrainische Dichter Taras Schewtschenko, der selbst die besten Jahre seines Lebens in zarischen Gefängnissen hatte zubringen müssen, weil er für die Pflege des ukrainischen Nationalbewußtseins eingetreten war, hat diese Unterdrückungspolitik treffend mit dem Satze charakterisiert: „Den Fremdvölkern Rußlands war schließlich nur das Recht geblieben, in ihrer Muttersprache zu schweigen."

Dieses Wort macht besser als lange theoretische Erörterungen die Leidenschaftlichkeit begreiflich, mit der alle unterdrückten Völker und Stämme in Rußland die Gelegenheit des Weltkrieges benutzten, um sich aus dem russischen Völkerkerker zu befreien. Aber nicht nur die rohe Bedrückung der Fremdvölker hat sie veranlaßt, sich mit solcher Leidenschaftlichkeit für ihre Unabhängigkeit ins Zeug zu legen, sondern auch ihre völlig anders geartete Kultur bewog sie, gegen das Aufgesogenwerden ins Russentum Front zu machen. Sie wollten nicht das Puschkinsche Wort, daß „alle slawischen Ströme ins russische Meer sich ergießen" müssen, zur Wahrheit werden lassen. Diese kulturelle Ablehnung Rußlands von den unterjochten Völkern wird verständlich, wenn man sich daran erinnert, daß die Finnen, Deutsch-Balten, Esten, Letten, Litauer, Polen und Ukrainer alle einmal durch das katholische Rom stark beeinflußt worden sind, während Moskau seine Kultur von Byzanz erhielt. Sie alle, vor allem Polen, haben jahrhundertelang in Europa eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt, während Großrußland bis zu den Zeiten Peters eine rein asiatische Macht darstellte. Selbst die Ukraine war starken europäischen Einflüssen unterworfen (man braucht nur an die uniierte Kirche zu denken, die den Papst bekanntlich anerkennt und zu Zeiten in der gesamten Ukraine sehr verbreitet war.) Aber nicht nur in kultureller Beziehung waren all diese Völkerschaften von Moskau völlig geschieden, auch in wirtschaftlicher Hinsicht halten sie viel Gemeinsames mit Europa und viel Trennendes mit Rußland zu verzeichnen. In all diesen Gebieten herrschte z. B. der persönliche Besitz an Grund und Boden, während in Rußland bis zum Kriege noch der Gemeindebesitz bestand, wodurch der Begriff des Individualismus dem russischen Volke fremd geblieben ist.

Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die Zugehörigkeit zu Rußland auf die Mentalität der Bevölkerung in den Randstaaten oder, richtiger gesagt, auf deren Oberschicht abgefärbt hat. Nicht geringe Teile der studierten Kräfte in den Randstaaten Estlands, Lettlands, Litauens und Polens haben auf russischen Universitäten ihre Ausbildung genossen und haben dort dabei den russischen revolutionären Geist eingesogen. Dazu kam, daß, wenn die studierten Elemente eine Beamtenlaufbahn einschlagen wollten, sie von der zarischen Regierung fast nie in ihrer Heimat, sondern irgendwo im weiten russischen Reich verwandt wurden. Dort haben sie in der langen Zeit des Aufenthaltes in russischer Umgebung viel vom russischen Wesen angenommen. Dazu kommt noch ein zweites. Alle Russen, die zufällig als Söhne von Offizieren, Beamten, Lehrern in den Randstaaten geboren waren, konnten laut der Grundgesetze dieser Staaten für sie optieren. Sie taten es in zahlreichen Fällen, um auf diese Weise der bolschewistischen Hölle ent-

rinnen zu können. Dadurch hat fürs erste in diesen jungen Staaten eine Ueberfremdung im Beamtenkörper stattgefunden. Man darf aber diesen augenblicklichen „russischen" Einschlag nicht überschätzen. Denn seit Bestehen dieser Staaten absolvieren jedes Jahr eine große Zahl junger Leute die Schulen und die Universitäten, die nicht nur eine rein nationale Erziehung genossen haben, sondern die auch alle kein Wort Russisch verstehen. Als Fremdsprachen werden dort nämlich Deutsch, Englisch, Französisch und Schwedisch gelehrt. Schon jetzt beginnt sich diese neue Generation mit dem eigenen Volksideal bemerkbar zu machen und wird es von Jahr zu Jahr noch mehr tun. Noch einmal sei unterstrichen, daß die russische Mentalität nur in der Oberschicht vertreten war, während die Volksmassen von ihr ganz unberührt geblieben sind und immer stärker mit der Idee des eigenen Staates verwachsen.

Während es die im Osten von Sowjet-Rußland gelegenen Randstaaten: Finnland, Estland, Lettland und Polen vermochten, ihre Selbständigkeit auch gegenüber dem bolschewistischen Angriff erfolgreich zu verteidigen, gelang es den Bolschewisten in Moskau, die Ukraine und die drei Kaukasusrepubliken wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Das konnte nicht zuletzt geschehen, weil die sogenannte weiße Gegenrevolution unter General Denikin es als ihre wichtigste Aufgabe ansah, die junge ukrainische Nationalbewegung unter Petljura zu bekämpfen, anstatt gegen den Bolschewismus vorzugehen.

An dieser Stelle muß mit einigen Worten auf die Entstehung der polnischen Ostgrenze eingegangen werden. Ist doch hierbei das Selbstbestimmungsrecht der Völker besonders kräftig mit Füßen getreten worden, und zwar nicht nur von Polen, sondern auch von der Entente, deren Oberster Rat in Paris keine Energie aufbrachte, um seine Beschlüsse gegen den polnischen Uebermut durchzusetzen.

Im Artikel 87 des Versailler Vertrages hatte sich die Entente das Recht ausbedungen, die polnische Ostgrenze zu einem späteren Zeitpunkt festzusetzen. Ferner hat sie in den Artikeln 116 und 117 desselben Vertrages einseitig für sich das Recht in Anspruch genommen, die Entscheidung über die ehemals russischen Gebiete zu fällen. Als 1919 die Polen das ukrainische Ostgalizien mit Waffengewalt eroberten, betonte der Oberste Rat in Paris nochmals in seiner Entschließung vom 25. Juli 1919, daß Polen nur provisorisch die Verwaltung dieses Gebietes erhalten würde, und zwar auf Grund eines Vertrages mit der Entente. Ostgalizien wurde in diesem Vertrage nicht nur eine weitgehende Autonomie zugesichert, sondern zu einem späteren Zeitpunkt (nach 25 Jahren) auch die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes versprochen. Polen lehnte die Unterzeichnung eines derartigen Vertrages

über Ostgalizien rundweg ab. Am 8. Dezember 1919 schlug der Oberste Rat die sogenannte Curzon-Linie als provisorische Ostgrenze für den polnischen Staat vor. Auch diese Grenzbestimmung verwarf Polen, obgleich sie in ethnographischer Hinsicht ihm weit entgegenkam. Statt aller Verhandlungen griff Polen zu den Waffen, um sich im Territorium der Ukrainer und Weißruthenen noch bessere Grenzen zu verschaffen. Nachdem das Waffenglück sich Polen im Kampfe gegen die Bolschewisten versagt hatte, und die Rote Armee vor den Toren Warschaus stand, versuchte die Entente noch einmal, Polen für ihre Ostpläne zu gewinnen. Sie schlug einerseits Sowjet-Rußland vor, einen Waffenstillstand auf Grund der Curzon-Linie zu schließen und endgültig alle Ostfragen auf einer internationalen Konferenz in London zu regeln. Andererseits legte sie Polen den Vertrag von Spaa (10. August 1920) vor. Nach diesem sollte sich Polen verpflichten, die zukünftige Entscheidung der Entente über die polnische Ostgrenze und insbesondere über das Schicksal Ostgaliziens im voraus anzuerkennen. Da es inzwischen den Polen geglückt war, die Rote Armee, die schwer an Munitionsmangel litt, wieder aus Polen hinauszudrängen, hielt es der Oberste Rat nach den früheren Erfahrungen mit Polen für besser, nicht mehr auf seine oben genannten Vorschläge zurückzukommen. Nach zwei Jahren, im November 1923, bestätigte er sogar den zwischen Warschau und Moskau abgeschlossenen Friedensvertrag von Riga, der bekanntlich, weit über die Curzon-Linie hinaus, weißruthenische und ukrainische Gebiete zu Polen schlug. Die Anerkennung des Rigaer Friedens entschied auch die Wilnafrage zugunsten Polens. Inzwischen nämlich hatte General Zeligowski auf Veranlassung von Pilsudski den Putsch von Wilna inszeniert, durch den der auf Veranlassung des Völkerbundes zwischen Polen und Litauen geschlossene Waffenstillstand, den Pilsudski persönlich unterzeichnet hatte, gebrochen wurde.

Wie ersichtlich, hat Polen durch Krieg und Wortbruch seine Ostgrenzen weit über die von der Entente in Aussicht genommene Grenzlinie hinausgeschoben, und der Oberste Rat in Paris hat schließlich immer nachgegeben. Nicht zuletzt durch diese Nachgiebigkeit gegenüber der Unersättlichkeit des polnischen Appetits sind jetzt die unhaltbaren Zustände im Osten Europas entstanden. Große ukrainische und weißruthenische Gebiete, mit einer Bevölkerung von vielen Millionen nichtpolnischer Einwohner, die alle eine zielbewußte Irredentapolitik betreiben, gehören dadurch zu Polen. Die kürzlich erfolgte Arretierung von mehreren hundert Weißruthenen beweist, wie sich die Zustände in diesen annektierten Gebieten zugespitzt haben. Es wird in Osteuropa nicht eher Frieden und Ruhe einkehren, bis auch dort das Selbstbestimmungsrecht der Völker triumphiert hat.

Trotz der militärischen Unterwerfung des größten Teiles der Ukraine hat die Sowjetregierung es bald einsehen müssen, daß die ukrainische Nationalidee schon zu tief wurzelte, um sie unbeachtet zu lassen. Sie sah sich nicht nur gezwungen, den bolschewistischen Einheitsstaat in einen Bundesstaat umzuwandeln, sondern sie gab auch die ukrainisch-kulturelle Bewegung frei. In Schule, Verwaltung, Kirche und Heer wird jetzt in der Ukraine ukrainisch gesprochen. Natürlich muß in Schule und Verwaltung streng nach bolschewistischem Rezept gelehrt und gearbeitet werden. Das heißt, das gesamte traditionelle kulturelle Erbgut des urkrainischen Volkes ist rücksichtslos beiseite geschoben, da es vor dem Siege der Leninschen Lehre nur in bourgeoisem Vorurteil befangen war. Nicht einmal in der Fibel darf in einem Märchen das Wort König vorkommen. Die ukrainische Sprache ist somit zu einem Verkehrsmittel degradiert worden, das nur kommunistisches Gedankengut verfrachten darf. Während man in der Zeit der Religionskriege die Vielheit der Sprachen unbehelligt ließ und nur die Einheit des Glaubens verlangte, hat später der aufkommende Nationalismus die Religion zur Privatsache erklärt, dafür aber den fremdsprachlichen Bestandteilen eines Staates die Sprache des Staatsvolkes aufgezwungen. Die Bolschewisten haben hier eine neue Wandlung eintreten lassen. Sie geben die Sprache wieder frei; üben dafür aber einen unerhörten Gesinnungszwang aus. Alle Untertanen des Sowjet-Staates müssen offiziell dem Kommunismus huldigen oder sie dürfen wenigstens ihn nicht bekämpfen.

Die Annahme, daß durch die bundesstaatliche Gliederung Sowjetrußlands die Ukrainer ihr nationales Ziel erreicht hätten, ist nicht berechtigt. Die Ukraine ist von Moskau in Fragen der Außen-, Verkehrs-, Wirtschafts- und Militärpolitik abhängig. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß seit vielen Generationen die Kinder der Ukraine jetzt zum ersten Male wieder ukrainisch lesen und schreiben lernen. Wenn es überhaupt noch ein ukrainisches Volk gibt, so ist das bekanntlich nur der zarischen kulturfeindlichen Schulpolitik zu verdanken, die es am zweckmäßigsten fand, der Bauernjugend möglichst wenig Schulbildung zu bieten, da sie befürchtete, daß sonst auch die Bauernmasse von dem Radikalismus der Bildungsschicht angesteckt worden wäre. Dadurch ist in erster Linie der ukrainische Bauer davor bewahrt geblieben, vom Großrussentum aufgesogen zu werden.

Selbstverständlich sind die Randstaaten nicht entstanden, weil diese Idee in Europa propagiert worden war, sondern weil, wenn auch langsam und sehr spät, schon lange vor dem Kriege die Bewegung der nationalen Differenzierung der Völker auch nach Osteuropa vorzudringen begonnen hatte. Die erste russische Revolution im Jahre 1905 ist der beste Beweis da-

für. Der energische Kampf gegen die Allmacht des Zarentums wurde 1904 auf einem Kongreß in Paris, den nicht nur die russischen radikalen Parteien, sondern auch alle Fremdvölker in Rußland beschickt hatten, beschlossen. Den Vorsitz führte der Finnländer Zilliakus. Russischerseits war der Kongreß nicht nur von allen sozialistischen Parteien, sondern auch von den bürgerlichen Kadetten beschickt worden. Letztere hatten niemand Geringeres als ihren Führer Miljukow hingesandt. Bei der ersten Revolution glaubten die Fremdvölker noch an das Versprechen der russischen Revolutionäre, daß, wenn erst einmal der Zarismus mit gemeinsamen Kräften gestürzt sei, auch für alle Fremdvölker die nationale Freiheit in der russischen Republik erblühen würde. Als aber nach Einführung der Duma die russischen linken Parteien schnell sich in Chauvinisten verwandelten und es Ministerpräsident Stolypin nicht weiter übel nahmen, daß er bei Aufoktroyierung eines reaktionären Wahlrechts auch die Mandate der Fremdvölker stark dezimierte, kam es zur Scheidung zwischen den Fremdvölkern und den russischen linken Parteien. Die polnischen Wahlkreise z. B. wurden von 40 auf 13 herabgesetzt, und die 62 ukrainischen Mandate, deren Besitzer gerade drauf und dran waren, sich national zu vereinigen, wurden durch eine Verschiebung des Schwergewichts bei den indirekten Wahlen von den ukrainischen Bauernmassen auf den großrussischen Großgrundbesitz beseitigt. In der dritten Duma saß daher kein Ukrainer mehr. Seit dieser Zeit begannen die Fremdvölker in Rußland nicht mehr zentripetal zusammen mit der großrussischen Linken zu arbeiten, sondern zentrifugal. Schon lange bevor in Deutschland jemand auf den Gedanken kam, daß der Zarismus wieder einmal, wie so oft in früheren Zeiten, die innere Unzufriedenheit nach außen explodieren lassen wollte, war es den führenden Männern in Russisch-Polen und der Ukraine klar, daß der große Entscheidungskampf vor der Tür stände, der aus Rußland ein Osteuropa machen würde. Deswegen schuf vor dem Kriege Pilsudski in Oesterreich die Schützenverbände, die sich zu Anfang des Krieges in die polnischen Legionen verwandelten, und die Ukrainer, die es in der ersten Revolution erreicht hatten, daß die schlimmsten Bedrückungen der ukrainischen Sprache beseitigt waren, arbeiteten fieberhaft an ihrer nationalen Wiedergeburt. Als der Weltkrieg ausbrach, hofften die Fremdvölker von Anfang an, daß bei einer Niederlage Rußlands ihnen damit ihre Befreiungsstunde schlagen würde. Der sozialdemokratische Ministerpräsident Tokoi sprach bereits am 20. April 1917 in einer Rede in der finnländischen Kammer offen die Hoffnung auf eine Niederlage Rußlands aus. Er sagte damals unter anderem:

„Wir können die Tatsache, vor wem es auch sein mag, nicht verhehlen, daß die Auffassung und der Gedanke in

unserm Volke immer allgemeiner, um nicht zu sagen, einstimmig wurde, daß der Sieg Rußlands Finnlands Unheil bedeute. Bei uns trat der Gedanke in den Vordergrund, daß wenn es dem russischen Zarentum gelingen würde siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen, die Stunde des Untergangs für die Nationen geschlagen hätte, die unter Rußlands Szepter vereinigt waren. In diesen Gedankengängen ist auch der Ausgangspunkt der Bewegung zu suchen, daß ein vaterlandsliebender Jüngling nach dem andern es für richtig und dem Wohle des Vaterlands entsprechend fand, seine Kräfte zum Besten des Feindes Rußlands zu opfern[1]), da man glaubte, daß nur auf diesem Wege das Ziel, die Freiheit Finnlands, zu erreichen sei. Doch ein großer Teil, ja der größte Teil unseres Volkes, bewahrte seine Kaltblütigkeit und nahm sozusagen eine neutrale Stellung ein, aber im Herzen nährte es doch die Hoffnung, daß eine Zeit kommen werde, wo das ganze russische Regierungssystem, ja womöglich das ganze russische Reich zusammenstürzen werde, und daß wir die Freiheit durch den Zerfall der dann in Rußland erfolgen müsse, erringen würden."

Nun wird in Deutschland oft die Ansicht vertreten, als ob die neuentstandenen Kleinstaaten wirtschaftlich nicht lebensfähig seien. Darauf ist zu erwidern, daß diese Gebiete innerhalb Rußlands zu den Ueberschußgebieten gehörten, die das arme großrussische Zentrum mit unterhalten mußten. Gewiß ist bei der Staatswerdung im ersten Taumel der Begeisterung viel zuviel auf äußere Repräsentation gegeben worden. Gewiß herrscht als Erbübel der russischen Bureaukratie noch viel Korruption. Hierbei sehen wir von Finnland, das seiner ganzen Kultur nach zu Skandinavien gehört, ab. Aber auch in Estland und Lettland ist es schon viel besser geworden, wirklich schlimm steht es damit in Litauen und in Polen. Trotzdem halten wir auch für Litauen und Polen das so beliebte Schlagwort vom „Saisonstaat" für einen gefährlichen Selbstbetrug. Auch diese Staaten, besonders Polen, werden durch starke nationale Bande zusammengehalten. Auch soll man dabei nicht übersehen, daß, so groß augenblicklich die Gegensätze zwischen Preußisch-, Russisch- und Oesterreichisch-Polen noch sind, zum ersten Male seit 150 Jahren die polnische Jugend durch die gleiche polnische Schule geht, und dort die heranwachsende Jugend zu gemeinsamem nationalen Denken und Fühlen erzogen wird.

Wir dürfen nicht vergessen, daß unser in elf Teile zerschlagenes deutsches Volk, soweit es geschlossen siedelt, nur zu einem einzigen deutschen Volksstaate zusammenwachsen kann, wenn wir das Selbstbestimmungsrecht der Völker als oberstes

[1]) Hiermit wird auf die Bildung des finnländischen Bataillons in Deutschland angespielt.

Prinzip mit allen Mitteln verteidigen und zur Anwendung bringen. Gewiß kann dieses Prinzip auch übertrieben werden, indem nichtlebensfähige Volkssplitter wie Ladiner, Friesen und Wenden, künstlich von außen her aufgepumpt werden. Aber wo wirklich ernstlich der Wille zum eigenen Staate und eigner Volksboden vorhanden ist, da sollten wir Deutschen nicht leichtfertig anderen Völkern das Recht auf Selbstbestimmung absprechen. So lange Graf Coudenhove-Kalerghi als geborener Paneuropäer den Gedanken propagierte, gegen Litauen von Polen den Korridor für Deutschland einzutauschen, konnte man über diese Dinge mit einem Achselzucken zur Tagesordnung übergehen. Leider hat aber auch in Deutschland eine und die andere Zeitung diesen Gedanken aufgegriffen. Durch solche Unüberlegtheit sind wieder einmal viel deutsche Fenster eingeschlagen worden, die das deutsche Volk teuer wird bezahlen müssen. Gewiß hat die kurzsichtige Politik Litauens in Memel die deutschen Sympathien für diesen Staat stark abgekühlt, aber das ist noch kein Grund, das Selbstbestimmungsrecht, je nachdem es sich auf Deutsche oder Litauer bezieht, mit zweierlei Maß zu messen. Wer die Möglichkeit hat, die sowjetrussische Presse zu verfolgen, erkannte bald, daß dieses schlaue Austauschprojekt von Moskau eifrig gefördert wird. Nachdem durch den Putsch in Kowno die russisch-litauische Freundschaft in die Brüche gegangen war, lag es Moskau vor allem daran, den „litauischen Verräter" zu züchtigen; was war dazu besser geeignet, als Deutschland, auf dessen Rückendeckung gegen Polen die neuen Machthaber in Kowno gerechnet hatten, als unsicheren Kantonisten hinzustellen, der jederzeit bereit sei, mit Polen ein gutes Geschäft auf Kosten Litauens zu machen. Trotzdem haben viele Blätter in Europa die Moskauer Version übernommen. Gewiß ist die jetzige deutsch-polnische Grenze unhaltbar und muß — was auch dem Versailler Vertrag nicht widerspricht — einmal berichtigt werden, das darf aber nicht auf Kosten des Selbstbestimmungsrechts geschehen, sondern mit dem Selbstbestimmungsrecht, weil dieses unsere einzige und beste Waffe ist und bleibt, um all die vielen Millionen ohne Abstimmung uns entrissenen Grenzdeutschen wieder zu gewinnen. Gewiß wäre es denkbar, daß der Völkerbund einmal sich gezwungen sehen wird, ein Machtwort zu sprechen, wenn sich in Osteuropa in einem oder dem andern neuen Staat mittelamerikanische Verhältnisse (d. h. Putsche bei jeder Präsidentenwahl) entwickeln sollten. Aber auch dann täte Deutschland gut, zu den Mächten zu gehören, die nach Möglichkeit das Selbstbestimmungsrecht verteidigen.

***

Inland und Ausland

Zeitschriftenschau.

I.

„Wie sieht es in Deutschland aus?“ fragt ein sehr unterrichteter englischer Anonymus, und gibt darauf eine recht ausführliche, auf dem statistischen Material Englands wie Deutschlands basierte Studie im Januarheft der „Quaterly Review“ (London, John Murray, Nr. 491), deren Grundton schon aus den ersten Sätzen motivisch eindeutig klar wird: „Deutschland ist zwar im Krieg besiegt worden, aber schwerlich wird sich jemand einbilden wollen, daß das deutsche Volk diese Niederlage als endgültig betrachtet. . . . Schwedische und holländische Staatsmänner und Patrioten haben in früheren Jahrhunderten ihrem Volke klargemacht, daß alles darauf ankäme, nun zu vergessen, daß es einst Großmacht gewesen. Völlig niedergerungen, dachten Schweden wie Holland niemals daran, sich wieder zu erheben, weil die Einbußen an Land und Bevölkerung uneinholbar erschienen. Solche Hindernisse liegen aber keineswegs auf dem Wege Deutschlands. Den Charakter der Völker bilden ihre Geschichte, ihre gesammelten Erfahrungen und ihre Tradition. Das neue Deutschland stieg gleich dem römischen Reich aus den kleinsten Anfängen auf. Das alte Deutsche Reich war nach dem Muster des römischen geformt. Diese Tatsache ist denen nicht fremd, die Bryces berühmtes Werk ‘Das heilige Römische Reich‘ gelesen haben. Das Römische Reich deutscher Nation ging zu Napoleons I. Zeiten unrühmlich zugrunde. Es war eine politische Ungeheuerlichkeit geworden, und an seine Stelle trat ein preußianisiertes Deutschland, ein Erobererstaat, der in hohem Maße die Eigentümlichkeiten des römischen Militärstaates besaß. Treitschke, Delbrück und zahlreiche andere deutsche Historiker haben historische Parellelen zwischen dem alles erobernden Rom und dem neuen Deutschland gezogen.

Der Aufstieg des neuen Deutschlands war fabelhaft. Die Hohenzollern waren ursprünglich ein kleines Adelsgeschlecht Süddeutschlands. Durch erfolgreiche Händel, skrupellose Diplomatie, ausgezeichnete Organisation und stramme militärische Disziplin machten sie aus den Deutschen ein Volk der Soldaten, Arbeiter und Denker. Jedes deutsche Schulkind lernt die bewegte Geschichte des kleinen Brandenburg, einst eines unbedeutenden Ländchens von der Größe der kleineren Balkanstaaten, das ein wohlhabendes und mächtiges Land wurde. Und jeder deutsche Bürger ist mit den Großtaten des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen, Wilhelms I., Steins und Bismarcks vertraut. Endlich weiß jeder Deutsche, daß er der vorzüglichsten Rasse der Welt angehört, daß die Leistungen anderer Nationen im Vergleich zu der seinigen entweder unbedeutend sind oder auf teutonischen Ursprung zurückgehen. So hat das neue Deutschland wie das alte Rom schwere Niederlagen erlebt, die die Bedeutung von Herrscher und Volk für den Aufstieg nur vergrößert haben. 1806 z. B. erlebte der Hohenzollernstaat eine solche Katastrophe. Häufig werden Völker im Kriege geboren und müssen in der Friedenszeit wieder zugrunde

gehen. Das neue Deutschland aber hat wie das alte Rom niemals einen wahren Frieden gekannt. Seit Jahrhunderten war der Hohenzollernstaat ein waffenstarrendes Lager, ein Volk, das sich auf den kommenden Krieg immer schon wieder vorbereitete."

Nach dieser Präambel, die an Deutlichkeit wohl nichts zu wünschen läßt, geht der ungenannte Verfasser zu seiner These über, daß sich das Schicksal moderner Völker nicht wie in der Vergangenheit auf dem Schlachtfelde, sondern auf dem Gebiete der Industrie entscheide. Das hätten auch die deutschen Wirtschaftskapitäne sehr genau gewußt, und darum lieber Frieden gehalten, um so ihr Land zu ungeahnter Blüte zu bringen. Hof und Junker seien es da gewesen, die diese Pläne durchkreuzt hätten. Aber gleich nach der Niederlage habe die Wirtschaft gewußt, daß sie durch friedfertige Industrie wieder einbringen werde, was Deutschland im Kriege verloren. Und die republikanischen Politiker hätten sich nur allzu genau gemerkt, was ihnen von den Wirtschaftsführern vorgesprochen worden sei. Und nun geht es in der alten Leier weiter. „Deutschland ist entmilitarisiert, aber keineswegs entwaffnet worden, wie auch sein Eroberwille nicht ausgetilgt werden konnte. Die deutsche Energie ist vielmehr nur abgelenkt worden vom Militarismus auf mehr friedfertige Ziele, und das ganze Volk glaubt fest daran, daß das Reich im Frieden all seine Kriegsverluste wieder aufholen werde und sogar noch darüber." Beweis dafür: unser Aufstieg aus dem Sumpf, in den uns der Versailler Friede gestoßen. Bedeutende Landesteile mit $6^1/_2$ Millionen Einwohnern, Kohlengruben, Eisen- und Zinkbergwerken hätten wir da verloren, politische, finanzielle und wirtschaftliche Zerrüttung der schlimmsten Art über uns ergehen lassen müssen, Sabotage und Strikes seien jahrelang an der Tagesordnung gewesen, ohne uns etwas anhaben zu können. Selbst die größte Inflation, die die Weltgeschichte je erlebt, sei geradezu spurlos an uns vorübergegangen. Welch schlagenderer Beweis als die Statistik, die schon für 1925 Zahlen nenne, die überall fast an die Rekordziffern des Jahres 1913 heranführen. Zunächst auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Selbst die Einbußen durch die mangelnde Unterstützung der chemischen Industrie seien da bereits wieder wettgemacht.

„Wenn der Raum es erlaubte, könnte gezeigt werden, daß Deutschland gegenwärtig per Morgen dreimal soviel Brotgetreide, Gemüse, Kartoffeln und Fleisch produziert wie das Vereinigte Königreich. Während die deutsche Kartoffelernte jährlich auf ungefähr 40 Millionen Tonnen kommt, beläuft sich die britische, einschließlich Nord- und Südirland, nur auf 7 Millionen im Durchschnitt. Deutschland hat ungefähr zweimal so viel Rinder und fünf mal so viel Schweine wie die britischen Inseln einschließlich des irischen Freistaats. Abgesehen aber von diesen Vergleichziffern für Ernten und Vieh produziert die deutsche Landwirtschaft große Mengen Tabak und viel mehr Zucker als sie konsumieren kann. Und schließlich ergeben auch die deutschen Waldungen einen sehr beträchtlichen Ertrag." So kommt natürlich das ersehnte Resultat heraus: die uns vom Krieg geschlagenen Wunden sind längst verheilt. Selbst daß Schmalhans einst unser aller Küchenmeister gewesen, ist längst vergessen, denn die Zahlen, die über die öffentlichen Schlachtungen vorliegen, veranschaulichen zur Genüge, wie

die Lebenshaltung wieder gestiegen ist. Zwischen 1920 und 1925 habe die Zahl der Schlachtungen von Ochsen, Kühen, Rindern um ungefähr 50 Prozent zugenommen, für Schweine sich vervierfacht. Diesem Ansteigen der Produktion entspreche nun ein besonders bemerkenswerter Aufschwung in der Industrie und im Bergbau. Und hier dürfte der Verfasser im England des Kohlenstreikes besonders willige Zuhörer haben. Da er hier mit ansteigenden Zahlen nicht operieren kann, verwertet er den Rückgang in der Zahl der eingestellten Arbeiter, der teilweise nicht unerheblich ist, verzeichnet für:

	Steinkohlenförderung Tonnen	Hierzu eingestellte Arbeiter	Braunkohlenförderung Tonnen	Hierzu eingestellte Arbeiter
1922	119 182 590	694 236	137 176 800	142 310
1923	62 316 100	595 459	118 785 000	134 140
1924	118 768 700	558 938	124 637 200	93 713
1925	132 729 100	?	139 804 300	?

und kann nun sagen, daß zwischen 1922 und 1924 die Braunkohlenförderung zwar um 10 Prozent zurückgegangen sei, aber bei einer Einschränkung der Arbeitskräfte um mehr als 40 Prozent. „Während im englischen Bergbau die Produktion nach Kopfzahl der Arbeiter sank, stieg sie in Deutschland rein ertragsmäßig, und wenn Zahlen für 1925 zum Vergleich herangezogen werden könnten, würden sie wahrscheinlich eine weitere Abnahme an Arbeitskräften, aber trotzdem eine beträchtliche Produktionszunahme für Stein- und Braunkohle ergeben.“ Hätten wir doch beispielsweise 1925 52600000 Tonnen mehr Braunkohle gefördert als 1913!

Auch die Zunahme an elektrischer Kraft sei beträchtlich. „In Deutschland ist Elektrizität keineswegs ein Luxus der Reichen. Alle Städte haben elektrisches Licht, sogar die Armen verfügen darüber, und Millionen von Bauern arbeiten zum großen Vorteil ihres Anwesens mit elektrischer Kraft. Mit Deutschland verglichen hinkt England in geradezu beschämender Weise hinterdrein. Leider kann England weder Millionen Pferdestärken wie Deutschland aus Wasserkraft gewinnen, noch hat es so billig Kohle zur Verfügung, zumal ihm Braunkohle ganz fehlt. Indem Deutschland aber auf Braunkohle und Wasserkraft für seine Elektrizität zurückgreift, spart es wohlweislich seine kostbare und unersetzliche Steinkohle, an der es trotz seiner großen territorialen Verluste einen größeren Vorrat als England besitzt.“

Und nun lehrt ein statistischer Ueberblick über unser rollendes Material, daß Deutschland auch hier wieder in einem für englische Augen keineswegs erfreulichen Aufstieg begriffen ist. Auf 100 Schienenkilometer errechnet der Verfasser für 1913 38 Lokomotiven, für 1924 aber bereits 54, d. h. eine Zunahme von 40 Prozent während in der gleichen Zeit die Ziffer für Personen- und Güterwagen um etwa 30 Prozent gestiegen sei und das bei einem rücksichtslos durchgeführten Abbau von Eisenbahnarbeitern, deren Kopfstärke noch 1922 1 034 662, 1924 aber nur 724 964 betragen habe. Und ähnliche Kurven finden sich in allen anderen Industrien durchgehends. „Während die englische Produktion auf den Kopf des

Arbeiters berechnet in den letzten Jahren nachgelassen hat, ist sie in Deutschland in starkem Steigen begriffen, weil Qualitätsarbeit sowohl wie Massenproduktion auf amerikanischer Basis an der Tagesordnung sind. Und diese Bewegung steht erst in ihren Anfängen. Denn deutsche Arbeit ist nicht bloß billiger als die englische, sie ist auch besser. Die Löhne sind in Deutschland gegenwärtig etwa um 20 Prozent niedriger als in England, während der Arbeitstag länger ist; arbeiten doch manche Industrien 54—60 Stunden die Woche." Unter diesen Umständen habe sich der Export von künstlicher Seide seit 1923 mehr als verdoppeln können, während es England nicht gelungen sei, die deutsche Spielwarenindustrie in seinem eigenen Lande auszuschalten, trotz aller Anstrengungen, die die englische Industrie seit dem Kriege unternommen hätte. 1913 habe Deutschland für 25 680 000 Mark an Spielwaren nach England exportiert, und 1925 sei die Summe gar auf 38 110 000 Mark angewachsen. Vermutlich sei die richtige Ziffer aber noch um ein beträchtliches größer, da die deutschen Exportfirmen die wahren Zahlen zu verschleiern bemüht wären. Aehnliche Resultate ergeben sich dem scharf musternden Betrachter für Eisen und Stahl, und so kommt er zu folgender Feststellung: „Vor dem Kriege strebten die deutschen Wirtschaftsführer den Weltmarkt durch indirekte Invasion zu erobern durch Unterbietung und eine verschwenderische Kreditbewilligung, worin sie durch absichtlich niedriggehaltene Exportbahntarife, durch großzügige Krediterleichterungen der Banken, und besonders durch Ausfuhrprämien der großen industriellen Verbände unterstützt wurden. Nunmehr aber scheinen die maßgebenden Persönlichkeiten der Handelswelt ihre Taktik geändert zu haben. Sie haben ihre Organisation in der großzügigsten Weise verbessert und kleine oder unerhebliche Betriebe eingehen lassen. Jetzt bemühen sich die Riesenunternehmungen, die für die Industrie ihres Landes tonangebend sind, die großen und gewinnbringenden Märkte durch internationale Arrangements zu reservieren. Bemerkenswerte und bedeutsame Schritte wurden namentlich unternommen, ein Einvernehmen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten herzustellen. Schon ist eine Interessengemeinschaft zwischen den beiden Ländern zustande gekommen. Die Vereinigten Staaten haben erhebliche Summen in den großen deutschen Konzernen und Werken investiert, die ihrerseits wiederum mit den entsprechenden Unternehmungen Amerikas ihre Vereinbarungen getroffen haben." Die auf diese Weise in der deutschen Industrie investierte Summe, meint der englische Kritiker auf 200 Millionen Pfund beziffern zu müssen. Einen weiteren sehr wesentlichen Grund für die günstige Lage der deutschen Industrie glaubt der englische Verfasser in der Inflation suchen zu müssen, die den Unternehmer auf bequeme Art von seinen Zinsverpflichtungen befreit habe, während die englische Industrie nach wie vor schwer daran trage. Außerdem werde in Deutschland die Industrie durch den Staat wie durch die Städte in jeder Weise gefördert, während die englische umgekehrt durch Staats- und Gemeindesteuern oft fast erwürgt werde, woran die Sozialisten besonders beteiligt seien, offenbar in der wohlgemeinten Absicht, durch Ruinierung von Handel und Industrie das Land in die Revolution zu treiben.

Eine so vernünftige Gebarung in Deutschland habe denn auch ein deutliches Anwachsen des allgemeinen Wohlstandes zur Folge gehabt, wofür der steigende Verbrauch von Genußmitteln aller Art als Beweis gelten muß. Trotz seines Bevölkerungsverlustes weise Deutschland 1925 denselben Weinverbrauch auf wie 1913, während der Tabakkonsum im gleichen Zeitraum sogar noch um 50 Prozent gestiegen sei, ungeachtet der recht bedeutsamen Preissteigerung. Die Kaffee-Einfuhr ist freilich stark zurückgegangen (1913: 164240 Tonnen, 1925: 88777 Tonnen), dafür aber habe der Kakaoverbrauch um 60 Prozent zugenommen. So steht es für den Engländer unumstößlich fest, daß Deutschland allein darauf aus ist, durch Industrie und Handel seine Kriegsverluste wettzumachen. Nichts illustriere diese Tatsache besser als die außerordentliche Regsamkeit in Technik und Erfindung. „Zwischen 1913 und 1925 ging die Zahl der an Hochschulen Studierenden von 60 061 auf 58 867 zurück. Jura, Medizin, Theologie und Philologie waren als Studium weniger begehrt. Dafür hatte sich die Zahl der Studenten an Technischen Hochschulen verdoppelt: sie betrug 1913: 11 767 und 1925: 22 634. Zur Patentierung wurden beim Patentamt angemeldet:

1909:	11 995	1921:	15 642
1910:	12 100	1922:	20 715
1911:	12 640	1923:	20 526
1912:	13 080	1924:	18 189
1913:	13 520	1925:	15 877

Der Gegensatz zwischen Vor- und Nachkriegsjahren springt in die Augen. Industrielle, Politiker, Behörden, Schule und Geistlichkeit und schließlich die arbeitende Bevölkerung waren sich darin einig, Deutschlands Macht und Gedeihen durch harte Arbeit und Wirtschaftlichkeit wieder zu erringen.“ Eine merkwürdige Begründung muß allerdings zur Stützung dieser Ansicht herhalten: der Engländer bildet sich nämlich ein, daß unsere Arbeiter, obwohl sie in der Mehrzahl Sozialisten seien, sich bereitwilligst mit einer Ueberschreitung des Achtstundentages und der Herabsetzung der Löhne abgefunden habe, da ja sonst nicht die Strikes so merklich abgenommen haben könnten! Und um nun das Maß für seine Leser, die um jeden Preis eingeschüchtert werden sollen, ganz voll zu machen, muß endlich noch die bereits wieder deutlich in die Erscheinung tretende Bevölkerungszunahme (von 61 797 000 Menschen im Jahre 1920 auf 63 342 000 im Jahre 1925) als Gespenst auftreten, das um so bedrohlicher sei, als Frankreich noch immer keine Zuwachsziffern zu melden habe, und schließlich wird auch noch die geistige Offensive gestreift, an der Schule und Kirche eifrig arbeiteten. Wie nach 1806 arbeite man in Deutschland wieder an der körperlichen Ertüchtigung der neuen Generation. Training in allen Sportarten stehe jetzt auf der Tagesordnung, während man bis 1914 davon so gut wie nichts gewußt habe. Wandervögel und Deutsche Turnerschaft, Alpenverein und Schwimmvereine müssen herhalten für den Nachweis, daß Sport eine patriotische Pflicht geworden sei, und als solche höchst ernst genommen werde. So ist das deutsche Volk in

allen Teilen sorgfältig vorbereitet für eine Revision der Verträge von 1919. „Im modernen Krieg heißen die ausschlaggebenden Waffen Eisen und Stahl, Technik, chemische und elektrische Konzerne. Alle diese Industrie hat Deutschland mit Umsicht und Erfolg gefördert. Wenn aber gesagt worden ist, daß der Krieg der Zukunft in der Luft entschieden wird, so ist auch da zu bemerken, daß Deutschland seinen Luftdienst gewaltig vergrößert hat. 1925 wurden 18 624 Flüge mit 55 185 Passagieren unternommen, und nach dem Urteil bestunterrichteter Deutschen steht die Luftschiffahrt erst im Anfang ihrer Entwicklung."

So scheint für das Auge dieses ängstlichen Beobachters alles auf eine Wiedergeburt Deutschlands hinzudeuten und die Folgen für England, das seine besten Kräfte im Klassenkampfe verzehre, unabsehbar. Daß der Verfasser, der wohl wußte, weshalb er mit seinem Namen im Dunkeln blieb, es nur darauf abgesehen haben sollte, seinem Volk mit diesen Auseinandersetzungen nur einen Ansporn zu geben, darf mehr als unwahrscheinlich genannt werden. Die Auswirkung des gewiß an allen maßgeblichen Stellen beachteten Aufsatzes ist schwer abzusehen, wird aber keineswegs der verständnisvoll angebahnten Annäherung der beiden Völker ein rascheres Tempo geben.

II.

Das Jahr 1921 brachte dem hervorragenden Aphoristiker und Philosophen Henri Frédéric Amiel, der in Deutschland als Verfasser des „Journal intime" längst seine erlesene Gefolgschaft besaß, zu seinem hundertsten Geburtstag etwas wie eine Auferstehung in einer ganzen Reihe mehr oder minder tiefer Gedenkaufsätze. Auch die „Preußischen Jahrbücher" haben damals in ihrem Septemberheft des feinsinnigen Schweizers gedacht, der in seinem so materiellen Jahrhundert, mit seinen Klagen über die verfallende Zivilisation der Menschheit keine rechte geistige Heimat finden sollte, und der Genfer Professor Bernard Bouvier hat ihm von neuem seine ganze Arbeitskraft zugewandt, und aus dem ungehobenen Schatz seiner Tagebücher, die auf 16 000 Seiten beziffert werden, das Journal in einer tausendseitigen Ausgabe in neuer, reicherer Auswahl vorgelegt. Aus dem kaum übersehbaren Reichtum der unveröffentlicht gebliebenen Aufzeichnungen hebt nun Edmond Jaloux im Januarheft der „Nouvelle Revue Française" eine Episode heraus, die in der Tat eigen- und einzigartig genug erscheint, um auch hier wenigstens in ihren Umrissen festgehalten zu werden. „Diese Episode widerspricht so ungefähr allen erdenklichen Vorstellungen", meint Jaloux, „Amiel, damals mit einer Frau befreundet, deren Liebhaber er wird, wobei zu beachten ist, daß er als fast Vierzigjähriger bis dahin noch keine Frau körperlich kennengelernt hat — erlebt darin eine solche Enttäuschung, daß er gern wieder zu dem früheren Freundschaftsverhältnis zurückkehrt und auf jede weitere ähnliche Erfahrung verzichtet. Und nun gewahrt man diese Frau, erniedrigt von solcher physischen Gleichgültigkeit, abgewiesen und gar ausdrücklich verschmäht als Ehefrau, ihn dennoch mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft betreuen, die noch Jahre überdauert, und deren Stärke und Unbedingtheit an die berühmten großen ver-

blendeten Leidenschaften erinnert. Wahrlich, Stoff genug zu unendlichen Ueberlegungen aller Art. Wie man auch über den Charakter Amiels in diesem Fall oder sonst urteilen mag, er bleibt doch immer derjenige, der es wie kein anderer unternommen hat, über sich selbst letzte Wahrheit zu finden." Und nun ein paar Abschnitte aus den merkwürdigen fragmentarischen Eintragungen.

2. April 1859.

„Sollte es eine Antwort der Vorhersehung sein?" Bietet die Liebe. die sich mir in den Vordergrund drängt, die Heilung, die notwendige Kraft und erwartete Lösung. Die Unbekannte vom 13. und 18. März (deren ich durch die Anzeige in einer der Zeitungen vom 25. März nicht habhaft werden konnte) hat mir nochmals geschrieben. Anscheinend war sie Sonntag in Saint-Pierre ganz in meiner Nähe. Diese unsichtbare Ueberwachung durch einen guten Geist hat etwas Wohltuendes; dem Schatten gleich der Antigone, der dem blinden Oedypus den Weg bereitet. Die Frau ist die geborene Trösterin. Dieser Brief ist von einer Anmut, in der Verzicht liegt. Sie glaubt sich abgewiesen und hütet darum ihr Geheimnis; und doch wieder will sie frei von Vorwurf und Bitterkeit in der Erinnerung bleiben. Wie viel unnützer Kummer, an dem doch nur eine unerklärliche Verspätung auf der Post schuld ist. Die Unbekannte interessiert mich nachgerade wirklich, zumal sie mir als Person von sympathischem Aeußeren in Erinnerung ist, die errötete, wie sie einem meiner Nachbarn einen Hocker anbot. Wenn das Antigone ist, gefällt mir Antigone wirklich ausnehmend. Auf ihrem Gesicht glaubte ich Empfindsamkeit, Bestimmtheit, Nachdenklichkeit, Geist und Anmut zu finden, und diese Züge würden nur dem Eindruck entsprechen, den ihre drei Briefe auf mich machten, die mit dem süßen Namen Marie gezeichnet waren. Leider ist der heutige Brief ein Abschiedsbrief, und es fehlt mir jeder Faden, an dem Geheimnis weiterzuspinnen. Rein garnichts weiß ich über meine junge Leserin. nichts, das mir dazu verhelfen könnte, sie wiederzufinden. Ich will drüber nachdenken; die Nacht wird Rat bringen. Wer weiß, ob es nicht ein Gruß des Glücks, ein letztes Lächeln der Jugend ist, eine letzte Aufforderung des Schicksals, das Ultimatum der Liebe? Erfahrung sollte dich belehren, nicht töricht Gefühle zu zertreten, die man dir entgegenbringt. Deine furchtsame und stolze Natur hätte nie damit angefangen — aber ein solcher Wink ist kein Symptom, das man von der Hand weisen sollte: im Gegenteil . . . schön doch nach allem die weibliche Seele, die bewundert, liebt und glücklich machen will, wen sie liebt. Ich bewundere Gott in diesem Werk, und diese bewegte Betrachtung hat mich religiös gestimmt.

9. Juli 1859.

Letzte Vorlesung im Semester, die meine Schüler sehr freundlich aufnahmen. Ich erhielt einen Abschiedsbrief von den Damen M. Mein Verhältnis zu X. klargestellt. Alles heute vereinigt: Beschäftung, Arbeiten, Hoffnungen. Der ganze Tag ging mir seltsam nahe: ich wähnte, heute Mann zu werden und meine Frau von Warens gefunden zu haben. Es wurde nichts daraus. Eine sachliche und leicht egoistisch gefärbte Klugheit war stärker als das

Gefühl. Sie ist weder zärtlich noch von glühendem Verlangen, weder leidenschaftlich noch hingebungsvoll. Sie ist vor allem scharfsichtig, überschlägt alles ganz ruhig und läßt höchstens ein Strohfeuer abbrennen. Aber vielleicht ist das besser so. Sie hat mir ihre Freundschaft bekräftigt, und ich habe dadurch, wie mir scheint, meine innere Freiheit wiedergewonnen. So bin ich zwar um eine wichtige Erfahrung gekommen, aber dafür habe ich eine andre gemacht, an die ich nicht gedacht hatte. Ich wurde dafür bestraft, von echter Frauenfreundschaft geträumt zu haben, indem ich einsehen mußte, daß es die nicht gebe. Zurück blieb eine nicht befriedigte Neugier meiner Sinne, und meine um nichts gebesserte männliche Verlegenheit. Gleichwohl: diese Lösung ist besser als keine, und so trank ich in gewohnter Weise meinen Schoppen in der Brauerei Nüsser . . .

25. September 1860.

Schrecklich, wenn die alten Leidenschaften wieder erwachen. Meine Gedanken von gestern Abend folgten der italienischen Neigung und ließen sich von den Verführungskünsten der Venus einwickeln. Bis nach Mitternacht Parny, Bertin, La Fontaine gelesen, heut früh Ovid und Apuleius wieder aufgeschlagen. Die versäumte Zusammenkunft (das Billett kam erst heut morgen in meinen Besitz) wirkte auf mich ebenso aufstachelnd als hätte ich mitten im Tage zu viel starken schwarzen Kaffee zu mir genommen. Unter diesen Umständen peinigte mich Venus wie einen jungen Menschen, und die nagende Neugier, die Lust kennen zu lernen, kitzelte meine Einbildungskraft wie einst den heiligen Antonius. Je mehr ich mich vor der Realität vorsichtig zurückziehe und enthaltsam bin, je stärker wird die Versuchung nach freier Lektüre. Meine Unkenntnis der wirklichen Frau macht mir weniger den Kopf warm, als wenn ich mich mit den Erotikern als Mensch fühle, der jung und leidenschaftlich ist und nach den Freuden Aphroditens und dem Sturm der Sinne lechzt. Mit meiner Scham vor den Gegebenheiten des Lebens und meinem Stolz, wenn es mir gelang, sie ins Geistige zu transformieren, komme ich mir vor wie eine Frau, die unter ihrer Scham leidet; ich übe Revanche im voraus, weide mich an verbotenen Genüssen in der Zurückgezogenheit einer verbotenen Lektüre . . .

28. September 1860.

Wenn auch widerstrebend — der Sprung in die Natur muß bei erster Gelegenheit gewagt werden. Wenn du kindlich, leer und läppisch geblieben bist, so geht das zum Teil auf Kosten dieser langen Kindheit. Wenn es dich oft zu galanten Poesien und erotischen Büchern hingezogen hat, so geschah es, weil du die Natur nicht zu ihrem Recht kommen ließest. Wenn du deine Mannheit etwas ernster nehmen willst, mußt du heiraten, aber vor der Heirat mußt du dir Aufklärung verschaffen, um dich vor leidiger Enttäuschung zu bewahren.

Merkwürdige Ratschläge, die vielleicht für deinen Geburtstag bestimmt sind . . .

7. Oktober 1860.

Im allgemeinen hat sich nichts verändert. . . Meine ersten Schritte im großen Garten der Liebe haben mir einige nützliche Lichte aufgesteckt, ich bin gewitzigt geworden; ich habe erkannt, daß all die Bedenken und Skrupel nur bei mir lagen. X. ist fröhlich, bescheiden und hat mich für alle Zeit glücklich gemacht. Meine letzte Einsicht bleibt immer die: was am meisten an einer Frau anzieht, ist nicht ihre Gunst, die sie zu verschenken hat, ihr Herz ist hundertmal mehr wert. Wen die Schönheit überwältigen soll, der muß sich an die Bildhauer und Maler halten, und für die Sinnlichkeit an die Dichter. X. ist hübsch und gut gewachsen, und doch sage ich mir: das ist auch alles. Zum Glück gibt es auch sonst noch was, denn die Ehe wäre ohne das reinste Torheit. Und sie darf doch nur ein erhabenes Opfer sein. Ihre wahrhafte Bedeutung steht mir im Augenblick klarer vor Augen als je, und das Zölibat scheint mir jetzt weniger verteidigungswürdig.

14. Juli 1861.

Darf ich die Gedanken aufschreiben, die heut morgen meine Lagerstatt aufsuchten? Warum nicht, heißt die Maxime Montaignes. Ich wähnte mich verheirathet und begriff plötzlich, was die Zärtlichkeiten einer liebenden Frau Reinigendes für den Mann bedeuteten. Nichts mehr von glühendem Verlangen und Allmacht der Lust, nur männliche Großmut. Mitleid mit der Natur, Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit, fortschreitende Erkenntnis des Wahren, Abstreifen gefährlicher Illusionen, Reife des Augenblicks, Offenbarung, Einweihung, Aufsteigen in diesem Betracht. Der Mann räumt auf mit falschen Empfindlichkeiten, falscher Abneigung, falschem Ideal. . . . Die moralische Uebelkeit, die mir in frühester Jugend eine vorzeitige und finstere Auffassung des Geschlechtlichen aufsteigen ließ, schwindet nun endlich. Nach dreißig Jahren der Qual, der Versuchungen, der Unruhe, kehre ich zur Einfachheit zurück. Seltsame Odyssee! Andere richtet ein erster Verlust der Keuschheit zu Grunde, mich heilt der erste Bruch der Enthaltsamkeit.

24. Juli 1861.

Warum ist der letzte und höchste Liebesbeweis, das erhabenste aller Werke, die Erschaffung des Menschen nämlich, von der Natur mit den niedrigsten und schmutzigsten körperlichen Funktionen verbunden? Etwa um diese Funktionen als geringwertig zu kennzeichnen? Oder um den Stolz des geistigen Menschen zu demütigen? Nein. Das entscheidende ist der Glaube an die Natur, die kindliche Wiedervereinigung mit ihr, die fromme Unterwerfung unter ihre Zwecke und ihre Weisheit, Dankbarkeit gegen sie und die Ueberzeugung, daß sie in der Frau für den Mann, im Mann für die Frau alle Güter, alle Tröstungen, alle Freuden versteckt hat, die das gemeinsame Leben benötigt, daß in ihnen beiden und in ihren Beziehungen zueinander sich alles in allem die Geheimnisse, Gegensätzlichkeiten, Entsprechungen, alle Wahrheiten des Universums finden, soweit sie zugänglich und erkennbar sind, derart, daß man erst in der vereinten Existenz den Inbegriff der Welt besitzt,

die Quintessenz der Geschichte, die Summe der Natur. Wenigstens finde ich in dieser religiösen Vorstellung das Gleichgewicht wieder, das meine unvollkommene Erfahrung und lockere Lektüre erschüttert hatte. Vom höheren Standpunkt aus begreift man die Serpentine und Abirrungen seines eigenen Weges. Einzig die Vernunft hat immer recht, und die innere Freiheit besteht darin, daß man zur Vernunft zurückkehrt.

30. September 1861.

Ich finde X. seit zwei Minuten in dem verschwiegenen Pavillon geschmiegt, und still zitiere ich mir die hübschen Verse Monniers: La femme qui vous aime est un chevreu fidèle . . . . . Ich habe dies köstliche Gefühl der Beheimatung erfahren, weiß was es bedeutet, wenn man zu Hause sehnlichst erwartet und liebkost wird. Bei mäßiger Dunkelheit war der Himmel, an dem kein Wölkchen mehr stand, übersät von Sternen, die aus dunklem Samt leuchteten. Ich war schnell gegangen und erhitzt. Sie wickelt mich in ihr herrliches Tuch, das groß genug ist für zwei, wir sitzen wie zwei Vögelchen, die bis über die Ohren in ihren Federn stecken, und schwatzen über alles, was uns interessiert, über das, was ihr Spaß macht und sie langweilt, über meine Reisepläne, über Mad. Ristori, die verschiedenen Arten der Anhänglichkeit, über Symbolik, die verschiedenen Arten der Küsse, über Erziehung, unsere jüngste Lektüre, wie sich Liebe in Freundschaft wandelt, über die Gründe die sie im September nach Paris rufen, über ihren Jungen. Im Glanz der Milchstraße kamen wir ganz ruhig, doch unversehens darauf zurück. Auch sie wünscht, daß ich heirate und mit ihr meine stilistischen Uebungen und literarischen Unterhaltungen fortsetze. Bei mir, sagt sie, empfinde sie jetzt nicht mehr den leisesten Zwang und lasse sich bis auf den Grund ihrer Seele blicken. Tatsächlich hat sie sich ganz wesentlich verändert und ist viel offenherziger geworden. Auch fühlt sie sich seit zwei Jahren viel vollkommener und ruhiger. So glaube ich wohltuend auf sie gewirkt zu haben."

III.

„Sveco-Germanica" nennt sich eine Monatsschrift für deutsch-schwedischen Kultur- und Handelsaustausch, die von Gösta F. Bloch in Stockholm herausgegeben wird und die gemeinsamen Interessen der beiden Länder zum Ausdruck bringen will. Die Ausstattung soll besonders gepflegt werden, und nach der ersten Nummer, die äußerlich einen vornehmen Eindruck macht, hat man keinen Grund, daran zu zweifeln. Aber ist auch dafür Sorge getragen, daß die kulturell wirklich exportfähigen Güter zum Austausch gelangen? Ein Gedicht Gustaf Frödings, „Klaas Hansen und Jan Jansen", mutet etwas belanglos an, und daß Gustav Manz sich gerade über Walter Flex verbreitet, kann dem neuen Deutschland nicht notwendig zwingend erscheinen. Entschieden aber Verwahrung muß gegen die Aphorismen eingelegt werden, die bei mehr als einem Leser eine merkwürdige Vorstellung von uns aufkommen lassen könnten, wenn er liest: „Der Deutsche findet die Arbeit ehrenhaft, nicht erniedrigend. Er ist stolz auf seine

Arbeit. Darüber hat der Engländer ein souveränes Lächeln." Wir sind heut weit entfernt von dem Evangelium, daß allein an deutschem Wesen die Welt genesen könne, und der Flame Herbert Martens, dessen Worte sich hier nach dem letzten Dezemberheft der „Deutschen Rundschau" zitiert finden, hat diese Antithese in einen ganz anderen Zusammenhang gestellt: sie gehören einer Besprechung des Grimmschen Romans „Volk ohne Raum" an. Aber es finden sich wirklich andere, bessere Berührungspunkte, wie zum Teil schon aus der kurzen Zusammenstellung hervorgeht, die Generalkonsul Max Däumichen über die Deutsche Gesellschaft in Stockholm macht, und wie noch deutlicher aus den knappen Auslassungen Dr. Fritz Decks über schwedisch-deutsche Wirtschaftsbeziehungen hervorgeht. Das Wichtigste daraus mag zur Illustrierung des Gesagten hier folgen:

„Für eine Reihe von deutsch-schwedischen Beziehungen ist die Zeit der Wiedereinrenkung noch nicht abgeschlossen. Im Verlaufe des gewaltigen weltwirtschaftlichen Anpassungs- und Ausgleichsprozeßes, der sich in voller Stärke erst auswirken kann, wenn die Währungsunsicherheit in allen wichtigen Ländern beseitigt ist, dürften manche noch heute abgerissene Fäden zwischen Deutschland und Schweden wieder angesponnen werden. Es will aber scheinen, daß auf drei Gebieten kaum mehr eine Rückkehr zum alten Zustande erfolgen wird.

Bis zum Weltkrieg war Deutschland und vor allem Hamburg die Mittlerhand für den schwedischen Bezug einer Reihe überseeischer Waren (Kaffee, Reis, Getreide usw.). Der Krieg zerbrach mit einem Schlage diese Rolle. Schweden hat statt dessen intime eigene Beziehungen mit den Ueberseeländern angeknüpft und eine ganze Reihe von Reedereilinien zu diesem Zwecke eingerichtet. Ein Teil der alten Vermittlungsgeschäfte wird aber doch schon wieder von Deutschland besorgt. Nach Lage der Dinge scheint es indessen ausgeschlossen zu sein, daß Deutschland die frühere Vermittlerrolle wieder ganz übernehmen kann.

Vor dem Kriege und auch nachher noch war nicht unbeträchtliches deutsches Kapital in der schwedischen Erz- und Eisenindustrie angelegt. Auch hier ist eine Verschiebung eingetreten. Namentlich sind es die großen Possehlschen Interessen (Fagersta), die in schwedische Hände übergegangen sind.

Ueberhaupt dürfte ein völliger Umschlag in den deutsch-schwedischen Kreditverhältnissen eingetreten sein. Bei Kriegsbeginn hatte Deutschland wahrscheinlich mindestens 1/4 Milliarde Kronen in schwedischen Wertpapieren verschiedener Art angelegt. Mehrere schwedische Staatsanleihen waren teilweise in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt und von deutschen Käufern erworben worden. Auch Hypothekenbankobligationen und andere Wertpapiere haben seinerzeit ihren Weg nach Deutschland gefunden. Diese Kapitalanlagen dürfte Schweden in der Hauptsache zurückgekauft haben. Das Verhältnis ist heute sogar das umgekehrte.

Schweden hat sich mit nominell 25 Millionen Kronen an der sogenannten Dawesanleihe beteiligt. Seitdem haben schwedische Banken und Kapitalistenkreise wohl noch für 75 bis 100 Millionen Kronen andere deutsche Wertpapiere erworben. Außerdem haben große schwedische Gesellschaften, voran die Svenska Tändsticks

A.-B. und ihr Konzern, bedeutende Kapitalbeträge in Deutschland untergebracht. Der Zündholztrust beherrscht 70 Prozent der gesamten deutschen Zündholzproduktion. Man geht wahrscheinlich nicht in die Irre, wenn man den gesamten schwedischen Kapitalbesitz in deutschen Grundstücken, Fabriken und Wertpapieren zur Zeit auf mindestens 1/4 Milliarde Kronen beziffert. Das Verhältnis hat sich also tatsächlich gegen die Zeit vor dem Kriege umgekehrt. Wenn auch anzunehmen ist, daß nach Schweden verkaufte deutsche Wertpapiere im Laufe der nächsten Jahre von Deutschland zurückerworben werden, so wird der sich dann festsetzende Dauerzustand wahrscheinlich doch der sein, daß nicht unbedeutendes schwedisches Kapital in Deutschland angelegt verbleibt.

Eine einstweilen noch offene Frage ist es, wie es mit dem deutschen Bezug schwedischen Eisenerzes auf die Dauer werden wird. Das Band zwischen dem Koks des Ruhrgebietes und der Minette Lothringens, Luxemburgs und des alten Nordfrankreichs wurde durch den Friedensvertrag zerrissen. Die rheinisch-westfälischen Hochofenwerke haben sich immer mehr auf die Verwendung von hochprozentigem schwedischen Eisenerz eingestellt. Wie sich aber die Aufrichtung der internationalen Rohstahlgemeinschaft, die das Band zwischen der deutschen und der französischen Eisenindustrie wieder angeknüpft hat, auf diese Verhältnisse auswirken wird, ist noch nicht ganz sicher. In Fachkreisen nimmt man an, daß die Umstellung der deutschen Erzverbraucher auf schwedisches Erz nicht wieder rückgängig gemacht werden wird. Man glaubt im Gegenteil, daß sie weitere Fortschritte machen wird. Ist diese Berechnung richtig, dann kann die schwedische Eisenerzindustrie auch in Zukunft damit rechnen, daß sie einen sehr bedeutenden Teil ihrer Produktion nach Deutschland verkaufen kann. Tatsächlich gingen während der letzten Jahre bedeutend größere Erzmengen von Schweden nach Deutschland als vor dem Kriege. Der deutsche Anteil an der schwedischen Erzausfuhr beziffert sich auf etwa 80 Prozent der Gesamtzahl. In sehr weitem Umfange und stärker als früher ist also das Schicksal dieser schwedischen Industrie mit den Geschicken der bald in einen einzigen mächtigen Trust zusammengeballten deutschen Eisenindustrie verbunden.

Mit dem Fortschreiten des weltwirtschaftlichen Anpassungs- und Ausgleichsprozesses werden wahrscheinlich die übrigen schwedisch-deutschen Handelsbeziehungen der Menge wie dem Werte nach für beide Seiten steigen. Der im Frühjahr nach einem langjährigen nahezu vertragslosen Zustand abgeschlossene Handelsvertrag dürfte die Aussichten dazu verbessert haben. Es bringt freilich auch eine grundsätzliche bedeutsame Aenderung gegen früher: deutschen Schiffen ist die Küstenschiffahrt in Schweden nicht mehr möglich. Die sonstigen Bestimmungen des Vertrages werden wohl aber beiden Teilen gestatten, den gegenseitigen Warenaustausch zu erhöhen. Schweden und Deutschland sind von altersher aufeinander angewiesen. Sind jetzt manche Fäden infolge des Krieges noch abgerissen, so sind andere desto fester geknüpft und noch andere werden wieder ihre volle Stärke und mehr als das gewinnen. Das kräftige materielle Band bleibt nach wie vor auch ein festes Fundament für den alten hochentwickelten Austausch von Kulturgütern zwischen den beiden Ländern."

IV.

Mit dem neuen Jahr stellt sich auch eine neue Zeitschrift ein. Ihren teils in französischer, teils in englischer Sprache gebotenen Beiträgen entsprechend, nennt sie sich „The Review of Nations, an organ for pan-humanism and spiritual freedom" auf der ersten, „La revue des nations, organe de synthèse humaine et de coopération intellectuelle" auf der letzten Umschlagsseite und will laut Ausweis der Buchschleife die Offensive des Weltgeistes gegen jede Form menschlicher Intoleranz ergreifen. Aber der Herausgeber Felix Valyi, ein junger Orientalist, der seine übrigens splendid ausgestatteten Hefte (Nr. 1, 200 Seiten, 1 Dollar) in eigener Verlagsgesellschaft zu Genf herausbringt, gibt in einem programmatischen Einleitungsaufsatz über seine Absichten und Hoffnungen auch genauer Auskunft: „Universalität im wahrsten Sinne des Wortes streben wir an", heißt es da: „Universalität des Geistes, der Sympathie für alle Nationen, Universalität der Kunst und Wissenschaft, zu der wir Politik wie Geschichte, Philosophie und Völkerpsychologie, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Völkerrecht und Soziologie der Religionen zählen.

Universalität, Sympathie, Synthese, diese drei Worte umschreiben unsere Religion der Erkenntnis, seit den Anfängen der Zivilisation die Religion des Menschen, der weiter will.

Nach sechzig Jahrhunderten unablässigen Kampfes von Stamm gegen Stamm, Rasse gegen Rasse, Religion gegen Religion, Trieb gegen Trieb, Reich gegen Reich, worin die tragische Menschheitsgeschichte sich abwickelte, ist die Zeit reif geworden für einen Versuch zur Läuterung der menschlichen Seele, Synthese zu erreichen durch Wissenschaft, durch Mitgefühl für alles was Mensch ist auf dieser Erde, ohne Rassen- oder Sektiervorurteil, ohne Haß und Verachtung für alles wirklich Menschliche.

Die „Review of nations" will den Krieg nicht abschaffen; sie hat ganz im Gegenteil die Absicht, ihn der Dummheit, der Unwissenheit und dem Vorurteil zu erklären. Kämpfen wollen wir gegen jede Art von wirtschaftlicher Selbstsucht, überhebhlichem Imperialismus, sektiererischem Eigenlob; gegen Ausnutzung und alte und neue Formen menschlicher Sklaverei. Wir glauben an Gewissensfreiheit, Freiheit der Seele und Freiheit der Wissenschaft; so sind wir gegen jede Art von gewaltsamer Knechtung des Menschen und seine Unterwerfung durch brutale Gewalt. Nur eine Art von Eroberungen anerkennen wir: die moralischen und geistigen. Und nur eine Art der Knechtung wollen wir gelten lassen: moralische Knechtung durch Sympathie, durch die Dankbarkeit von Mensch zu Mensch und Volk zu Volk.

Wir glauben an moralische und geistige Worte: nicht an Sonderdogmen eines engstirnigen Klerikalismus, sondern an den Allgemeinwert menschlicher Geistigkeit. Daß irgend jemand, ob Kirche oder Lehre oder was sonst, das Monopol der Weisheit gepachtet haben können, lehnen wir entschieden ab, glauben vielmehr an die Vielfältigkeit göttlicher Spielarten in der Offenbarung der Menschheitsgeschichte . . .

Nun aber haben entsetzliche Ereignisse diese Humanität auf allen Kontinenten erschüttert. Ja selbst mit noch schlimmeren

Erschütterungen scheinen Orient wie Okzident für die Zukunft rechnen zu müssen... Schon ist erschüttert, was das neunzehnte Jahrhundert geschaffen, der Liberalismus liegt im Sterben, und die Toleranzidee, die einst menschlicher Auswirkung als leitender Stern voranleuchtete, ist nicht mehr maßgebend für die Beziehungen zwischen den verschiedenen Völkern. Da ist es wahrlich an der Zeit, die törichte Behauptung zu widerlegen, als ließe sich menschliches Gedankengut umbringen. Man braucht sich ja nur in den sechs Jahrtausenden menschlicher Entwicklung umzusehen, um nicht mehr daran zu zweifeln, daß die gewaltsame Unterwerfung einer Rasse durch die andere und einer Klasse durch eine andere stets die letzte Ursache von Untergang und Tod der Völker gewesen ist, während umgekehrt die Kultur sich erst dann zu vollster Blüte entfalten konnte, wenn die Freiheit als schöpferische Kraft zur Geltung kam, und zwar auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft so gut wie auf dem der Wirtschaft. Selbstverständlich ist eine solche schöpferische Freiheit nur möglich auf der Basis gegenseitiger Toleranz und Respektierung, auf der Grundlage der Sympathie für die Vielheit der Kulturen. So große Epochen hat es in den ältesten Zeiten gegeben, wenn auch mit Vorurteilen der Rasse oder Religion beschwerte Historiker das nicht wahr haben wollen. Buddhismus und Islam waren wie das Christentum in ihrer ursprünglichen Gestalt wenigstens Versuche zur Befreiung der menschlichen Seele.

In Europa gelang es der Renaissance im fünfzehnten Jahrhundert noch einmal, die menschliche Persönlichkeit zu befreien: so wurde die europäische Wissenschaft zur gewaltigsten moralischen Waffe der Welt. In Asien hat die neue Bewegung geistiger und nationaler Wiedergeburt dasselbe Ziel im Auge: man will die menschliche Persönlichkeit genau so ihrer Fesseln entledigen, wie es einst die europäische Renaissance getan hatte, indem sie Gedankenfreiheit als höchstes Kulturergebnis verkündete. Soll da menschliche Dummheit wirklich noch einmal zerstören, was in jahrhundertelanger Anstrengung endlich geschaffen ward? Oder ist doch noch genügend schöpferische Energie vorhanden in der europäischen Intelligenz, um ein derartiges Attentat abzuschlagen? Das Schicksal des Okzidents hängt ab von der Antwort, die Europa auf diese Frage geben wird. Aber nicht bloß das Schicksal des Okzidents, auch das des Orients ist damit verknüpft. Asien sieht auf Europa und Amerika, um sich daran ein Beispiel für seine Erneuerungsbestrebungen zu nehmen. Wenn diese Tollhäusler Europas denn wirklich die einzige Grundlage sozialer und wirtschaftlicher Zusammenarbeit, die es hier auf Erden gibt, zerstören wollen, die Toleranz nämlich und die Freiheit der Erkenntnis, was denn sollen wir von den jungen Asiaten erwarten, die doch mit einer Neigung zum Despotismus wahrlich erblich belastet sind und eben erst jene dunklen Jahrhunderte des Niedergangs hinter sich gebracht haben, indem sie den Lichtschein aufnahmen, den die Wissenschaft des Abendlandes nach Asien hin verbreitete? So wird auch Asien wieder zu seiner alten Finsternis verdammt werden, wenn wir uns von dem europäischen Gedanken lossagen. Hier gilt es sich zu entscheiden.

Die „Review of Nations“ hat das bereits getan. Sie will für die Idee geistiger und politischer Freiheit unter allen Umständen kämpfen. Ganz entschieden weigert sie sich, die Gewalt als Regierungsprinzip anzuerkennen. Gern wird sie dagegen alle aufbauenden Ideen, alle wissenschaftlichen, vom Geist der Kritik getragenen Argumente prüfen, soweit sie ihr vorgelegt werden. Unsere Mitarbeiter sollen völlig frei ihre Meinung äußern dürfen, auch wenn sie sich mit der unsrigen nicht zur Deckung bringen läßt. Die „Review of Nations“ stellt sich allen Urteilsfähigen und ihren Ansichten zur Verfügung, wenn sie nur echte Meinungsäußerung sind und sich von Haß und Vorurteil gegen Rasse, Klasse und Religion freihalten. Rücksichtnahme auf die Ueberzeugung des anderen gehört zu unseren Geschäftsgrundsätzen.

Aus diesem Programm wird sofort verständlich, warum der Herausgeber Genf als Verlagsort seines Organs gewählt hat. „Die Schweiz ist die Wiege der europäischen Freiheit und wird den großen Traditionen der Individualität nicht untreu werden.“ Und diese programmatischen Ausführungen finden nun nachhaltigste Stützung durch die Beiträger des ersten Heftes, die natürlich besonders repräsentativ gewählt sind. So der bekannte Germanist an der Sorbonne, Henri Lichtenberger, der einen groß angelegten Ueberblick über den deutsch-französischen Verständigungswillen gibt, wie er in Locarno zunächst seinen unmißverständlichen Ausdruck fand und weiterhin durch Briand und Stresemann, deren Wollen und Wirken er ohne Scheuklappen charakterisiert, zur Realität erhoben wurde. Freilich: „Ungeduldig darf man nicht werden und Ueberstürzung nicht erwarten,“ so schließt er seine besonnenen und besinnlichen Betrachtungen, „vor allem aber lasse man sich weder entmutigen noch zum Pessimismus verleiten. Schon ist Bresche gelegt in die dicke Mauer des Hasses, der Vorurteile und des gegenseitigen Mißtrauens, die die beiden Länder voneinander schied; so gilt es jetzt ohne Ueberstürzung und mit Klugheit zu erweitern, nachdem man die dazu geeigneten Stellen genau zuvor studiert hat. Wenn wir dann voll Zähigkeit und festem Willen unsere Bestrebungen fortsetzen, so kann die französisch-deutsche Annäherung, die heute im Anzug ist, nach so vielen Jahrhunderten blutiger Kämpfe ein europäisches Zeitalter heraufführen, das die Wunden, die der letzte Krieg uns geschlagen, nicht bloß zum Verharschen bringt, sondern uns möglicherweise eine ruhigere und weniger unsichere Zeit beschert als die jüngst vergangene.“

Von den übrigen Beiträgen des stattlichen Heftes seien hervorgehoben: ein Aufsatz des bekannten englischen Völkerbundpolitikers Sir Willoughby Dickinson über die Minoritätenfrage, eine flüssige Studie des japanischen Schriftstellers Kiyoshi Kawakami über Japans Politik im Pacific, dem sich eine Orientierung über die japanische Arbeiterfrage durch Tamon Mayeda anreiht. Der in Indien lebende englische Dichter Marmaduke Pickthall steuert einen lesenswerten Beitrag über das islamitische Erziehungsproblem bei, während die Negerfrage in Amerika durch den kundigsten Angehörigen dieser Rasse, William Pickens, erörtert wird. Daß Deutschland in dem reichen Heft so würdig vertreten ist, muß besonders angemerkt werden: unser japanischer Botschafter,

Wilhelm Solf, hat seinen im vergangenen November in der Berliner „Ostasiatischen Gesellschaft" gehaltenen Vortrag über Mahayana zur Verfügung gestellt, und Richard Wilhelm, den wir mit Stolz an der Spitze des Frankfurter China-Instituts wissen, ist mit einer Abhandlung über die Quellen der chinesischen Dichtung vertreten. —

Denselben Versuch, in den Felix Valyi mit offenbar reichsten Mitteln eintreten konnte, unternimmt mit bescheidenem Aktionsradius Arpard Török in einer „Monatsschrift für die europäische Verständigung", die er „Zeitgeist" nennt und von Jugoslawien aus leitet. Welche Kreise von Kovin an der Donau erleuchtet werden sollen, wird man erst sagen können, wenn die nächsten Hefte mehr enthalten werden als seine ernste, aber recht akademische Programmrede zur Ideologie der Vereinigten Staaten Europas.

V.

Die im Verein mit Joseph Wittig und Victor von Weizsäcker von Martin Buber herausgegebene Zeitschrift „Die Kreatur" ist an dieser Stelle bereits als Muster eines kulturvollen, von toter Wissenschaftlichkeit völlig freien Organs gerühmt worden. Hier noch ein besonders graziöser, dabei zu tiefster Nachdenklichkeit stimmender Beleg aus einem Essay des in Paris lebenden Russen Leo Schestow (Jahrgang I, Heft 3, Verlag Lambert Schneider) über Wissenschaft und freie Forschung, in dem er an einer Reihe hochwertiger Beispiele die Richtigkeit der als selbstverständlich hingenommenen Gleichung: Wissenschaft = freie Forschung in Frage stellt. Aus der Geschichte der Philosophie weist er schlagend nach, wie für den denkenden Menschen das Suchen nach der Wahrheit eine Jagd nach allgemein gültigen Urteilen geworden sei. So habe der Philosoph seine Erkenntnis, um sie als Wahrheit für alle zu legitimieren, in sonst unverständlicher Selbstverleugnung als übernatürlichen Ursprungs bezeichnet, empfangen aus den Händen des Wesens, das uns lehrt, „daß die Winkelsumme eines Dreiecks zwei rechte beträgt".

Schestow leitet seine kluge Beweisführung ein durch die alte Legende der schönen Thrazierin, die den Philosophen Thales weidlich auslachte, weil er nicht gesehen, was vor seinen Füßen lag, als er, nach den himmlischen Geheimnissen forschend, in einen Brunnen fiel. „Man darf nicht ungestraft den gesunden Menschenverstand und die Wissenschaft mißachten — das offenbart den Menschen ihre ‚alltägliche Erfahrung'. Aber es gibt noch eine andere Erfahrung — und diese offenbart uns, daß man ebenfalls nicht ‚ungestraft' sich dem gesunden Menschenverstand und der Wissenschaft anvertrauen darf." Wie das gemeint sei, dafür die folgende Auseinandersetzung:

„Die Philosophie will um jeden Preis eine Wissenschaft sein. Sie ist, ebenso wie die Wissenschaft, bestrebt, ihr Wissen mit einem dauerhaften Fundament, mit einem Granitfels zu unterbauen. Kant war also voll berechtigt, in der „Kritik der reinen Vernunft" seine berühmten Fragen zu stellen, sowie auch „Prolegomena" zu einer jeden künftigen Metaphysik zu verfassen. Wenn Thales schon auf Erden in einen Brunnen fiel, so versprachen seine

Wolkenwanderungen, wie die Thrazierin ganz richtig folgerte, nichts Gutes. Wir müssen erst lernen, auf Erden sicher zu gehen, und dann wird uns auch am Himmel der Erfolg gesichert sein. Und umgekehrt: wer sich in unserer Welt nicht zu orientieren versteht, der wird auch in anderen Welten nichts entdecken . . .

Hieraus scheint zu folgen, daß Hegel durchaus Unrecht hatte, als er seinen berühmt gewordenen Einwand gegen die Kantsche Erkenntnistherorie aufstellte. Er verglich bekanntlich Kant mit einem Schwimmer, der, ehe er sich in die Fluten stürzt, wissen wolle, wie man schwimmen müsse. Das wäre richtig, wenn weder Kant selbst noch auch irgend jemand vor Kant jemals versucht hätte, die Welt im umfassendsten Sinne dieses Wortes, das heißt sowohl den Himmel als auch die Erde zu erforschen, und wenn alle sich nur auf die Frage beschränkt hätten, wie man sie erforschen solle. In Wirklichkeit verhielt sich alles anders: die Menschen verstanden sich schon viele Jahrhunderte vor Kant aufs Schwimmen, sie schwammen viel und gut (Kant hat dies in seinem grundlegenden Buch ganz besonders unterstrichen), und Kant stellte seine Fragen erst, nachdem er sich selbst schon mehrmals in die Fluten gestürzt hatte.

Der Einwand Hegels erweist sich also, wenn man ihn à la lettre auffassen will, als ein ungeschickter, in aller Eile gezimmerter Sophismus. Aber es besteht kein Grund zu der Annahme, daß Hegel so naiv gewesen und tatsächlich gemeint hätte, man könne sich mit einer so leichtsinnigen Ueberlegung über die von Kant aufgestellten Fragen hinwegsetzen. Alles spricht dafür, daß der Gedanke Hegels viel tiefer und ernster war, und gerade deshalb, weil er tief und ernst war, kleidete er ihn in die Form eines Scherzes. Waren ja doch die Fragen Kants im Grunde genommen von einer Art, daß man sie wohl stellen, sie aber durchaus nicht beantworten konnte — weder so, wie Kant sie beantwortete, noch in irgendeiner anderen Weise. Wer weiß — vielleicht hat auch Kant selbst dies gefühlt und deshalb nur die Hälfte der Frage, die zudem die bei weitem weniger schwierige und wichtige ist, enthüllt, während er das Schwierigste und Wichtigste ebenso verheimlichte, wie auch Hegel in seinem scherzhaften Einwand. Kant, der es unternommen hatte, eine Erkenntnistheorie zu schaffen, das heißt die Wissenschaft philosophisch zu begründen, durfte keineswegs von der These ausgehen, daß wir Wissenschaften — Mathematik, Naturwissenschaften usw. — besitzen. Es gibt Wissenschaften — gewiß, aber das genügt noch nicht. Die Aufgabe besteht ja darin, ihre Existenz zu rechtfertigen. Es existiert vieles, was man nicht rechtfertigen kann und auch nicht rechtfertigen darf. Es existieren Diebsspelunken, Spielhäuser, Bordelle — aber die Tatsache ihrer Existenz spricht weder zu ihren Gunsten, noch gegen sie. Auch die Existenz der Wissenschaften und sogar die ihnen stets erwiesene Verehrung schützen sie durchaus nicht vor möglichen Vorwürfen. Heute sind die Wissenschaften allgemein anerkannt und nutzbringend. Wie aber, wenn dessen, der sich diesen Wissenschaften anvertraut und sich auf sie verläßt, irgendwo schließlich etwas Schlimmeres harrt, als das, was Thales beschieden war, als er durch sein „Fernrohr" den Himmel betrachtete? Müßte dann also ein Philosoph, wenn er ein Unheil

vermeiden will, statt nach Beziehungen zur Wissenschaft zu suchen, diese auf jede Weise abbrechen?

Wie soll man eine solche Frage beantworten? Wohin soll man sich mit ihr wenden? Wen soll man fragen? Und gibt es überhaupt ein Wesen, eine Instanz, an die man sich mit einer Frage wenden könnte? Und wenn es eine solche gibt, an welchen Merkmalen sollten wir dann erkennen, daß wir uns an den Richtigen gewendet haben?

Kant hat, wie ich schon sagte, diese Fragen nicht gestellt. Er „war überzeugt", daß es jemanden gibt, an den man sich wenden kann, daß es entweder in uns oder außer uns eine unfehlbare Instanz gebe, die ein für allemal und fehlerfrei jene Zweifel gelöst hat oder lösen wird, die in dem Hegelschen Einwand verborgen liegen. Anders ausgedrückt: wir können wohl schwimmen und werden nicht ertrinken, nur müssen wir uns Rechenschaft darüber geben, welche Schwimmbewegungen wir anwenden, um uns an der Oberfläche zu halten.

Woher kamen Kant seine Ueberzeugungen? Er schweigt hierüber, als gäbe es da überhaupt nichts zu fragen. Aber es gibt hier wohl etwas zu fragen, und wenn Kant keine Antwort gibt, so müssen wir wohl oder übel an anderer Stelle eine Antwort zu finden suchen.

In Beaumarchais' „Figaros Hochzeit" kommt es zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen Susanna und Figaro anläßlich der künftigen Gestaltung ihres Hausstandes. Gleich beim ersten Einwand Figaros bricht Susanna das Gespräch ab und erklärt mit jener Klarheit, die wir stets suchen, aber bei weitem nicht immer, nicht einmal bei den besten Philosophen, finden, daß sie durchaus nicht beabsichtige, sich mit ihm herumzustreiten und ihm ihr „Rechthaben" zu beweisen. Denn, erklärt sie, wenn sie sich in einen Streit einließe, so würde sie damit schon zugeben, daß sie auch unrecht haben könne. Da haben wir ja, was wir suchten: das richtige, letzte, endgültige „Rechthaben", das keinerlei Zweifel und Fragen mehr zuläßt! Figaro war zum Nachgeben gezwungen, er mußte zugeben, daß er sich Einhalt gebieten müsse vor dem Willen dieses eigensinnigen, aber für ihn unüberwindlich bezaubernden Weibes — ἀνάγκη στῆναι, um sich mit Aristoteles' Worten auszudrücken. Und nun stellt sich plötzlich heraus, daß die oberste Instanz, die endgültig und ein für allemal allem Streit und Widerspruch ein Ende macht, die Laune eines zufälligen, irdischen und vergänglichen, aber lieben und geliebten Wesens ist. So also baute der scharfsinnige und kluge Beaumarchais die Erkenntnistheorie seiner Helden auf. Sind wir nun berechtigt, seinen Scharfsinn auch in jenem Falle auszunützen, da nicht von den leichtsinnigen Helden einer französischen Komödie, sondern von den berühmten Führern philosophischer Richtungen die Rede ist? Sind wir zu der Annahme berechtigt, daß auch Kant, Hegel und selbst Aristoteles eine Susanne hatten, die sie nicht bei ihrem richtigen Namen nennen wollten, vor der sie aber ebenso willenlos und begeistert den Rückzug antraten, wie Figaro vor seiner Geliebten?

Ich weiß, daß ein solcher Vergleich Empörung hervorrufen wird! Hegel, Kant, Aristoteles einerseits und der liederliche Figaro

anderseits. Aber ganz abgesehen davon, daß „Empörung" durchaus nicht als Einwand gelten kann, kann ich mich diesmal auf eine Ueberlieferung, und zwar auf eine klassische, berufen, von der bereits die Rede war. Hat ja doch selbst Plato sich nicht gescheut, uns von dem Zusammenstoß des Thales mit der Thrazierin zu berichten, oder, besser ausgedrückt, davon zu erzählen, wie ein junges, ungebildetes (und scheinbar ebenfalls bezauberndes) Mädchen den Vater der Philosophie öffentlich lächerlich machte. Darüber kann kein Zweifel bestehen: der hochbetagte Thales wurde von einer jungen Thrazierin lächerlich gemacht, denn sie, die auf fester Erde stand, brach in ein heiteres Gelächter aus, während er, in seinem Brunnen zappelnd, hilflos schrie. Es kann auch, wie ich bereits sagte, nicht bestritten werden, daß die Kritik der Thrazierin die Philosophen vieles gelehrt hat: ἀνάγκη στῆναι, dies Wort entstammt nicht der Seele des Aristoteles, sondern der Seele des in den Brunnen gefallenen Thales. Der erschreckte Thales war es, der unter dem lauten Gelächter des schönen Bauernmädchens den festen Entschluß faßte, von nun an nicht mehr aufs Geratewohl hinzugehen, wo Gott ihn hinführen wolle, sondern bevor er weitergeht, sorgfältig vor sich hinzusehen, wo er seinen Fuß hinsetzt.

Das ist die Grundlage dessen, was man üblich Erkenntnistheorie nennt. Kant war am allerwenigsten darum besorgt, die Wissenschaft und die reine Vernunft zu rechtfertigen. Er wußte ebensogut wie Hegel, daß man die Frage der Berechtigung des wissenschaftlichen Wissens nicht aufwerfen dürfe. Er wollte nur die eigenwillige und launische Metaphysik diskreditieren, das heißt zeigen, daß die Metaphysik ihren Bau nicht auf dauerhaftem Granit, wie es die Wissenschaft ist, sondern auf Sand aufführt. Die Erwiderung Hegels müssen wir aber in der Weise auffassen, daß, wenn wir die Ueberzeugung von der Unerschütterlichkeit unserer methodologischen Kunstgriffe bei der Auffindung der Wahrheit beibehalten wollen, wir die Frage, woher wir diese Ueberzeugung haben, besser ganz aus dem Spiel lassen. Wichtig ist, daß wir diese Ueberzeugung haben, wie wir aber zu ihr gelangten, das ist eine zweitwichtige Angelegenheit. Ja, weit mehr: nur eine solche Ueberzeugung ist von Dauer, bezüglich deren niemand sich zu erinnern oder zu erraten vermag, von wo und seit wann er sie hat. Denn wenn wir erst uns zu erinnern und nachzuforschen beginnen, welche Garantie haben wir dann, daß unsere Neugierde uns zu dem gewünschten Resultat führen wird? Wie aber, wenn wir zum entgegengesetzten Resultat gelangen würden, wenn der Wunsch, die Ueberzeugung zu begründen, diese nicht nur nicht festigen, sondern untergraben würde? Wir besitzen ein Wissen, und das Wissen hat uns sehr viel gegeben: man sollte mit dem zufrieden sein, was man besitzt."

Walter Heynen.

Besprechungen

Geschichte

Hans Rohde, Der Kampf um Asien. Zwei Bände: Band I: Der Kampf um Orient und Islam, 270 Seiten mit 12 Karten. Band II: Der Kampf um Ostasien und den Stillen Ozean, 368 Seiten mit 15 Karten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, 1924—1926.

Rohde sieht in dem Kampf um Orient und Islam einer- und um Ostasien und den Stillen Ozean andererseits Erscheinungsformen des Ringens Englands um die Sicherung seiner auf dem Besitz Indiens beruhenden Weltmachtstellung, dessen entscheidendere Partie angesichts der Machtstellung Japans vielleicht in Ostasien an der östlichen Umrandung des Indischen Ozeans gespielt werde. „So entstand der Gedanke, beide Probleme — den Kampf um Orient und Islam und den Kampf um Ostasien und den Stillen Ozean — als die Grundlagen für die mit Naturnotwendigkeit kommende neue Weltenwende, aufgebaut auf dem Ausgang des englisch-französischen Ringens um Vorderindien zu Anfang des 19. Jahrhunderts (!), in einem Werke zusammenzufassen und diesem die Ueberschrift zu geben: „Der Kampf um Asien."

Band I gibt eine Darstellung der politischen und militärischen Ereignisse im nahen und mittleren Osten vor, in und nach dem Weltkrieg. Der Verfasser zeigt England im Kampf mit Frankreich und Rußland um die Sicherung der britischen Weltmacht, Deutschlands Stellung unter Bismarck und Wilhelm II. im anglo-franko-russischen Machtkampf, den Zusammenschluß der drei Mächte und ihr gemeinsames Vorgehen gegen die deutsche Orientpolitik und die von ihr gestützte Türkei. Neben den kriegerischen Ereignissen im Orient von 1914—1918 werden die politischen Zusammenhänge, insbesondere die Haltung Englands gegenüber seinen Verbündeten im Rahmen der britischen Orientpolitik, der Friede von Sèvres und seine Folgen für die Türkei, Deutschland, England und dessen Verbündete behandelt. Das Hauptstück des ersten Bandes bildet die Darstellung der Reaktion im Orient und Islam gegen die Unterdrückung durch die Siegerstaaten, insbesondere des griechisch-türkischen Krieges und seiner Folgen für den franko-britischen Machtkampf in den orientalischen und deutschen Fragen. Die Bedeutung des Lausanner Friedensvertrags für die weltpolitische Lage wird eingehend gewürdigt.

Band II schildert die politische Entwicklung im fernen Osten vor, in und nach dem Weltkrieg, ausgehend von der Stellung der Weltmächte zu den ostasiatischen Fragen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Im Anschluß an den chinesisch-japanischen Krieg von 1894 wird die durch den Frieden von Shimonoseki geschaffene politische Lage und der Einfluß, den der deutsch-englische Machtkampf darauf hat, im Anschluß an den russisch-japanischen Krieg der durch ihn, durch das Hervortreten der Vereinigten Staaten und durch die chinesische Revolution herbeigeführte Umschwung in der fernöstlichen politischen Entwicklung behandelt,

der von entscheidender Bedeutung für den deutsch-englischen Machtkampf wird. Die Darstellung der kriegerischen Ereignisse in Ostasien und dem Stillen Ozean 1914—1915 bildet die Ueberleitung zu Betrachtungen über die Festigung von Japans Vormachtstellung im fernen Osten durch den Weltkrieg, über sein Streben nach Beherrschung des Stillen Ozeans, über die Stellungnahme der europäischen Großmächte und der Vereinigten Staaten dazu, über den Einfluß dieser Stellungnahme auf die Kriegslage in Europa und über die durch den Ausgang des Weltkrieges im fernen Osten geschaffene weltpolitische Lage. Japan vermag seine Kriegsgewinne nur zum Teil zu behaupten. Es wird über die Pariser Friedens- und die Washingtoner Abrüstungskonferenz allmählich zurückgedrängt. Der Verfasser gibt von diesen Kämpfen Japans mit den Vereinigten Staaten und dem von diesen vorgeschobenen China, von ihren Einflüssen auf die politische Nachkriegslage in Europa und im fernen Osten ein anschauliches Bild, das er durch beachtenswerte Ausführungen über die Entwicklung des Machtkampfes im fernen Osten nach der Washingtoner Abrüstungskonferenz, über die sich daraus ergebenden Möglichkeiten einer neuen Mächtegruppierung in Ostasien und über die Wirkungen dieser Möglichkeiten auf die Haltung Englands und der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean ergänzt.

Man wird vielleicht beanstanden können, daß der Verfasser über den machtpolitischen Fragen die moralpolitischen etwas zu kurz behandelt hat, daß insbesondere die Darstellung der Reaktion des Islams im Vergleich zu der der Türkei etwas zu summarisch ausgefallen ist. In der Hinsicht hätte wohl auf die camouflage, die die beiden „islamischen Großmächte" England und Frankreich mit dem Islam betreiben, auf die ent-islamisierenden Neuerungen der türkischen Republik und andererseits auf die merkwürdige Erscheinung eingegangen werden können, daß „der Islam wieder auf dem besten Wege ist, eine politische Macht zu werden." In Envers Kaukasus-Expeditionen ist wohl weniger der Ausdruck „rein islamischer", als vielmehr panturanischer Bestrebungen zu sehen. Diese und ähnliche kleine Ausstellungen, die man vielleicht machen könnte, mindern in nichts den Wert von Rohdes verdienstvoller Arbeit, die von den politischen Ereignissen im nahen und fernen Osten im Laufe des letzten Menschenalters eine übersichtliche und erschöpfende Darstellung gibt, die verwickelten Probleme der Orientpolitik auf ihre großen und klaren Linien zurückführt und die Zusammenhänge zwischen Orient- und Europapolitik aufhellt. Man mag der Rohdeschen These von dem japanisch-russisch-deutschen Festlandsblock als dem von Natur gegebenen Gegengewicht gegen das Angelsachsentum gegenüberstehen, wie man will. Man wird zugestehen müssen, daß der vielgerühmte Geist von Locarno eine noch viel kümmerlichere Erscheinung sein würde, als er ist, wenn nicht Japan durch seine Verständigung mit Rußland vom 21. Januar 1925 „die politische Entwicklung im fernen Osten und darüber hinaus die gesamte Weltentwicklung in Bahnen gelenkt hätte, die naturnotwendig nicht ohne Rückwirkungen bleiben können auf das Verhältnis Japans zu Deutschland und Deutschland damit neue Möglichkeiten geben werden zu weltpolitischer Betätigung und Haltung."

Edgar Pröbster.

Nikolaus Welter, Gesammelte Werke. 5 Bände. Braunschweig und Hamburg. 1925. Verlag Georg Westermann. 20 RM. I. Gedichte; II. bis IV. Dramen; V. Hohe Sonnentage. Ein Ferienbuch aus Provence und Tunesien.

Nikolaus Welter, von dem wir an anderer Stelle gesehen haben, wie die Zeit ihn zum Eintreten ins politische Leben führte, hat eben seine gesammelten Werke herausgegeben. Er ist vielleicht der einzige luxemburgische Schriftsteller der dazu in der Lage ist. Es gibt z. B. ein Buch von Rang: Fenn Kaß, der Roman eines Erlösten von Batty Weber (Frankfurt a. M. 1913, bei Rütten & Loening), aber dies Werk ist isoliert geblieben (von den Autoren, die sich nur des Dialektes als Ausdrucksmittels bedienen, soll hier nicht die Rede sein). An Dichtungen in der deutschen Schrift- und Kultursprache ist der luxemburgische Teil des fränkischen Stammes nicht sonderlich reich.

Welter ist Luxemburger. „Luxemburger aber ist (wie es einmal bei Welter heißt), wer die Luxemburger Sprache redet", diesen fränkischen Dialekt, der alle Stammesgenossen ohne Unterschied der Bildung und der sozialen Stellung verbindet. Bei dieser Schätzung des eigenen Dialekts ist es kein Wunder, daß die ersten wissenschaftlichen Studien des jungen Welter sich einem Dialekt zuwandten, nicht der sprachlich-grammatischen Erforschung, sondern dem Eindringen in seine Dichtung: sein erstes Buch stellte das Leben und Dichten von Frederi Mistral, dem Dichter der Provence, dar (Marburg 1899, Verlag Elwert, 356 S.) zwei weitere Arbeiten über provenzalische Dichter folgten. Mit einer gewissen Naturnotwendigkeit schloß sich daran eine Darstellung der Dichtung, welche der eigene heimische Dialekt hervorgebracht hat: Die Dichter der luxemburgischen Mundart (Luxemburg 1906, Diekirch, Verlag Schroell, 145 S., vergriffen). Und als es nötig wurde, ein Buch zu schaffen, welches die Behandlung der heimischen Dialektdichtung in der Volksschule ermöglichen sollte, war Welter der gegebene Mann für diese Arbeit; sie erschien unter dem Titel Das Luxemburgische und sein Schrifttum (Luxemburg 1914, Verlag von Gustav Soupert; 8. Auflage 1925, 158 Seiten). Die Einleitung zu diesem unscheinbaren Büchlein enthält auf ihren 40 Seiten, welche einen Ueberblick über die Entwicklung des Dialekts und der Dialektdichtung geben, eine gute Einführung in die innere Situation des heutigen Luxemburgers und ist auch von erwachsenen Nicht-Luxemburgern mit Gewinn zu lesen.

Bei aller Liebe zum Dialekt aber ist sich Welter stets der Schranken des Dialekts bewußt gewesen. Schon in seinem ersten Buch wird es an Mistral gerühmt, daß er seiner Sprache ihre Aufgabe klar bezeichnet und ihrem Gebiet strenge Schranken gezogen habe: „Nur wenn es provenzalische Natur und provenzalisches Leben besang, konnte das Provenzalische seine literarische Existenzberechtigung nachweisen. Mistral selbst hat sich stets in diesen Grenzen gehalten" (Seite 350). Die Anwendung aufs Luxemburgische liegt auf der Hand. Dialektdichtung kann innig

und traut sein, aber sie ist ihrem Wesen nach doch eben Dichtung fürs Haus und die Hausgenossen. Und diese Entsagung, sich selbst in den Dialekt einzukapseln, wollte Welter nicht üben; als Dichter hat er, abgesehen von zwei oder drei Fällen, die durch die Gelegenheit geboten waren, immer die deutsche Kultursprache gesprochen.

Seine dramatischen Dichtungen, welche drei Bände der gesammelten Werke füllen, gliedern sich in zwei Hauptgruppen: Problemdramen, die allgemein-menschliche Stoffe behandeln, und luxemburgische Dramen, welche heimatliche Motive gestalten. Uns interessieren im Augenblick am meisten die luxemburgischen.

Zwei der luxemburgischen Dramen führen in die sagenhafte Vorzeit. Die „dramatisierte Volkslegende" Siegfried und Melusine behandelt die Gründungssage: ihre besondere Färbung erhält sie der Sache nach durch die Verbindung von Faustmotiven (Teufelsbündnis) mit der Melusinesage, der Form nach durch den starken lyrischen Einschlag. Die Handlung des „romantischen Schauspiels" Griselinde hat zum lokalpatriotischen Hintergrund Echternach mit seiner Springprozession und dem landschaftlich so reizvollen Müllertal (in der ersten Auflage nannte der Untertitel es einfach einen „Sang aus dem Müllertal").

Zwei andere Dramen behandeln Stoffe aus der luxemburgischen Geschichte: Kaiser Heinrich VII. und die Erhebung der luxemburgischen Bauern gegen das Frankreich der ersten Republik. Heinrich VII. in dem „geschichtlichen Charakterspiel" Dantes Kaiser ist der Luxemburger auf dem Kaiserthron. Nicht bloß, daß er in Luxemburg geboren ist, wenngleich es auch heute noch den Luxemburger mit einem gewissen Stolz erfüllt, daß seine Grafen einmal die Krone des Deutschen Reiches getragen haben. Er ist auch Luxemburger dem Geiste nach, das heißt: der Friedliche, der Gewaltlose, der Mann, der nur das Beste seiner Untertanen, der nichts als das Recht für alle will. Der Antimilitarist und Pazifist als Inhaber der höchsten Reichsgewalt — was wird das werden? Die Probleme, die sich hieraus ergeben, hat Heinrich in seinem Charakter durchzukämpfen. Sein Versuch, nur mit dem Palmzweig zu regieren und Ghibellinen und Guelfen, Feinde und Freunde, gleichmäßig zu behandeln, scheitert; er muß die Macht, die ihm zu Gebote steht, auch anwenden und selbst Partei ergreifen. Macht und Recht widersprechen sich an sich nicht. Aber Heinrich bleibt nicht beim ersten Schritt stehen; er wendet nicht bloß Machtmittel an, er läßt sich auch in Unrecht, Gewalt, Betrug verstricken. So erreicht er sein Ziel, die Kaiserkrönung, aber nicht, ohne Schaden an seiner Seele genommen zu haben. Aber am Ziel angekommen, löst er sich von allem Unreinen: er will fortan ganz er selbst sein. Diese innere Wendung führt auch eine äußere Wendung herbei: neue Gegner erstehen ihm, die bisherigen Genossen seines Unrechts, weil er sie abschüttelt, die Kirche, weil er auf dem Pfad des Rechts wandelt: „weil er heilig ist, wär' er des Papstes schlimmster Feind geworden". Aber je zahlreicher die Gegner, je verzweifelter die Situation, um so größer zeigt sich Heinrich. Er glaubt an seine

Zukunft, das heißt doch wohl: an seine Fähigkeit, Macht und Recht zu vermählen, seine Macht und die Macht des Reichs allen Widersachern zum Trotz aufzurichten, aber sie ohne Unrecht, vielmehr als Werkzeug des Himmels zu gebrauchen. Die Willenskraft dieses Charakters scheint sogar imstande, eine Krankheit siegreich zu überwinden — da tötet ihn feindliches Gift und macht allem Ringen um dies Problem ein Ende.

Das „Bauerndrama aus der Zeit der französischen Revolution" Die Söhne des Oeslings ist, trotzdem seine Handlung von Heinrich VII. um Jahrhunderte geschieden ist, in ähnlicher Weise seiner inneren Haltung nach luxemburgisch: luxemburgische Bauern im Oesling greifen zu den Waffen, aber aus keinem andern Grunde, als um sich dem Waffendienst, den Frankreich von ihnen verlangt, zu entziehen.

An die Gruppe dieser Dramen kann auch das „Schicksalsspiel" Mansfeld angeschlossen werden. Denn Ernst von Mansfeld, der bekannte Armeeführer aus dem Dreißigjährigen Kriege, ist der Sohn jenes Peter Ernst von Mansfeld, der unter Philipp II. von Spanien Gouverneur von Luxemburg war; Mansfeld ist also in Luxemburg geboren. Das hat wohl Welters Interesse auf ihn gelenkt. Das gibt im Drama mehrfach Gelegenheit, Luxemburgisches zu betonen; und nicht bloß Mandfelds alter Diener spricht am liebsten luxemburgisch, auch der General selbst fällt, wenn er gemütlich wird, in den Dialekt.

Die Dramen allgemeinen Charakters sind im dritten Band der Werke vereinigt. In der „Komödie der Treue" Der Abtrünnige setzt sich der Held der Dichtung mit dem Priesterberuf auseinander. Auf dem Dorfe gilt das Geistlichwerden als das Höchste; auch unseren Helden haben daher seine Eltern von Geburt an zum Priester bestimmt; ihn aber weisen seine Anlagen in eine andere Richtung. Unter dem Zwang des Vaters knickt er zwar zuerst zusammen und tritt ins Priesterseminar ein. Da er aber dort das Wesentliche, wirkliche Liebe, vermißt, so kehrt er dem geistlichen Beruf wieder den Rücken und geht den Weg, den ihn der eigene Genius führt. Abtrünnig wird er zwar, aber nur aus Treue gegen sich selbst.

Im Grunde kommt das Drama allerdings nur darauf hinaus, daß, wer sich zu etwas anderem bestimmt fühlt, nicht Priester werden soll. Eltern sollen ihre Kinder nicht in einen Beruf zwingen, gegen den sich ihre Natur sträubt. Tiefere Fragen würden zur Darstellung kommen, wenn ein Jüngling aus eigener Neigung in den Priesterberuf eintritt und dann durch seine eigene Entwicklung in innere Kämpfe und schließlich aus dem Beruf heraus in neuen Bahnen geführt wird.

Die beiden anderen Dramen führen in Lehrerkreise. Das eine, Lene Frank, zeigt die Kämpfe, die eine Lehrerin auf dem Dorf durchzumachen hat, das andere, Professor Forster, den unverwüstlichen „Glauben an das Leben" des echten Jugendbildners. Schwere Lebensschicksale und Enttäuschungen dringen auf Professor Forster ein und versuchen, ihn in seinem Glauben wankend zu machen; schließlich erliegt sein Körper diesen Angriffen. Aber ist der Meister auch tot, sein Glaube an das Leben lebt, lebt weiter in seinen Schülern.

Auch in diesen Dramen allgemein-menschlichen Inhalts ließe sich unschwer ein luxemburgischer Einschlag nachweisen; die Entstehung im luxemburgischen Milieu macht das im Grunde selbstverständlich. Es gibt z. B. zu denken, daß der eingangs genannte „Roman eines Erlösten" von Batty Weber ein ähnliches Motiv behandelt wie Welters Komödie „Der Abtrünnige" (1905): die Entwicklung eines jungen Menschen vom Dorf zum Priester, und aus dem Priesterberuf heraus zum vollen Menschen. Keine Kriegserklärung gegen den Priesterberuf als solchen. Fenn Kaß scheidet einfach aus dem Priesterstande aus, weil er nie hineingehört hat. Sollten sich nicht in beiden Dichtungen gewisse luxemburgische Verhältnisse wiederspiegeln? Nämlich Vorstellungen, die im Lande, besonders auf dem Dorf, eine große Rolle spielen (oder damals gespielt haben): von dem Priesterstand und seiner Geltung und von dem Zwang, der infolgedessen von Eltern und Erziehern auf manches junge Menschenkind ausgeübt ist. Doch diesen Dingen kann hier nicht näher nachgegangen werden.

Unter den Gedichten, um diese doch wenigstens kurz zu berühren, fällt besonders eine Gruppe auf: In Staub und Gluten (in der Einzelausgabe führte sie den vielleicht charakteristischeren Titel Hochofen). In ihnen ist der Versuch gemacht, das pulsende Leben des Luxemburger Industriebezirks mit Hochöfen, Walzwerk usw. poetisch hymnenhaft zu gestalten. Welter hat hier etwas ganz eigentümlich Neues geschaffen.

In dem Geleitspruch, den Welter an die Spitze seiner Werke gestellt hat, heißt es:

> . . . Beuge dich den Pflichten. Steh der Not.
> Wehr' nicht Schelm und Wichten, sich zu schänden.
> Sing' dein Lied. Und bau' mit reinen Händen
> Deiner Tage Turm ins Abendrot.

Möge diese frische Unbekümmertheit, die ihn auszeichnet, ihm immer erhalten bleiben.

Dr. Gottfried Fittbogen.

Theater

Berliner Theater.

Es scheint, als ob seit Weihnachten die Berliner Bühnen die ernste Muse in Urlaub geschickt haben, von dem sie hoffentlich neu gekräftigt zu neuen Taten im Februar zurückkehren wird. Man befindet sich übrigens gar nicht schlecht dabei, an so reichem Komödientisch zu Gaste zu sein, und stellt fest, daß mit bemerkenswertem Reichtum an komischen Kräften Schwank und Komödie gespielt werden. Es fing freilich mit einem glatten Hereinfall an. Ein in den weitesten Fachkreisen unbekannter Autor namens Walter Heim konnte durch den Locktitel „Die leicht bekleidete Adele" das reizlose Kind seiner Muse nicht einmal notdürftig bedecken. Niemand wird vom Schwank und der Posse mehr verlangen, als sie ihrer Natur und Theaternotwendigkeit nach sind; aber so dumm

und nutzlos war diese Verwechslungsgeschichte, daß sogar ein in allen Sätteln gerechter Künstler und Komiker wie Max Adalbert vergeblich etwas herauszuholen versuchte mit seiner entzückenden Trockenheit, seinem Elementar-Französisch, seinen sinnwidrigen Feststellungen, abgerissenen und verdrehten Wendungen (Bon soir, qui mal y pense!) usw.

Das Stück wurde schnellstens wieder abgesetzt, und die Gastdirektion Hans Kuhnert im „Theater am Nollendorfplatz" hat dem Talent Adalberts ebenso rasch wieder zu einem großen Erfolg verholfen, indem Fritz Friedmann-Frederich (vielleicht dem Autor der „leichtbekleideten Adele" nicht so fern stehend) einen alten Schwank wendete und neu auflackierte: „Müllers" hat für Adalbert eine Bombenrolle, den „Pachulken", der schließlich Kommerzienrat wird. Leider macht das Stück ein bißchen viel in billiger Versöhnungspolitik zwischen Altem und Neuem Testament, zwischen Deutschnationalen und Demokraten, und entscheidet sich schließlich für den nicht ganz neuen Satz, den der jüdische Großvater aus Mysłowitz telephonisch übermittelt, daß das Bekenntnis Nebensache, der Charakter die Hauptsache sei. Da aber die Dinge nirgends verletzend und grob gesagt werden, da ferner doch kein Mensch mehr die Erfindung des Verfassers ernst nimmt, daß der verschuldete ostpreußische Junker eine Familienverbindung mit der Berliner jüdischen Demokraten-Gesellschaft sucht, und da das Berliner Publikum sich immer freut, wenn auf der Bühne ein bißchen gemauschelt und der Reichstag durch den Kakao gezogen wird, so war der Erfolg sehr groß. Im wesentlichen trug ihn Max Adalbert, der seine Beredsamkeit und seine trockene Offenheit hemmungslos spielen ließ und improvisierte. Die Szene des dritten Aktes, in der die schöne jüdische Witwe (Hermine Sterler) die beiden Freier Adalbert und Max Landa abblitzen läßt, das war darstellerisch vielleicht das Erheblichste des Abends.

Nicht allzu weit davon, im „Deutschen Künstler-Theater", kann man Max Pallenberg in seiner klassischen Rolle sehen: er spielt den Zavadil in der Schimekischen! Wir haben über diesen Zavadil schon oft gelacht und — lachen immer wieder über den alten und neuen Bestand seiner Wortverdrehungen und -verschiebungen, seiner überraschenden Frechheiten, über seine Verkniffenheit, seinen Ernst und über sein Hütchen und die seltsam eingeschraubten Beine.

An den Verfasser des Stückes (aus dem Pallenberg ein ganz neues Stück macht), an Gustav Kadelburg, durfte man denken, als man in der „Komödie" Tristan Bernards Schwank „Die Perle" sah. Denn genau so schön und bedeutungslos hätte es Kadelburg schreiben können oder seine Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl in der Republik der Schwank-Autoren. Fährt man nach Paris, um dort einen — Kragenknopf einzukaufen? Nun also: man kann eine so billige Sache der Theaterkonfektion auch bei uns kaufen. Indes liest man, daß Herr Bernard sich in die

„Académie française“ wählen lassen will. Auch damit können wir aufwarten, auch unsere Akademie hat Schwank-Autoren zu Mitgliedern. Wie man's auch wendet und beguckt: solche Geschichten, die von der Verwechslung zweier Stockwerke und der dorthin gehörigen Ehefrauen und Köchinnen leben und als Neuheit nur eine nachbarliche Schießbude mit abgestimmten Knallschüssen erfindet, kann man bei uns auch haben. Wir lachen über diese Handwerkerarbeit des Herrn Bernard, vor allem weil Otto Wallburg, der bisher in Berlin noch nicht in führender Rolle zur Geltung kam, seine Rede herausdrückt und hervorstößt, weil er alle Gegenstände und Rockknöpfe (eigene und fremde!) mit seinen unruhigen Händen in Bewegung bringt, weil er seine Handelsartikel verteilt oder sich schwierige Konversationsworte notiert — das alles ist in der Tat höchst komisch, und Otto Wallburg wird nun zu den wirklich prominenten Komikern zu rechnen sein. Julius Falkenstein hält seinen Professor frei von schlechter Theatertradition und macht ihn eben dadurch wirksam. Carola Toelle gibt sich in Anmut und auch in Würde, und Rosa Valetti gestaltet eine Köchin in sehr eigener Verstörtheit und schnell erwachendem Anreißertum.

Nebenan, im „Theater am Kurfürstendamm“, spielt man B. Shaws „Major Barbara“. Dieses Heilsarmee- und Kanonenstück bekommt hier eine sehr schöne und reine Note durch Käte Dorsch, deren stets gleiche und reiche Menschlichkeit immer durchbricht, sowie durch Eugen Klöpfer, der seine (schlecht gelernten) Bosheiten und Spitzen fast schon zu amüsant herausbringt, weil die Regie von Karlheinz Martin (der den hübschen Einfall hatte, im letzten Akt das Kanonenrohr sich weit ins Parkett hineinschieben zu lassen) das ganze Stück weniger von der ernsten als von der witzigen und witzelnden Seite her nahm; es ist diesem Shaw aber dennoch gut bekommen. Johannes Riemann und Ferdinand Bonn überraschen mit guter Charakteristik.

Ein anderes Stück von Shaw, das bisher nur in Wien gespielt wurde, lernte man bei besonderem Anlaß kennen. Theodor Tagger eröffnete mit „Haus Herzenstod“, dieser „zornigen Komödie“, sein umgebautes, man darf sagen: völlig neu gestaltetes „Renaissance-Theater“. Erst war es ein einfaches Kino gewesen, so etwas wie „Stall“, dann wurde es in bösen Notzeiten notdürftig in ein Theater umgebaut, dessen Sitzreihen die unbequemsten von ganz Berlin waren und dessen kleine Bühne nicht viel weniger unbequem sein mußte. Immerhin hat Theodor Tagger in diesem Theater manche saubere Aufführung geboten und immer künstlerischen Ernst bewiesen. Nun hat er eine Weile pausiert, auf anderen Bühnen Berlins gastiert und in der Zwischenzeit das Theaterchen durch Hinzunahme eines benachbarten Kaffeehauses in ein Theater umbauen lassen; durch Oskar Kaufmann, den bewährtesten Theater-Architekten, den wir haben, und er hat nun in Berlin bereits das siebente Theater erbaut. Man erkennt sofort

Kaufmanns Art, aber ihm fällt immer wieder etwas ein. Der Zuschauerraum, etwa 650 Plätze umfassend, ist mit feinmaserigem Rosenholz bekleidet, das Parkett ist von einem nobel geschweiften Balkon halb überdacht, kleine Logen schließen hier und dort den Hintergrund ab. In der Wandbekleidung des Ranges fallen die von César Klein entworfenen Intarsien auf, die Figuren der commedia dell'arte mit Ebenholz und Perlmutter in graziöser Bewegung festhalten, und wie die schönen, lustigen, durch das Treppenhaus hindurchgehenden, baumartigen Metallarbeiten eine starke Note haben, so ist auch die Beleuchtung mit den Kristalltropfen sehr amüsant behandelt. Oskar Kaufmanns neuer Theaterbau darf sich als höchst gelungen, ja noch gesteigert seinen anderen Theaterhäusern an die Seite stellen, und der Berliner Westen hat ein neues, sehr konkurrenzfähiges Theater, wenn — die Bühnenkunst auf der künstlerischen Höhe dieser Baukunst bleiben wird. Die Wahl des Eröffnungsstückes kann ich nicht gutheißen. Das Stück ist handlungsarm, undramatisch und hat seine Wirkung nur in den Dialogsätzen, die gegen die englische Gesellschaft und ihre innere Hohlheit wettern. Am Schluß läßt Shaw die ersten Zeppelinbomben über England von 1914, als Trumpf, explodieren ganz ohne Wirkung auf diese englische Gesellschaft. Nur so ausgezeichnete Schauspielkunst konnte dieses schwache Stück einigermaßen retten. Tilla Durieux faßte die Shawschen Ausfälle mit aller stimmlichen und sinnlichen Schärfe, Hermann Valentin nahm den verdrehten und doch eigentlich höchst vernünftigen Kapitän allzu naturalistisch, statt ihn halb aus dem Jenseits und überlegenweise zu spielen. Theodor Becker und Annemarie Steinsieck hatten sich nur auf „Schönheit" einzurichten, und Roma Bahn und Rudolf Lettinger fügte der Regisseur Tagger in sein nicht ganz ausgeglichenes Ensemble ein.

Von dem „Modellhaus Crevette", in dem Schwank, den Leo Walther Stein ein Lustspiel nennt, bekommt man zwar nur den Pappi und sein Töchterchen zu sehen; immerhin genügt das zur Erkenntnis, daß man in diesem Hause vorurteilsfrei ist und sich aufs Geschäft versteht. Fräulein Crevette stürzt sich in das Nachtleben der Großstadt, kommt aber einigermaßen unbeschädigt wieder heraus und sogar zu einem Ehegatten. Den vielgestaltigen Situationen des nicht unwitzigen Stückes kam Erika Gläßner in der Aufführung im „Neuen Theater am Zoo" je nach Bedarf mit Keßheit, Gleichgültigkeit oder Selbstparodie bei, unterstützt durch Arthur Schröder und Gustav Charlé.

Die „Junge Generation" hat uns schon manchen Sonntagvormittag und manche Mitternacht verdorben! Sie spielte — und man fragt sich: woher kommt das Geld für diese überflüssigen Scherze des Herrn Lherman? — diesmal eine Komödie, „Herr Titan trägt Zinsen", von Arthur Ernst Rutra. Der Verfasser, mit der zeitgenössischen Literatur um G. Kaiser gut vertraut, läßt ein Genie (von dem anzunehmen, daß es eins sei, er uns

vergewaltigt) vom Kapital in Geld umsetzen und also den Geist in Geschäftsmechanismus einspannen. Da fallen ein paar witzige Bemerkungen und Bosheiten, das Ganze aber zerflattert schließlich und mündet in Eheglück und Ministersessel. Den vorgestrigen Personenbenennungen (Herr Kapital, Herr Gemälde usw.) wollte der Regisseur Hans Winge mit einem auch-expressionistischen Bühnenbild entgegenkommen, dessen Geist auf Inventur-Ausverkaufs-Preise gestimmt war. Immerhin war diese Veranstaltung um einige Grade erträglicher als alle früheren.

Im „Kleinen Theater" macht man kleine Revue: ohne viel Ausstattung und ohne viel Aufwand, leider auch, soweit es den Geist angeht. Man macht den Versuch, gegen Amerika anzurennen und die Revue zu politisieren; da reibt man sich — ach wie neu und einfallsreich! — an dem letzten Kaiser oder bringt — das ist ganz hübsch gemacht! — Külz, Bäumer, Stresemann und andere auf die Bühne. Manches andere ist gut getroffen, manches zeigt Möglichkeiten. Der Titel heißt: „Oh! U.S.A.!; die Verfasser sind Julian Arendt, Otto Brock und Paul Strasser.

Hans Knudsen.

Politische Korrespondenz

Englische Innen- und Außenpolitik.

Im „Temps“ war jüngst an leitender Stelle zu lesen: „Frankreich ist ein Land mit mittelparteilichen Ideen, um die aber extreme Parteien von rechts und links einen solchen Lärm vollführen, daß sie die Illusion hervorrufen, sie wären die Herren oder würden es werden. In jedem Augenblick bestürmt von dem Geschrei der äußersten Rechten, nächstens komme der König wieder, oder dem Toben der äußersten Linken, das den unmittelbar bevorstehenden Triumph der Revolution verkündet, bleiben die Mittelparteien nicht einig und fest. Die einen haben das Heimweh, rechts zu gehen, die anderen die krankhafte Sucht nach links.“

Der „Temps“ beklagt, daß diese Selbstausschaltung der Mittelparteien die schöpferische politische Kraft des Landes zu lähmen oder in falsche Bahnen zu treiben drohe. Sie beschränkt sich übrigens nicht auf Frankreich, sondern tritt uns auch in Deutschland und England entgegen. Die deutschen Rechtsparteien können sich so wenig wie die französischen entschließen, die Toten ihre Toten begraben zu lassen, und die revolutionären Utopien schüchtern unsere Mittelparteien sogar mehr ein, als sich die französischen vom Sozialismus und Kommunismus praktisch beeinflussen lassen. In England vollends scheint es kaum noch Mittelparteien zu geben. Die liberale Partei dieses Landes sieht ungefähr so aus wie unsere Deutschdemokraten; man hat den Eindruck, daß die Auflösung vor der Tür steht. Allerdings ist es möglich, daß die englischen Liberalen noch im letzten Augenblick zur Selbstbesinnung erwachen. Jedenfalls ist der Zwiespalt zwischen der Parteiorganisation und Lloyd George überbrückt worden. Lloyd George nimmt die eigentümliche Stellung ein, daß er der Führer der liberalen Unterhausmitglieder ist, die nationale Parteiorganisation der Liberalen ihn aber nicht als Führer anerkennt. In letzterer dominiert noch immer Lord Asquith, obgleich er seine Stellung als Führer der Partei niedergelegt hat, weil die Mehrheit der liberalen Unterhausmitglieder gegen ihn meuterte. Wie wenig Asquith und Lloyd George sich vertragen können, weiß man aus der Kriegszeit her. Lloyd George entriß damals Asquith das Amt des Premiers, und der Gegensatz zwischen den beiden ehrgeizigen Männern ist heute, wo Asquith ein Greis ist, nicht geringer als einst unter dem Lärm der Waffen. Zur Ohnmacht sind sie beide verurteilt, denn die entkräftete liberale Partei hat in absehbarer Zeit keine Aussicht, wieder ans Ruder zu kommen. Damit aber der Liberalismus nicht den letzten Rest seines Kredits bei der englischen Nation verliert, sind die beiden Häuptlinge jetzt übereingekommen, die Streitaxt zu begraben und die Friedenspfeife zu rauchen. Die Friedensbedingungen diktiert Lloyd George: der Personalbestand der Parteiorganisation wird von seinen Gegnern gereinigt. Dafür stellt er der Partei den Wahlfonds zur Verfügung, den er ihr bis dahin zugunsten seiner Unterhaus-Gruppe vorenthalten hatte.

Diese Wahlfondssache hat eine merkmürdige Analogie mit einem Vorgang, der sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in dem parlamentarischen Leben Deutschlands abgespielt hat. Als sich damals die deutschfreisinnige Volkspartei und die freisinnige Vereinigung spaltete, legte der Führer der freisinnigen Volkspartei, Eugen Richter, die Hand auf die deutschfreisinnigen Organisationen im ganzen Reich, die mit dem Geld der Gesamtpartei aufgebaut worden waren. Es war eine Art von Putsch, der gelang, indem der rührige Eugen Richter den Forkenbeck, Rickert, Bamberger usw. um *eine* Nacht zuvorkam. Er wurde als Gauner geschmäht; ähnlich wie heute Lloyd in England von vielen Liberalen, nachdem er mit dem Wahlfonds gemacht hat, was Richter mit der Parteiorganisation geglückt war. Der Wahlfonds der englischen Liberalen ist sehr bedeutend. Diese Partei, in bezug auf die Wählermassen stark hektisch, hat noch immer ziemlich viele Anhänger in plutokratischen Kreisen; namentlich bei der jüdischen haute finance erfreut sie sich eines wenig verminderten Ansehens. Die Liberalen haben den großen jüdischen Familien den Weg in den ersten Stand des Reichs, die Päre, eröffnet, und da das englische Judentum seit Montefiore und Disraeli politische Befähigung an den Tag gelegt hat, hat das nicht bloß die Verleihung leerer feudaler Titel bedeutet, sondern es sind den Juden auch Machtpositionen zugänglich geworden, in die die alte englische Aristokratie bei aller Toleranz und allem Philosemitismus, sie nur ungern hat einziehen sehen, weil sie jene Würden trotz des Wandels der Zeiten als ein Reservat der Vornehmsten festhalten zu können geglaubt hatte.

Als Lord Reading Vizekönig von Indien, Sir Samuel Montagu Statthalter von Palästina war und zugleich in Moskau die Trotzki, Kameneff usw. die Macht in Händen hatten, ist der größte Teil Asiens und Osteuropas von Juden regiert gewesen, nicht indirekt durch kapitalistischen und journalistischen Einfluß, sondern ganz unmittelbar; ein sprechendes Symbol der tiefgreifenden sozialen Umwälzungen, die sich in der Welt vollzogen haben und ihr noch bevorstehen.

Die Mittelparteien haben diese Umwälzungen bis zu einem gewissen Grade gefördert, und zwar zu ihrer Ehre, aber nach dem unerbittlichen geschichtlichen Erfahrungssatz: „Sic vos non vobis!“ müssen sie fürchten von ihren Auswirkungen verschlungen zu werden. Auch die jüdische Plutokratie fängt schon an, von den englischen Liberalen abzurücken, wie der Austritt des schwerreichen Sir Alfred Mond beweist. Er ging zu den Konservativen über, weil er die neue sozialistische Bodenpolitik der liberalen Partei nicht mitmachen wollte. Denn Lloyd George hat gegen Asquith die Auffassung durchgesetzt, daß die Liberalen nur wieder hochkommen könnten, wenn sie ihren Scheitel nicht mit ein paar Tropfen, sondern mit einem ganzen Fläschchen sozialistischen Oels salbten. Die Großgrundbesitzer in Stadt und Land sollen enteignet werden, um hier einen Bauernstand zu schaffen und dort die Slums auszurotten. Es sind zwei formidable Fragen. Schon im 16. Jahrhundert meuterte das englische Landvolk gegen die enclosures, wie einst das italische gegen die Viehzucht der Optimaten gemeutert hatte. Heute ist der Bauernstand auf englischem Boden

so gut wie verschwunden; die Radikalen behaupten, infolge der sozialen Selbstsucht der Aristokraten, die sich das Mäntelchen der individualistischen Weltanschauung umgehängt habe. Lloyd George hofft, einen Teil der Arbeitslosen auf das Land zurückführen zu können. Die leges agrariae, mit denen er sich trägt, sollen zwar radikal, aber nicht räuberisch und praktisch ausführbar sein. Näheres bleibt abzuwarten; ebenso wie er die Slums beseitigen will, gegen die die Gesetzgebung schon seit der Reformbill, also fast ein Jahrhundert, ergebnislos ankämpft.

Man kann nicht ohne weiteres sagen, daß die Liberalen durch eine radikale Bodenpolitik zu sozialistischen Expropriateurs herabsänken. Als sie 1881 mit der irischen Agrarreform anfingen, die schließlich zum Auskauf der Grundherren geführt hat, trat der Herzog von Argyle aus dem Kabinett Gladstone mit einer ähnlichen Begründung aus wie in der Gegenwart Sir Alfred Mond aus der liberalen Partei. Und doch ist die irische Agrarreform ein unzweifelhafter sozial-politischer Erfolg geworden, nicht zum mindesten dank der gesetzgeberischen Arbeit der Konservativen, die die unvermeidlich gewordene liberale Neuerung aufgriffen und selber zu Ende führten. Allerdings liegen die agrarischen Verhältnisse in Großbritannien anders als in Irland, und es ist sehr fraglich, ob Llod George dort eine wesentliche Aenderung der bestehenden ländlichen Besitzverteilung wird in die Wege leiten können. Aber jedenfalls dürfen die Liberalen mit ihrem neuen Programm auf die Wahlstimmen der Landarbeiter hoffen. Bei diesen hat der liberale Name noch immer einen guten Klang, nachdem Gladstone 1886 ihnen das Wahlrecht zum Parlament gegeben hat. Damals, zur Zeit der Kämpfe um die irische Homerule, waren die Landarbeiter eigentlich die einzige Bevölkerungsklasse in England, die noch liberal war. Lloyd George möchte heute seine Partei wieder in denselben Jungbrunnen tauchen. Allerdings liegt auf der Hand, daß bei der Entvölkerung des platten Landes jener Ritus nicht genügen kann. Nur wenn die in Handel und Industrie beschäftigten Massen sich wieder dem Liberalismus zuwenden, kann die Partei an das Staatsruder zurückkehren. Darum als Ergänzung zur Agrarreform der Feldzug gegen die Slums! In dem fürchterlichen Wohnungselend offenbaren sich die sittlichen Gebrechen, die dem englischen Parlamentarismus so gut wie jeder anderen Staatsform immanent sind. Es handelt sich nicht um die Wohnungsknappheit, die der Krieg in England wie auf dem Kontinent hinterlassen hat. Sie ist ein accidentielles Moment und wird in diesem Lande wie überall vorübergehen. Die Wurzeln der Unzufriedenheit mit den Wohnungsverhältnissen, die den englischen Kommunisten so sehr zugute kommt, liegen tiefer. Die engenglischen Stadtquartiere für die industriellen und kommerziellen Massen sind gebaut worden, ohne daß, wie bei uns, eine monarchische Baupolizei dem kapitalistischen Egoismus Schranken gezogen hätte. Die Lehre, daß jeder englische Untertan, weil er frei geboren sei, in Handel und Wandel tun könne, was er wolle, leistete nicht nur den aufstrebenden Mittelklassen die besten Dienste, sondern auch dem Hochadel, dem in diesem Lande das Baugelände für Arbeiter- und Angestellten-Wohnungen größtenteils gehört.

Lloyd George stellt also den Liberalen eine dringende und lohnende Aufgabe; leider ist die Wohnungsreform noch schwieriger als die Beschränkung der Latifundien. Ein so überzeugter Radikaler wie der verstorbene Lord Morley hat einmal gesagt, den englischen Arbeitern gesunde Wohnungen zu verschaffen, sei unmöglich, man müsse ihnen in der Gestalt von billigen Nahrungsmitteln ein Aequivalent bieten. Ob es aber erreichbar ist, einen zahlreichen britischen Kleinbauernstand anzusetzen ohne Lebensmittelzölle, erscheint sehr fraglich, so daß ein Ausgleich zwischen den Bestrebungen der städtischen und der ländlichen Liberalen nicht leicht zu bewirken sein würde. Ueberhaupt steht ein unmittelbarer Aufschwung der englischen Liberalen wohl kaum in Frage, aber es würde verfrüht sein, dieser Partei alle und jede Zukunft abzusprechen. Die Schwierigkeiten der konservativen Regierung mehren sich. Der Sieg im Generalstreik und im Kohlenstreik hat bei vielen Konservativen das begreifliche Verlangen hervorgerufen, mit den finanziell erschütterten Gewerkschaften endgültig abzurechnen. So lange man im Parlament noch eine große und kompakte Mehrheit hat, möchte der scharfmacherische Flügel der Tories den Widerruf des Gesetzes von 1913 bewirken, das nach ihrer Auffassung dem Terror der Gewerkschaften Tor und Tür geöffnet hat. Dieses Gesetz war hervorgerufen worden durch eine Entscheidung, die das Haus der Lords als Reichsgericht gefällt hatte. Diese Entscheidung machte die Gewerkschaften haftbar für pekuniären Schaden, den sie bei Lohnkämpfen durch ungesetzliche Handlungen, wie z. B. den Terror ihrer Streikposten, angerichtet hatten. Da in England wie in anderen Ländern auch moderne gewerkschaftliche Betätigung ohne Terror nicht zu denken ist, empfanden die Trade Unions jene gerichtliche Entscheidung als eine Fessel an ihrem Fuß. Das liberale Kabinett Asquith streifte sie ihnen 1913 durch ein Gesetz ab, das die Rechtsprechung des Oberhauses durchkreuzte.

Dieses Gesetz möchten manche Konservative jetzt wieder abschaffen, um den Gewerkschaften, die sich bankrott gestreikt haben, neue pekuniäre Schwierigkeiten zu bereiten. Daß man in Arbeiterkreisen diese Drohung ziemlich ernst nimmt, zeigt der Verlauf der Konferenz, die der Generalrat der Gewerkschaften mit den Vorstehern der einzelnen Korporationen abgehalten hat. Hier war die Stimmung flau, und trat man nichts weniger als klassenkämpferisch auf. Die Arbeiterführer behaupteten, sie hätten den Generalstreik ohne politische Hintergedanken gemacht; es sei ein reiner Sympathiestreik für die Kohlenarbeiter gewesen, die ihre Kollegen um Hilfe angefleht hätten, um die Herabsetzung der Löhne und die Verlängerung der Arbeitszeit im Bergbau wirksam zu bekämpfen. Um den Eindruck dieser kleinmütigen Entschuldigungen auf das Publikum zu verstärken, wurden auf der Konferenz allerhand Projekte zur Diskussion gestellt, die in Zukunft den Streik durch andere Methoden ersetzen sollen. Daß die Arbeiterführer selber an eines dieser Sera zur Entgiftung der Lohnstreitigkeiten glauben, ist nicht anzunehmen. Sie wurden offenbar nur vorgebracht, um einer durchsichtigen Taktik zu dienen: den Scharfmachern soll das Vorgehen gegen die Gewerkschaften erschwert werden, damit diese zunächst einmal wieder ihre Kassen

füllen können. Dann wird man zusehen, ob wieder gestreikt wird oder eine der schönen wirtschaftsfriedlichen Methoden zur Anwendung kommt.

Daß die Gewerkschaften innerlich nicht auf den Wirtschaftsfrieden eingestellt sind, jedenfalls nicht restlos, geht aus der Doppelzüngigkeit ihrer Taktik klar hervor. Auf der Konferenz des Generalrats mit den Vorstehern flossen die Gewerkvereinler von einem Verständigungswillen über, wie sie ihm dem Bürgertum lange nicht gezeigt hatten. Zu gleicher Zeit aber arbeiteten ihre Vertreter in Amsterdam daran, um die widerstrebende Zweite Internationale zur Verständigung — mit der Dritten in Moskau zu bestimmen. Daß ein Gelingen dieser Bemühungen, die von den Engländern seit Jahren fortgesetzt werden, die Herrschaft Moskaus über Amsterdam bedeuten würde, zieht niemand in Zweifel.

Die Trade Unions suchen sich also einerseits in der Richtung auf das Bürgertum, andererseits in der Richtung auf den Bolschewismus zu verständigen. Diese problematische Erscheinung will ganz in demselben Licht betrachtet werden, in dem nach dem oben gebrachten Zitat der „Temps“ die inneren Verhältnisse Frankreichs sieht. Auch von den englischen Gewerkvereinlern huldigt das Gros mittleren Anschauungen, und ein kleinbürgerlicher und ein kommunistischer Flügel suchen jene vorsichtig urteilenden Massen zu sich herüberzuziehen. Im Moment treten, wie wir gesehen haben, die Kleinbürgerlichen in den Vordergrund, aber das dürfte nur eine vorübergehende Abwandelung sein; man läßt sie aus taktischen Gründen gewähren, aber der Herzschlag der englischen Arbeiterschaft wird mehr und mehr kommunistisch. Wie weit diese Entwicklung gehen wird, ist umso weniger zu bestimmen, als das ja nicht bloß von der inneren, sondern auch von der auswärtigen Politik abhängen wird. Jedenfalls dürfte eine Rückwärtsrevidierung der englischen Gewerbegesetzgebung abwegig sein. Gerade die Engländer sind ja stolz darauf, daß bei ihnen nie ein Schritt nach rückwärts gemacht werde.

Derartigen Velleitäten würde die Spitze abgebrochen werden, wenn nach der ganzen oder halben Aussöhnung der liberalen Führer diese Partei wiederbegönne, zu zählen. Es ist nicht anzunehmen, daß die konservativen Minister darauf brennen, die moralische Niederlage der Arbeiter bei den Streiks für einen Unterdrückungsfeldzug gegen die Gewerkschaften auszunutzen. Aber Baldwin muß die Strömungen in seiner Partei beachten. Vorläufig haben die Scharfmacher sicher nicht die Oberhand, aber sie können erstarken durch Einwirkungen, die von der auswärtigen Politik herkommen. Das Ministerium Baldwin hat den Kommunismus nicht nur in England, sondern auch in China zu bekämpfen. So friedensbedürftig England auch ist, es hat ein Kreuzergeschwader aus dem Mittelmeer nach Schanghai schicken müssen. Auch eine ansehnliche Menge Landtruppen sind aus Indien und Mutterland nach China in Bewegung gesetzt worden. Die suspendierten Arbeiten am Kriegshafen von Singapore sind wieder im Gang, nachdem einige Dominions sich bereit erklärt haben, zu den Unkosten beizutragen. In England selber hat sich eine interventionsbereite öffentliche Meinung unverkennbar angekündigt.

Ranke hat den Satz aufgestellt von der Priorität der auswärtigen über die englische innere Politik. Von England gilt seit 1815, daß beide oft ununterscheidbar ineinander fließen. Palmerston und Gladstone haben in auswärtigen Angelegenheiten liberale Tendenzpolitik gemacht; beide, namentlich aber der ersten, konnten sich nur so am Staatsruder behaupten. Palmerstons Größe ist, daß er das nationale Interesse mit der Tendenzpolitik zu verschmelzen verstand, während das Gladstone weniger glückte. Eine irrtümliche Auffassung aber ist es, daß alle englischen Staatsmänner des 19. und 20. Jahrhunderts in der auswärtigen Politik nur durch machtpolitische Instinkte geleitet würden, und ihre liberalen und demokratischen Verlautbarungen lediglich die entsprechenden Parteien des Auslands den englischen Belangen dienstbar machen sollten. In Wahrheit spielen die innerpolitischen Leidenschaften der englischen Nation sehr stark in die auswärtige Politik des Landes hinein und haben sie oft genug verdorben. So hat auch jetzt wieder Mac Donald in der hitzigsten Weise die Sache der Chinesen zu der der Labour Party gemacht, und Lloyd George sekundiert ihm.

Alle diese Schwierigkeiten: die Meinungsverschiedenheiten unter den Konservativen über die Arbeiterpolitik, die Einigung der Liberalen, das Liebäugeln dieser Partei und der Arbeiterpartei mit den chinesischen Nationalisten, andererseits das Aufschäumen des englischen Nationalgefühls über die Demütigungen in Hankau zusammen mit der Unsicherheit der europäischen Lage, zwingen das englische Kabinett im fernen Osten zu vorsichtigem Lavieren. Die Franzosen, die trotz der Fortdauer der Entente die Rivalen Englands bleiben, konstatieren mit Vergnügen, daß die chinesische Politik dieser Macht mit jeder Woche wechsle.

Daß Deutschland in seinem eigenen Interesse den vielverschlungenen Komplex der inneren und auswärtigen Politik Großbritanniens mit der größten Aufmerksamkeit überwachen muß, liegt auf der Hand. Emil Daniels.

Brunhold Springer, Die genialen Syphilitiker. Verlag die Neue Generation, Berlin-Nikolassee.

Ein interessantes Buch, mit neuen Ideen und außerdem, oder besser vielleicht, trotzdem gut geschrieben. Aber das Bedeutsame dieses Buches liegt desungeachtet nicht in seiner Idee, noch in seiner Darstellungsweise, sondern in der persönlichen Ueberzeugung, aus der heraus hier Lebensbilder vieler großer Männer gegeben sind, deren Kraft im Keime aufgefressen war. Wie muß diese Krankheit grassieren, wenn an der Spitze der Menschheit so viele Syphilitiker marschieren, fragt man sich. Wie ist die Menschheit verseucht und angefault im innersten Kern! Brunhold Springer hat dem Entsetzen Ausdruck gegeben, welches jeden gesunden Menschen ergreift, der diese Namen und diese Menge von Großen mit diesem Kainsmal der Syphilis gekennzeichnet sieht! Darin vor allem liegt die Bedeutung dieses Buches. Brunhold Springer hat festgestellt, was von der Menschheit an Menschengeist und Menschenkraft verschleudert wurde in ihren großen Geistern. Ein Gesunder spricht hier zu den Kranken und von den Kranken. Ein Kranker kann niemals so sprechen wie Brunhold Springer. Hartes Urteil des Gesunden mischt sich mit Trauer. Wahrlich! Das Geschick der Menschheit muß ein beklagenswertes genannt werden, solange ihre großen Geister körperlich geschlagen sind.

Hunderte von Jahren bereits kämpft die Menschheit gegen diese Krankheit, ist beschäftigt Aufklärung über die Syphilis zu verbreiten. Aber immer nur waren es wenige, und immer nur haben müde Männer sich gegen diese Krankheit und für Aufklärung erhoben. Die Hauptmasse der Dichter und Schriftsteller aber schrieb durch die Jahrhunderte in einer Weise, als ob es keine Syphilis gäbe. Liest man die großen und kleinen Erzählungen, die Romane, die Novellen, fast immer kommt irgendwo der Augenblick, in dem man fragt: „Weiß der Verfasser nicht, daß eine schwere Seuche die Menschheit befiel?“ Ein armes, schönes Mädchen von der Straße wird geliebt; immer wieder tritt die schöne Unbekannte auf. Vor allem aber wird immer wieder der Seitensprung des Ehepartners als ein Problem behandelt, bei dem es sich um nichts anderes handelt, als eben um diesen Seitensprung. Was aber bedeutet das Problem des Seitensprunges in der Ehe ohne diese Krankheitsgefahr und was bedeutet er seit den Jahrhunderten, in denen diese Krankheit zu grassiern begann?

Brunhold Springer ist ein starker Kämpfer gegen diese Krankheit, ein Mann, der Aufklärung will, damit jene, die sich in Gefahr begeben, die Gefahr kennen. Wer den Kampf gegen die Syphilis will, der lese dieses Buch! Wer überdrüssig geworden ist der müden und schwachen Kampfansagen gegen die Syphilis, für den wurde dies Buch geschrieben, das eine neue Epoche einleiten könnte im Kampfe gegen diese Seuche. Dr. Sch.-V.

Albert Leitzmann, Wolfgang Amadeus Mozart. Insel-Verlag 1926.

Nach Alberts bedeutendem zweibändigen Mozart-Werk, sowie nach den kürzeren, aber nichtsdestoweniger wertvollen Darstellungen Schiedermairs und

Schurigs, durfte das Bedürfnis nach Mozart-Biographien als vorderhand befriedigt gelten. Wenn wir jetzt das Erscheinen eines Mozart-Buches von Leitzmann mit Freude begrüßen, so geschieht es, weil es einen besonderen Charakter hat. Berichte von Mozarts Zeitgenossen und Briefe des Meisters, die in jenen Biographien selbstverständlich zur Genüge ausgedeutet und ausgebeutet waren, sind hier in zwei Teilen inhaltlich so geordnet, daß sie in ihrem Zusammenhang wohl allein eine Biographie abgeben, aber eine solche, in der Mozart und seine Zeitgenossen das Wort haben. Leitzmann selber begnügt sich mit einem Nachwort von 11 Seiten und ebenso knappen, aber trefflichen Anmerkungen zu Berichten und Briefen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Weg, uns in eine reiche Künstlernatur Einblicke zu gewähren, seine Vorzüge hat. Die unstudiert, aber lebensvoll geschriebenen Dokumente aus der Zeit des Meisters wirken unmittelbarer als die noch so fein abgewogene und gelehrte Darstellung des modernen Forschers. Mozarts Briefe bieten natürlich den größten Genuß in dem Buche, nicht nur weil sich die Wesenszüge des Meisters in ihnen widerspiegeln, sondern weil sie persönliche Gedanken über Aufgabe und Ziele der Kunst und wertvolle Aufschlüsse über die eigene Arbeits- und Kompositionsweise enthalten. Selbstverständlich ist Leitzmann bei den zeitgenössischen Berichten überall auf die Originaldrucke und -handschriften zurückgegangen. Bei den Briefen war dies dank Schiedermairs endgültiger kritischer Gesamtausgabe nicht nötig. Als Dokument für die literarische Bildung und Belesenheit Mozarts interessiert uns ein Verzeichnis der bei seinem Tode hinterlassenen Bücher und Musikalien, denen Leitzmann nach Schurigs Vorgang, aber mit kritischer Auswahl noch einige Bücher beifügt, deren Lektüre durch andere Quellen bezeugt ist. Bildtafeln und Faksimiles vervollständigen das vom Insel-Verlag in gewohnter Weise geschmackvoll ausgestattete Werk.

G. Me.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor.)

Amalthea-Almanach 1917/1927. Amalthea-Verlag, Wien.

Brandis, Clemens Graf zu. Die ungarische Seele. Amalthea-Verlag, Wien.

Becker, Prof. C. H. Weltpolitische Bildungsarbeit an Preuß. Hochschulen. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

Breyne, Dr. M. R. Südafrika. „Die Zukunft". Morawe & Scheffelt, Verlag G.m.b.H., Berlin.

Brandt, Ebba. Slesvig-Holstens Historie. Walter G. Mühlaus Forlag, Kiel.

Borchardt, Felix. Im Siebenmeilenschritt. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin.

Benecke, Dr. O. Die Prüfung an den Technischen Hochschulen in Preußen, Heft 44. Die Prüfung für Volkswirte an den Universitäten, Heft 45. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Christaller, Helene. Aus Assisis großen Tagen. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.

—„— Der Ruf des Herzens. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.

Coburg, Prinzessin Louise von. Throne, die ich stürzen sah. Amalthea-Verlag, Wien.

Dix, Dr. A. Was Deutschland an seinen Kolonien verlor. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10
Für den Anzeigenteil: Adolf Kuttner, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43.

Britische Wirtschaftsfragen

von Friedrich Heyer

Seit dem Kriege hat sich das Wirtschaftsleben Englands so verändert, wie vielleicht niemals vorher in einem so kurzen Zeitraum. Eine Fülle von Aufgaben war gleichzeitig zu lösen. Teils waren diese noch eine Erbschaft der Vorkriegszeit und hatten bis zum Waffenstillstand aufgeschoben werden müssen, teils handelt es sich, wie bei der Wohnungsnot oder Währungsfrage, um ganz neue Probleme. Die Entwicklung ist keineswegs schon abgeschlossen; immerhin ist die Lage wenigstens soweit geklärt, daß sich eine Art Bilanz darüber aufstellen läßt, was bisher geschehen ist, und was noch zu tun bleibt.

Da England nur ein Glied des britischen Reiches ist, so sei ein kurzer Ueberblick über seine Wirtschaftsbeziehungen zu den übrigen Reichsteilen vorausgeschickt.

Der jahrhunderte alte Kampf um die irische Unabhängigkeit ist von Lloyd George durch die Errichtung eines südirischen Freistaates beigelegt worden. Die Provinz Ulster im Norden Irlands hat sich ausgeschlossen und ist im britischen Zollverbande geblieben. Das übrige Irland bildet jetzt ein „Dominion", das heißt es hat eine eigene Regierung, ein besonderes Parlament und eine besondere Zollverwaltung und steht überhaupt dem Mutterlande genau so selbständig gegenüber wie Kanada oder Australien. Das Ausscheiden der südirischen Abgeordneten aus dem englischen Parlament bedeutet eine große Entlastung für die britische Politik, der allerdings die Schaffung eines neuen Zollgebietes als wirtschaftlicher Nachteil gegenübersteht. Englische Einfuhren genießen in Irland keine Bevorzugung gegenüber anderen Herkünften.

In Indien waren englische Waren formell nicht bevorzugt, doch mußten seit 1896 indische Baumwollstoffe, um den eingeführten englischen den Wettbewerb zu erleichtern, eine Abgabe von $3^1/_3$ Prozent zahlen, ebensoviel wie der damalige Einfuhrzoll. Während des Krieges wurde der Zoll erhöht, während die Steuer die gleiche blieb. Ende 1925 wurde die Steuer ganz aufgehoben, so daß jetzt die indischen Stoffe in voller Höhe des Zolles von 11 Prozent geschützt sind. Auch auf Eisen und Stahl ist ein hoher Schutzzoll gelegt worden. Indien muß daher als Absatzmarkt für die britische Ausfuhr an Wert verlieren. Der Schutz der indischen Industrien hängt mit den indischen Reformen zusammen, die den Indern einen größeren Einfluß auf die Gesetzgebung eingeräumt haben.

In Aegypten, das dem Namen nach unabhängig ist, hat England nicht nur an der Beherrschung des Suezkanals ein

Interesse, sondern auch an den Baumwollkulturen, die durch das große Stauwerk von Assuan sehr erweitert worden sind. Ein neuer Staudamm bei Khartum soll das Dreieck zwischen weißem und blauem Nil dem Baumwollbau erschließen. Aegypten bildet ein besonderes Zollgebiet, das England keine Bevorzugung eingeräumt hat.

Die Dominions (Kanada, Neufundland, Australien, Neuseeland und Südafrika) gewähren in ihren Tarifen britischen Herkünften schon lange Vorzugszölle verschiedener Höhe, ebenso wie umgekehrt das Mutterland seit 1919 kolonialen Erzeugnissen Zollermäßigungen zubilligt. Auf einen Schutz ihrer jungen Industrien wollen die Dominions aber nicht verzichten, auch nicht England gegenüber. Der Gedanke eines allgemeinen britischen Zollverbandes mit innerem Freihandel hat daher keine Aussicht auf Verwirklichung.

Was Großbritannien selber anbelangt, so hatte das Ausscheiden Irlands den Plan einer allgemeinen Dezentralisation (Home Rule all round) aufleben lassen, der jedoch jetzt wieder in den Hintergrund getreten ist. Trotzdem wird sich eine gründliche Verwaltungsreform auf die Dauer nicht vermeiden lassen. Es steht damit in England umgekehrt wie bei uns. Wir haben zu viele Zwischeninstanzen, England zu wenig. Die Verwaltung ist zu sehr zentralisiert, alle wichtigen und viele unwichtigen Angelegenheiten müssen in London erledigt werden, und die dortigen Zentralbehörden sowie das Parlament werden dadurch überlastet. Bisher ist wenig dafür geschehen, zum Teil deshalb, weil die Londoner Anwälte dagegen sind, die im Parlamente großen Einfluß haben. Augenblicklich tagt wieder eine Royal Commission on Local Government unter Vorsitz von Lord Onslow; eine durchgreifende Reform scheint aber auch diesmal nicht in Aussicht genommen zu sein.

Die britische Verfassung hat in den letzten Jahren zwei wichtige Veränderungen erfahren. Durch die Parliament Act 1911 war das Oberhaus fast aller seiner Macht beraubt worden. Einen Teil seines alten Einflusses könnte es, wenn überhaupt, nur durch eine völlige Neugestaltung wiedergewinnen, die die Zahl der erblichen Sitze erheblich verringerte und sie durch gewählte oder auf Grund von besonderen Verdiensten ernannte Mitglieder ersetzte. Die konservative Regierung beabsichtigt, in diesem Jahre eine solche Reform in die Hand zu nehmen.

Die Representation of the People Act 1918 gab den Frauen das Wahlrecht, doch dürfen sie erst mit 30 Jahren wählen, Männer dagegen schon mit 21. Auch sonst stehen die Frauen den Männern rechtlich noch nicht überall gleich, so z. B. nicht bei der Ehescheidung, bei der Ausübung der elterlichen Gewalt usw. Die völlige Gleichberechtigung der Frau wird erst allmählich kommen, ohne daß die Agitation derartige

Formen anzunehmen braucht, wie seinerzeit die Suffragette-Bewegung.

Die Staatsausgaben sind jetzt über viermal so hoch wie vor dem Kriege. Sie betragen 820 Millionen £, beinahe 16½ Milliarden Mark. Den Hauptanteil hat daran der Schuldendienst, der 1926 364 Millionen £ erforderte, jeden Tag eine Million £, fünfzehnmal soviel wie vor dem Kriege. Die Staatsschuld beträgt jetzt 7616 Millionen £, etwa 3500 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Jährlich werden 50 Millionen £ getilgt, so daß die Schuld in 150 Jahren abgetragen sein würde. Um diese Frist abzukürzen, möchte die Arbeiterpartei ungefähr die Hälfte der Schuld durch eine einmalige Vermögensabgabe (capital levy) abdecken, die anderen beiden Parteien sind aber dagegen. Etwas über 12 Prozent der Gesamtschuld (930 Millionen £) sind von den Vereinigten Staaten geliehen. England möchte gerne wenigstens diesen Teil seiner Verpflichtungen auf seine ehemaligen Verbündeten überwälzen, da diese erheblich mehr an England zu zahlen haben wie England an Amerika. Mit Italien ist ein solches Abkommen geschlossen worden, und mit Frankreich schweben Verhandlungen, aber der Hauptschuldner ist Rußland, und von dort ist einstweilen nichts zu erhoffen.

Die Ausgaben für die Wehrmacht sind wegen der allgemeinen Teuerung trotz der Abrüstung von 76 Millionen £ vor dem Kriege auf 116 Millionen £ heute gestiegen. Dabei ist der Mannschaftsbestand der Flotte von 143 000 auf 103 000 und der des Heeres (ohne die Truppen in Indien) von 188 000 auf 155 000 herabgesetzt worden. Für die Großkampfschiffe über 10 000 Tonnen hat das Abkommen von Washington 1921 Höchstzahlen festgesetzt. Nur für die Luftmacht steigen die Ausgaben noch, wenn sie auch, absolut genommen, nicht hoch sind (16 Millionen £).

Abgesehen von den Kosten des Schuldendienstes und der Wehrmacht, sind die sonstigen Ausgaben 3½ mal so hoch wie vor dem Kriege (damals 96, jetzt 340 Millionen £). Trotz aller Bemühungen haben sie sich nicht herabdrücken lassen, steigen vielmehr langsam wieder an. Vor allem die staatlichen Zuschüsse zu der Unterrichtsverwaltung, zum Wohnungsbau und zu den verschiedenen Sozialversicherungen (Alters-, Witwen- und Waisenversicherung, Arbeitslosenversicherung usw.) haben diese Zunahme bewirkt.

Die Deckung dieses Bedarfes konnte nur durch ganz außergewöhnliche Steuererhöhungen erreicht werden. Staatssteuern, Zölle und Gemeindeabgaben zusammengenommen betragen jetzt 757 Millionen £, das heißt 350 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, oder 21½ Prozent des Volkseinkommens, wenn man dieses auf 3½ Milliarden £ ansetzt. Es ist auffallend, mit wie wenig Steuern England diese gewaltige Summe auf-

bringt. Der Löwenanteil mit 320 Millionen £ entfällt auf die Einkommensteuer, die jetzt den siebenfachen Ertrag aufweist wie vor dem Kriege und das Volkseinkommen mit etwa 9 Prozent belastet, trotzdem sie erst auf einer sehr hohen Stufe anfängt. Ein Familienvater z. B. mit Frau und drei Kindern ist bei einem unfundierten Einkommen von 350 £ noch steuerfrei. Von den ganz großen Einkommen werden allerdings 50 Prozent weggesteuert. Nachlaß- und Erbschaftssteuern bringen 66 Millionen £, Zölle und Verbrauchsabgaben 252 Millionen £, davon Bier 82, Branntwein 50 und Tabak 53 Millionen £. Die Hauptlast tragen also die direkten Steuern, die sich verfünffacht haben, während die indirekten nur auf das Dreifache gestiegen sind. Das Verlangen nach einer Herabsetzung der Steuern, insbesondere der Einkommensteuer, ist allgemein, doch wird sich dieser Wunsch schwer erfüllen lassen, da ein Sinken der Ausgaben auf absehbare Zeit nicht zu erwarten ist.

Die Währungsfrage, die keinem kriegführenden Lande, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, erspart blieb, ist für England jetzt gelöst. Seit April 1925 ist die Goldwährung wieder hergestellt worden, allerdings nur im Zahlungsverkehr mit dem Auslande; das Disagio des Pfundes gegenüber dem Dollar ist damit verschwunden. Aus dem Umlauf im Inlande wird das Gold wohl dauernd verbannt bleiben. Eine Frage, die noch zu lösen bleibt, ist die Verschmelzung der während des Krieges geschaffenen Kassenscheine (currency notes) mit den Banknoten. Zur Zeit sind rund 290 Millionen £ dieser Scheine im Umlauf.

Um den Spartrieb zu fördern, hatte man während des Krieges unverzinsliche Sparscheine eingeführt (saving Certificates), die seitdem als eine dauernde Einrichtung beibehalten worden sind. Sie werden von den Postämtern zu 16 Schilling das Stück verkauft und nach zehn Jahren mit 24 Schilling eingelöst. Zur Zeit stehen etwa 373 Millionen £ davon aus.

Von Sparkassen gibt es in England die Aktiensparkassen und die von Gladstone gegründeten Postsparkassen. Die Einlagen bei den ersteren betragen zur Zeit 83 Millionen £ bar und 60 Millionen £ in Papieren, bei den letzteren 280 Millionen £ bar und 200 Millionen £ in Papieren. Die Gemeinden dürfen in England keine Sparkassen betreiben. Nur für die Stadt Birmingham ist durch ein Spezialgesetz eine Ausnahme gemacht worden, und die Frage wird jetzt geprüft, ob man nicht ganz allgemein den Städten die Befugnis dazu erteilen solle.

Wohl auf keinem Gebiet besteht ein so scharfer Gegensatz zur Vorkriegszeit wie auf dem der Einwanderung und Auswanderung. Früher stand England weit offen, jetzt ist jeder Zuzug verboten. Aufenthaltsbewilligungen werden nur für be-

schränkte Zeit erteilt, und kein Fremder darf in England eine Stellung annehmen oder sich des Erwerbes wegen niederlassen, außer wenn er besondere Erlaubnis erhält. Eine scharfe Grenzüberwachung sowie polizeiliche Meldepflicht sorgen dafür, daß der heimische Arbeitsmarkt nichts von ausländischer Konkurrenz zu befürchten hat.

Umgekehrt wird die Auswanderung, um die sich früher die Regierung kaum kümmerte, jetzt durch Zuschüsse gefördert. Trotzdem ist sie von 300 000 vor dem Kriege auf 100 000 im Jahre 1925 gesunken. Besonders auffallend ist der Rückgang der Auswanderung nach Kanada, die nur noch ein Siebentel der Vorkriegszahl beträgt, trotzdem die Auswandererfahrkarte dorthin nur 2 £ kostet. Vermutlich handelt es sich hierbei um eine vorübergehende Erscheinung. Man kann angesichts der Uebervölkerung kaum annehmen, daß die Auswanderung längere Zeit auf diesem niedrigen Stande stehen bleiben wird.

Ein schon altes Problem, das aber immer dringender nach einer Lösung verlangt, ist die Agrarfrage. Eigentlich sind zwei Fragen darin verquickt, Hebung der Bauern und Hebung des Landbaus. Vor dem Kriege handelte es sich vorwiegend darum, die Farmer sicherzustellen, im Kriege dagegen trat die Steigerung der heimischen Erzeugung in den Vordergrund. Um die Stellung des Farmers zu verbessern, waren schon vor dem Kriege die Befugnisse des Grundeigentümers sehr eingeschränkt worden. England hat den Gedanken des mittelalterlichen Lehnrechts niemals ganz aufgegeben, daß dem Staate ein Obereigentum am Lande gebühre. Die Gesetze haben daher unbedenklich zwingende Vorschriften über den Pachtvertrag erlassen. In Schottland z. B. darf dem Pächter nicht gekündigt werden, obwohl er selber kündigen darf. Ein besonderer Pachtgerichtshof (land court) kann die Pacht sogar herunterſetzen. In England ist dem Eigentümer das Kündigungsrecht zwar belassen worden, er muß aber den Pächter hoch entschädigen. Der Staat hatte ferner schon vor dem Kriege das Siedlungsproblem in die Hand genommen. In England hatten daraufhin die Grafschaften rund 200 000 acres erworben und 13 000 neue Pachtstellen geschaffen. Nach dem Kriege wurde die Siedelung wieder aufgenommen, diesmal mit Zuschüssen der Regierung. Dadurch kamen in England weitere 250 000 acres mit 17 000 Pächtern hinzu und in Schottland 336 000 acres mit 4500 Pächtern. Die jetzige konservative Regierung will dies Ansiedlungsprogramm fortführen, dabei aber mehr auf die Ansetzung kleiner Eigentümer bedacht sein, während bisher die Siedler ihr Land von den Grafschaften (in Schottland vom Scottish Board of Agriculture) nur zur Pacht hatten. Weiter wollen die Konservativen einstweilen nicht gehen. Dagegen hat die Arbeiterpartei ein ganz radikales Programm aufgestellt. Sie will alle verpachteten Farmen mit

einem Schlage gegen Rentenbriefe verstaatlichen. Nur die Eigentümer, die selber wirtschaften, sollen einstweilen noch verschont bleiben. Ein land court, wie jetzt schon in Schottland, soll die Pachtsummen festsetzen, während in jeder Grafschaft ein agricultural committee darüber wachen soll, daß die Farmer ordentlich wirtschaften, widrigenfalls sie aus der Pacht gesetzt werden. Eine mittlere Lösung versucht das von Lloyd George empfohlene liberale Programm, das in dem Buche „The Land and the Nation" niedergelegt ist. Auch er will das Land tatsächlich verstaatlichen, wenn auch das Eigentumsrecht formell unangetastet bleibt. Als Abfindung erhält der Eigentümer eine Nettorente, die dadurch ermittelt wird, daß man von der Pachtsumme die Kosten der Instandhaltung abzieht. Der Unterschied gegenüber dem Arbeiterprogramm ist der, daß der Farmer Erbpächter werden soll, das heißt er darf die Farm zwar nicht verkaufen, wohl aber vererben. Die Kosten der Instandhaltung trägt er selber, nicht der Staat, dafür kommt ihm aber auch der Mehrertrag seiner Meliorationen voll zugute. Auch nach dem liberalen Programm beaufsichtigt der Staat die Farmer und setzt schlechte Landwirte ab. Hierdurch sowie durch das Aussterben von Farmerfamilien bekommt der Staat immer wieder Land in die Hände, das er zur Ausstattung aufstrebender Landwirte verwenden kann. Diese Beaufsichtigung der Farmer erscheint den beiden Linksparteien so wichtig, daß sie es beide ablehnen, die Farmer wie in Irland durch völlige Ablösung zu freien Eigentümern zu machen. Der Zweck der Aufsicht soll vor allem der sein, den niedergehenden Getreidebau und die Viehzucht wieder zu heben (zur Zeit werden z. B. von Weizen 77 Prozent und von Butter sogar 82 Prozent des Verbrauchs eingeführt).

Von Getreidezöllen wollen alle Parteien nichts wissen, ebensowenig von Anbauprämien, wie sie während des Krieges bestanden.

Die Unselbständigkeit der Pächter ist mit eine Ursache dafür, daß das ländliche Kredit- und Genossenschaftswesen noch sehr unentwickelt ist. Zu unseren Raiffeisenkassen und Landschaften gibt es bisher in England kein Gegenstück, die städtischen Aktienbanken müssen vielmehr auch für den ländlichen Kredit sorgen. Um ihnen mehr Sicherheit zu bieten, denkt man jetzt daran, die Verpfändung von Mobilien durch ein Registerpfandrecht zu erleichtern. Um aber den Kredit der Farmer nicht zu gefährden, will man den Einblick in das Register nur den Banken gestatten. Der Farmer soll die verpfändete Ernte ohne weiteres verkaufen können, muß aber den Erlös an die Bank abliefern. Ebenso sollen die Banken auch den langfristigen Kredit vermitteln, und zwar sollen sie das Geld dazu von einer Zentrallandbank erhalten, die mit dem Rechte ausgestattet werden soll, Pfandbriefe auszugeben. Bis

jetzt haben sich diese Vorschläge noch nicht zu einer Gesetzesvorlage verdichtet.

Das Genossenschaftswesen ist in England ein städtisches Produkt. Auf dem Lande ist es noch sehr zurück. Weder Produktivgenossenschaften noch Absatzgenossenschaften haben dort bisher viel Boden gefunden. Der Zwischenhandel verteuert daher die landwirtschaftlichen Erzeugnisse für den Verbraucher übermäßig, ohne daß die Farmer einen entsprechenden Gewinn hätten.

Seit dem Kriege baut England eine eigene Zuckerindustrie auf. Die bisher entstandenen 15 Fabriken liefern schon beinahe 8 Prozent des heimischen Bedarfes. Die Regierung zahlt gegenwärtig einen hohen Zuschuß (12 £ per Tonne nach Abzug der Zuckersteuer), der allmählich sinken und 1934 ganz fortfallen soll. Ob die Industrie dann noch lebensfähig sein wird, ist fraglich.

Von Moorkultur und Landgewinnung ist in England kaum die Rede. Es gibt zwar im Norden ausgedehnte Moore; sie eignen sich aber wenig zur Urbarmachung, schon wegen der Meereshöhe und des rauhen Klimas.

Hingegen ließe sich ein Teil der Oedländereien durch Aufforstung verwerten. Eine 1919 errichtete Forestry Commission soll zunächst probeweise bis 1929 150 000 acres aufforsten und verwaltet auch die älteren staatlichen Forstländereien, die früher nicht regelrecht bewirtschaftet wurden. Der größte der neuen Forsten in Thetford, nordöstlich von Cambridge, umfaßt 12 000 ha. Der Bedarf Großbritanniens (insbesondere an Grubenhölzern) ist allerdings so groß, daß er niemals im eigenen Lande gedeckt werden kann. Immerhin würde die Anpflanzung der ausgedehnten Oedländereien einen großen Teil der Einfuhr ersetzen können. Jedenfalls muß bald eine Entscheidung darüber getroffen werden, ob nach 1929 mit der Aufforstung fortgefahren werden soll oder nicht.

In der Kraftwirtschaft sind andere Länder England vorausgekommen, und es sucht jetzt, diesen Vorsprung einzuholen. Dies gilt zunächst von den Wasserkräften, die bisher wenig verwertet wurden. Im eigentlichen England gibt es noch heute kein größeres Wasserkraftwerk, man prüft aber die Frage der Ausnutzung des Tidenhubs an der Mündung des Severn. Im schottischen Hochland hat die British Aluminium Co. zwei Werke (in Foyers und Kinlochleven) im Betrieb. Ein drittes bei Fort William ist im Bau, während die Wasserfälle des Clyde bei Lanark, die größte natürliche Wasserkraft des Landes, von einer Elektrizitätsgesellschaft ausgebaut werden. Schließlich sind noch in Nord Wales Anlagen im Entstehen. Alle zusammen würden nach Fertigstellung etwa 120 000 kw. leisten.

Schnellere Fortschritte sind zu erwarten, nachdem das neue Elektrizitätsgesetz von 1926 in Kraft getreten ist. Danach soll

die gesamte Erzeugung elektrischer Kraft von etwa sechzig Großkraftwerken besorgt werden. Diese liefern den Strom in ein Hochspannungsnetz, das von der Regierung gebaut und betrieben wird. Die Regierung gibt aus dem Netz die Kraft an die Verbraucher ab und nimmt durch die Vermittlung zwischen Erzeugern und Abnehmern eine beherrschende Stellung in der Elektrizitätswirtschaft des Landes ein. Ueber vierhundert kleinere Werke werden ohne Entschädigung stillgelegt, da sie zu unwirtschaftlich arbeiten. Sie dienen nur noch der Verteilung oder allenfalls zur Deckung des Spitzenbedarfes. Der Preis soll dadurch für den Verbraucher auf einen Penny pro Kilowattstunde herabgedrückt werden. Ueber das Gesetz wird noch beraten.

Die wichtigste Kraftquelle werden für England immer seine reichen Kohlengruben bilden. Auch hier herrscht eine übergroße Zersplitterung. Es gibt zu viele kleine Gruben, die teuer arbeiten. Im Gegensatz zur Elektrizitätswirtschaft hat man sich aber zu einer Neugestaltung bisher noch nicht entschlossen. Die Ursache der unvollkommenen Organisationen des britischen Bergbaus ist vor allem die, daß in England das Abbaurecht nicht vom Staate verliehen wird, sondern vom Grundeigentümer. Die Kohlenkommission des vorigen Jahres, unter Vorsitz von Sir Herbert Samuel, hatte daher empfohlen, die Grundeigentümer abzulösen, wodurch die Regierung, ähnlich wie in der Elekrizitätswirtschaft, das Heft in die Hand bekommen hätte. Ihre Stellung gegenüber den Bergwerksgesellschaften wäre sehr gestärkt worden, und sie hätte die nötigen Reformen viel leichter durchdrücken können. Die Regierung hat aber die Ablösung der Eigentümer einstweilen noch hinausgeschoben und sich in dem Berggesetz von 1926 mit der Vorschrift begnügt, daß das Abbaurecht unter gewissen Umständen auch vom Staate verliehen werden kann. Ferner hat die Regierung — entgegen dem Rate der Kommission — den Achtstundentag wieder für zulässig erklärt und schließlich darein gewilligt, daß die Löhne in den verschiedenen Bergbaubezirken ohne ihr Mitwirken getrennt festgesetzt werden. Bisher waren zwar die Grundlöhne verschieden hoch; es war aber für das ganze Reich ein einheitlicher Zuschlag von 33⅓ Prozent vereinbart. Die Bergleute haben also den sieben Monate andauernden Streik verloren, und ihre Erbitterung ist durch einige kleinere Konzessionen des neuen Gesetzes kaum gemildert worden. So sind z. B. Brausebäder auf den Gruben vorgeschrieben worden, und ferner muß für jedes Bergwerk ein Betriebsrat gebildet werden. Die großen Probleme des britischen Bergbaues, nämlich die Neuorganisation der Gruben durch Ablösung der Grundeigentümer und eine befriedigende Regelung der Lohnfrage, sind also bis jetzt ungelöst geblieben. Das Zentralproblem bleibt natürlich, wie man die Gruben wieder rentabel macht. Die

Unternehmer wollen auf der einen Seite durch Herabsetzung der Löhne die Kosten erniedrigen, auf der anderen Seite die Preise dadurch verbessern, daß sie ein Verkaufssyndikat gründen, was bisher in England noch nicht besteht.

Neben der Kohle gewinnt das Oel als Betriebsstoff an Boden. Die eigene Produktion des Landes von schottischem Schieferöl ist unbedeutend und wird nur mühsam am Leben erhalten. Auf dem Weltmarkte für Petroleum besitzt aber trotzdem England neben den Vereinigten Staaten eine beherrschende Stellung, und zwar durch die Shell Transport and Trading Co., die Burmah Oil Co. und die Anglo-Persian Oil Co. Mit diesen britischen Gruppen eng befreundet ist schließlich die Kgl. Holländische Petroleum-Gesellschaft. An der Anglo-Persian Oil Co. ist die Regierung mit einem großen Aktienbesitz beteiligt. Sie hat nach dem Kriege zwei große Raffinerien errichtet, eine in Schottland und eine in Wales. Der Bedarf Großbritanniens ist dadurch unter allen Umständen sichergestellt.

Schweren Sorgen sieht sich die britische Industrie gegenübergestellt. Große wichtige Industriezweige, vor allem diejenigen, die auf die Ausfuhr angewiesen sind, wie Stahl und Eisen, Maschinenbau, Schiffbau, Baumwollindustrie und andere, leiden unter der Arbeitslosigkeit, die jetzt schon sechs Jahre anhält, ohne Aussicht auf baldige Besserung. Anfangs glaubte man, es mit einer vorübergehenden Krise zu tun zu haben, jetzt aber gewinnt die Befürchtung an Boden, daß es sich bei einer Reihe von Industrien um eine dauernde Einschränkung des Absatzmarktes handle. Es ist z. B. sehr zweifelhaft, ob die 56 Millionen Baumwollspindeln Englands jemals wieder voll beschäftigt sein werden, nachdem seit dem Kriege in Amerika, Japan, China, Indien usw. überall neue Baumwollspinnereien entstanden sind. Ebenso ist es so gut wie aussichtslos, bei dem heutigen Ueberangebot an Schiffsraum für die britischen Werften volle Beschäftigung zu finden, die zusammen drei Millionen Tonnen jährlich vom Stapel lassen können.

Angesichts des Einschrumpfens der Ausfuhr möchte man sich wenigstens den innern Markt sichern, und der Schutzzollgedanke gewinnt daher an Anhängern. Die Liste der zollpflichtigen Waren ist schnell gewachsen. Früher wurden nur Finanzzölle erhoben auf Tabak, Zigarren, Zigaretten, Bier, Wein, Branntwein, Tee, Kaffee, Kakao, Schokolade, Zucker, Zündhölzer, Spielkarten und Patentmedizinen. Soweit die betreffenden Waren im Inlande hergestellt werden, mußten sie gleichfalls eine Abgabe zahlen. Dagegen belasteten die 1915 eingeführten McKenna-Zölle auf Musikinstrumente, Uhren, Automobile, Motorräder, Filme und Filmstreifen nur die Einfuhr, nicht auch die inländische Produktion. 1922 wurden

die sogenannten Schlüsselindustrien hinzugefügt. Die Liste wurde 1926 noch erweitert und umfaßt jetzt optische Glaswaren, wissenschaftliche Glaswaren und Bestandteile, wissenschaftliche Instrumente, Radioröhren, Magnetzünder, Kohlenstifte, Karbonelektroden, Nadeln für Wirkmaschinen, Waren aus seltenen Erden, Molybdän, Ferromolybdän, Vanadium, Ferrovanadium, Legierungen von Molybdän und Vanadium sowie schließlich alle „feinen" Chemikalien. Sogenannte Dumping Duties sind bis jetzt gelegt worden auf Spitzen und Stickereien, Messerwaren, Glühstrümpfe und Schläuche dazu, Stoffhandschuhe, Leder- und Pelzhandschuhe sowie auf Packpapier. Schließlich hat Churchill Zölle auf Seide, Kunstseide und Waren daraus eingeführt. Von Farbstoffen ist die Einfuhr überhaupt verboten und wird nur in Ausnahmefällen genehmigt, wenn der betreffende Farbstoff in England noch nicht hergestellt werden kann. In den meisten Fällen beträgt der Zoll ein Drittel vom Werte, bei optischen Glaswaren sogar die Hälfte. Das jetzige System ist also ein merkwürdiges Gemisch von Prohibitivzöllen und Freihandel. Die größten britischen Industrien wie Eisen und Stahl, Maschinenbau, Textilindustrie sind allerdings bisher noch nicht geschützt. Noch ist die Entscheidung nicht gefallen; die Wagschale scheint sich aber zugunsten des Schutzzolles zu neigen, sofern nicht die Arbeitslosigkeit bald eine entschiedene Wendung zum Besseren nehmen sollte.

Mit der Notlage der Industrie steht auch die Konzentrationsbewegung im Zusammenhange, die seit dem Kriege in schnelleren Gang gekommen ist. Es hatte auch bisher in England an Großunternehmen nicht gefehlt, aber Riesenkonzerne waren selten. Auch heute hat die Zusammenballung in England noch nicht solche Fortschritte gemacht wie in den Vereinigten Staaten oder in Deutschland. Namentlich die Schwerindustrie steht zurück. Einen britischen Stahltrust gibt es bisher nicht, und im Kohlenbergbau fehlt es überhaupt an ganz großen Unternehmungen. Unter den britischen Trusts sind die wichtigsten die für Seife, Chemikalien, Petroleum und Tabak. Erst weit dahinter an fünfter Stelle kommt das Stahlwerk Vickers. Es folgen dann Kunstseide, Nähfaden, Gummi und Whisky und erst danach wieder einige Stahlwerke. Die meisten dieser Trusts haben schwer unter der Krisis zu leiden. Eine ganze Anzahl haben in den letzten Jahren rekonstruiert werden müssen, zumal solche, die unter dem Einflusse des ersten Nachkriegsbooms zu hoch kapitalisiert worden waren. Jedenfalls ist ein langsamer Umschichtungs- und Aussonderungsprozeß im Gange, der noch zu weiteren Zusammenschlüssen führen wird. Kleinere Werke, die nicht mehr konkurrenzfähig sind, werden den Betrieb einstellen oder in größeren aufgehen müssen. Auch die Bildung von Syndikaten wird ver-

mutlich infolge der jetzigen Dauerkrise in England schnellere Fortschritte machen als bisher. So ist z. B. kürzlich ein Verkaufssyndikat der Spinner von amerikanischer Baumwolle errichtet worden. Die Regierung steht dieser ganzen Bewegung nicht ablehnend gegenüber, sie hat sie auf anderen Gebieten, z. B. bei den Eisenbahnen und in der Luftschiffahrt, geradezu erzwungen.

Der Normierung wird in England ebenso wie bei uns große Aufmerksamkeit gewidmet. Die Zentralstelle hierfür ist die British Engineering Standards Association. Von der Fließarbeit, die in unserer Fachpresse einen so breiten Raum einnimmt, hört man in England weniger.

Zur Förderung des industriellen Forschungswesens wurde 1916 ein Institute for Scientific and Industrial Research errichtet, an dem sich eine Anzahl von Industrien durch besondere Forschungsvereinigungen beteiligen.

Bei den Eisenbahnen zeigte sich vor dem Kriege dasselbe Problem wie in der Elektrizitätswirtschaft und im Kohlenbergbau, das heißt der Betrieb litt unter der Zersplitterung in zu viele Einzelgesellschaften, obwohl schon lange ein Amalgamationsprozeß im Gange war, der nur eine kleine Zahl selbständiger Bahnlinien übriggelassen hatte. Während des Krieges waren alle Bahnen unter staatliche Verwaltung gestellt worden, und man wollte es ursprünglich auch nachher dabei belassen. Zu diesem Zwecke wurde ein Transportministerium geschaffen, das heute noch besteht, obwohl der Verstaatlichungsplan inzwischen aufgegeben ist. Statt dessen teilte die Railways Act 1921 die Eisenbahnlinien des Landes vier großen Netzen zu, die sich sämtlich in London vereinigen. Sowohl Arbeitslöhne wie Tarife werden unter Mitwirkung des Staates von besonderen Aemtern festgesetzt. Der normale Reingewinn der vier Linien ist auf 49 Millionen £ (30 000 Mark per km) begrenzt worden. Wenn sie mehr verdienen, so muß der Ueberschuß zur Ermäßigung der Tarife verwandt werden. In den letzten zwei Jahren ist dieser Reingewinn aber längst nicht erreicht worden, und das Jahr 1926/27 wird wegen des langen Kohlenstreikes jedenfalls ein noch ungünstigeres Ergebnis aufweisen. Nach alledem fragt es sich, ob es nicht doch vielleicht richtiger gewesen wäre, gleich zur vollen Verstaatlichung überzugehen, statt auf halbem Wege stehenzubleiben.

Die Elektrifizierung ist bisher erst bei den Londoner Untergrundbahnen und einigen Londoner Vorortstrecken sowie in der Umgegend von Newcastle durchgeführt.

Durch das Anwachsen des Automobilverkehrs ist in allen Ländern das Problem brennend geworden, wie man die alten Landstraßen für den Massenverkehr aufnahmefähig machen soll. In England wird der größte Teil des Ertrages der Automobilsteuer von den sonstigen Staatseinnahmen getrennt und einem

besonderen Straßenbaufonds zugeführt. Hierdurch ist es möglich geworden, nicht nur die vorhandenen Straßen zu modernisieren, sondern auch ganz neue Verkehrswege anzulegen, so z. B. zwischen Liverpool und Manchester, zwischen Edinburgh und Glasgow oder rund um London, wo man häufig die alten Vororte und Städtchen umgangen und dadurch aus dem Durchgangsverkehr ganz ausgeschaltet hat. England dürfte in Bezug auf Autostraßen zur Zeit in Europa vielleicht an der Spitze stehen.

Weniger erfolgreich war bisher die Entwicklung der Luftfahrt. Das einzige Unternehmen ist die von der Regierung subventionierte Imperial Airways Ltd., die von Croydon bei London einige Strecken nach dem Festlande betreibt. Demnächst soll auch der Dienst nach Aegypten und Indien aufgenommen werden. Innerhalb Englands bestehen keine regelmäßigen Luftlinien. 1925 hat die Gesellschaft trotz der Subvention mit Verlust abgeschnitten.

Eine nennenswerte Binnenschiffahrt besteht in England nicht. Die zahlreichen Kanäle stammen meistens aus der Zeit vor Einführung der Eisenbahnen. Sie sind veraltet und werden kaum noch benutzt. Neue sind nicht geplant. Die einzige moderne Wasserstraße ist der Manchester Ship Canal, der vom Mersey nach Manchester führt. Dieser dient aber der Seeschiffahrt, nicht dem Binnenverkehr.

Die britischen Seehäfen sind zum Teil veraltet und dabei durchschnittlich teurer als die Häfen des Festlandes. Im Auftrage der British Chamber of Shipping besuchte 1924 ein Ausschuß alle wichtigeren Häfen und machte zahlreiche Verbesserungsvorschläge, die jetzt zum Teil ausgeführt werden.

Die Seeschiffahrt leidet unter dem Ueberangebot von Tonnage. Die Erträge der Reedereien sind daher sehr zurückgegangen. Etwa ein Drittel aller britischen Schiffe gehört fünf großen Gruppen an. An der Spitze stehen die Royal Mail (Lord Kylsant) mit 2,5 Millionen Tonnen und die British India Line (Lord Inchcape) mit 2 Millionen Tonnen. Der Zusammenschluß hat sich hier freiwillig vollzogen und ist nicht wie bei den Eisenbahnen vom Staate erzwungen worden. Auch sonst mischt sich der Staat — abgesehen von den Postsubventionen — in die Seeschiffahrt wenig ein.

Im Arbeiterschutz, wo England für die ganze Welt vorbildlich geworden war, hatte es sich in der letzten Zeit etwas überflügeln lassen. Das jetzige Fabrikgesetz datiert noch von 1901. Jetzt ist ein neuer Entwurf veröffentlicht worden, der die alten Bestimmungen ergänzt und weiter ausbaut. Die Vorlage wird wahrscheinlich 1927 das Parlament beschäftigen.

In der Sozialversicherung hatte zunächst Deutschland die Führung übernommen. Seit aber die britische Arbeiterpartei immer mehr an Einfluß gewachsen ist, hat England diesen

Vorsprung nicht nur eingeholt, sondern ist 1911 in der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sogar vorangegangen. Den Schlußstein dieser Entwicklung bildete das Alters-, Witwen- und Waisenversicherungsgesetz von 1925. Nur an einer Unfallversicherung fehlt es noch; doch ist bisher nicht beabsichtigt, die jetzige Haftpflicht der Unternehmer durch eine Zwangsversicherung zu ergänzen.

Die drei Versicherungsgesetze (Arbeitslosenversicherung, Krankenversicherung und Alters-, Witwen- und Waisenversicherung) beruhen alle drei auf dem Klebemarkensystem. Sowohl Beiträge wie Auszahlungen sind bei allen dreien überall im Lande gleich hoch. Bei der Krankenversicherung wird sogar die Vergütung der Aerzte für das ganze Land einheitlich in London vereinbart. Zu allen dreien leistet außer Arbeitgebern und Arbeitnehmern auch die Staatskasse Zuschüsse. Bei einem männlichen Arbeiter betragen die Beiträge des Arbeitnehmers etwa 70 Schilling im Jahr und die des Arbeitgebers rund 90 Schilling (hierin sind die Ausgaben unter dem Haftpflichtgesetz mit einbegriffen). Die Auszahlungen an Krankengeld, Invalidenrente, Stillgeld, Unfallsrente, Arbeitslosenunterstützung, Altersrente, Witwengeld, Waisengeld, Kriegspensionen und Armenunterstützungen belaufen sich auf weit über 4 Milliarden Mark im Jahr (etwa 100 Mark pro Kopf). Die Kriegspensionen verringern sich zwar allmählich; dafür steigen aber die Ansprüche auf Grund der neuen Alters-, Witwen- und Waisenversicherung, so daß sich die Gesamtsumme wenig ändern dürfte.

Die Löhne unterliegen in einer Reihe von Gewerben nicht mehr der freien Vereinbarung. Für die Landarbeiter in England (nicht in Schottland) werden in jeder Grafschaft von einem Agricultural Wages Board Mindestlöhne festgesetzt. In der Industrie werden für eine Anzahl von Gewerben, namentlich für solche, wo die Frauenarbeit überwiegt, die Löhne auf Grund der Trade Boards Act von Fachausschüssen unter Vorsitz eines Regierungsvertreters geregelt. Hierzu gehören unter anderem die Jute-, Leinen- und Hanfindustrie, die Seilerei, die Anfertigung von Netzen, die Tabakindustrie und andere mehr, mit zusammen drei Millionen Arbeitern und Arbeiterinnen. Während diese Gesetze die wirtschaftlich Schwachen schützen sollen, will man für diejenigen Industrien, wo die Arbeiter organisiert sind und sich selbst helfen können, joint industrial councils errichten, das heißt freiwillige Ausschüsse von Unternehmern und Arbeitern ohne Regierungsbeteiligung zur Erörterung gemeinsamer Angelegenheiten. Diese sogenannten Whitley Councils haben sich jedoch nicht so eingebürgert, wie man anfangs hoffte. Die Arbeiter stehen ihnen mißtrauisch gegenüber, weil sie darin einen Versuch sehen, den Einfluß ihrer Gewerkschaften zu schwächen. Gerade in

den wichtigsten Gewerbezweigen (Bergbau, Eisen- und Stahlgewinnung, Maschinenbau, Baumwollspinnerei und Weberei) haben sie bisher keinen Eingang gefunden.

Betriebsräte sind jetzt für den Kohlenbergbau gesetzlich vorgeschrieben. In der Industrie besteht keine Verpflichtung dazu. Daher sind sie selten, zumal die Unternehmer ihnen abgeneigt sind.

Das Schlichtungswesen ist durch die Industrial Courts Act 1919 neu geregelt. Die Schiedssprüche und Vergleiche sind nicht vollstreckbar. Größere Ausstände wie den letzten Kohlenstreik hat das Gesetz auch nicht verhindern können.

Der Achtstundentag ist seit dem Kriege in fast allen Betrieben durchgeführt worden, obwohl er nicht auf gesetzlichem Zwang beruht. Im Kohlenbergbau hatte die Coal Mines Act 1919 die Siebenstundenschicht eingeführt. Jetzt ist eine Verlängerung bis auf acht Stunden für zulässig erklärt worden.

Sehr viel ist in England seit dem Kriege zur Behebung der Wohnungsnot geschehen. Es sind gegen 900 000 neue Wohnungen errichtet worden, davon über die Hälfte mit staatlichen Zuschüssen. Es handelt sich fast immer um kleine Häuschen mit Küche und Bad sowie etwas Gartenland. Von den Wohnungen, die Staatsbeihilfen erhielten, wurden etwa zwei Drittel von den Gemeinden und ein Drittel von Bauunternehmern errichtet. Baugenossenschaften spielen in England keine große Rolle. Die konservative Regierung möchte die Zuschüsse sobald wie möglich einstellen, das Höchstmietengesetz aufheben und den Wohnungsmarkt wieder sich selbst überlassen. Die Zeit dafür dürfte indessen noch nicht gekommen sein, da immer noch ein im Kriege aufgelaufener Rückstand von einer Million Wohnungen einzuholen bleibt. Um die Bautätigkeit zu beschleunigen, hat man den Versuch damit gemacht, Stahlhäuser zu errichten; es fragt sich aber, ob sich diese einbürgern werden. Sie sind nicht so haltbar wie Häuser aus Steinen, und der Preisunterschied ist nicht beträchtlich, so daß auf die Dauer ein gemauertes Haus billiger zu stehen kommen dürfte.

Für die nächste Zukunft ist es vor allem das Arbeitslosenproblem, das unbedingt eine Lösung verlangt. Es geht auf die Dauer nicht an, über eine Million Arbeitslose mit ihren Angehörigen, das heißt beinahe 10 Prozent der Bevölkerung, Jahr für Jahr auf Kosten der Allgemeinheit zu unterhalten. Vielleicht bessert sich die Wirtschaftslage und die Arbeitslosenziffern gehen von selbst zurück. Falls nicht, wird der Uebergang zum Schutzzoll vielen als letzte Rettung erscheinen, obwohl sie sich darin wahrscheinlich täuschen dürften. Umgekehrt würde die Schutzzollbewegung bei einem Sinken der Arbeitslosigkeit vermutlich schnell abflauen.

Ein anderes Problem, dessen Erledigung nicht allzu lange aufgeschoben werden kann, ist die Kohlenfrage. Die konservative Regierung wird sich wohl oder übel entschließen müssen, die Grundeigentümer abzulösen und die Verleihung der Abbaugerechtigkeiten dem Staat zu übertragen. Nur so würde der Staat die Macht erhalten, eine gründliche Reform des englischen Kohlenbergbaus durchführen zu können. Eine solche Reform ist aber nötig, wenn sich England seine Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltkohlenmarkte erhalten will.

Das dritte große Problem ist die Agrarreform. Diese ist allerdings für den Augenblick nicht so dringend. Immerhin wird sich England bald einmal gezwungen sehen, seiner lange vernachlässigten Landwirtschaft wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen, vor allem dadurch, daß das veraltete Pachtsystem durch eine haltbarere rechtliche Grundlage ersetzt wird.

***

Georg Simmel als Philosoph der modernen Kultur

von Helmut Cron

Die Kompliziertheit der modernen kulturellen Problematik stellt uns nach verschiedenen Richtungen hin in eine überaus schwierige Situation. Wir sehen einmal, wie die Bereiche unserer geistigen Welt herausgerissen sind aus dem lebendigen Zusammenhang mit unserem innersten Selbst, wie sie nur noch in erstarrten Formen existieren und ihre alte Geschlossenheit in eine übermäßige Vielzahl kleinster Anschauungsprovinzen aufgeteilt haben. Und wir sehen andererseits, wie das Leben ganz formlos und triebhaft geworden daneben hinirrt, wie es immerfort an den Hemmungen der tausendfachen Dingwelt zerbricht und ohne eigentliche Erfüllung wieder in sich zurückschrickt. Wir erleben unmittelbar den tragischen Konflikt des kulturellen Differenzierungsprozesses, bei dem die allmähliche Versachlichung des menschlichen Geistes einem eigenen Gesetz folgt und dem Subjekt nicht mehr die Möglichkeit gibt, über sie und durch sie den Weg seiner Seele zu sich selbst zu finden.

Wir haben das Gefühl und den Skeptizismus zugleich, daß die geistigen Dinge, bis zu einem gewissen Grade ausgehöhlt, abgelaufen sind, und wir haben nicht nur das Gefühl, sondern auch das Bewußtsein des geistigen Zerbrochenseins und der seelischen Zwiespältigkeit, der Verlorenheit des Menschen aus dem Mangel einer letzten zentralen Gebundenheit des Geistes. Wir leben nicht mehr aus einer Mitte heraus, aus jenem gemeinsamen Etwas, das die verschiedenen Töne und Dissonanzen in einer Melodie einfängt, das alle Erscheinungen als differente Ausstrahlungen doch *eines* Zentrums empfindet. Und wir sind darum auch zu sehr entfremdet irgendeinem paradiesischen Wertsinn des Lebens, irgendwelchen absoluten Wertbestimmungen unseres Seins, stehen vor der bloßen Summe ihrer leeren Gehäuse, ohne noch die Kraft einer schöpferischen Ursprünglichkeit daraus zu empfangen.

In dieser Situation nun wird uns von einer Seite gesagt: die Restaurierung gerade dieser absoluten Wertbestimmungen bringe die Lösung aller Konflikte, vornab die Neuschöpfung oder Erneuerung der religiösen Glaubensinhalte sei unser alleiniges Seelenheil. Eine neue Heimfindung der Seele, die Hingabe an die unzergliederbar ruhevolle Welt des Glaubens müsse dem Menschen die zerborstene Wirklichkeit von seinen Schultern nehmen und ihm über allen seinen Zweifeln wieder das Gefühl des Geborgenseins vermitteln. Jenes credo quia absurdum, mit dem der gläubige Katholik lebt und das einen

Huysmans von der Mündung der Pistole weg zu den Füßen des Kreuzes niederwarf, und das selbst einen Strindberg mit der Bibel auf der Brust sterben ließ, soll wieder eine Frömmigkeit in uns erwecken, die allen gräßlichen Zwiespalt in göttlicher Ergebenheit überwindet. Mit einem letzthin müden Problemüberdruß und einer verquollenen Sattheit von den Qualen des inneren Zerriebenwerdens sucht der Mensch einen Ausweg ins Freie, sucht der Mensch die Abriegelung der übersinnlichen Welt durch eine Nachzeugung eschatologischer Stimmungen zu umgehen.

Andererseits aber sehen wir Leute, die diesen Weg der Religion nicht gehen, die in äußerster intellektueller Rechtschaffenheit vor sich selbst dem grausam bitteren Ernst der Situation nicht entfliehen wollen. Der Typus des prinzipiellen Skeptikers, wie ihn Max Weber in einer prominenten Weise verkörpert. Sein Gewissen empört sich gegen die Unwahrhaftigkeit aller Scheinwege, die von innen heraus falsch sind und bedeutungsarm, da sie das eigene Los verschleiern wollen. Wohl hat die Entzauberung der Welt den Glauben an das Absolute untergraben, die rationale Versachlichung die Seele vereinsamt. Aber alles Glauben, Hoffen, Wünschen an diesem Zustande ist nur ein sekundäres Denken und der herben Not gegenüber unehrlich. Darum verlangt er vor bequemer Geborgenheit in sanktionierten Gehäusen: Entsagung. Nicht schmeichelnde Versuchslösungen und literarisch-ästhetische Verbrämungen ziemen dem Menschen unserer harten Gegenwart, sondern gleichsam jene puritanische Askese der Selbstverleugnung, die ihr höchstes Gut und ihre höchste Erlösung in der Arbeit findet. „Wer das Schicksal der Zeit nicht männlich ertragen kann, sagt er einmal, der kehre lieber schweigend, ohne die übliche öffentliche Renegatenreklame, sondern schlicht und einfach in die weit und erbarmend geöffneten Arme der alten Kirchen zurück.“ Für alle, die heute auf neue Propheten und Heilande harren, ist die Lage die gleiche, wie sie aus dem Edomitischen Wächterlied der Exilszeit klingt: „Es kommt ein Ruf aus Seir in Edom: „Wächter, wie lange noch die Nacht?“ Der Wächter spricht: es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt ein andermal wieder. Und Max Weber setzt die heroische Folgerung für uns hinzu: „Das Volk, dem das gesagt wurde, hat gefragt und geharrt durch weit mehr als zwei Jahrtausende, und wir kennen sein erschütterndes Schicksal. Daraus wollen wir die Lehre ziehen, daß es mit dem Sehnen und Harren allein nicht getan ist, und es anders machen: an unsere Arbeit gehen und der Forderung des Tages gerecht werden — menschlich sowohl wie beruflich. Die aber ist schlicht und einfach, wenn jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält.“

In diesen beiden typischen Grundeinstellungen zum modernen Leben spiegelt sich das Wesen unserer problematischen Lage nach zwei Richtungen hin. In der einen wird der altgeformte geistige Ueberbau noch als fortlebend gedacht und damit dem Menschen eine allgemeine, außen- wie innenseitig sich entsprechende Position gegeben, in der anderen bleibt dies alles ganz gleichgültig vor einer werktäglichen Daseinsexistenz in der Privatsphäre des stummen Innenlebens verborgen. Was dort sehnsüchtiges Verlangen ist, wird hier als suggestive Vorstellung, als irrelevantes Habenwollen einfach unterdrückt. Max Weber hat damit in einer ungeheuer preußisch-protestantischen Strenge die tiefgehende Entzauberung unseres Lebens fixiert und ihren geistigen Anspruch mit rigoroser Konsequenz zu Ende gedacht. Der moderne Mensch hat in einem ganz anderen Maße, als es früher jemals der Fall gewesen wäre, durch sein restloses Verstehen der fremden wie der eigenen Kultur, durch die Fixierbarkeit seiner momentanen Lage, eine allseitige Entzauberung des Geistes an sich erfahren. Er steht in keinem kindlich fromm-gläubigen Verhältnis mehr zur geistigen Welt, er hat aus der respektvollen Hinnahme eine fortgesetzte kaltüberlegte Kritik gemacht. Das aber verträgt sich mit keinem in sich geschlossenen geistigen Ueberbau. Das Denken ist vorsichtig geworden, die Aushöhlung des Geistes durch den Geist selbst hat die Stoßkraft und innere Ueberzeugtheit nicht mehr, sich ewig zu wissen. Man spricht allgemein, um sofort zu beschränken, man behauptet, um die Behauptung sofort wieder umzukehren. Peinlich sind alle jene „letzten Fragen" geworden, sei es Gott, oder der deutsche Mensch, oder der Sinn der Geschichte. Man sagt nicht mehr über Dinge aus, die nur eine allgemeine Form haben, die im Grunde beweisbar und unbeweisbar zugleich sind. Man hat entweder ganz große Maßstäbe, welthistorische Kulturperspektiven, oder ganz kleine, regionale, zeitlich begrenzte Problemstellungen. In jeder Erscheinung stecken zu viel ineinanderlaufende Kräftegruppen, um bei Betrachtung der einen nicht die anderen und damit die Ganzheit auszuschalten. Ein Bauwerk wie das Freiburger Münster ist zweifellos deutsche Gotik, aber um das Deutsche daran gesondert zu verstehen, bleiben alle jene auf der Seite des Gotischen stehenden Bindungen dieses Bauwerks notwendig verschlossen, man kann also vielleicht mit dem Versuch um die Herausarbeitung des Wesentlichen eben dieses Wesentliche selbst gar nicht finden. Alle unsere Bemühungen, wieder in ein festes Verhältnis zu unserem Leben zu kommen, müßten deshalb notwendig in der Richtung, wie sie Max Weber gewiesen hat, verlaufen: Nicht nach den Möglichkeiten, Zielen, Ergebnissen, ja nach dem Sinn unseres Tuns überhaupt fragen, sondern alle diese sich im Endlosen verlierenden Fragen bei sich selbst einschließen. Mag

ein jeder für sich denken und glauben was er will, unser Leben fragt nicht darnach. Die objektive Verkehrsform unseres Daseins wird somit für den geistigen Menschen zur absoluten Forderung, die Kultivierung einer persönlichen Welt nunmehr eine Binnenangelegenheit; ihre Herauskehrung hätte etwas Aufdringliches, etwas vom Ausplaudern verborgenster Tagebuchintimitäten. Tatsächlich ist es ja heute schon fatal geworden, in all den modischen Wortgebräuchen überhaupt noch vom Geistesgut der Persönlichkeit zu reden, weshalb auch Max Weber ganz instinktiv einmal die geistige Haltung einer exklusiven Persönlichkeitskultur mit der Bemerkung scharf abgetan hat: Wer Schau will, gehe ins Kino. Es gibt wohl keine heroischere, intellektuell bis ins Aeußerste ehrlichere moderne Prägung unseres abendländischen Zentralbegriffs der Persönlichkeit, als diese gewaltsame, unerbittliche Forderung, die persönliche Eigenwelt einfach restlos aus unserer Sachwelt in den Betstuhl zu verweisen.

Sobald wir das Hauptgewicht auf diese dingliche, gegenständliche Seite des Lebens legen, müssen wir die Schicht, auf die sich die stofflichen Erscheinungen unserer Daseinswelt erst wieder beziehen sollten, natürlich ausschließen. Max Weber ist der einzige, der, aus der geistigen Bürgeratmosphäre des 19. Jahrhunderts heraus, diese Trennung bewußt vollzogen hat. Für uns heutige Menschen, für die Jungen vor allem, für die die Tradition des alten Jahrhunderts nicht mehr der einzige Bildungsbesitz ist, hat unser Leben wieder einen anderen Charakter als nur den eines solchen Bewährungsfeldes. Vielleicht ist unsere innere Spannung erlahmt, vielleicht haben wir gar nicht mehr die Kraft dazu, den Willen, die Energie und Disziplin. Etwas Aehnliches gar, wie es Heine an Lasalle verwundert feststellte, wenn er schreibt, daß er ein ausgeprägter Sohn seiner Zeit sei, „die nichts mehr von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. Dieses Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren." Die zu kurz gekommene seelisch persönliche Seite des Lebens macht sich jedenfalls plötzlich geltend, nicht in Form von irgendwelchen individuellen Meinungsäußerungen, sondern in einer durchaus sachlichen Bedeutung des persönlichen Anspruchs, weil hier das Zusammenlaufen der letzten Fäden des Lebens eben am deutlichsten in Erscheinung tritt und Gestalt gewinnt. Als sei in der puritanischen Selbstdisziplin des Menschen gerade das Menschliche übergangen worden, so meldet sich das natürliche Bedürfnis, aus diesem Versachlichungspathos wieder herauszufinden, diese Endstimmung der skeptischen Arbeitsaskese wieder in das innere Selbst zurückzubiegen und einen Ausgleich der widerstrebenden Kräfte zu erreichen. Die rein

sachliche Einspannung wäre das geistige Zugeständnis an die Uniformität unseres Lebens; während dieses seinerseits jedoch gerade ein Bestreben im Subjekt auslöst, sich davon abzuheben, eine Sphäre zu schaffen, in der das Persönliche seine ihm eigene Geltung hat. Der Dienst am sachlichen Sein unseres Lebens kann und will die seelischen Provinzen gar nicht in sich aufnehmen, er schiebt sie von sich, trennt sie von sich ab, während das, was ein Mensch richtig lebt, doch nicht aus einer Spaltung seines eigenen Wesens, sondern aus seinem Zentrum herkommt, aus seiner Tiefe, die sich in allen seinen Aeußerungen gleich ausspricht. Diese Geschlossenheit des Menschen ist es vor allem, die im modernen Problem der Persönlichkeit sich wieder durchzusetzen versucht. Das alte Renaissance-Ideal des uomo universale, allerdings nicht wie dieses als Sache des Kennens, sondern des Verhaltens. Grundverschieden von all jenen philosophischen Persönlichkeitsvorstellungen bis zurück zur Stoa, macht sich darin ein durchaus moderner Anspruch geltend, so wie ihn die geistige Spannung von Dante zu Goethe unmittelbar erkennen läßt. Dante nämlich, nur verständlich auf dem Hintergrund einer von innen her geformten Gesamtkultur, subjektiviert die objektive ihm aufgegebene Welt; Goethe hingegen, der Mensch, der diese geistige Einheit auseinanderbrechen fühlt, objektiviert sein Subjekt. Darin unterscheidet sich unsere moderne Auffassung von allen früheren Auffassungen grundsätzlich und tiefgehend; die Objektivierung des Subjekts ist für unser ganzes modernes Zeitalter ein so schlechthin fundamentales Erlebnis geworden, daß Troeltsch seinen „Problemen des Historismus" die Bemerkung voransetzt: „An Stelle der auf Natur-, Geistes- oder Weltgesetze begründeten objektiven Teleologie und Kontemplation des Gesamtverlaufes der Menschheit tritt die vom Subjekt her zu schaffende gegenwärtige Kultursynthese des Europäismus...." Die Herausentwicklung unserer gesteigerten Persönlichkeitsschätzung hängt aufs engste mit der Gesamtentwicklung unserer dualistisch aufgebauten abendländischen Kultur zusammen. Da der Vorgang in jeder fortschreitenden Kulturgemeinschaft aus den primitiven Anfängen bis hinein in die feinsten und subtilsten Ausgestaltungen der Spätzeit den Menschen, in je höheren Graden er sich durchkultiviert, notwendig zu einem indirekten Wesen macht, so mußte sich bei unserer Grundanlage zur Individualität notwendig das bisher über den Menschen vorhandene Zentrum der Welt in ihn selbst hineinverlegen. Ursprünglich mit den Gegenständen, den Sachgütern, dem was ihm gegenübersteht, mit der Welt schlechthin aufs innigste verbunden, wachsen diese Gegenstände mit der Zeit immer weiter von ihm weg, anstatt heranzukommen, weil die Mittel, die er anwenden muß, um sie zu erlangen, immer umständlichere werden und schließlich

sich zum Wert dieser Gegenstände selbst erheben. Der Mensch verliert damit den alten Zusammenhang mit der dahinterliegenden Welt, er bleibt sozusagen allein in der strömenden Fülle des Lebens stehen. Es ist daher nicht willkürlich, daß mit dem Bewußtwerden dieses Zustandes in der modernen Philosophie gerade das Leben zum zentralen Problem wird, und ebenso nicht willkürlich, daß hier auch das Subjekt mit einem kritischen Zweifel in Frage stellte, ob das, was wir anbetend Kultur nennen, wirklich nur das einzige Wertdefinitivum der Seele sein kann. Nietzsche charakterisiert diese Richtung von der einen Seite her so, wie sie Simmel von der anderen Seite charakterisiert. Nietzsche hat das Leben als letztergreifbares Urphänomen jedem Endzweck enthoben, indem er es über jeden Zweck gestellt hat, indem er Wirklichkeit und Werte wieder in ihrem gemeinsamen Brennpunkt auffing. Und Simmel hat diese Immanenz des Lebens sich in der Ausdrucksform des Persönlichen vollenden lassen, wobei ihm zugleich die höchste individuelle Gestaltung auch das höchste Leben in sich einschloß. Es wird immer bedeutsam für Simmel bleiben, daß er, der doch von der Soziologie her kam, die Triebkräfte der Vergesellschaftung des Lebens zusehends mehr hinter einer ausgesprochenen Persönlichkeitsphilosophie zurückdrängte. Die Widmung der zweiten Auflage seiner „Probleme der Geschichtsphilosophie" an Stefan George ist dafür das sichtbarste Zeugnis, fand er doch das, was er so gern als Attitude zum Leben bezeichnete, bei ihm überaus reich und sinnhaft verwirklicht. Ein solch im persönlichen Zentrum versenktes Leben macht die Erfassung seiner Aeußerungen freilich unendlich schwer. Sie sind irgendwie in der Tiefe als Einheit miteinander verwoben, und man kann die eine nicht gesondert herauslösen, ohne die Gesamtwesenheit damit zu zerstören. Aus diesem Grunde ist auch Simmel in der abstrakten Ganzheit seiner Erscheinung gar nicht einzugliedern. Es gibt für ihn keine Rubrik in der Philosophiegeschichte etwa im Sinne einer geistigen Zusammenschau von Kant und Goethe einerseits, von Schopenhauer und Nietzsche andererseits. Wie man ihn auch zurechnen und einordnen mag, er erscheint uns eigentlich immer fragmentarisch, weil die „Idee Simmel" sich gar nicht begrifflich bezeichnen läßt, weil der unabgrenzbare, unendlich weite, im Widerspruch sich vertiefende Sinn seiner Philosophie, der auch dem Geist seiner Sprache jenen stilistisch einzigartigen Reiz verleiht, ihn über alle systemenge Verfestigung in die belebteste gedankliche Reichhaltigkeit und vieldeutigste Geistreichigkeit hinaushebt. Es wäre zwar falsch, Simmel nur nach dieser ästhetischen Seite hin gelten zu lassen; eine Tatsache, die leider fast allgemein das Urteil über ihn bestimmt. Denn hinter diesem ästhetischen Eindruck, hinter dem, was Troeltsch einmal spielerisch und journalistisch an Simmel

genannt hat, zeichnen sich erst die Grundgedanken, die polaren Ausgangspunkte seines Denkens deutlich ab und lassen uns von hier aus die geistige Bedeutung seines Wesens am sinnfälligsten und klarsten erkennen.

Und zwar sind es seine Philosophie des Lebens und seine Philosophie der Persönlichkeit, die ihn grundlegend in seiner modernen Erscheinung näher bestimmen.

Der säkulare Riß, der durch die Philosophie des letzten Jahrhunderts hindurchgeht und die systematische Philosophie durch eine genuin vitalistische Philosophie ablöst, hat Simmels Stellung entscheidend beeinflußt. Wie alle Denker, die sich um einen unmittelbaren Zugang zu unserem Leben und seiner inneren Dynamik bemühten, sah auch er sich einer vielgestaltig bunten differenzierten Mannigfaltigkeit gegenüber, in die ein gedanklich ausgeklügeltes System ihm gar nicht eindringen zu können schien. Das Biedermeierleben hatte noch die innere Ausgeglichenheit, die Ueberschaubarkeit und Unkompliziertheit, um eine systematische Einordnung zu vollziehen. Heute dagegen würde jede Abstraktion zu einem System nur ein skeletthaftes Ueberbleibsel herrichten und gerade die feineren und intimeren Zusammenhänge unseres Lebens gar nicht erfassen können. Ueberall in den Wissenschaften, in den Geisteswissenschaften sowohl wie in den Naturwissenschaften, sind daher die Erkenntnisse während der letzten Jahrzehnte zunehmend relativiert worden, das Lehrbuchsystem in monographische Darstellungen übergegangen, die transzendente Anschauung zu einer immanenten Anschauung geworden. Unsere moderne Existenz trägt einen höchst eigenen, potenzierten Vitalcharakter, eine Unabgegrenztheit und Skepsis gegen alle Festlegung, wie sie im Relativismus zu einem zeitgemäßen Ausdruck kommt. Es ist dabei vielleicht eine von vornherein schiefe Einstellung zur relativistischen Philosophie, wenn man sie von außerhalb ihrer selbst verstehen will, anstatt in ihrer eigenen inneren Gesetzlichkeit. Denn sie ist tatsächlich eine so ausgesprochene typische Erscheinung unseres Lebens, daß man sie nur zusammen mit diesem Leben selbst begreifen kann, daß man sie als etwas durchaus Wesentliches des modernen Geistes behandeln muß.

In Simmel erfährt dieser Relativismus seine Verkündigung und Vollendung zugleich. Er war nicht jener extreme Nur-Relativist, für den man ihn noch immer ausgibt, wenn auch die Werke seiner Frühzeit sehr streng und konsequent die relativistischen Anschauungen vertreten. Sondern er hat sich in späteren Jahren immer mehr hiervon abgewandt, er ist über sich selbst hinausgewachsen und hat jene höhere Lösung der philosophischen Konflikte gesucht, die die absolute und die relativistische Anschauung wieder aus einer gemeinsamen tiefen Wurzel miteinander versöhnen sollte. Einem System, das das Leben in festgeformten Begriffen zu einer geschlossenen Ordnung

bringen will, hat er allerdings zeitlebens ferngestanden. „Der Systematiker", sagt er, „setzt die Dinge mit scharfer begrifflicher Abgrenzung auseinander und gewinnt Einheit für sie, indem er ihre begrifflichen Inhalte in ein symmetrisch gebautes Ganze einstellt." Das Einzelne sei immer ein Fertiges, eine feste Form aus festen Formen, geordnet nach architektonisch-einheitlichem Prinzip. Oder wie Goethe sich gelegentlich ausdrückt: „Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck, die Natur hat kein System", und an einer anderen Stelle: „das System sehe alles Wandelbare als stationär, das Fließende als starr, das gesetzlich rasch fortschreitende als sprunghaft, das aus sich selbst hervorgestaltete Leben als etwas Zusammengesetztes." Der unstaubare Fluß alles Lebens, alles Geschehens, der für Simmel kein Anfang und kein Ende ist, sondern schlechthin Prozeß, hat in keinem System Platz. Das Leben selbst wird dadurch nicht quallenartig verflüchtigt; denn dieser unendliche Prozeß des Fließens muß sich, um nicht ein bloßes Verfließen zu sein, in Formen kleiden, als die notwendige Art, ohne die er nicht in Erscheinung treten kann. Nur sind diese Formen kein System des Lebens, sondern das Phänomen des Lebens. Es strömt unablässig weiter und verdrängt immer wieder die alten Formen durch neue. Aber dieses ewige Werden und Sichwandeln, dieses Stirb und Werde, Werde und Stirb, kann überhaupt erst als Geformtes offenkundig werden. Simmel hat einmal am modernen Kampf des Lebens gegen alle Form, der sich bis in die extremste Formlosigkeit hineinsteigert und sich auf allen Gebieten, in der erotischen, künstlerischen, musikalischen, ethischen, religiösen Sphäre geltend macht, gezeigt, wie unmöglich es ist, aus der Formlosigkeit des Lebens an sich zu uns selbst kommen zu wollen. Denn das Leben ist immer mehr als das bloße Leben. Es hat die ständige Tendenz, über sich selbst hinauszugehen, ein Mehr-Leben zu sein, und auf der Stufe des geistigen Lebens etwas hervorzubringen, das ein Mehr- als Leben ist. Das Leben setzt hier Gebilde aus sich heraus, künstlerische, religiöse, technische, die in ihrer Geformtheit zu dem Andersartigen des Lebens werden und einer eigenen, nicht mehr vom Leben her bestimmten Logik folgen. Das kontinuierliche, absatzlose Strömen des Lebens bricht sich also an den aus ihm selbst herausgestalteten Formen, an denen es seinen sichtbaren Sinn erfährt, aber in deren Dualismus sich sein Grundwesen eigentlich noch nicht erschöpft. Hinter dieser Zweiheit von Kontinuität und Form, die erst in ihrer gegenseitigen Beziehung aufeinander sich wesentlich bestimmen lassen, muß es nämlich noch einen absoluten Begriff des Lebens geben, einen selbst wieder diesen Gegensatz umgreifenden weiteren Begriff. Das Transzendieren des Lebens, dieses fortwährende Ueberselbstsichhinausgehen, wird bei Simmel zu solch ab-

soluter Bestimmung, wenn er sagt: „Die Transzendenz seiner selbst erscheint als der einheitliche Akt des Aufbauens und Durchbrechens seiner Schranken, seines Anderen, als der Charakter seiner Absolutheit."

In dieser Formulierung, die ganz deutlich Simmels Bemühung, aus dem Nur-Relativismus herauskommen, zeigt, kehrt die ursprünglich geleugnete Transzendenz und ihre Verabschiedung durch die Immanenz nun wieder als eine Immanenz der Transzendenz zurück.

Aus dieser letzinstanzlichen Lebensbedingtheit folgt für die einzelne Erscheinungsform, daß dieses Leben ihr eigentlicher Wesenszug sei. Da das Leben nur in seiner Totalität existiert und die differenzierten Gestaltungen nicht aus dieser sinnverbundenen Totalität herausgesetzt werden können, muß also notwendig der einheitliche Zusammenhang, die tiefe letzte Wurzel alles an der Außenseite scheinbar Getrennten ihr Apriori bilden. Dafür hat Simmel in allen seinen Betrachtungen eine Ueberfülle von Beispielen gegeben, von denen wir hier nur das Phänomen der Liebe herausgreifen wollen.

Simmel ist unter den modernen Philosophen der einzige, der das Problem der Liebe überhaupt einmal behandelt und das seit Plato eng damit verbundene altklassische Schönheitsideal gegen eine unserem modernen Weltgefühl sinnentsprechende Anschauung abgegrenzt hat. Selbst Schopenhauer, der allein hier noch in Frage käme, hat ja eigentlich nicht nach dem Wesen der Liebe, sondern nur nach der Sexualität gefragt, also die Liebe nur in jener leichtherzig engen Bedeutung angesehen, die eine grobe Alltagsmeinung immer wieder mit der Liebe als Ganzem verwechselt. Es ist für Simmel weit mehr als eine Zufälligkeit, daß er aus seiner lebensphilosophischen Einstellung heraus zur Betrachtung des Liebesphänomens kam. Denn er löste es nicht von den griechischen Anschauungen oder unseren plumpen Banalitäten, um es in seinem primären Impuls zu vergeistigen oder zu verdunsten, das wäre an sich noch keine innerlich andere Auffassung gewesen; sondern weil ihm die tiefen Zusammenhänge mit dem Leben hier auch die immanente Eigenschaft dieses Lebens offenbarten. Gewöhnlich wird mit der Liebe nur die Anschauung von der Verkoppelung einer sinnlichen und einer gemütsmäßigen Erscheinung des Menschen verbunden. Simmel aber ist die Liebe nichts derart Geteiltes, Abgesondertes, sondern eine Funktion der relativ undifferenzierten Ganzheit des Lebens, die nicht die eine oder andere Seite des Menschen erfaßt, sondern schlechthin den ganzen Menschen. Und die sich auch nicht in der Liebe zwischen Mann und Weib erschöpft, sondern sich ebenso in der Liebe zu Gott, zum Vaterland, ja selbst zu unbelebten Dingen, zu Idealen, zu Landschaften und Kunstwerken äußern kann. Sie ist ihm kein vor dem Leben oder

gar neben ihm verlaufendes Ereignis. Denn, so sagt er in seinem nachgelassenen „Fragment über die Liebe" einmal: „Das Leben stammt nicht aus der Liebe, sondern die Liebe aus dem Leben. Deshalb ist sie, sobald sie selbständig geworden ist, auch unfruchtbar. Sie kann von sich aus nicht das Leben erreichen, dies muß noch von vornherein in ihr sein." Sie ist eine Funktion des Lebens und bleibt als solche auch in ihren Aeußerungen notwendig an die Wirklichkeitsform dieses Lebens, an die Individualität, gebunden. Sie hat also keinen Gattungscharakter und ist auch keine noch so erlösende Synthese einer ursprünglichen Lebensspaltung, sondern gewachsene Einheit, kein drittes aus zwei Einzelwesenheiten. Damit ist deutlich der innere Gegensatz zum altplatonischen Eros formuliert. Plato, erfüllt von der griechischen Idee des Seins mit ihrer festen Abgerundetheit, kann das Liebesphänomen nur unpersönlich, nur als vermittelndes Moment der transzendenten Schönheit verstehen — Simmel hingegen, mit der Prädisposition des modernen, auf sich selbst gestellten Menschen innerhalb der endlosen Unruhe und wechselvollen Dynamik des Werdens, erlebt es als einen freien Akt der Seele, als die immanent aus der gewachsenen Einheit des Lebens sich entwickelnde Einmaligkeit der individuellen Gestaltung. In seinem Nachlaß bemerkt er einmal: „Plato liebt das Allgemeine, wir das Individuum als solches."

Für Simmel wie für die Moderne überhaupt ist wesentlich kennzeichnend die Ueberwindung des Anschauungsmaßstabes, das Leben in fixierbaren Eigenschaften an den Menschen heranzubringen, also auf psychologischem Wege sein Wesen als jähzornig, stolz, devot oder geistig an bestimmten Handlungen abzulesen; weil man im Grunde damit nichts weiter über seine Individualität sagen würde, als man von vornherein schon allgemein formuliert hat; sondern dieses Leben gänzlich irrelevant gegen jede Norm, jede Beurteilbarkeit eben rein immanent aus seinem individuellen Selbst heraus sich entfalten und entwickeln zu lassen. Die vollendete Individualisierung ist dann auch das reinste Leben, weil hier alle die Stufengrade vom Generellen zum Besonderen, die Scheidungen zwischen dem So und dem Anders, dem Oben und Unten vor ihrer überwindenden Totalität versinken. Die Individualität steht gleichsam als das Mehr-als-Leben vermittelnd zwischen Leben und Form; indem sie über sich hinaus kommt, bringt sie beide in einem relativen Mehr-als-Leben und relativen Mehr-als-Form zu absoluter Einheit. Aber es ist die Individualität, die diesen Prozeß in sich umsetzt. Und wenn die Liebe in der Form des Mehr-als-Leben, in der sie als reines Sie-Selbst-Sein sich vom treibenden Leben abgehoben hat, ohne in eine Formerstarrung überzugehen, nur individuell erlebt werden kann,

also in ihre Funktionalität vom Leben nur durch die menschliche Individualisierung hindurch in Erscheinung treten kann, so teilt sie auch notwendig das tragische Schicksal aller persönlich gebundenen Lebensäußerungen. „Sie entzündet sich", wie Simmel gelegentlich sagt, „nur an der Individualität und zerbricht an der Unüberwindlichkeit der Individualität." Goethes Leben ist ein erschütterndes Zeugnis dieser Tragik; denn in seinem Leben konnte das Glück der Liebe keine dauernde Heimat finden, weil das Sinngesetz seiner Individualität es beständig wieder zerbrach. Indem nämlich die Liebe aus der reinen Lebensströmung sich zu dem Andersartigen, aus dem Gattungsmäßigen zum Individuellen emporentwickelt hat, fällt mit ihrer Entfremdung aus dem Gattungsleben der tragische Schatten über sie, weil sie die Zuständlichkeit des Subjekts ist, „die in unerklärlicher und erlebbarer Weise um ein anderes Subjekt herumwächst, die ihre Zentralität schlechthin in sich selbst findet, nicht in Erhaltung und Entwicklung der Gattung und nicht in einem zu erringenden Dritten". Bei Goethe war seine Tragik ganz in der Treue zu sich selbst begründet. Wie er es einmal tief fühlte, als er sagte, daß alles in seiner Art Vollkommene über seine Art hinausgehe, der eigene Lebensprozeß also eine Selbstüberwindung zum Aufbau eines höheren, vollkommeneren Seins ist, so konnte er sich auch nicht dem letzten Fürsichsein und Abgeschlossensein eines anderen Menschen auf die Dauer einpassen. Das „Nicht-aufs-reine-Kommen", das ihn gegenüber den Frauen eigentlich immer egoistisch sein ließ, deutet auf jene immanente Funktion der Liebe, die nicht als von außen her ins Innere des Individuums eindringt, sondern gewissermaßen als von Anfang an in diesem angelegt, sich auch ständig umbildet und mit dem Weiterentwicklungsgang des Subjekts fortlebt und fortschafft. Die tragische Spannung zwischen der Individualität der Liebe und dem Leben schlechthin besteht dann in der Unmöglichkeit, die Liebe in dieser unaufhörlich neu werdenden Ausgeglichenheit vom Ich und dem Du zu erhalten, so daß wir den seltsamen Vorgang sehen, wie gerade die stärkste Individualität, also das assimilierbarste Leben am unfähigsten zur Liebe ist. Das Sichauslöschen der Individualität allein wäre die ewige Liebe, die zugleich aber keine Liebe mehr sein kann, da sie mehr als totes Leben ist. Darum liegt in der Unüberwindlichkeit der Individualität eben gerade ihre reinste Tragik beschlossen.

Was uns die Liebe für das Leben offenbaren kann, ist die im letzten Grund einheitliche Geschlossenheit und doch dynamische Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen. Indem der Mensch von innen heraus lebt und eigentlich in allem sein Individuum zutage gefördert, ist dieses Individuelle wieder mehr als das Nur-Individuelle, weil in der Form seines Selbst erst das Leben und die Zusammenhänge alles Leben-

digen ihre Wirklichkeit erhalten. Die Individualität, die nicht das Andersartige zum Allgemeinen ist, sondern das relativ Andersartige und das relativ Allgemeine in einer absoluten Individualität vereinigt, durchläuft die Stufen des Lebens von seinen gattungsmäßigen letzten Beziehungen bis hinauf zu seiner formgebundenen Lebensindifferenz. Und hierin bleibt das, was man so oft als einen Sinn des Lebens sucht, in seiner Ganzheit begriffen. Das Leben hat nichts mehr, das ihm, wie der Himmel des Christen, gegenüberstände. Durch die individuelle Form hindurch gestaltet es den ihm sinngemäßen Ausdruck in einer einmaligen Erscheinung. Was wir für typisch unserer modernen Geisteshaltung zuvorgesehen haben, die Akzentverlegung aus dem transzendenten Ueberbau nach dem jeweilig in sich sinneinheitlichen Verhalten der menschlichen Seele, die Richtungsverschiebung aus der Kraft des Glaubenkönnens nach einer jeweiligen intuitiven Lebensunmittelbarkeit, kommt hierin zu wahrheitstiefem Ausdruck. Das Leben hat in sich kein Ziel, nichts, das gewissermaßen vor ihm aufgesteckt ist und auf das es zustreben soll. Es gibt keinen Wertmaßstab außerhalb seiner selbst. Auch die Form hat kein Ziel, kein Ende, auf das sie hinstrahlt, keine verallgemeinernde Abstraktion, keine individuelle Ununterschiedlichkeit. Sie entwickelt sich nach keinem Menschheits- oder Weltgesetz. So wie Nietzsche es gesagt hat: „Das Ziel der Menschheit liegt nicht an ihrem Ende, sondern in ihren jeweilig höchsten Exemplaren.“ Simmel spricht allerdings auch in diesem Sinne nicht von einem Ziel, am wenigsten von einem Ziel der Menschheit; das sind Begriffe, die in den Bereich des Prophetischen gehören; er spricht wohl von dem Sinn, den die großen Individualitäten ihrer Epoche geben können, aber nicht als Idealmaxime und logische Einheit eines etwa aus der Idee der Dialektik hervorgetriebenen Welt- und Geschichtsprozesses, weil dies immer nur teleologische Einreihung bedeuten würde, sondern rein in der Wesensschau persönlicher Lebens- und Ideegestaltung. Es wiederholt sich hier folgerichtig im Anschauen des menschlich-geschichtlichen Lebens genau dasselbe, was Simmel für die differenziellen Lebensintensitäten gegenüber dem System gesagt hat. Kunst schlechthin, Religion schlechthin, all diese absoluten Allgemeinheiten verbinden für uns keine bestimmte Vorstellung. Kunst überhaupt kann man nicht definieren. „Es existiert immer nur eine historische, d. h. eine jeweils in ihrer Technik, ihren Ausdrucksmöglichkeiten, ihren Stilbesonderheiten bedingte Kunst; eine solche aber kann ersichtlich nicht jedem der unbegrenzt vielen Weltinhalte Unterkunft gewähren.“ Darum nennt Simmel auch die Maxime des künstlerischen Naturalismus, daß es überhaupt keinen Weltinhalt gäbe, der nicht

zum Kunstwerk gestaltet werden könne, geradezu einen artistischen Größenwahn.

Es wäre ein grober Rückfall in die rationalistische Periode des extremen Individualismus, hierin eine Auflösung des gesellschaftlichen Gesamtlebens in gegeneinander unabhängige und für sich selbständige Atome zu sehen. Mit all jenen Anschauungen, die das Subjekt zum Mittelpunkt der Welt machen, hat die Individualitätszeichnung Simmels gar nichts gemein; wenn er auch den soziologisch einseitigen Begriffspunkt, daß das Individuum nur die Schneidung zweier gesellschaftlicher Vorgänge sei, natürlich ablehnt, muß ihm damit nicht ohne weiteres die Individualität zur letzten Lebensquelle werden. Gewiß ist sie in einer ihr allein eigenen Art schöpferisch, sie entwickelt aus sich heraus ein Sinngesetz, das ihr nicht von außen her gegeben werden kann. Aber dieses Sinngesetz wird zu dem, was es auf seiner vollkommensten Stufe darstellt, erst durch die Wechselbeziehung mit dem ihm Fremden, Gegenüberstehenden, Andersartigen. Und gerade daran zeigt sich eben, daß die menschliche Individualität mehr als ein bloßer Schnittpunkt im gesellschaftlichen Kosmos, mehr als die blanke Aussonderung ist, weil sie eben in sich die Kraft zum ganzen Leben hat. Diese Erkenntnis ließ Simmel sich immer mehr von seinen eigentlichen Hauptwerken, der „Philosophie des Geldes" und der Soziologie" abwenden; er kehrte sich ganz den verschiedenen großen individuellen Lebensattituden zu, in denen sich der weite und differenzielle Lebensstrom sinnhaft und zugleich am sichtbarsten auffängt. Seine geistvollen Monographien über Kant, Schopenhauer und Nietzsche, Rembrandt und Goethe leben aus diesem Impuls heraus. Aus der besonderen Stellung in der Grundantinomie des Prozesses zwischen Leben und Lebensformung erwächst hier die jeweilige Lebensformel, nicht als ein Absolutes außerhalb ihrer, sondern gerade innerhalb ihrer Erscheinung. Sie steht auf der Voraussetzung, daß Natur und Geist oder Wirklichkeit und Wert nicht ihrem Wesen nach auseinanderklaffen, sondern, daß beide eine tiefe Einheit bilden und diese Einheit am individuellen Sinngesetz ihre überzeugende Deutlichkeit gewinnt. Die Vollkommenheit des Individuums rein als solche und ganz gleichgültig gegen ihre Bedeutung ist dabei schon ein objektiver Wert, denn sagt Simmel: „Die Welt ist ebensoviel wertvoller dadurch, daß e i n in sich wertvolles, in seinem Sein vollkommenes Wesen in ihr lebt." Hier ist die Infragestellung der alleinigen Wertqualität dessen, was wir Kultur nennen, einmal grundsätzlich formuliert. Darum ist ihm auch ein Monstrum wie die Universalgeschichte eine Chimäre; es kann nur monographische Darstellungen geben; eine Tatsache, die ihm kurz vor seinem Tode noch Spengler lobenswert aufgegriffen zu haben schien. Der vorsichtig relativistische Charakter

seines historischen Denkens läßt Simmel zwar vor der konstruktiven Konsequenz Spenglers ebenso zurückschrecken, wie vor der Konsequenz nach der anderen Seite, die Theodor Lessing mit seiner „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" gezogen hat. Nicht weil ihm die organologische Geschichtsauffassung in allem befremdet hätte, sondern weil ihm die rücksichtslose Verabsolutierung eines auch nur endlichen Gedankens in der letzten naturalistischen Folgerung, wie es Spengler tut, den Prozeß des Lebens vergewaltigte. Er spricht in seinen Problemen der Geschichtsphilosophie einmal von den Gesetzen des Lebensablaufes jeder größeren Gruppe in den Stadien von Jugend, Männlichkeit und Altersverfall und fügt hinzu, daß wir es ablehnen, „in dieser Reihenfolge schon die Triebkräfte zu sehen, die die so zusammengefaßten Einzeltatsachen erklärten". Ebenso aber ist ihm die rigorose Weiterdenkung seiner Anschauung von der einmaligen zwecklosen individuellen Erscheinung zu jeder Sinnlosigkeit, in die sie Lessing auflöst und nur mit einer metaphysischen Erlösung in der „Geschichte als Dichtung" verkitten will, durchaus fremd. Auch die modische Anschauung von den Sinnzusammenhängen des Lebens in bezug auf die Gesamtkultur hat ihn weniger berührt, weil eben dieser, hauptsächlich von Keyserling so sehr geschätzten Betrachtungsart die Wirklichkeitsform dazu fehlt, weil die Sinnzusammenhänge des Lebens ihren tiefsten Ausdruck und Deutungsgehalt nur durch die Individualität empfangen.

In zwei Essays über künstlerische Persönlichkeiten hat Simmel an Michelangelo und Rodin diese Zusammenhänge zwischen Leben und individueller Gestaltung einmal behandelt.

Unser ganzes geschichtliches Leben durchzieht wohl eine jeweilige einheitliche physiognomische Struktur, es entwickelt sich im Kulturprozeß nach den Möglichkeiten seiner von vornherein in ihm angelegten Bedingungen. Hierauf steht die Existenz aller Schaffenden. Aber mit der coincidentia operarum, mit dem einheitlichen Zusammenklang ihrer gestalteten Ideen erfährt der Sinn dieses Lebens gerade in der Persönlichkeit seinen vollkommensten Ausdruck. Es strömen in der persönlichen Werkschöpfung die zeitlich gebundenen Widersprüche als eine Mehrheit und als eine Einheit zusammen. Bei Michelangelo fühlen wir die Anschauungseinheit der ungeheuersten Lebensgegensätze unbedingt renaissancehaft. Nach der christlichen Bestimmtheit der gotischen Kunst, die die Dualität der Körper-Seele-Beziehung nur zur Flucht aus der Form des Leibes in eine übersinnliche Höhe gemacht hat, findet Michelangelo zur Individualität des körperlich-seelischen Gebildes zurück und hebt diesen Gegensatz innerlich auf. Und zwar versöhnt er das Körperlich-Seelische nicht in einer Synthese, sondern die Versöhnung ist bei ihm aus der Tiefe der Gegensätze selbst heraus gewonnen und damit jener geheimnisvolle

Punkt erreicht, „von dem aus Körper und Seele nur als zwei verschiedene Worte für ein und dieselbe menschliche Wesenheit gelten können". Zweifellos haben alle michelangeleskken Gestalten darin eine letzte Vollkommenheit. Aber was uns an dieser Vollkommenheit dennoch tragisch erscheint, ist das allein künstlerische nicht auch menschlich oder metaphysisch Vollkommene, also jenes typische Schicksal des Renaissancecharakters, der sich mit der Achsendrehung aus dem Gotischen heraus in der Richtung des Irdischen, aus jenem ewigen Menschheitsproblem erfüllt, das die erlösende Vollendung des Lebens im Leben selbst finden will. Indem also Michelangelo in der Kunst das ganze Leben erfassen und gestalten wollte, sah er unmittelbar die Begrenztheit eines solchen Verlangens. Die moderne Seele, wie sie Simmel sich in Rodin verkörperte, hat dem Renaissance-Ideal diesen tragischen Zug genommen, weil sie es verstand, die Bewegtheit des Körpers zur generellen Bedeutung des Werdens zu machen. Michelangelo hat eigentlich nur das antike Sein im Werden geschaut; die Moderne führt die Lebenslinie ihrer Gestalten in einer Richtung, die jenseits selbst von Notwendigkeit und Freiheit der Person liegt, so wie Simmel sagt, die Menschen aufgelöst sind von etwas Gewaltigerem als dem bloß persönlichen Schicksal, nämlich von einem Verhängnis des Daseins, von der kosmischen Dynamik schlechthin. Die antike Plastik sucht sozusagen die Logik des Körpers; Rodin sucht seine Psychologie, weil er das Wesen der Moderne als Psychologismus künstlerisch erlebt und damit den Gedanken, daß der Stil des Lebens und der seiner Kunst aus der gleichen tiefen Wurzel quellen, zu jener bedeutsamen Persönlichkeitsformung bringt, die die Zeitgerichtetheit und die individuelle Idee restlos vereinigt.

Der Zusammenhang von Leben und Individualität hinsichtlich ihrer zeitlichen Ausrichtung ist also der, daß das im zeitlichen Geschehen ablaufende Leben erst an der Individualität eine Wirklichkeitsform findet, die Individualität also nichts aus der Zeit Herausgelöstes ist und auch nichts, was berührungslos zum Leben stünde, sondern gerade deren höchste Potenz der Wirklichkeitsfunktion. Simmel sucht die Sinnzusammenhänge des Lebens weniger in ihrer allgemeinen Erscheinungsform als in ihrer speziellen individuellen Gestaltung, wobei das Maß freilich ein jeweilig verschiedenes sein kann und muß. Bei Michelangelo und Rodin hat er ihre persönliche Lebensformel sich aus einem größeren historischen Komplex entwickeln lassen, die Probleme von Leben und Form sich auf der Seite des Lebens entfalten lassen, ähnlich wie er es auch bei Rembrandt getan hat; während bei Goethe sich Lebensantrieb und Formgestaltung außerordentlich glücklich decken, und bei Kant dann die Form das Leben überwiegt.

Bei allen ist grundlegend, daß sie nicht von einem Außen her zum Sinngesetz ihres Lebens kommen, daß das scheinbar Zwiespältige noch keine Uneinheitlichkeit zu sein braucht, das Widerspruchsvolle noch nicht den Zusammenhang ihrer Lebenselemente stört. Aus dem persönlichen Innen vielmehr wächst ihr Leben aus einem letzten Grunde, den man nicht mit analytischer Zerfaserung der künstlerischen Erscheinung begreifen kann, so wie die Wissenschaft seit Kant geglaubt hat, von möglichst atomisierten Elementen her die Ganzheit zu gewinnen, mit Hebeln und Schrauben der Natur ihr Geheimnis abzuzwingen, sondern umgekehrt: der gerade als objektive Ganzheit des Daseins die differenziellen Formungen verstehen läßt. Darum hat Simmel auch immer von der Attitude zum Leben gesprochen, jenem individuell verwurzelten Verhalten des Menschen, das eine unzerstörbare Ganzheit ist und als solche auch in die substantiellen Einzeläußerungen mit einfließt. Besonders die Erscheinungen Rembrandts und Goethes ließen ihn die tiefsten Seelenregungen in dieser funktionellen Art anschauen und verstehen, wofür sein feinsinniges Aperçu vom Wesen des Todes in Rembrandts Porträts ein sehr schönes Beispiel bietet. Es enthält zugleich die ganze Simmelsche Lebensphilosophie.

Nach den Totentanzauffassungen und landläufigen Anschauungen hat der Tod eine den Menschen fremde, geheimnisvolle Wesenheit, außerhalb seiner oder über ihm die irgendwann an ihn herantreten und das Leben abschneiden kann. Er ist der Knochenmann mit der Sense, der so gern in den bürgerlichen kindlich-frommen Pfarrhausvorstellungen seinen Spuk treibt und die Nächte der Gläubigen durchängstigt. Diesen gespenstigen Schrecken entkleidet nun Simmel seines Transvitalismus und zieht ihn als Einwohnung des Lebens in die Einheit alles Lebens hinein. Das Sterben ist eine innere Immer-Wirklichkeit jeder Gegenwart, ist Färbung und Formung des Lebens, ohne die das Leben, das wir haben, unausdenkbar verwandelt wäre. Der Tod ist kein von fernher auf uns zukommender Feind oder auch Freund, „sondern der Tod ist von vornherein ein character indelebilis des Lebens“. Darum ist auch sozusagen gar nicht viel von ihm herzumachen, er ist eben von unserem ersten Tage an in uns, nicht als eine abstrakte Möglichkeit, die sich irgendwann einmal verwirklichen wird, sondern als das einfache konkrete So-Sein unseres Lebens, wenngleich seine Form und gleichsam sein Maß sehr wechselnde sind und erst im letzten Augenblick keine Täuschung mehr zulassen. Wir sind nicht „dem Tode verfallen“; all solches kann nur aufkommen, wo das funktionelle und immanente Wesen des Todes zu etwas Substanziellem und zu einer selbständigen Sondergestalt hypostasiert wird — sondern von vornherein wäre unser Leben und sein gesamtes Phänomen

gänzlich anders, wäre es nicht von dem durchwaltet, was wir nach seinem Definitivum den Tod nennen:

> Der große Tod, den jeder in sich hat,
> Das ist die Frucht, um die sich alles dreht. (Rilke.)

Diese Immanenz des Todes im Leben scheint Simmel anders wie bei vielen italienischen Porträts, wo der Tod als ein Dolchstoß wirke, besonders tief bei Rembrandt zum Ausdruck zu kommen. „Rembrandts Menschen haben das Dämmernde, Gedämpfte in ein Dunkel Hineinfragende, das eben in seiner deutlichsten, schließlich einmal allein herrschenden Erscheinung Tod heißt, und um gerade so viel weniger Leben scheinen sie, oberflächlich angesehen, zu enthalten; in Wirklichkeit enthalten sie gerade dadurch das ganze Leben." Nur die Shakespeareschen Helden scheinen Simmel noch einmal eine entsprechende Bedeutung des Todes für das Leben zu besitzen. Nicht wie der deus ex machina kommt in ihrem Leben der Tod, sondern sie haben ihn gleichsam als apriorische Bestimmung, er ist nicht die Konsequenz, sondern die Immanenz ihrer Lebensindividualität. Darum sagt auch Simmel: Je individueller der Mensch, desto sterblicher ist er, und das individuellste Wesen stirbt am gründlichsten, weil es am gründlichsten lebt. Nur in der Individualität transzendiert das polare Leben — Tod-Verhältnis über den Sturz des Lebens, den Anhub des Todes hinaus in die absolute untrennbare Einheit beider und wird als solche individuell erlebt, und zwar um so intensiver, je individueller das Subjekt ist. Simmel zitiert nicht ohne tiefe Bedeutsamkeit aus dem Stundenbuch von Rilke die Verse:

> O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod;
> Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
> Darin er Liebe hatte, Sinn und Not.

Denn in diesen Versen wird die Individualität als sinngesetzliche lebendige Einheit aufgefaßt. Sie ist für Simmel das Entscheidende der Sinnzusammenhänge des Lebens. Aus ihrer natürlichen Einheit erst entwickeln sich die unterschiedlichen Gestaltungen. Werden und Vergehen, Schicksal und Freiheit, Leben und Tod, Wirklichkeit und Wert, Geist und Natur, alle diese der vulgären Vorstellung nach in ihrem Wesen getrennten Dinge sind für Simmel nur die Silben eines Wortes, die begriffliche Zerreißung eines Unteilbaren, die Zweinamigkeit eines und desselben Vorganges. Wie die letzte metaphysische Problematik des Lebens: Grenzenlose Kontinuität und zugleich grenzbestimmtes Ich zu sein, das Urphänomen Leben gar nicht durchbricht, beruhigen sich in der Erhebung über die Gegensätze, die in der Grundtatsache, daß dem Leben die Transzendenz immanent ist, beschlossen liegt, auch die von je am Leben gefühlten Widersprüche:

„es ist zugleich fest und variabel, geprägt und sich entwickelnd, geformt und formdurchbrechend, gebunden und frei." Damit wird die Einheit alles differentiell Gestalteten und Bewegten aber nicht zur „dürren und starren Begrifflichkeit der Eins", sondern wie es bei Goethe heißt:

Kein Lebendiges ist Eines
Immer ist's ein Vieles.

So ist auch für Simmel die Welt keine tote Eins, sondern etwas durchaus Lebendiges, Mannigfaltiges, Vielgestaltiges. Nur daß die bunte Fülle in der Individualität als Einheit begriffen wird. Was er gerade an Goethe in einer letzten Feinheit hervorgehoben hat: all die differenten Ausstrahlungen bei ihm als ein Sinngesetz seines Lebens zu verstehen, das gilt von ihm selbst, hat er doch seine Gesamtdeutung Goethes mit einer treffenden Bemerkung zugleich eine Konfession des Deutenden genannt.

Diese sinngesetzliche Verbundenheit nun hebt aber die Grundantinomie von Leben und Form keineswegs restlos oder gar für immer auf. Sie kommt in der Individualität wohl unzählige Male zum Ausgleich, die Frage jedoch nach dem Verhältnis von Leben nicht zum persönlichen, sondern zum objektivierten Geist, nach dem, was das Leben in seiner ständigen Tendenz über sich selbst hinauszugehen, in der Form des Mehr-als-Leben herausstellt, was es aus sich entläßt, aber innerlich nicht mehr in sich zurücknehmen kann, ist damit noch offen. Die Frage nämlich nach dem Eigenwert der geistigen Welt, nach den Objektivationen, nach dem inneren Zusammenhang zwischen Leben und Idee. Wenn wir an unsere idealen Reiche denken, an die Kunst etwa oder an die Religion, so sind diese zunächst ein Zeugnis des Lebens, wie all seine anderen Erscheinungen auch. Wenn wir diese Reiche aber sich objektivieren sehen, so haben sie eigentlich mit dem Leben nur noch einen sekundären Zusammenhang; das, was Simmel aus der Transzendenz des Lebens heraus die Wendung zur Idee nennt, setzt sie gleichsam gegen das Leben ab. „Die Formen oder Funktionen, die das Leben um seiner selbst willen aus seiner eigenen Dynamik hervorgetrieben hat, werden derart selbständig und definitiv, daß umgekehrt das Leben ihnen dient, seine Inhalte in sie einordnet, und daß das Gelingen dieser Einordnung als eine ebenso letzte Wert- und Sinnerfüllung gilt, wie zuvor die Einfügung dieser Formen in die Oekonomie des Lebens." In unmerklichen Uebergängen erheben sich die ideellen Gebilde aus den nicht ideellen; nicht Punkt für Punkt im Umschwung zu bezeichnen, aber an ihrer ganzen Andersartigkeit schließlich zu erkennen. „Die Idee, heißt es bei Simmel, zieht ihren Sinn und ihr Recht gerade daraus, daß sie das andere des Lebens ist, die Erlösung aus seiner Praxis, seiner

Zufälligkeit, seinem zeitlichen Verfließen, seiner endlosen Verkettung von Zwecken und Mitteln." Und eben dadurch, daß sie das andere des Lebens ist, etwas, das sein Zentrum in sich selbst hat, kommt sie zu ihrer eigensten wesentlichsten Bedeutung.

Simmel veranschaulicht diesen Vorgang einmal an der religiösen Welt. Ausgehend von der kantischen Grundidee, daß Religion ein inneres Verhalten der Seele ist, das sich im empirischen Leben in der Liebe zum Vaterland, zum Mitmenschen oder sonstwie äußert, erhebt sich Religion, „indem diese Zustände und Affekte sich von ihrem irdischen veranlassenden Stoffe lösen, gewissermaßen absolut werden, und von sich aus ihren absoluten Gegenstand schaffen". In der ethnologischen und häufig auch in der antiken Welt mit ihrem ungeheuerlichen Durchwachsensein des Lebens vom Religiösen sehen wir die Wendung zur Idee, die Spannung zwischen dem Leben und dem Gegenüber-vom-Leben, sich gewissermaßen erst ansetzen. Die religiöse Welt hat, wie Simmel sagt, noch nicht das Für-sich-Sein gewonnen. Als organische Erzeugnisform des Lebens aber ist sie von vornherein bestimmt, aus dem ganzen ursprünglichen Zusammenhang heraus durch eine radikale Drehung zur Sinnfindung in sich selbst zu gelangen, zu einer sich selbst tragenden Welt zu werden. Das Material dieser Welt erwächst dabei in den Zusammenhängen des Lebens. Sie emanzipiert sich nur von diesen, gewinnt einen Wert, der allein auf sie selbst bezüglich und dessen letzte Instanz ihr eigener Sinn ist, und nimmt nun Kräfte und Inhalte, wie sie im übrigen Leben pulsieren, in sich hinein. Damit ist sie ihrerseits Gestalterin des Lebensmaterials geworden. — Genau, wie wir es auch am Phänomen der Liebe sehen, wo im reinen Selbstsein der Liebe ihr ebenfalls das Leben diente. Hier wie dort aber ist mit dieser autonomen Lebensgestaltung ein unerläßlich tragischer Zug verbunden. Da das Leben auf seiner Stufe des Mehr-als-Leben Gebilde aus sich herausseßt, die wohl aus dem Leben selbst herkommen, aber ihren eigentlichen Sinn gerade in dem Andersartigen des Lebens finden und darin auch nicht mehr den Gesetzen des Lebens folgen, entsteht eine Spannung zwischen dem Prozeß und der Formung, die mit der Versteifung und Erstarrung in der eigenen Form deren innerlich notwendige Erschöpfung mit sich bringt. Sobald diese geistigen Bildungen rein und ganz sie selbst geworden sind, haben sie gleichsam das Maß ihrer Möglichkeit und Bedeutsamkeit erreicht und erfüllt; alles weitere ist dann nur noch formelhafte Existenz, leblose, starrgewordene Objektwelt. Das Leben, aus dem sie ihre Gestaltungsenergien nahmen und das sie aufbauen half, zerbricht sie auch wieder.

Simmel hat diesen tragischen Entwicklungsvorgang allgemein auf den Verlauf des gesamten Kulturprozesses übertragen. Für ihn ist Kultur: der Weg der Seele zu sich selbst, das Heraustreten aus den abgeschlossenen Bezirken des Ich und In-Verbindung-Treten mit schlechthin der Welt, mit den Objekten, den Gegenständen, das Sich-an-ihnen-Erfüllen, und wieder als neue Einheit Zu-sich-selbst-Zurückkehren. Indem nun das Subjekt anfangs eng verbunden mit dem Objekt seiner Welt diese innere Spannung gar nicht empfindet, beginnt sich diese Zweiheit auf höheren Stufen zu polarisieren, zu entwickeln, zu entfalten. Ein fortschreitender Differenzierungsprozeß treibt die originäre Einheit zu immer vielgestaltigerer Mannigfaltigkeit, wobei die Reihen, die das Subjekt in seiner Erfüllung am Objekt wieder bis zu sich selbst zu durchlaufen hat, immer längere, schwierigere, umständlichere werden. Und diese Auseinandertreibung, die in der unumkehrbar fortschreitenden Tendenz des selbständig werdenden objektivierten Geistes liegt, bedingt dann den inneren tragischen Konflikt der Kultur. Denn Simmel nennt es ein Verhängnis der Kulturelemente, daß die Objekte, als Sachelemente des Lebens eine eigene Entwicklungslogik haben, in deren Konsequenz sie von der Richtung abbiegen, mit der sie sich der personalen Entwicklung menschlicher Seelen einfügen könnten. Hieraus wächst die Diskrepanz hervor: daß die lediglichen Mittel zum Wert von Endzwecken aufsteigen, und den Menschen zum bloßen Träger des Zwanges machen, mit dem diese Logik die Entwicklungen beherrscht. Auf keinem Gebiet sehen wir diesen Vorgang deutlicher als auf dem der Wirtschaft. Die elementaren Bedürfnisse des Hungers usw. haben bestimmte Formen ihrer Befriedigung hervorgerufen, die zunächst möglichst zweckmäßig in einer kurzen Kausalreihe mit den Bedürfnisreizen verbunden sind. Die vollkommene Drehung, die die Wirtschaft zu einer wirklichen Welt für sich macht, entsteht daraus, sobald sie ein lediglich nach rein objektiven, sachlich technischen Gesetzlichkeiten und Formen auslaufender Prozeß wird, für den die lebendigen Menschen nur Träger des Produktionsprozesses sind. Die gewalttätige Logik seiner Entwicklung fragt nach keinem Willen der Subjekte, nicht nach dem Sinn und den Notwendigkeiten ihres Lebens. Die Wirtschaft geht jetzt ihren zwangsläufigen Weg ganz und gar so, als ob die Menschen nur ihrethalben da wären, nicht aber sie um der Menschen willen. „Von all jenen Welten, deren Formen die Lebensentwicklung in und aus sich selbst erzeugt hat und die dann ihr Zentrum in sich selbst gefunden haben und ihrerseits das Leben beherrschen, ist wohl keine, die nach jener Achsendrehung sich dem eigentlichen Sinn und den eigenen Forderungen des Lebens mit so rücksichtsloser Objektivität, mit so dämonischer Vergewaltigung durch ihre rein

sachliche Logik und Dialektik gegenüberstellte — wie die moderne Wirtschaft." Das ist aber das eigentlich tragische Verhängnis des Lebens und somit auch der Kultur überhaupt, daß die gegen ein Wesen gerichteten vernichtenden Kräfte aus den tiefsten Schichten eben dieses Wesens selbst entspringen, daß sich mit seiner Zerstörung ein Schicksal vollzieht, das in ihm selbst angelegt ist. Und wie wir den Tod als die Immanenz des Lebens erkannten, so ist der Kultur immanent die Emanzipation des objektivierten Geistes, sie bringt tragisch schon im Entstehen die Verzeichnung ihres Endes mit sich. Das Freisingsche Wort ins Moderne gekehrt: melius ad summum quam in summo; glücklicher ist die Zeit des Werdens als die Höhe der Vollendung.

Ob dieser Entwicklungsbegriff über Dilthey und Windelband hinaus bestimmte erkenntnistheoretische Ergebnisse aufweist, mag hier einmal dahingestellt bleiben. Seine eigentliche Bedeutsamkeit liegt für uns auch weit weniger auf dem Gebiet der rein wissenschaftlichen Erkenntnis, als in Simmels philosophischem Standard gegenüber unserem Leben, das, was Simmel selbst philosophische Kultur nennt, in der persönlichen Attitude zum Leben. Nicht formale Kenntnis genügt heut mehr dem Menschen, er will vielmehr gerade aus dieser Klammer heraus zu einem durchgehend geistigen Verhalten zu allem Dasein kommen, zu einer funktionellen Form und Art, die Dinge aufzunehmen und innerlich mit ihnen zu verfahren, das was Simmel eben in dem so gern verwendeten Wort Attitude ausdrückte. Man hat der modernen Zeit aus einem antiquierten Bildungsschatz und einer falschen Einstellung immer wieder den Vorwurf eines übertriebenen Subjektivismus gemacht, als wollte man damit wieder so etwas wie einen kollektiven geistigen Hintergrund konstruieren und eine „Kulturbasis" schaffen. Bevor man sich nicht einmal grundsätzlich von diesem Gedankenschema losgesagt hat, wird man nur schwer in das Wesentliche der modernen Geisteshaltung eindringen. Denn sie ist etwas ganz anderes wie Subjektivismus, weil ja nicht die eine oder andere höchst gleichgültige Privatmeinung gepredigt werden soll, sondern die Individualität als Wirklichkeitsform unseres Lebens den Zusammenklang der an der Oberfläche schwimmenden Zwiespältigkeiten erst wieder von ihrer Tiefe her begreifen läßt. Darum ist es heute so unendlich viel schwerer, geistige Individualität zu sein, als es früher der Fall gewesen ist, weil von dem Menschen ein Ungeheures verlangt wird, und darum mag auch der einzelne vielfach stümperhaft in diesem Bestreben erscheinen. Aber es ist zweifellos der uns gemäße Weg. Denn nur voreiliges Urteil sieht darin die Kontinuität des historischen Lebens aufgehoben, sieht die geistigen Traditionen übergangen. Die intellektuelle Einsicht des modernen

Menschen könnte sich niemals zur Behauptung versteigen, daß die Individualität einer jeden Kultur sich von Periode zu Periode wechseln ließe, so wie man einen Handschuh wechselt. Es gibt ein Etwas, das durch das zeitliche Leben als allgemein Menschliches hindurchgeht und immer da ist, aber es ist nur das eine. Und seine Erfüllung sucht der Mensch nicht hier allein, sondern auch in jenem anderen, das die Zeit ihm vorgelegt hat. Wer wollte es gar sagen, daß in der modernen geistigen Haltung, wie sie Simmel repräsentiert, nicht eben jenes ewige Abendländische seinen modernen Ausdruck erstrebt?

So ist Simmels Attitude zum Leben fern jeder zufrieden bürgerlichen Gemütsruhe, jedem Anachoretentum, jeder ideologischen Tinktur für die Schunden und Risse unserer Zeit. Sie ist kein weltanschauliches Etikett, sondern ein Verhalten, ein inneres Verhältnis des Menschen zu seiner Welt, ein Abgestimmtsein gegen die äußere Zwiefalt der Wirklichkeit. In ihm wird zum Phänomen, was die Moderne lebt, als philosophische Durchdringung des ganzen Daseins von innen heraus nach individuellem Gesetz, als Anschauung der gegenständlich gedachten Probleme in einer Funktionalität. Simmel hat hiermit zweifellos die geistige Dynamik unserer allgemeinen europäischen Kultursituation schlechthin wesentlich getroffen. In etwas jedenfalls, das gerade für uns heutigen Menschen nach der inneren totalen Umwälzung des letzten Jahrzehnts grundlegend geworden ist. Der unter Simmelschem Einfluß stehende spanische Philosoph Ortéga hat in verwandten Gedankengängen einmal die Lebensbestimmung des 19. Jahrhunderts als eine Auffassung vom großen Werktag bezeichnet, während die Jugend unseres Jahrhunderts dem Leben mehr in einer Art von Ferienstimmung gegenüberstände. Das klingt wie ein Werturteil, will es aber durchaus nicht sein. Denn tatsächlich formt sich unsere innere Einstellung zum Leben und zu allem, was mit ihm zusammenhängt, Beruf usf., revolutionär um; nach dem Zusammenbrechen der allgemein verbindlichen geistigen Anschauungswelt setzt sich eine ganz neue Einstellung durch. Sie ist mit dem veralteten moralischen Rüstzeug überhaupt nicht mehr zu messen; ja wir können beinahe sagen, eben deswegen sei aus freierem Bewußtsein unser menschliches Verlangen erst wieder positiv in die dingliche Ordnung unseres Lebens einzuordnen.

Die gegenwärtige europäische Kultursituation ist noch zu undurchsichtig, um in einzelnen Linien die immanente Entwicklung dieses neuen Geistes eindeutig zu benennen. Aber im großen liegen die Verhältnisse doch so: nach der expansiven Welteroberungstendenz des letzten Jahrhunderts sind für uns gegen alle Seiten hin Grenzen gezogen. Der Imperialismus hat sich überschlagen und für Europa totgelaufen. Vorüber sind die kapitalistischen Herrennaturen eines Cecil Rhodes,

vorüber die Atmosphäre der machtsüchtigen bürgerlich-liberalistischen Ideologien. Abgelaufen ist die Stanley-Periode der Weltaufschließung. Ueber den ganzen Erdkreis hin ist das europäische Wirtschaftssystem auf alte Kulturen gestoßen, die ihrerseits aus Jahrhunderte langem Schlummer aufgeschreckt unter diesem System zur gesteigerten Selbstbesinnung gekommen sind. Ich erinnere an den Madhismus im islamischen Aegypten, an den Gandhismus des hinduistischen Indien, an die zersplitterten buddhistischen Erweckungen in China. In welcher Form diese Kulturen den Kapitalismus in sich aufnehmen oder in ihre Eigenart umsetzen oder überhaupt nicht akzeptieren werden, ist eine hier nicht zu entscheidende Frage. Eines muß jedoch festgehalten werden, daß es in der ganzen Geschichte keine Kultur gegeben hat, die in der abendländischen Art weltumspannend und welt-organisierend aufgetreten ist; und daß darum die davon betroffenen Kulturen notwendig aus der immanenten Entwicklungslogik in die zusammengerückten, verkleinerten Weltmaßstäbe sich einfügen müssen. Wir mit unserem kleinen europäischen Kontinentalkomplex fühlen ja dieselben ausgelösten und aufgewirbelten Kräfte sich schon gegen uns selbst wenden. Von überall ruft es nach dem „vereinigten Europa", gewissermaßen nach einer Ueberwindung der alten, auf Staaten aufgebauten Mächtegruppierung, nach überstaatlicher, rein rassenmäßiger oder kontinentaler weltpolitischer Eingliederung. Wir vermeinen selbst einen Rückschlag zu verspüren aus der Hinausverlegung nach ökonomischen Fernen in die Hineinverlegung nach dem geistigen Europa; so wie Dostojewskij im letzten Jahrhundert visionär diese Krise heraufkommen sah, er, der vergebens nach den Bindegliedern unserer einzelnen Staaten, nach ihrer wechselseitigen Kommunikation suchte. Vielleicht ist die Abwandlung seiner Idee der Allversöhnung, die er in jener berühmten Rede auf Puschkin aussprach, in einer westlich-europäischen Form gerade unsere drängendste gegenwärtige Frage. Ansätze in der ökonomischen Sphäre sind längst vorhanden. Die unlösbar innerlich miteinander verketteten Wirtschaften wachsen ständig mehr ineinander, und lediglich ein paar altmodische, an Fichtes geschlossenen Handelsstaat geschulte Biedermeier-Ressentiments scheinen diesem Vorgang noch romantische Tränen nachweinen zu müssen. Die große Desperation um Strindberg und Ibsen beginnt zu verblassen; wir stehen zwar noch auf dem Boden unseres durchrationalisierten Zivilisationsapparates, heute wie damals; aber die Schicksalsfragen unserer abendländischen Kultur sind ganz andere, räumlich größere, weltdimensionale Existenzfragen geworden. Bereits beginnen sich Symptome anzuzeigen, die den ganzen mächtigen asiatischen Kontinentalkomplex gegen die angelsächsische Welt zu einer Auseinandersetzung zwingen werden, diese zwei ungeheuren gegenwärtigen nicht nur

politischen, sondern auch kulturellen Pole unseres Erdballes, zwischen denen wir, die wir jenseits der europäischen Schicksalslinie des Rheines sitzen, uns später einmal irgendwie werden entscheiden müssen.

Das sind Dinge, die man vor Augen haben muß, um nachempfinden zu können, wie tief sich unsere moderne europäisch-deutsche Geisteshaltung und unser Lebensfühlen von den vorangegangenen Perioden unterscheidet. Unser ganzes 19. Jahrhundert war nichts weiter, als das Ausbrennen einer nur-europäischen Weltsituation. Heute dagegen vollzieht sich nicht mehr in dieser Beziehung allein auf uns selbst, sondern in vielgestaltig kontrapunktischen Beziehungen zwischen uns und anderen gleichbedeutenden Kulturen, so etwas wie eine europäische Kultursynthese. Die schrankenlose Alleingeltung wird auch für uns langsam zu einer Selbstbesinnung. Unsere Russophilie, unsere Bewunderung der altasiatischen Lebensweisheit ist ja kein Sichfremdwerden des abendländischen Geistes, das gibt es nicht. Sondern unsere Kulturindividualität erwacht in der Bezugnahme und Vergleichbarkeit mit diesen Kulturen gerade dadurch zu ihrem wahren Selbst. Daraus wird auch die Einstellung zum objektivierten Geist unseres Lebens, zur Welt der Fabriken und Maschinen, zur Technisierung und Verapparatung unseres Daseins eine ganz neue werden, eine viel souveränere; eine innere Beherrschung jedenfalls, die die ungeheure Sachwelt nicht mehr mit moralisch pedantischen Buchhaltermaßstäben umfassen will, sondern die vom Leben her sich eine neue geistige Einstellung dazu verschafft.

Simmel bedeutet in dieser Bewegung den großen Wendepunkt. In ihm greifen Vergangenheit und Zukunft, das Gestern und das Morgen übereinander hinweg. Er hat zwar die Hoffnung des Krieges, daß dieses elementare Chaos das Leben wieder zu sich selbst zurückführen und damit auch einen neuen Geist aus sich entlassen werde, nur resigniert, als einen kurzen Unterbruch unseres tragischen Gesamtschicksals angesehen. Dies Geschehnis war ihm nur ein sinnhaftes Zeichen der unaufhaltsam versinkenden Kultur, ein Ende; uns aber ist es zugleich auch das Zeichen einer Neuwerdung. Simmel, der doch zeitlebens ein großer Deuter war, äußerte selbst einmal, er werde ohne Erben dahingehen; er fühlte wohl im innersten diesen geistigen Zwiespalt seines späteren Lebens, über den er zuletzt nicht mehr hinauskam. Unsere seelische Haltung hat sich gewißlich grundlegend an ihm orientiert, wenn wir nicht mehr auf der maschinefeindlichen Seite des bloßen Lebens stehen und andererseits auch nicht in den lebensfeindlichen Aeußerungen der brutalen Maschinenkultur aufgehen. Aber wir greifen selbst noch unter diesen Gegensatz hinunter, aus einem ursprünglichen Sinnzusammenhang heraus, der eben nicht von unserer geistigen Tradition her ge-

nommen werden kann, der, was Mensch ist in uns, wieder in eine geistige Beziehung zu diesem mammutförmigen Weltgott bringen will. Hierin hat uns Simmel zu erkenntnismäßig die Konzessionen des Theoretikers an die Logik gemacht. Im tragischen Konflikt der Kultur lag ihm zugleich auch das Ende — die allgemeine Stimmung der Intellektuellen aus der Vorkriegszeit. So paradox es klingt: dieser Grenzenzerstörer, Auflöser ist damit seiner eigenen Tragik, der Endlichkeit erlegen.

Das Einzigartige an ihm jedoch, inmitten der überlieferten und als Bildungsbesitz verbürgerlichten Geisteswelt seiner Zeit die Gestaltungsenergien unseres Jahrhunderts zu lösen und schwingen zu lassen, bleibt trotzdem bestehen, wenn wir auch heute schon eine Etappe weiter leben. Simmel ist nicht zu denken ohne die problematische Situation der modernen Kultur, ohne das tellurische Wechselspiel ihrer immanenten Kräftestränge. Daraus nahm er die gewaltige Fruchtbarkeit seiner Ideen. Er ist der Rodin unserer Philosophie. Wie er von Rodin sagt, daß sein Stil, der den Sinn unseres Lebens unmittelbar selbst lebt, nicht nur Wahrheit hat, sondern Wahrheit ist, so gilt dies ganz und gar für ihn selbst. Darin ist er uns mit jedem Zoll zeitbewußten Menschen fruchtbar geworden in unserer geistigen Not. Und darum findet auch das Goethesche Wort an ihm seine lebendige Bestätigung: Was fruchtbar ist, allein ist wahr!

***

Vom Führertum als Problem der wissenschaftlichen Politik

von Dr. jur. Heinrich Rogge

I.

Politik ist Lehre vom Führertum; sie zu einer sicheren und erlernbaren Wissenschaft zu machen das vieldeutige Ideal unserer Zeit.

Wenn heute da oder dort eine wissenschaftliche Hochschule für Politik zu gründen unternommen wird, was gilt dann als Programm? Die einen fordern das als Inhalt der Politik, was bislang das Examenspensum der Verwaltungsjuristen und Diplomaten war, hinzugerechnet den zeitgemäßen Geschäftssinn, wie man ihn von dem Syndikus eines Unternehmerverbandes erwartet, der zum Minister präsentiert wird, und dasjenige schlechthin, was der angehende Staatsmann im sogenannten Zeitalter der Demokratie durch die Praxis lernen muß, wenn er den Ruf eines fähigen Politikers erwerben will. Aber auch die alte Lehre gewinnt heute wieder an Kraft: daß das politische Führertum vor allem als Verantwortlichkeit für andere erlernt werden muß; und noch anderes wird, mehr oder weniger klar durchdacht, als Ziel der Führerbildung gefordert. Es ist nicht ganz leicht zu definieren, was politische Fähigkeit ist, oder zeitgerecht als solche gilt. Denn der Geist unserer Zeit ist ungewiß, und das Führertum vielfältigen Wesens.

Führen heißt vorangehen oder herrschen, Vorbild sein oder Gefolgschaftsvertrauen schaffen, durch überlegenen Geist oder Willen das Ziel bestimmen, oder an Fürsten, Führern, Menge den Seelenfang treiben. Auch Anleiten oder Lehren ist ein Führen. Oder was sonst noch umfaßt der Begriff des Führers?

Von den germanischen Heerführern wird bezeugt, daß sie mehr durch Beispiel des Vorankämpfers als durch Kommando leiten (duces exemplo potius quam imperio si prompti si conspicui, si ante aciem agant: admiratione praesunt — Tac. Germ. 7). Man erinnert sich, wie im alten Preußen bald das Vorankämpfen und die Kunst des Befehlens oder des herrisch-präzisen Sprechens als Wesen der Führerschaft galt, bald die Technik des Anordnens, welche vorausbestimmend wie ein Feldherr jedem den Platz geben will, an dem er seine beste Kraft zu leisten imstande, und in dieser Platzanweisung zugleich befehlsmäßig die Zusammenarbeit der Vielen zu ordnen sucht. In der strategischen Kunst der Direktive z. B. — Direktive ist der Befehl, der dem Untergebenen Freiheit des Ermessens

in der Befehlsausführung läßt — will das militärische Preußen auf eine ähnliche Organisationstechnik hinaus wie etwa dazumal das Stinnes-Unternehmen in seiner höchsten Entwicklung.

Sprache und gemeiner Menschenverstand unterscheiden zwischen Führen und Herrschen. Den Führer denken wir im genossenschaftlichen Verhältnis zu den Geführten stehend, so etwa wie der germanische Heerführer nach der Schilderung des Tacitus. Herr aber ist der Führer, der durch Befehl leitet. Das Führertum dieser Wilson, Poincaré, Mussolini ruht unscheidbar zugleich auf genossenschaftlichem Wählervertrauen und auf herrschaftsartiger Befehlsgewalt, beweisend, daß auch zur demokratischen Kunst des Führens notwendig eine gewisse Technik des Herrschens gehört.

Jedermann weiß, daß die Kunst des Organisierens, die vom führenden Staatsmann verlangt wird, wesentlich in der Fähigkeit beruht, für die Stellen der Mit- und Unterführer die geeigneten Personen auszuwählen, oder bureaukratische Normen zu geben, welche die Unterführer zu gefügigen Werkzeugen in der Hand der Oberführer machen. Die Regierungskunst der Alexander, Cäsar, Napoleon ist nicht nur Kunst des Anordnens, sondern vor allem auch eine Technik der Auswahl von gefügig-selbständigen Unterführern. Die Regierungskunst im heutigen Rußland scheint vornehmlich in einer Bureaukratie zu bestehen, die sich durch ein System von innerer Beamtenspionage sichert. In der neudeutschen Demokratie gehört zur Technik des Regierens wesentlich auch das — vom dienstadligen Obrigkeitsstaat, vielleicht auch von Napoleon, jedenfalls weiterhin von der byzantinischen Bureaukratie ererbte — Prinzip des „politischen Beamten", dessen Kennzeichen seine Tauglichkeit als verläßliches Werkzeug der regierenden Staatsmänner ist. Die kleinen und großen Staatslenker aller Zeiten pflegen mit Hilfe eines besonders vertrauenswürdigen Untergebenen zu regieren, den man „seine rechte Hand nennt", oder, wenn man ihm mißgünstig denkt: „sein gefügiges Werkzeug". Wer vom Führer die Kunst der Organisation verlangt, der verlangt von ihm die Herrenkunst: wie man die Menschen als Werkzeug gebraucht.

Zu allen Zeiten gehört zum Wesen des Führertums eine gewisse Kunst des Geltens, die freilich vielfältige Formen annimmt.

Kunst des Geltens ist vor allem die Redekunst. Ursprünglich ist überall Heer und Volksversammlung eins und gleich; wo immer dieser ursprünglich demokratische oder sagen wir genossenschaftliche Charakter des Heeres zum Ausdruck kommt, wird vom Feldherrn neben der Technik des Anordnens und Befehlens zugleich eine gewisse Fähigkeit zur packenden Rede erfordert. Es ist freilich nicht ganz einfach zu beschreiben, geschweige denn zu erklären, worin der Unterschied liegt zwischen

der heldischen Redekunst — mit der Cäsar, Alexander, Napoleon, Friedrich ihre Krieger oder Unterführer anfeuern — und dem rednerischen Seelenfang, wie ihn Cicero oder Mirabeau, Bismarck oder Demosthenes zu üben imstande waren, und hier nun wieder eine Grenze zu ziehen zwischen der Kunst des sachlichen Ueberzeugens und jener Magie der Rede, die man Demagogik nennt oder Sophistik. Man spricht heute noch von einer „eleganten" Beweisführung der Mathematik in eben dem Sinne, wie man an Cicero die „Eleganz" der Rede rühmte: die durchsichtige Klarheit seiner Gedanken und die sprachliche Korrektheit, mit der er jedem Gedankeninhalt eine vollkommene Form zu geben wußte. In Mirabeaus gewaltiger Redekunst empfinden wir den Ausdruck seines zweideutigen Charakters. Aber auch Cicero war Advokat; und die französische Beredsamkeit rühmt sich, die Ueberlieferung zu wahren, nach der das argute loqui die besondere Fähigkeit des gallischen Geistes gewesen.

Anders ist die Führerkunst des Kanzelredners, der auf seine Gemeinde wirken will wie der Hirt (Pastor) auf die Schafe; vielfältig anders die Lehrkunst, mit der ein Lehrmeister oder der Erzieher die Schüler anweist oder erzieht; anders die Verführerkunst des Vortragsredners, der das Nervenklavier der sensitiven Menschen zu beherrschen lernt; anders die Werbetechnik des politischen Wanderredners, der die stumpfen Massen begeistern oder aufhetzen will, als Kandidat vor seine Wähler tritt, oder als Organisator seiner Partei.

Uebrigens erinnern wir uns, daß die Lehrer der griechischen Beredsamkeit die Sophisten waren, merkwürdige Zwittergebilde aus Politiker, Schauspieler und Philosoph; und wie sie ihren lernbegierigen Schülern die Kunst von der wirkenden Kraft der Rede gleichsam als praktische Erkenntnislehre vermitteln: Als Lehre von der politischen oder sozialen Natur der Erkenntnis; als Lehre von der wirkenden Kraft und dem Schauspiel des Denkens.

Zur Führerkunst des Geltens, der Rede- und Schauspielkunst nahe verwandt, gehört vorzüglich auch die Kunst des Auftretens oder der Repräsentation. Napoleon ließ sich vom Schauspieler Talma in der Kunst der königlichen Haltung unterrichten; Alexander drapierte sich mit allerlei Erinnerungen an seine göttliche Abkunft und Vorzeichen seiner schicksalshaften Sendung; der reiche Kleon bindet sich ein Schurzfell um, wenn er zur Masse spricht; Revolutionshelden lernen blutige Fahnen schwingen oder mit ähnlicher Symbolik sich kleiden. Wer aufmerksam die neudeutschen Staatsmänner in ihrem öffentlichen Auftreten beobachtet, merkt, daß sie die Repräsentationskunst der vorrevolutionären Regierung in einen Repräsentationsstil des demokratischen Führers umzuwandeln

versuchen. Marc Aurel, in sich selbst den geborenen Führer darstellend, der durch Heldentum zugleich und Güte wirkt, wählte den Lebensstil des stoischen Philosophen, um von der Bühne des Königsthrones herab das Schauspiel des königlichen Vorbildes zu geben. Zugleich erscheint hier die stoische Philosophie — ähnlich dem Pflichtbegriff des Beamten und Offiziers in späten absolutistischen Zeiten, da der König sich als obersten Beamten fühlt — gleichsam als Standesmoral der Führer, geeignet, ihnen das Vertrauen der Menge zu erhalten, das hier vorzüglich ein Vertrauen in die sittliche Reinheit des Führers ist. Lincoln und Phokion, in ihrem klaren Verstand und festen Willen den geborenen Volksführer darstellend, geben ein Schauspiel oder Vorbild von unbestechlicher Redlichkeit und strenger Bescheidenheit; und — besser als Aristides — ein Gleichnis des demokratischen Ideals vom Vertrauensführer.

Seit es Fürsten gibt, hat sich jene Kunst des höfischen Seelenfanges entwickelt, die man Diplomatie nennt, und deren vollendetes Lehrbuch Gratian geschrieben, als ein Lehrbuch von der Kunst des berechnenden Auftretens.

Wir lernen heute aus der Geschichte, daß die moderne Psychologie, soweit sie angewandte Menschenkenntnis ist, auf die praktische Empirie des Höflings in seinem Umgang mit Menschen zurückgeht. Die ägyptische Geschichtswissenschaft hat unlängst entdeckt, daß die Weisheit Salomonis eine freie Nachdichtung ist nach dem Vorbild eines Lehrbuchs der feinen Lebenskunst für höfische Beamte, das beim ägyptischen Hofmarschallamt galt. Nietzsche verdankt seine psychologische Lebensweisheit im wesentlichen seinen französischen Lehrmeistern, diesen Montaignes, Larochefoncauld, Vauvenargues, deren Psychologie gleich derjenigen Gratians nichts anderes ist als die empirische Menschenkenntnis des Höflings oder höfischen Staatsmannes. Nietzsche aber wurde der psychologische Lehrmeister der modernen Nervenärzte, die unter dem Namen Psychoanalyse (nach Freud-Breuer) das Gedankenraten und die berechnende Menschenkenntnis zum Rang einer Wissenschaft erhoben. Neuerlich hat man aus der Psychoanalyse die Technik der Menschenberechnung zu entwickeln versucht, wie sie der moderne Staatsmann benötigt; sowohl im Verhältnis zwischen Führer und Menge — als Technik etwa von der Beherrschung des Massenwahns —, wie namentlich in dem wichtigeren Weltstreit der Führer unter sich. In dem psychoanalytischen Ideal von der Politik als angewandter Menschenkenntnis ist die praktische Psychologie auf ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt[1]).

[1]) Vgl. Rogge, Psychopolitik und Führerproblem, Ztschr. f. Menschenkunde 1925. S. 18 ff. (lies: St. Simon d. Ä. statt Rétif).

II.

Es scheint, daß man heutzutage die Notwendigkeit einer Wissenschaft vom Führertum nicht mehr zu beweisen braucht; weil praktisch und theoretisch das Führertum als anerkanntes Grundgesetz der menschlichen Gemeinschaft gilt.

Stellen wir fest:

In aller Mannigfaltigkeit der sozialen Erscheinungen ist das eine Naturgesetz offenbar, daß sich die menschliche Gemeinschaft in Volk und Führer gliedert. Wo immer soziale Entwicklung ist, da geschieht sie als Spaltung der Gemeinschaft in Volk und Führer, und als Ineinanderwachsen von Volk und Führer. Wo immer Fortschreiten ist in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts, da geschieht es, in dem die schöpferisch Großen ihrem Volk oder ihrer Zeit vorangehen, um sie durch die magische Gewalt des Führers nach sich zu ziehen. Gleichwie des Nazareners Leben und Wirken zum Schicksal der Menschheit wurde; gleichwie Goethe der Erzieher des modernen Menschen geworden; oder der Geist der Marx und Engels zur schöpferischen Quelle des Sozialismus.

Auch wenn dieses allgemeine Naturgesetz des Beweises nicht mehr bedürftig gelten sollte, so verlangt es doch, vom Grund auf erforscht und durchdacht zu werden, wenn ihm gemäß die Politik sich als Lehre vom Führertum den Charakter einer Wissenschaft zu geben versucht. Es sind dazu mehrere Methoden der wissenschaftlichen Forschung notwendig, und schließlich deren Verschmelzung zu einer einheitlichen Grundlage der wissenschaftlichen Forschung. Worüber hier nur einige Winke — im Hinblick auf die sonderbaren Tatsachen der politischen Geschichte, daß man allseitig das Führerproblem gleichsam widerwillig aus schlechter Erfahrung denken lernte.

Robert Michels, ein namhafter Sozialist und Soziologe, hat an dem Parteiwesen von heute zu erforschen gesucht, welche Rolle das Führertum in der modernen Demokratie spielt[1]). Nach Art der Soziologen gilt seine Untersuchung zunächst der Frage nach den „Bedürfnissen", die das Führertum hervorbringen. Er meint zu finden, daß die wachsenden Aufgaben der politischen Organisationen und deren räumliche wie zahlenmäßige Verbreiterung eine direkte Selbstregierung der Massen unmöglich machen, und so sachkundige, sich völlig dem Führeramt widmende Führer nötig werden. Wie kommt es, daß die Führer, aus momentanen Bedürfnissen geboren, nicht ebenso schnell wieder abdanken wie sie gewählt werden? Michels meint festzustellen: das Bedürfnis nach militärischer

[1]) R. Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Leipzig 1911.

Schlagfertigkeit und die Inkompetenz der Masse, die ein schnelles Auffinden oder Auftreten geeigneter Persönlichkeiten im rechten Augenblick, zur Zeit der plötzlichen Not unwahrscheinlich macht, und noch andere Gründe führen dazu, daß die freigewählten Parteiführer an ihrem Amt haften bleiben... In der strengen Redlichkeit des Gelehrten kommt Michels, der Sozialist und Demokrat, zu dem entsagungsreichen Urteil, daß die soziale Demokratie durch das Bedürfnis der Gemeinschaft nach Führern zur Oligarchie zu werden und so sich selbst aufzuheben bestimmt ist.

Goethe war der Revolution und der Gleichheitslehre wohl feind; doch hat er den Erfahrungssatz ausgesprochen: „Warum denn wie mit einem Besen wird so ein König hinausgekehrt? Wären's K ö n i g e gewesen, sie stünden alle noch unversehrt." Nietzsche gibt in seiner Lehre vom höheren Menschen das Gleichnis von den Königen, die abdanken, weil sie satt und ekel geworden, die höheren Menschen nur als Schauspieler, nicht in schöpferischer Wirklichkeit darzustellen. Wir lernen heute einsehen, daß Revolution im Grunde nichts anderes bedeutet, als daß die Oberschicht unfähig ist, sich im Führerberuf zu beweisen. Diese Einsicht oder dieser Glauben ist ein Zeichen der Zeit, eine soziale Tatsache. Es ist gleicherweise ein Zeichen der Zeit oder eine soziale Tatsache, wenn diese Einsicht in die Ursachen der Revolution zur Frage nach der Reformation des Adels oder der Oberschicht wird[1]); und gleichzeitig das neue demokratische Deutschland eine Hochschule für Politik als zeitgerecht erachtet, an der seine Führer erzogen werden sollen. Ein Zeichen der Zeit sind die republikanischen Führerbünde. Wie denn das Hausgesetz der sozialistischen Parteigemeinschaft verlangt, daß, wer von den Gebildeten sich zu ihr bekennt, damit die Pflicht zum Führeramt übernimmt: noblesse oblige. Im Grunde wird hier der freie Aufstieg des Tüchtigen als Prinzip der Führerauslese gefordert und als Glauben an den persönlichen Adel des geborenen Führers. Die Soziologie, die sonst sich an die lebendige Gegenwart zu halten wünscht, muß sich zur Geschichte wandeln, wenn sie diese sozialen Tatsachen als einheitliches Zeichen der Zeit zu deuten sucht.

In vorrevolutionärer Zeit war eine soziologische Behandlung des Führerproblems, wie sie Michels versucht, fast ein Verstoß gegen den Geist der Soziologie. Diese Wissenschaft

---

1) Vgl. W. Schotte, Zum Problem der Oberschicht und H. v. Gleichen-Rußwurm, Adel eine politische Forderung — in „Preuß. Jahrb.", Band 197. Heft II, und die dort behandelte Literatur. — Demnächst erscheint (Ring-Verlag) m. Schrift: „Die deutsche Adelsbewegung — Ein Kapitel angewandter Geschichtskunde." Einstweilen darf auf meine Abhandlung über das Adelsproblem im „Gewissen", August 1925, Februar 1927 verwiesen sein.

ist als eine Art Spiegelung des ökonomischen Sozialismus entstanden. Gleichwie dieser eine aus sich wachsende Massenerscheinung sein wollte, so glaubte die entsprechende Soziologie an die Massenseele und pflegte das Problem des Führers mit einer Art Begriffsblindheit zu übersehen. Eine Massenerscheinung sind die Völkerwanderungen, z. B. die der Sachsengänger, der Zug der Arbeiter nach den westdeutschen Industriebezirken; hingegen ist der Zug Alexanders schlecht als Massenerscheinung zu erklären, und es liegt nahe, für solche verschiedenartigen Erscheinungen verschiedene Methoden der Forschung anzuwenden. Wundt z. B. hat sich redliche Mühe gegeben, den Unterschied beider sozialen Erscheinungen zu bestimmen, mit dem Ergebnis, daß eine sichere Grenzlinie nicht erfindlich. Wer behauptet, daß es keine soziologische Fragestellung sei, zu forschen, weshalb Napoleon sich zum Zuge nach Rußland entschloß, weicht dem Problem des Führers aus. Wer behauptet, daß Alexanders Zug keine „soziale Tatsache" sei, ist begriffsblind für das Problem des Führers. Es heißt bei früheren, heute damit zeitgemäß veraltenden, Soziologen, daß die Autorität des starken oder heldischen Führers in seiner Fähigkeit bedingt ist, sich der Menge anzupassen. Noch in seinen „Grundfragen der Soziologie" erwähnt Simmel das Problem des Führers gleichsam nur verneinend: daß zu allen Zeiten vornehme und geistige Persönlichkeiten sich dem öffentlichen Leben ferngehalten, im Grunde, weil sie angesichts einer möglichen Führerrolle dächten wie jener große Politiker, der sein Führertum im Hinblick auf seine Partei so formulierte: „Ich bin ihr Führer, also muß ich ihnen folgen."

Heute ist wieder einmal Phokion als demokratisches Ideal möglich (man lese hierüber den Plutarch). Heute ist es ein Zeichen der Zeit und eine soziale Tatsache, daß alle Welt nach führenden Männern schreit; daß ein demokratisch-leitender Staatsmann der deutschen Demokratie in öffentlicher Rede von dem Recht des erwählten Führers spricht, seinen zielsetzenden Willen den Gefährten aufzuzwingen. Es fehlt nicht an Beispielen, selbst unter den Verfassern neudeutscher Verfassungen, daß sich die Entwicklung des sozialen oder des demokratischen Gedankens in den Köpfen der Führer abspielt, die ihr Führertum als Erziehung der Geführten denken: Als selbstverantwortliches Wirken des Führers.

Ein Zeichen der Zeit oder eine soziale Tatsache ist dies bedeutsame Gespräch, das zwischen Ludendorf und Max Weber in neudeutschen Tagen stattfand[1]). — Ludendorf: „Nun haben Sie ja Ihre gepriesene Demokratie! Was ist denn nun besser geworden?" — Weber: „Exzellenz, glauben Sie denn, daß

[1]) Nach gütiger Mitteilung von Frau Marianne Weber-Heidelberg s. Z. aus der unveröffentlichten Biographie von M. Weber.

ich die Schw....., die wir jetzt haben, für eine Demokratie halte, wie ich sie will? Wir brauchen eine Führer-, keine Spießerdemokratie. In der Demokratie, wie ich sie will, wählt das Volk seine politischen Führer und hält dann den Mund. Machen die Führer Fehler — an den Galgen mit ihnen!" — Ludendorf: „Wenn Sie so reden, Herr Professor, können wir uns vielleicht verständigen." — Weber: „Aber glauben Sie denn, daß ich die Schw....., die wir vorher hatten, für eine Monarchie gehalten habe?..." Wer hierin das bedeutsame Symbol der deutschen Entwicklungsgeschichte sehen will, das es ist, muß auf die deutsche Urzeit gleichsam als vermittelndes tertium comparationis zurückgreifen. Was ist das, eine „Führerdemokratie?" Die Staatslehre bekommt ein völlig neues Gesicht, wenn wir feststellen, daß ihre überlieferten Begriffe demokratischen oder monarchischen Herkommens untauglich sind, um diese Frage zu denken. Die Frage muß auf die heldische Urzeit zurückgreifen, um staatstheoretische Anschaulichkeit zu gewinnen: Welcher Unterschied bleibt zwischen dieser demokratischen Anschauung vom Wesen des Führertums und der freien Fürstenwahl der Germanen, die vom Fürsten verlangten, daß er sich als verantwortlicher Führer beweist, und den unfähigen oder unglücklichen Fürsten zu verjagen ein Recht beanspruchten —?

Aber ich wollte hier vorerst nur sagen, daß die heute zeitgerechte Soziologie ein soziales Urphänomen sehen muß im Schrei des Volkes nach dem Führer oder in den Bandenführern und Rattenfängern der Volksgunst — nach Art der Mussolini und Hittler, der Trotzki, Lenin, der Hölz und Liebknecht und so fort.

Wer das Problem des Führertums erforschen will, hat nicht nur dessen empirische Erscheinungsformen zu untersuchen, sondern auch die wechselnden Meinungen oder Theorien über Wesen und Wert des Führertums. Man sieht, wie die Soziologie sich zur Geschichtsphilosophie erheben muß, wenn sie untersucht, wie ihre eigene Stellung zum Führerproblem sich wandelt. Ein gleiches gilt von der Rechtswissenschaft; und wer hier zur geschichtsphilosophischen Betrachtungsweise sich aufschwingt, lernt sehen, wie im Führerproblem gleichsam eine Revolution der Wissenschaften von der menschlichen Gemeinschaft sich vollzieht.

Es ist für die Geschichte der Soziologie bezeichnend, daß eben jener Robert Michels, der gleichsam das Führerproblem im demokratischen Sozialismus entdeckt hat, zugleich auch dem strengen ökonomischen Materialismus entgegentritt, auf dem der moderne Sozialismus sich gründet. Der ökonomische Materialismus sieht in der Geschichte des Menschengeschlechts nichts weiter als eine Geschichte der Wirtschaft. Dem tritt Michels entgegen mit der These, daß auch Rechtsideen,

politische und sittliche Theorien auf den Gang der Geschichte Einfluß haben, in vielen Fällen sogar vorwiegend ihre Form bestimmen. Die These führt er weiterhin aus[1]): „die politische Verfassung und selbst das politische Leben einer Nation sind in der Regel weit davon entfernt, der entsprechende Ausdruck für die vorherrschende Form des Wirtschaftslebens zu sein, die wir in ihm vorfinden. Das überzeugendste Beispiel ist die merkwürdige Antinomie, welche das Leben das modernen Deutschland beherrscht. Oekonomisch betrachtet, längst ein überwiegend industriell-kapitalistisches Land . . ., trägt Deutschland, was Regierungsform, Regierungsgeist, Sitten und Gebräuche des Landes anbelangt, noch im hohen Grade feudalistisch-aristokratischen Stempel. Dem ausgesprochen industriell-kapitalistischen Inhalt entspricht also hier eine vorkapitalistische Form. In Preußen wird die „politische Klasse" noch aus Landjunkern und Staatsbeamten gebildet. Selbst den Söhnen der größten Industrieherren bleiben die als feinsten geltenden Regimenter und Aemter verschlossen...." Dies bedeutet ein methodologisch ungemein lehrreiches Geständnis der Soziologie; zunächst hinsichtlich der Art, wie die wissenschaftlichen Grundbegriffe von Oberschicht, Herren- oder Führerstand, von Klasse und Stand zu gewinnen sind. Man sieht, wie hier die Soziologie zur Rechtsgeschichte zurückkehrt — also zu ihrem Ausgangspunkt; denn Hegel, der Rechtsphilosoph, ist der Lehrmeister Marxens und also der Soziologie. Und es wird hier, wenn auch vorerst nur undeutlich erkennbar, wie diese Rückkehr im Zeichen des Führerproblems erfolgt. Undeutlich auch deshalb, weil bisher von der Rechtswissenschaft unmittelbar nur recht wenig über die Frage des Führertums zu lernen war, die sich in dem rechtshistorischen und rechtsphilosophischen Problem von den Klassen der Gesellschaft oder den Ständen der Gemeinschaft verbirgt.

Man hat bislang übersehen, wie das Führertum die Grundinstitution der menschlichen Gemeinschaft ist. Um diesen Fehler zu begreifen und auszugleichen, gilt es zunächst, das Führertum in seinen mannigfachen Formen sehen zu lernen. Denn es hat die seltsame Laune, in Masken Versteck zu spielen. Die teilweise verwickelten methodologischen Voraussetzungen dieses Unternehmens mögen hier außer Betracht bleiben; ich beschränke mich darauf, sie nur als fruchtbaren Gesichtspunkt anzudeuten.

III.

Fürst und Führer sind *ein* Wort, obschon man den Fürsten als Herrscher zu denken gewohnt ist. Die demokratischen Führer nennen sich unbedenklich „Regierung", obschon

[1]) Archiv f. Rechts- und Wirtschafts-Philosophie IV, 1910/11, S. 349.

regere und rex wort- und begriffseins sind. Bislang hat noch niemand ein sicheres Merkmal des Unterschiedes zwischen Führer und Herrscher gegeben, den der gemeine Menschenverstand begrifflich undifferenziert etwa als Gegensatz von Leiten und Befehlen vorstellt.

In allem Befehlen ist etwas von Sklaverei. Oder verliert die Sklaverei ihren Sinn, wenn der Gehorsam zugleich Vertrauen ist, wie das merkwürdige Zwittergebilde des demokratischen Diktators zeigt — nach Art der Wilson, Poincaré, oder der Mussolini, Rivera, Riza, oder der Lenin, Trotzki?

Friedrich der Große ließ seine absolute Befehlsgewalt als Heldentum und magische Gefolgschaft des Helden erscheinen, aber er selbst empfand sich als Herrscher über Sklaven. Cäsar — „erfüllt von republikanischen Idealen und geboren zum König" (wie Mommsen ihn schildert) — herrschte durch die magische Gewalt seiner Persönlichkeit; und Brutus wird für alle Zeit als tragisches Symbol dessen gelten, wie das Heldentum in seiner Kraft des Seelenzwanges der Sklaverei begriffsverwandt bleibt.

Der Begriffsgegensatz zwischen Herrn und Sklaven, der hier in Frage steht, ist undefinierbar zweideutig. Das deutsche Wort Herr bezeichnet ursprünglich den Familienvater („Eigner"); seiner hausherrlichen Vertrauensgewalt unterstehen Frau, Kinder, Sklaven, dazu die freien Gefolgsleute, wenn er Gefolgschaft führt. Hauskind und Knecht haben ursprünglich gleiche Namen, so etwa wie das griechische Wort παις den Sklaven und das Kind benennt; der freie Gefolgschaftsmann trägt den Knechtsnamen Gesinde, degen. Den Römern erschien die freie Gefolgschaft des Fürsten oder Helden, die sie bei den Germanen sahen, als eine Art Hörigkeit. Das deutsche Wort Sklave deutet auf den rassenfremden slawischen Knecht im germanischen Hause. Ursprung und Wesen der eigentlichen Sklaverei ist die Kriegsgefangenschaft oder das Joch des Besiegten.

Der typische Herrenstand entsteht, wenn ein Eroberervolk mit dem Kriegsunterworfenen zur ständisch gegliederten Volksgemeinschaft verschmilzt, wie die Franken in Gallien, die mittelalterlichen Deutschen im Baltenland. Doch zeigt die Geschichte in vielfältigen Beispielen, wie ein rassisch-einheitliches Volk sich in Herrenstand und sklavenartige Unterschichten spaltet; z. B. wenn ein stammentsprossener Führer vom Helden zum Tyrannen wird, oder im freien Bauernland sich Großgrundbesitz bildet und die kleinen Bauern durch die Macht des Reichtums in knechtliche Abhängigkeit zwingt. Ein merkwürdiges Beispiel von Begriffsverwirrung ist, wie im Mittelalter der aufsteigende Stand der unfreien Ministerialen oder Ritter gegenüber den überkletterten freien Volksschichten den

Stil des herrischen Befehlstones annimmt, den der Krieger im feindlichen oder besiegten Lande hat.

Der Gegensatz zwischen Herren und Knecht oder Sklaven verliert vollends seinen Sinn, wenn die Abhängigkeit der Herren von ihren Dienern offenbar wird, wie in den Nöten der deutschen Könige, deren Beamten zugleich Königsdiener und Herr spielten, und im späteren ständischen Kampf zwischen den Fürsten und dem dienenden Lehnsadel; oder wenn gar die Abhängigkeit des Herrn vom Diener die Form der Sklaverei annimmt, wie bei den japanischen und fränkischen Königen, die Puppen in der Hand ihrer Hausmeier wurden, oder den Sultanen, die oft wie Sklaven ihrer adligen Leibsklaven, der Janitscharen oder Mameluken, lebten. Die Tyrannei des Kammerdieners ist ein Entwicklungsgesetz, das schon oft in der Geschichte seine institutionenbildende Kraft bewiesen hat, und in Anbetracht der menschlichen Gemeinschaft das zur Darstellung bringt, was man philosophisch die coincidentia oppositorum nennt.

Als Herren sehen wir den Führer an, der die von ihm geleiteten Menschen als willenlose Werkzeuge zu seinen Zwecken gebraucht. Man fühlt hierin eine Erniedrigung, in dem Sinne, wie der Grieche den Sklaven ein lebendiges Werkzeug nennt, das Werkzeug einen Sklaven aus Stoff. Aber das griechische Wort für Werkzeug ist ὄργανον, Organ. Die griechische Weisheit nennt nicht nur den Sklaven ein Werkzeug, sondern auch die Hand, das Auge; wenn wir den Sklaven ein Organ seines Herrn nennen, so liegt darin derselbe mystische Doppelsinn, als wenn man den getreuen Gehilfen des Staatslenkers zugleich sein gefügiges Werkzeug und „seine rechte Hand" nennt. In der gleichnishaften Vorstellung vom Organwerkzeug denken wir, ein eigentümliches Hysteron-Proteron, das Werkzeug als Körperglied, das Körperglied als Werkzeug. Kant und Goethe haben die Philosophie entdeckt, die der Grieche in das Wort Organ hineingedacht, und die dann gleichsam unbewußt zum Begriff des Organismus geworden. Was ist ein Organismus? Kant hat das griechische Gleichnis von der Gliedseele des Werkzeuges dahin zu definieren gesucht: Organismus ist ein solches Produkt der Natur, in dem jeder Teil als zeugendes Werkzeug jedes anderen Teils gedacht wird. Wenn wir von „Organismus" der menschlichen Gemeinschaft sprechen, so denken wir damit[1]), daß jeder einzelne als mystisches Werkzeug und Glied jedes anderen sein soziales Leben lebt.

[1]) Freilich, ohne daß bislang die Tiefe und Klarheit dieses Gedankens systematisch dargestellt ist, da Wissenschaft und Philosophie den Begriff des Organismus von Kant oder Hegel zu lernen pflegen, anstatt von Goethe. Kant hätte sich über die Antinomie im Begriff des Organismus — vgl. §§ 65, 70 a. E. der Kritik der Urteils-

Seit Plato und Aristoteles bemüht sich die wissenschaftliche Staatslehre, die menschlichen Gemeinschaftsformen nach ihren Grundelementen zu unterscheiden. Doch hat noch niemand eine allgemeingültige Definition, ein sicheres Merkmal des Unterschiedes zwischen Königtum und Volksherrschaft gegeben. Man denke an das Wahlkönigtum der germanischen Urzeit, das mehr als Demokratie erscheint wie als Monarchie; an die Republik Niederlande, die aus 2000 Souveränen bestand, übrigens die Oranier als Fürsten regieren ließ, wenn sie sich als Führer zu beweisen vermochten; oder an die alten und neuen Formen demokratischer Diktatur. Aristoteles hat, Hegel vorweggreifend, angedeutet, daß jede Staatsform den Keim jeder anderen in sich trägt. O. Gierke hat in seinen Arbeiten über die Geschichte des Genossenschaftsgedankens darzulegen versucht, daß Herrschaft und Genossenschaft, einander unscheidbar durchdringend, die Grundelemente der menschlichen Gemeinschaft sind. Aus der Geschichte weiß die Staatslehre, daß die Demokratie häufig eine Maske der Geldherrschaft, Oligarchie der Reichen ist; und daß das Königtum bei äußerlich ähnlichen Verfassungsformen bald eine Maske der Adels- oder Beamtenherrschaft ist — im Sinne des achtundvierziger Spottes: „. . . . der König absolut, wenn er unsern Willen tut" —, bald eine Bundesgenossenschaft zwischen Fürst und breitem Volk gegen den Adel als gemeinsamen Feind — wie oft bei der griechischen Tyrannis, oder wie im Beispiel des Volksführers Cäsar, der das Kaisertum im Grunde aus dem Volkstribunat entwickelte — und so fort. Die Einsichtigen aller Zeiten haben sowohl beim Königtum wie in der Demokratie die Neigung zu dem bemerkt, was man unfachmännisch als Kliquenwirtschaft bezeichnet: wie sich aus Hofstaat, Verwandtschaft oder Dienern des Königs heimlich oder offen allerlei Nebenregierung bildet, wie der Hilfsarbeiterstab der Fürsten zur Bureaukratie wird, unter die sich der Fürst beugt; oder wie in der Demokratie die Staatsleitung durch Aemterneid sich in Doppel- oder Nebenregierungen spaltet, oder Führergruppen und Vetternwirtschaft Macht über die Staatsämter gewinnen. Wie, wenn Monarchie und Demokratie gleicherweise als verschleierte Formen der Oligarchie — der Führerschaft Weniger — zu bestimmen wären? Aber die überlieferten Grundbegriffe der Staatslehre sind untauglich, um zu unterscheiden zwischen dem, was Schauspiel ist an der Staatsverfassung, und dem in Masken verborgenen Führertum.

---

kraft — besser von Goethe unterrichten können, wie ich an anderer Stelle darlegen werde. Uebrigens hat Kant die Konsequenz aus seiner Definition des Organismus nicht gezogen, da er gelegentlich den, der das Werkzeug eines andern ist, als Leibeigenen oder bloßes Eigentum des andern definiert. Metaphysik der Sitten, Staatsrecht § 49 D.

Die innere Unsicherheit der staatstheoretischen Begriffe findet ihren vollkommenen deutlichen Ausdruck in dem Wortbegriff der „Demokratie", „Volksherrschaft": ein sinnloser Widerspruch im Beisatz, da hier der Freiheitswillen des Volkes sich im Begriff der Herrschaft kleidet. Das Wort „Herrschaft" hat hier nur dann Sinn, wenn man im Majoritätsprinzip das Wesen der Demokratie sieht, also unter „Volksherrschaft" eine Herrschaft oder ein Gewaltrecht der Majorität denkt. Aber heute gilt doch das Recht oder der Schutz der Minoritäten als demokratische Forderung, und die einhellige Volksgemeinschaft als demokratisches Ideal. Es scheint, daß hier ein ironischer Zufall der Wortbildung den Menschengeist verwirrte. Die griechischen Fachworte der Staatslehre lauten Demokratie, Aristokratie, Ochlokratie — also „Herrschgewalt", κρατος des Volkes, der Besten oder Schlechten; hingegen Monarchie, Oligarchie, also „Führerschaft", ἀρχειν, vorangehen des einen oder der Wenigen. Wollen wir uns nicht endlich von dem Vorurteil freidenken, das — wie im Begriff der Demokratie oder Volksherrschaft geschieht — die Gewalt oder Herrschaftsgewalt κρατος als Wesen der menschlichen Gemeinschaftsform unterstellt; wollen wir nicht vielmehr versuchen, das Führertum (ἀρχειν) als Grundprinzip der menschlichen Gemeinschaft zu begreifen, also systematisch als Grundbegriff der Staatslehre auszubilden? Mir scheint, daß hier die Synthese aus demokratischer und aristokratischer Staatsanschauung zu suchen ist, die unsere Zeit erstrebt.

Es sind dazu verschiedene Wege möglich und zu durchschreiten, auf deren einen hier kurz hingedeutet sein mag.

Man forsche in der Staatslehre oder in der Geschichte der Staatslehre nach dem Begriff des Führers. Man wird ihn zunächst vergeblich suchen, dann aber unter verhüllenden Begriffsschleiern, in Vorurteile aller Art gewickelt, in seltsamen Gleichnismasken gewahr werden lernen. Die Geschichte der Staatslehre ist ein verwirrendes Gewebe von einander widersprechenden Theorien; wie jeder mit peinlichem Erstaunen erfährt, der sie mit dem strengen Willen studiert, aus der Geschichte zu lernen. Die Frage nach den verborgenen oder verschleierten Formen des Führerproblems aber ist der Ariadne-Faden, der dieses Labyrinth auf lehrreiche Weise zu ordnen ermöglicht.

Der Streit der Theorien, der den Inhalt der Staatslehre bildet, geht aller Ueberlieferung nach als Streit zwischen Monarchie und demokratischem Gedanken. Dem äußeren Anschein nach spielt er sich ab als ein Streit um den Gegensatz zwischen Freiheit und Knechtschaft, zwischen Freiheit und Herrschaft. Im Grunde kämpft der demokratische Gedanke deshalb gegen die Monarchie, weil er im erblichen Fürstentum ein untaugliches Prinzip der Führerauslese erblickt, das oben-

drein noch das Gefühl der Unfreiheit in der Volksgemeinschaft hervorruft; im Eifer des Gefechts aber kommt er leicht dahin, nicht nur das Fürstenamt, sondern zugleich auch das Führertum zu verneinen, freilich ohne sich dessen recht bewußt zu werden. Die Verteidigung der Monarchie gegen diesen Angriff ist, daß sie aus der Not eine Tugend macht: indem sie nicht das Führertum, sondern die Herrschaft als Grundelement der menschlichen Gemeinschaft zu rechtfertigen sucht. Auf diese ausweichende Taktik ist denn auch der demokratische Gedanke hineingefallen: in dem er sich in den Widerspruch von der „Volksherrschaft" verstrickte.

Um hier endlich Klärung zu schaffen, unterscheiden wir zwischen heldischer und repräsentativer Monarchie. Heldisch ist das Fürstentum, in dem der Fürst sich als Führer beweisen muß; repräsentativ nennen wir das Fürstentum, in dem der Fürst von Rechts wegen nur das Schauspiel eines Fürsten zu geben braucht. Historische Beispiele mögen das zunächst einmal anstatt staatstheoretischer Ausführungen erläutern.

Heldisch ist das Königtum der Germanen. Tacitus bezeugt von den alten Deutschen: reges e nobilitate, duces e virtute eligunt — bei der Königswahl sehen sie auf edle Herkunft, bei dem Fürsten oder Heerführer auf persönliche Tüchtigkeit. Indes ist das Königtum wesentlich aus dem Heerführeramt entstanden und bleibt seinem Wesen nach Heerführertum; so gilt auch beim Königtum das allgemeine Gesetz der freien Führerwahl. Nur wenn das Königsgeschlecht einen Tüchtigen darbietet, beschränkt sich die Wahl auf das Königsgeschlecht; im anderen Fall gilt der ursprüngliche Rechtssatz den noch im 13. Jahrhundert der „Sachsenspiegel" als praktisch freilich außer Geltung gekommenes Staatsprinzip ausspricht: daß König jeder freie Mann werden kann, der sich als Held und Führer auszeichnet. Wenn der gewählte König untauglich ist, so hat das Volk das uralte Recht, den König zu verstoßen. Das Beispiel des heldischen Fürstentums in unserer Zeit gibt die Geschichte der Niederlande unter den Oraniern als erblichen Wahlfürsten.

Ehemals konnte König nur sein, wer in der Schlacht vorankämpft. Das Königtum wurde repräsentativ, seit es möglich und denkbar wurde, das Königskind als künftigen Held und Führer auf einem Schild der Schlachtreihe voranzutragen. Das erbliche Königtum ist der Regel nach repräsentativ. Beispiele des repräsentativen Fürstentums aus neuerer Zeit sind jene absoluten Fürsten der Aufklärungszeit, welche die Führung der Staatsgeschäfte den obersten Beamten überlassen und sich damit begnügen, wenn diese bei Führung der Staatsgeschäfte den Fürstendiener spielen, also der Fürst als Herr der Staatsdiener erscheint. Zu den repräsentativen Fürsten zählen ebenso die absoluten Herrscher des 18. Jahrhunderts, die in ihren

herrischen Genießerlaunen das Grundgesetz der Staatsregierung sehen. Hierher gehört auch das moderne konstitutionelle Fürstentum. Repräsentativ ist diejenige Monarchie, die unfähige Fürsten erträgt.

So ist die preußische Monarchie nicht deshalb ein heldisches Fürstentum, weil in ihr geborene Führernaturen regierten wie der Kurfürst Friedrich Wilhelm, König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Held; vielmehr gehört sie zu den repräsentativen, weil sie einen Friedrich Wilhelm II. König sein läßt. Es gibt Zwitterformen von heldischer und repräsentativer Monarchie, wie die englische, in welcher der König bei aller symbolischen Ehrfurcht vor seinem Königtum doch von den Staatsgeschäften ferngehalten wird, wenn er nichts davon versteht, hingegen wirklicher König sein darf, wenn er seine staatsmännischen Eigenschaften beweist wie Eduard VII.

Die Erblichkeit des Fürstenamtes ist kein notwendiges Kennzeichen der repräsentativen Monarchie; gleich wie die freie Königswahl dem König noch nicht notwendig die Eigenschaft des heldischen Fürstentums gibt. Das deutsche Wahlkaisertum z. B. ist repräsentativ, insofern die Kurfürsten bei der Wahl weniger auf Tüchtigkeit als auf ihre eigenen Interessen sahen, der Kaiser seine Wahl auf allerlei Weise zu erkaufen pflegte. Das Moment der Herrschaft berührt den Unterschied von heldischer und repräsentativer Monarchie nicht unmittelbar. Bei den Germanen hatte der erwählte König ursprünglich außer der kameradschaftlichen Befehlsgewalt im Krieg keinerlei Herrschaftsbefugnis, in der Volksversammlung kein besseres Stimmrecht als der nächstbeste freie Bauer, der sich Ansehen und Gehör verschafft. Aber dasselbe Volk, das bei einem unglücklichen Krieg oder Mißwachs — was beides als Zeichen von Untauglichkeit des Königs galt — seinen König verjagte oder den Göttern opferte, duldete vom erwählten König, daß er in Glück und Tatkraft sein Führeramt herrschaftsähnlich erweitert[1]). Man erinnert sich, daß die Mazedonier, ähnlich wie die Germanen, zur Zeit des erblich werdenden Königtums, als freies Bauernvolk unter Königen lebten, und wie Alexanders feldkameradschaftliches Führertum allmählich herrschaftsartige Formen annahm. Die germanische Geschichte erzählt in deutlichen Bildern, wie die fränkischen Könige die Feldkameradschaft beiseite schoben, um ihrem Führertum den Stil der römischen Majestät zu geben, ähnlich wie Alexander sich in persisches Hofzeremoniell zu kleiden begann. Es ist ein Gesetz der Entwicklungsgeschichte, daß das heldische Fürstentum in repräsentative Formen überzugehen pflegt; wie andererseits das repräsentative Fürstentum in den Formen des heldischen zu enden pflegt: als Opferung des unglücklichen Königs.

[1]) Vgl. v. Amira, Grundriß des germanischen Rechts 1897, S. 95.

Hundert Jahre, 1786 bis 1888 hat keiner der preußisch-deutschen Fürsten im Ernst den Versuch gemacht, Führer zu sein, sich als Führer zu beweisen. Friedrich Wilhelm III., der bescheidene König, hat sich im Grunde damit begnügt, von den geschäftsführenden Beamten der Staatsleitung den Stil des Dienstadels zu verlangen. Auch Friedrich Wilhelm IV. begnügte sich mit der romantischen Symbolik des fürstlichen Herrn über dienenden Rittern; zu seiner rechten Hand wurde — um einen Ausdruck Bismarcks sinngemäß zu gebrauchen —, wer den Garderobier seiner fürstlichen Schauspielerphantasie zu spielen wußte. Wilhelm I. überließ Bismarck die Führung unter der Bedingung, daß der sich öffentlich als treuer Diener seines königlichen Herrn ausgeben mußte[1]). Diese Fürsten vermieden mit einem gewissen Epigoneninstinkt, sich dem Vergleich mit Friedrich dem Großen auszusetzen. Erst Wilhelm II. fühlte in sich die Kraft, das Vorbild des großen Königs nachzuahmen; so meinte er sein Volk herrlichen Zeiten entgegenzuführen. Es ist das tragische Schicksal Wilhelms II., daß er in Friedrich dem Großen nicht den obersten Diener, sondern das Beispiel des heldischen Führers zu sehen verlangte und lehrte.

Während des 19. Jahrhunderts (von früheren Zeiten zu schweigen) hat unsere theoretische und angewandte Staatslehre im König immer nur den fürstlichen Herrn zu sehen Gelegenheit gehabt und darnach ihre Begriffe und Meinungen gebildet. Erst seit man in dem Zusammenbruch eine schicksalshafte Führerlosigkeit zu sehen sich gewöhnt, gilt Friedrich, der geborene Fürst und Führer, als Modell oder Gleichnis des Ideals vom Fürstentum. Der Kult des Großen Königs, in dem heute der monarchische Gedanke sich zu rechtfertigen sucht, ist eine durchaus neuartige Staatstheorie, für die bisher weder die Geschichte der Verfassung, noch die Geschichte der Staatslehre sachgemäße Begriffe zu liefern imstande war, weil man bislang überall in der Herrschaft, nicht im Führertum, das Wesen der Monarchie sah. Bezeichnenderweise greift der Friedrich-Kult zurück auf den urtümlichen Gefolgschaftsbegriff; man sucht Friedrichs Militärstaat, also das adlige Offizierkorps in seiner helden- und opfermutigen Rittertreue, als Gefolgschaft des Helden darzustellen. Das Gleichnis von der

[1]) Bismarck wurde mit folgenden Worten gegraft (Gedanken und Erinnerungen, 19. Kap): „Mit dem heutigen Tag vollziehet sich ein Akt, die Besitzergreifung des Herzogtums Lauenburg, als eine Folge meiner, von Ihnen mit so großer und ausgezeichneter Umsicht und Einsicht befolgten Regierung. Preußen hat in den 4 Jahren, seit welchen ich Sie an die Spitze der Staatsregierung berief . . ." Es ist nicht ganz leicht, Bismarck und den König unter einen einheitlichen Begriff vom Führer zu subsumieren, wie die Grammatik dieses Satzes zeigt, den Bismarck mit guter Miene berichtet.

Gefolgschaft des Helden ist ein gleichsam zeitloser Versuch, den Begriff des Herrn zu dem des Führers umzudenken und von höchstem Wert, aber in Anbetracht des friderizianischen Militärstaates ein historisch falsches und irreführendes Bild. Die Begriffsverwirrung in dieser neuen heldischen Staatstheorie ist, daß sie die freie Gefolgschaft des Helden mit dem dienenden Rittertum oder dem Dienstadel verwechselt, der seinem Ursprung und Wesen nach unfreier Herrendienst ist.

Wem es ernst ist um die Idee des Helden und um die Schicksalsfrage nach der Bildung des Führertums, der muß den Mut zur Einsicht aufbringen, der gerade da notwendig wird, wo die Begriffe des „Herrn" und des „Führers" gegeneinander zu klären sind. Die gefährlichste Verwirrung der Begriffe des Herrn und des Führers hat in der Idee des Dienstadels stattgefunden, die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bis heute die deutschen Staatsformen bestimmt, und deren innerer Widerspruch im modernen Friedrichs-Kult auf die Spitze getrieben ist. Es fällt einem Demokraten schwer, in Friedrich den Held und geborenen Führer zu sehen; aber weit schwerer wird es, von der überlieferten altpreußischen Staatsanschauung aus zu begreifen, daß der friderizianische Staat in seinem Glauben an den Adel des Dienens schlechthin unvereinbar ist mit dem Gefolgschaftsgedanken, der den Adel der Freiheit fordert. Wer aus dem Heldentum des Führers oder dem Gefolgschaftsgedanken eine ideale Staatslehre erbauen will, darf nicht Held Friedrich und seinen militärischen Beamtenstaat als Modell nehmen; oder nur dann, wenn als Ziel gilt, den Widerspruch auszugleichen zwischen der Idee von adelndem Fürstendienst und der germanischen Volksfreiheit, in welcher der Gefolgschaftsgedanke wurzelt. Man muß, um diesen Widerspruch zu begreifen, der Entwicklungsgeschichte des deutschen Adels auf den Grund gehen, die sich als Geschichte der widerspruchsreichen Norm vollzieht: daß „Herrendienst adelt"[1]), und man hat diese historische Betrachtung als Schule des Freiheitsgedankens zu durchdenken.

Es ist dies ein umfangreiches und bisher noch nicht geschriebenes Kapitel aus der Geschichte des deutschen Geistes. Versuchen wir erst einmal im lebendigen Gleichnis die Probleme zu sehen, die hier sichtbar werden.

Ludendorf gilt ja wohl als ein „Spitzenkandidat" der Völkischen oder wie man seine Gefolgschaft nennen will, die an das Volks-Königtum glaubt oder glaubte. Spitzenkandidat heißt Parteiheld; den Völkischen gilt Ludendorf in sich als Symbol des Helden und seiner gemeinschaftsbildenden Kraft; er vertritt ihnen das Bild vom Helden Friedrich. Wort und Begriff

[1]) Des näheren in m. S. 322 zit. Schrift. Einstweilen vergleiche Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte 1907. S. 447 ff. über den Ursprung des niederen Adels.

„völkisch“ gilt ihnen gleichsam als Verdeutschung von Wort und Idee der Demokratie. Nun war Ludendorf in Ehrenhändel mit dem bayerischen Kronprinzen geraten[1]). Die „königstreuen“ bayrischen Generäle haben öffentlich erklärt, daß sie die Standesgemeinschaft mit Ludendorf ablehnen, weil der verlangt, daß der General Kronprinz von Bayern sich demselben Ehrengericht unterstellt wie er selbst. In den Gewissenskonflikten, die diese Affäre weithin verursacht, ist die Geschichte des Dienstadels in ihre letzte Krise getreten: es steht niemand mehr frei, zu übersehen, wie hier das Prinzip der dienstadligen „Königstreue“ die Ebenbürtigkeit, d. i. Begriffsverwandtschaft zwischen Fürst und Helden verneint, in der die Idee des Königstums wurzelt.

Germanische Gefolgschaft — das waren freie und edle Jünglinge, die im Gefolge des Helden eine hohe Schule des Krieges durchmachten. Ihr adliger Ehrgeiz war, selbst einmal Held und Gefolgschaftsherr zu werden; oder wenn es an diesem Ehrgeiz fehlte, so blieb ihnen doch das stolze Recht der Ebenbürtigkeit zum Gefolgschaftsherrn. Das ist ja gerade der Sinn der Gefolgschaft, daß der Held die Ebenbürtig-Freien in seinen Bann zwingt, daß sie ihm freiwillig folgen — nicht aus angeborener Pflicht zum Dienen, gleich Unfreien. Alexanders Heer war die Gefolgschaft eines Helden, auch Napoleons Heer. In Napoleons Heer trug jeder Soldat den heimlichen Marschallsstab; im Marschall aber sah Napoleon die Fürstenwürde, was er in den Standeserhebungen seiner Marschälle aussprach und den hochadligen Heiraten, die er seinen Marschällen als seinen pairs vermittelte. Versteht sich, daß er in der Heldenfamilie Bonaparte den geborenen Fürstenadel zu sehen forderte. Alexander hatte zwar die feldkameradschaftliche Form seines Heeres in den Stil des königlichen Herrn umgewandelt; aber er endete damit, daß er das ganze griechische Heer zu „seinen Verwandten“ ernannte — jeden einzelnen Krieger wie einen Prinzen vom königlichen Hause mit königlichem Bruderkuß begrüßte. Das ist der freie Pairsadel, den der heldische Gefolgschaftsherr verleiht. Friedrich der Große dagegen verlangte vom Adel, daß er seinem Herkommen gemäß sein Rittergut als Lehnsgut, d. i. geliehenes Gut, ansähe und von Rechts oder Geburts wegen ungemessene Dienste leiste, wie es dem dienenden Ritter gebührt — den Friedrich durch eine strenge Grenze mangelnder Ebenbürtigkeit vom fürstlichen Blut trennte.

Nachdem Bismarck den Fürstentitel erhalten, redete ihn König Viktor Emanuel als „Vetter“ an. Das war nicht nur eine Uebertragung des italienischen Adelsbegriffs mit seinem

[1]) Ich lasse die bekannten Zeitungsmeldungen diplomatisch ungeprüft, da sie in jedem Fall ein Symbol für die Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes bedeuten.

weitreichenden Pairsrecht, sondern ein Ausdruck des natürlichen europäischen Gefühls, daß Bismarck die Ebenbürtigkeit zu Fürsten habe. Wer zweifelt daran, daß Bismarck als Kanzler von England zum peer ernannt wäre. Man erinnert sich der Schilderung, die Tirpitz von seinem Besuch bei Bismarck gibt: „es lag so im Gefühl, man konnte nicht anders als ihm königliche Ehren geben." Aber der preußisch-dienstadligen Staatsanschauung blieb Bismarck trotz seines Fürstentitels nur „niederer" Adel, den die Kluft mangelnder Ebenbürtigkeit von den hochadligen Fürstengeschlechtern trennt. Wer die historischen Dokumente zu lesen, die gesellschaftlichen Imponderabilien zu deuten weiß, wird vollkommen deutlich sehen, daß Bismarcks Zugehörigkeit zum niederen Adel von seinen königlichen Herrn oder deren Sippe um so stärker betont wurde, je mehr er als der eigentliche und geborene Führer Deutschlands öffentlich anerkannt wurde. Der höfisch scharfe Trennungsstrich zwischen hohem und niederem Adel und der Versuch, ihn noch zu schärfen, ist historisches Kennzeichen der Bismarckzeit und namentlich der wilhelminischen Aera (man denke an den Lippischen Thronfolgestreit). Bismarcks Gedanken und Erinnerungen sind eine Fundgrube für die Psychologie des dienstadligen Führertums, wenn man der Frage nachgeht, wie Bismarck sich damit abfand, zum niederen oder dienenden Adel zu gehören, dem es von Geburts und Rechts wegen verboten ist, wirklicher Führer zu sein oder zu scheinen.

Bismarck kennzeichnet den idealen Typus des preußischen Offiziers: „der dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „zu Befehl" selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigene Verantwortung handeln soll, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod und dergestalt fürchtet, daß die Energie und die Richtigkeit seiner Entschließungen durch die Furcht vor Verweis oder Tadel beeinträchtigt wird...."[1]). Dasselbe spricht er aus, wenn er vom preußischen Adel sagt, daß der höchstens zum Oberpräsidenten oder kommandierenden General tauglich sei; oder wenn er schlechthin dem preußischen höheren Beamten den Mangel an Zivilkourage nachsagt. Das heißt: der niedere oder Dienstadel — zu dem das höhere Bürgertum rechnet, das sich in Altpreußen durch seine genealogische Zugehörigkeit zum Offizierkorps oder höheren Beamtentum ständisch kennzeichnet — ist seinem entwicklungsgeschichtlichen Charakter nach nicht Stand der Führer, sondern nur Stand der unselbständigen Unterführer.

Vom Gesichtspunkt des Soziologen will Michels[2]) in den preußischen Junkern die „politische Klasse" sehen, weil ihnen

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Kap. 13, 32. V.

[2]) Oben S. 325.

der Zutritt zu den vornehmsten Regimentern und Aemtern vorbehalten bleibt. Es ist nicht ganz einfach zu sagen, inwieweit diese Auffassung sachlich schief ist, inwieweit sie die innere Schiefheiten des deutschen Staatsgefüges spiegelt. In der heldischen Staatstheorie, welche die staatliche Volksgemeinschaft als Führer und Gefolgschaft fordert, ist zugleich auch der Glaube an die vornehme Seele des Führers: daß die politische Klasse von den sittlich besten, den geborenen Edelmenschen, gebildet wird, die zugleich auch den schönen Schein der Vornehmheit darstellen. Aber an sich ist politisches Führertum und Vornehmheit keine notwendige soziologische Einheit. In Nordamerika z. B. verschmähen es die vornehmen Familien, sich politisch zu betätigen, weil dort Politik nur Partei- und Wirtschaftspolitik ist und zur unanständigen Geschäftsmacherei geworden; die Staatsregierung als solche hat keinen Ehrenrang, wie denn z. B. selbst ein Staatsgouverneur durch seine Stellung keinen Rang in der Gesellschaft erwirkt[1]). Wenn Michels den Zutritt zu feudalen Regimentern oder Aemtern als Zeichen der politischen oder Führerklasse ansieht, so mag er etwa an die altdeutschen Stadtaristokraten denken, in denen der Zutritt zu den öffentlichen Aemtern nur einem engen Kreis von Patriziern zugängig war: hier bedeutet die „Regimentsfähigkeit" eines Geschlechts soviel wie: Zugehörigkeit zur regierenden Klasse. Aber die feudalsten Regimenter Preußens waren diejenigen, die zunächst dem Thron stehen und am stärksten an ihn gefesselt sind. Dem Offizier ist Politik zu treiben verboten; so hat man aus der Not eine Tugend gemacht: in jenem Sinne, wie die vornehmen Korps es für unvornehm erachteten, Politik zu treiben. Es ist eine Ironie der Geschichte, wenn die „vornehmsten" Beamten: Landrat, Regierungspräsident, Oberpräsident gerade „politische Beamte" heißen, weil sie nicht regieren dürfen, sondern nur einredelos gehorchen müssen. Der Typus des politischen Beamten ist Caprivi als Reichskanzler; seine negative Definition geben jene Landräte, die wegen ihrer parlamentarischen Stimmfreiheit in der Mittellandkanalfrage als ungetreue Diener entlassen wurden.

Die Idee des Helden und seiner Gefolgschaft schließt den Gehorsam nicht aus, wie die Beispiele Alexander, Napoleon beweisen. Aber zum Wesen der Gefolgschaft gehört notwendig eine ebenbürtige Freiheit des Wettbewerbes zwischen Führer und Geführten. Im germanischen Gefolgschaftsrecht haben die Gefolgschaftsmannen die Pflicht und das Recht, ihrem Gefolgsherrn gleich zu werden an Kriegertüchtigkeit. Den hier gegensätzlichen Unterschied zwischen dem Gefolge des

[1]) Coester, Verwaltung und Demokratie in den Staaten von N.-A. 1913. S. 56.

heldischen Fürsten und dem dienstadligen Fürstengefolge charakterisiert vor allem deutlich die höfische Weltkunst Gratians, deren letzte Weisheit lautet: Der Hofmann oder dienende Ritter vermeide unter allen Umständen den Schein, als ob er seinen fürstlichen Herrn in irgendeiner Hinsicht übertreffen könne. Man prüfe, wie und wo Bismarck sich zu dieser Lehre bekennt.

Aber ich wollte hier vorerst nur als Problem aussprechen, wofür ich späterhin den Beweis antreten werde: Auf der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes oder Staates lastet der begriffsverwirrende Unterschied zwischen hohem und niederem Adel, der zu einem Gegensatz geworden zwischen den bloß repräsentierenden Fürsten und dem Stand der Unterführer, denen das echte Führertum zu erlernen nach ihrer überlieferten feudalen Standessitte gleichsam unbewußt verboten bleibt. Man sieht, es ist ein Verbot der Selbständigkeit, des Freiheitsgedankens. Feudum heißt Lehnsgut, geliehenes Gut; wie denn der dienende Lehnsadel nicht durch sich selbst, durch angeborene Führereigenschaften zur „politischen Klasse" geworden, sondern vermöge der adelnden Kraft des Herrendienstes. Deutlicher zu erklären vermag dies nur der rechtshistorische und ethnologische Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des niederen Adels, eingerechnet die Geschichte des bürgerlichen Beamtentums. Wir begnügen uns hier damit, festzustellen, daß aus dem zweideutigen Phänomen des dienstadligen Staates, aus dem zweideutigen Begriff des Feudalstaates das hier verborgene Problem vom Wesen und Wert des Unterführers und seiner Erziehung zur Selbständigkeit herauszuschälen sein wird.

Wer aus dem Ideal des Helden und seines Gefolges den Führerbegriff entwickelt, wird mit einer gewissen entwicklungsgeschichtlichen Denknotwendigkeit auf das Gleichnis vom Kriegshelden geraten. Doch liegt hierin nicht mit gleicher Notwendigkeit eine kriegerische Staatstheorie enthalten. Auch der Friedensgedanke von heute steht (wie ich an anderer Stelle dargetan habe) im Zeichen des Führer- und Heldensymbols. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird der Kriegerstand sich ins Geistige wandeln, wie Nietzsche es vorausgesagt[1]), oder zum zweiten Rang herabsinken, in dem Sinne wie im alten Indien die Brahmanen erste, die Krieger zweite Adelsklasse waren. Man glaube nicht, daß die Menschheit unmännlich wird, wenn der Geist regiert anstatt des Schwertes, das letzthin Geist und Seele unfrei macht wie die Geschichte des Rittertums beweist. Gleichwie das Fürstenamt als Kunst der friedebringenden Staatsleitung sich aus dem Heerführertum entwickelt, so ist

[1]) Ist es notwendig, daß dies geschieht, wie Nietzsche im „Jenseits", Aph. 209, ausspricht?

aus dem dienenden Ritter der höhere Beamtenstand geworden; der bislang freilich, im ganzen beschaut, vom Rittertum mehr die Dienstpflicht erbte als die kämpferische Seele.

Unter schweren Nöten der Seele lernt heute das deutsche Volk einsehen, daß der Fürst oder die hohen Beamten nicht Diener, sondern Führer des Volkes sein sollen. Die Gewissensqual ist gleich groß für die monarchische wie für die demokratische Staatsanschauung, die ja den monarchischen Beamtenbegriff, die Lehre vom „Staatsdienst" erbte. Wer an der sozialen Erscheinung des Beamtentums das Führerproblem begreifen will, soll beispielsweise die römische Staatsverfassung durchdenken, in der ein Begriff des Amtsvorgesetzten fehlt.[1]) Erst Konstantin hat das römische zivile Aemtersystem in das höfisch-militärische Vorgesetztensystem gebracht, das wir Bureaukratie nennen, und aus dem sich ebenso der Byzantinismus entwickelt hat, wie in ihm eine historische Hauptwurzel vom deutschen System des Dienstadels zu sehen ist. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß bis vor kurzem noch weder die monarchische noch die demokratische Staatslehre öffentlich, im deutlichen Bewußtsein, das Führerproblem diskutiert hat, sondern nur mehr in verschleierten Formen.

Staatstheoretische Formen oder Masken des Führerbegriffs sind — wenn wir von dem Wahl-Recht absehen, in dem wir so mühselig die Führer-Wahl begreifen lernen, weil wir noch immer nicht die Fiktion der kandidatenlosen Wahl als kritischen Ausgangspunkt fanden — namentlich die Schlagworte der Justiz- und Verwaltungsreform, die nun seit Jahrzehnten tönen: Der Ruf nach Sachverständigen, der Ruf nach dem Kaufmann, oder die vielen Projekte, wie die Ausbildung der Juristen oder Verwaltungsbeamten, Diplomaten zu fördern, denen man Weltfremdheit oder dergleichen nachsagt, wenn man ihre mangelnde Fähigkeit zum Führer kennzeichnen will.

Zu den Verschleierungen des Führerbegriffs zählt es, wenn die Staatslehre konventionell nur die Staatsleitung in Anbetracht ihrer Gebundenheiten behandelt: wie Fürst und Führer durch Gesetz und Parlament gebunden sind, durch das Vertrauen der Wähler und so fort. Nur gleichsam nebenbei, in der Doktrin der Dreigewaltentrennung, die den Unterschied zwischen Verwaltung und Rechtsprechung erörtert, pflegt die Staatslehre eine grundbegriffliche Formel zu der Führerqualität der Regierung zu geben: wenn als Kennzeichen des Richters die Gebundenheit an das Gesetz bestimmt wird, als Kennzeichen des Verwaltungsbeamten, daß er nach freiem Ermessen und politischer Zweckmäßigkeit zu handeln die Aufgabe habe. Seit etwa 20 Jahren wird der Streit um die Justizreform geführt als Streit um die Frage, ob der Richter streng an das

[1]) Vgl. Kuhlenbeck, Entwickelungsgeschichte des römischen Rechts 1910.

Gesetz gebunden sein soll, oder ob man nicht vielmehr selbstverantwortliche Führerpersönlichkeiten[1]) — „Richterkönige" — für das Richteramt nötig habe, wie dergleichen in England Wirklichkeit sein soll. Zu einer sicheren Begriffsbildung für die Forderung nach Führerpersönlichkeiten im Rechts- und Staatsleben, und also für die Forderung nach Führerverantwortlichkeit, hat es die Wissenschaft — versteht sich: die Rechtswissenschaft — bislang noch nicht gebracht.

---

[1]) Namentlich zu erwähnen. Fuchs, Schreibjustiz und Richterkönigtum, 1907. Adickes, Stellung und Tätigkeit des Richters, 1906. Derf. Grundlinien durchgreifender Justizreform. Ehrlich D. R. Z. 12. 437: „Der Geist des Richters muß seinem Volk voranleuchten; er muß zugleich mit den Dichtern und Denkern das sittliche und rechtliche Ideal seiner Zeit formen und gestalten."

***

Ludwig van Beethoven

Ethos und Religiosität

von Dr. Otto Schilling Trygophorus, Heidelberg

Das Genie ist zwar durch die allgemeine geschichtliche Entwicklung bedingt und mit der Zeitepoche, die es hervorgebracht hat, durch vielfache Bindemittel verknüpft. Allein der Wesenskern ist etwas vollkommen Absolutes, das mit den Zeitströmungen nichts gemein hat. Es ist deshalb nicht richtig, anzunehmen, daß das Genie lediglich das zur Aeußerung bringe, was seine Zeit bewegt. Es ist vielmehr zur Erfüllung einer prophetischen überzeitlichen Sendung von Gott berufen und in die Welt gesandt. Aus dieser Absolutheit folgt, daß es hoch über seine zeitliche Umgebung emporragt. Es ist in sie nur hineingestellt mit der Aufgabe, messiasartig die irdische Welt zu veredeln und letzten Zielen zuzuführen. Dieser Sinn der Erscheinung tritt klar und groß hervor in Beethoven. Seine Sendung wird deutlich in seiner künstlerischen Selbstentäußerung. Er löst die Tonkunst von den sozialen Bindungen, die bisher auf ihr gelastet, von der Konvention, die ihre Entwicklung erschwert hatte. Er erhebt sie zu einer persönlichen Dichtkunst in Tönen. Der Tondichter gestaltet von nun an sein Seelenleben in den Formen der musikalischen Kunst. Finden wir in Händel und Bach schon selbständige Ansätze hierzu, so hat Beethoven den entscheidenden Schlag sieghaft geführt. Damit hat er der Tonkunst eine neue Stellung innerhalb des Geisteslebens errungen.

Beethoven erschließt seine Persönlichkeit auf dem Wege künstlerischer Selbstentäußerung. Diese wird naturgemäß vor allem von der Nation aufgenommen. Verständnis über die Nation hinaus kann nur dann durchdringen, wenn außerhalb der Nation eine ihr verwandte Sinneseigenart sich bildet. Die ethische Bedeutung der musikalischen Kunst liegt in der die Seele veredelnden Wirkung. Diese geht aus von der Seele des schaffenden Künstlers und nimmt ihren Weg in die Seele des empfänglichen Hörers hinein. Die Wirkung äußert sich also vermittels des Gefühls. Daraus ergeben sich auch die Grundlagen für das Verständnis der Entäußerungen des musikalischen Genies. Die gefühlsmäßige Einstellung, überhaupt das Seelenleben des einzelnen, wie der Nation, geben den Gradmesser ab für Verständnis und Aufnahmefähigkeit. Beethoven stellt sein Schaffen in den Dienst solcher veredelnden Wirkung. Damit gibt er dem gesamten geistigen Leben eine durchgreifende Bereicherung an seelischer Bewegungsfreiheit. Hinter seinem Schaffen steht eine Persönlichkeit von selbstsicherer

Kraft und vielseitiger seelischer Fülle. Seine Kunst ist die Gestaltung seines Innenlebens. Daher ist sie beseelt von innerer Dramatik. Sie ist Gestaltung eines von intensiver sittlicher Größe tiefausgeprägten Menschentums, dem der Wille den Charakter gibt. Diese Gestaltung wirkt edel. Sie ergreift tief. Sie ist belebt von der Kraft bewußter ethischer Selbstbestimmung. Es vollzieht sich die Synthese verschiedener geistiger Mächte.

Es ist nicht leicht und nur vermöge seelischer Veranlagung möglich, von einem Großen der Nation, der die Aeußerungen seines Geistes in den Formen der Tonkunst Gestalt werden läßt, Charakter und Weltanschauung zu ergründen. Wie anders aber läßt sich einer Persönlichkeit innerster Kern erfassen als aus ihren Lebensäußerungen, also ihren Werken? Denn in ihnen wird der Geist der Persönlichkeit Gestalt. Fast in jeder anderen Form läßt sich der Geist (πνεῦμα) leichter begreifen als in den Gestaltungen der Tonkunst. Allein in ihren Wirkungen sind die rationalen, das heißt die rein verstandesmäßigen, Momente ausgeschaltet. Begriffsprägungen sind der Musik fremd, müssen ihr fremd bleiben, will sie nicht entarten. Sie betätigt ihre Wirkungen einzig und allein in unserer Seele, erweckt innere Vorgänge und Kräfte zum Leben, die durch Begriffe nicht ausgedrückt werden können, die vielmehr viel intensiver und umfassender sind und daher über das rein Verstandesmäßige weit hinausreichen. Die Folge solcher seelischen Wirkungen nennen wir innere Erfahrung oder eigenes inneres Erleben. Mit der inneren Erfahrung eröffnet sich uns der tiefste innere Wert der Künste. Im besonderen aber erschließt sich uns die packende Gewalt der Musik über die Seele. Gerade ihr eigenstes Wesen weist sie auf den Weg ausgesprochen verinnerlichter Wirkung. In der unmittelbaren Einwirkung auf die menschliche Seele liegt denn auch die ethische Kraft der musikalischen Kunst begründet. Die Einwirkung geht aus von der Seele des schaffenden Künstlers und nimmt ihren Weg in die Seele des empfänglichen Hörers hinein. Die Wirkung eines musikalischen Werkes äußert sich also vermittels des Gefühls. Das Gefühl steht als geistige Funktion dem reinen Denken, das heißt der rein verstandesmäßigen Geistestätigkeit und der Durchbildung von Begriffen, gegenüber. Gefühl und Denken schließen sich jedoch nicht aus. Beide wirken vielmehr meist zusammen, ergänzen sich einander. Gefühl und Verstand beleben vereint auch die Musik. Der Verstand wird tätig, wenn wir Entstehung und Bestand der künstlerischen Form betrachten, wenn wir die musikalische Form erklingen lassen, soweit es sich dabei um die Technik handelt. Nicht aber wird damit Wesen und innere Wirkung des musikalischen Kunstwerks erfaßt. Nicht dringen wir durch zum Bewußtsein des inneren Wertes eines Einzel-

werkes und der gesamten hohen musikalischen Kunst. Den inneren Wert, den Geist des musikalischen Kunstwerks vermittelt uns vielmehr seine gedankeninhaltliche Substanz. Sie zu finden, ist nicht Sache rationaler Erfassung. Denn sie ist der seelische und in den Formen der Kunst in irrationale, das heißt überbegriffliche, über unseren Verstand hinausreichende Gedanken gefaßte geistige Inhalt, der die inneren Motive des Kunstwerks bildet und mit der Form zu einer idealen inneren Einheit verschmilzt. Das Wesen dieser Einheit gewinnen wir vermittels des zu einer Bestimmtheit verdichteten Gefühls durch reines Erleben oder, was dasselbe ist, durch innere Erfahrung.

Daraus ergibt sich eine nahe innere Verwandtschaft der Musik mit der Religion. Selbstverständliche Voraussetzung ist ein Kunstwerk von hochstehender Aesthetik und edeler Struktur. Auch der Religion sind ihrem Wesen gemäß Begriffsprägungen fremd. Auch ihr Wirkungsbereich ist einzig das Erleben in der Seele. Die Substanz des Kunstwerks gewinnen wir, wie angedeutet, vermittels des Gefühls, aber nicht eines allgemeinen Gefühls, sondern eines solchen, das einen ganz bestimmten Inhalt hat und eine ganz bestimmte Vorstellung weckt. Die Bedeutung des Gefühls, das entschieden bestimmt ist, hat namentlich Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher erkannt und hervorgehoben. Seine Lehre hat Georg Wobbermin als Grundlage angenommen, sie erweitert und ausgebaut. Schleiermacher bezeichnet das Gefühl auch als unmittelbares Selbstbewußtsein und setzt beide ausdrücklich einander gleich. Es ergibt, wenn es zu einer Bestimmtheit gelangt, ein unmittelbares Grunderlebnis. Gefühl und Grunderlebnis können religiöser Natur sein. Auch eine innere Erfahrung kann eine religiöse sein. Wir nennen sie dann religiöse Erfahrung oder eigenes religiöses Erleben. Sie entsteht aus dem unmittelbaren religiösen Grunderlebnis und baut sich auf ihm auf. Das religiöse Grunderlebnis gehört dem Bereich des Gefühls oder unmittelbaren Selbstbewußtseins an, also der letzten Tiefe des menschlichen Seelenlebens. Die religiöse Erfahrung ist eine Auswirkung des Grunderlebnisses. Sie erwächst aus seiner Wurzel. Aus der religiösen Erfahrung ersteht die religiöse Ueberzeugung oder Glaubensüberzeugung. Ihr Interesse ist gerichtet auf religiöse Wahrheit.

Das ist in kurzen Zügen der seelische Vorgang persönlichen religiösen Innenlebens. Zu ihm in Parallele setzen wir seelische Vorgänge, die ein Kunstwerk erregt. Im besonderen ziehen wir die Parallele zwischen Religion und Musik. Musik ist feinster Ausdruck der Seele. Ihr Wesen quillt und lebt in der Tiefe der Seele. Das musikalisch-künstlerische Grunderlebnis gehört, wie das religiöse, dem Be-

reich des Gefühls oder unmittelbaren Selbstbewußtseins an. Es führt, sich auswirkend, zur musikalisch-künstlerischen Erfahrung. Die religiöse und die musikalisch-künstlerische Erfahrung treten in innere Beziehungen zueinander. Die musikalische Kunst dient in ihren Höchstschöpfungen vornehmlich zur Verkörperung von irrationalen Gedankenvorgängen und -inhalten und ihrer Uebertragung auf den empfänglichen Hörer. Ihre tiefe Wirkung betätigt sich allein in der Seele vermittels des Gefühls oder unmittelbaren Selbstbewußtseins und dessen Bestimmtheit. Das hat die Musik mit der Religion gemein. In beiden Lebensgebieten handelt es sich um ein reines Erleben oder eine innere Erfahrung. Daher erschließen auch Religion und Musik Tiefen menschlichen Seelenlebens, und zwar lediglich unmittelbar durch Uebertragung vermöge innerer Erfahrung. Die inneren Beziehungen von Religion und Musik führen zur gegenseitigen Durchdringung beider Erfahrungen im hohen Kunstwerk, in dem beide gleich ursprünglich sind.

Die religiöse und die musikalisch-künstlerische Erfahrung übertragen sich vermittels der lebendigen Substanz des Kunstwerks auf den empfänglichen Hörer. Auf dem irrationalen Wege innerer Erfahrung erschließen sich uns Wesen und Weltanschauung des großen Menschen, der die Entäußerungen seines Geistes in den Formen musikalischer Kunst lebendig werden läßt. Das Erleben des hohen Kunstwerks wird auch in Gleichgestimmten oft ein verschiedenes sein. Das ist aber gerade bedingt durch den umfassenden überweltlichen Charakter eines solchen, vermögen dessen es jeder Zeitepoche, wie namentlich jedem einzelnen, Besonderes zu geben hat.

Beethoven gestaltet mit einfachsten tonlichen Mitteln, so wie Goethe seine Gedanken gleichsam aus den Urelementen alles Seins herausgebildet, die Früchte seiner Weisheit nicht nur in einfache vornehme Form faßt, sondern die Gedanken selbst so klar bildet, daß der Nacherlebende sie als selbstverständlich empfindet. Das eben ist wahrhaft groß und genial. Die selbstverständliche Ursprünglichkeit des Gedankens und der Form packt den empfänglichen Menschen. Nicht bewußte Mache, wie sie heute das Geistesleben beherrscht, sondern das aus dem Ursprung der Seele geschaffene Kunstwerk erscheint sinnvoll, ergreift, reißt hin. So ist Beethoven. Wir bewundern die einfache klare Plastik der musikalischen Form wie des Inhaltgedankens. Das ist der unmittelbare Schwung jener Zeit. Damals hat Kant den Ursprung aller menschlichen Erkenntnis aus den schlichten Urelementen des Erkennens philosophisch ergründet. Pestalozzi hat den Ursprung aller Menschenbildung aus den einfachsten Elementen Zahl und Form pädagogisch fruchtbar gemacht. Diese vier Deutschen haben fast zu gleicher Zeit, ohne voneinander darüber zu wissen, den Rückgriff auf die Elemente vollzogen und aus

ihnen Großes und Grundlegendes aufgebaut und geschaffen. Sie schöpften auf verschiedenen Gebieten aus den Urquellen des Menschentums.

Aus solchem persönlich unmittelbaren Schöpfungsdrang, der die größten Geister dieser Zeitepoche charakterisiert, ist Beethoven zu verstehen. Er tritt uns entgegen als die gewaltige Persönlichkeit, deren vielseitige innere Spannweite die Maße und deren Innenleben den eigenartig packenden Ausdruck seiner Tonsprache bestimmt. Daraus ergeben sich uns die pneumatisch-phänomenologischen Grundtatsachen in seiner Kunst. Wie Beethoven in formaler Knappheit und leichter Faßlichkeit aus den Elementen ohne beabsichtigte Komplizierung der Form, daher aber mit um so schärferer plastischer Klarheit musikalischen Geschehens solch tiefe Wirkungen hervorbringt: dieses Urphänomen ist rational nicht zu ergründen. Das kann der empfängliche Mensch nur erleben kraft seines Seelenlebens, das ihn unbewußt den richtigen Weg führt. Denken wir an das erste Thema der Heldensymphonie (eroica), wie es aus den Elementen des Es-dur-Akkordes durch verschiedene Instrumente emporsteigt, bis die Idee sich klärt und der Satz Form wird heldischer Kraft, die zum Lichte strebt. Und weiter, wie das Motiv des Trauermarsches (Marcia funebre, Adagio assai) in der Tiefe der Streicher beginnt, dann aber in den hellen Bläsergruppen emporstrebt, wie hier mit wenigen Strichen in sinnvollem Rhythmus Ergreifendestes gezeichnet wird, in die düstere Stimmung hinein mehr und mehr das Licht durchbricht, bis es dem irdischen Kämpfer strahlend aufleuchtet: Das beruht auf einem tiefsten Moment seelischer Fülle und Konzentration, das nur dem Titanen, der in sich sicheren und gefesteten Persönlichkeit, eignet. Oder tauchen wir noch tiefer in die Fluten tongestalteter Gedanken: Lassen wir uns überwältigen von der Allmacht Gottes, wie sie in dem geradezu weltzersprengenden Dominantseptimenakkord von Es-dur auf „pater omnipotens" im „Gloria" der großen Messe (Werk 123) mit absoluter Unmittelbarkeit dem empfänglichen Hörer zu Empfindung und Bewußtsein gelangt. Da erleben wir das Mysterium des Schöpfungswunders in seiner stolzen Ursprünglichkeit.

Beethoven sah sich in eine Zeit gestellt, die nach neuer Lebensgestaltung, nach neuen inneren Formen rang. Auch äußerlich dokumentiert er das. Er beseitigt den Zopf, entfesselt sein Haar von der überkommenen Mode und läßt es frei wallen. Er und Jean Paul waren unter den ersten, die gegen den Zopf kämpften. Dies taten sie beide freilich vor allem im bildlichen und damit geistigen Sinne. Beethoven ist in unserer Vorstellung der typische Titankopf geworden. Es war eine Zeit, die die Gedanken und Wege des Christentums überzuleiten und anzuwenden hatte auf eine geistige

Einstellung, in der das rein Menschliche stärkste Betonung erfuhr. Das war um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Währenddessen machte sich mehr und mehr das Suchen nach Belebung und Vertiefung der Religiosität geltend, die durch Scholastik, Aufklärung, Rationalismus verflacht und erstarrt war. Damals hat Schleiermacher gewirkt, seine Zeitgenossen zu Einkehr und zu Vertiefung religiöser Werte zu führen. Die Zeit der Freiheitskriege zog einen großen religiösen Aufschwung nach sich. Schleiermacher zeigte den tiefen ethischen Sinn und Wert des christlichen Gedankens und wußte diesen für seine Zeit fruchtbar zu machen. Dazu drang die Erfassung und Verwertung des rein Menschlichen als freiere und doch tiefere ethische Grundlage gegenüber bisheriger Flachheit und Konvention vornehmlich durch Goethe und Schiller ein. Beide haben Verbindung der Werte des klassischen Altertums mit germanischer Kultur vollzogen. In dieser geistigen Bewegung stand auch Beethoven. Die ganze Schwungkraft des völkischen Befreiungswillens und mehr noch der großen völkischen Befreiung selbst, wird in seiner Tonkunst lebendige Wirklichkeit. Er hat den großen geistigen Aufschwung dieser Zeit im Gebiete der Tonkunst bewirkt. Es galt, das Ineinandergreifen und die Einung des Humanitätsgedankens und des christlichen Gedankens zu einer hohen ethischen Machteinheit als eine bedeutsame Etappe der Kulturentwicklung zu vollziehen. Man mußte zu der Erkenntnis gelangen, daß beide Mächte sich innerlich gegenseitig bedingen. Man mußte die Entdeckung machen, daß in dem Gedanken Jesu Christi der Humanitätsgedanke bereits eingeschlossen liegt. Luther hatte durch den Rückgriff auf das Element des reinen christlichen Urgedankens diese Entdeckung schon vorbereitet. Dieser war erst zu einem kleinen Teil verstanden und ausgeschöpft. In wie geringem Maße hat er infolgedessen bis heute das Menschentum mit seinen beglückenden Gewalten durchwirkt. Welche unabsehbaren Auswirkungen müssen ihm also noch vorbehalten sein. Das zeigt auch, in wie hohem Maße der reine christliche Gedanke, der in Jesus doch erst in seiner Grundlegung erschienen war, entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig ist. Darin liegt seine überzeitliche Bedeutung, daß er jeder Zeitepoche etwas Besonderes und ihr Eigenes zu geben hat, sich jeder Zeitepoche wie dem einzelnen Individuum in neuer Fassung wieder zu erschließen hat. Der Geist solcher Entwicklungsreihe ist in der Kunst neben Goethe mit am vollkommensten in Beethoven erschienen.

Daher denn die Faustische Natur, die Titanenart, das persönliche Ringen nach Erweiterung des inneren Lebens, nach Aufbau und Steigerung im Geiste unmittelbarer Religiosität und ursprunghafter Weltanschauung. Da änderte sich auch der Stil. Es ist eine ganz persönliche Ausdrucksform, die Beethoven

eigen ist. Ihre Größe liegt in ihrer Wirkung, die sich rationaler Beschreibung entzieht. Doch war sie wohl vorbereitet durch Haydn und Mozart. Nichts, auch nicht das Gewaltigste, ersteht voraussetzungslos. Auch sie war organischer Entwicklung unterworfen. Ihre Grundlage ist die thematische Arbeit. Diese gelangt in Beethoven zu lapidarer Prägung und Kraft. Sie läßt weitgehende Freiheit des Ausdrucks zu und ermöglicht individuelle Steigerungen der Tonsprache. Sie hängt zusammen mit jenem Rückgriff auf die Elemente. Sie ist gegeben durch die klare Plastik der Form, die Unmittelbarkeit und Schärfe des Gedankens, wie sie eben namentlich in Goethe und Beethoven befreiend sich offenbaren. Erinnern wir uns des einfachen schicksalhaften Hauptthemas des Anfangs der c-moll-Symphonie (Nr. 5), wie es durch die thematische Verarbeitung anwächst zur Gestaltung gewaltigen innerdramatischen Geschehens. Diesem Thema wird sogleich, noch bevor die thematische Arbeit beginnt, vielmehr nachdem es erst seinem herben Ursprung nach erstanden ist, ein anderes, ein zartes, liebliches, gegenübergestellt. Es versinnbildlicht offenbar das Schöne, Heitere, Gute, das dieses Leben allem Schweren gegenüber auf der anderen Seite doch immer wieder bringt oder, religiös gefaßt, was Gott dem Menschen schickt und, auf das dankbar zu achten, ein ethisches Gebot für die Menschen sein muß. Der Ausgleich im Schicksal des Menschenlebens wird mit dieser Gegenüberstellung zu ergreifendem Ausdruck gebracht. Dieses Moment ist ein hervorragend charakteristischer Zug in Beethovens hohem Ethos. Der Klarheit in der Bildung von Gedanke und Form ist die Instrumentierung mit wundervoller Sicherheit angeglichen. Mit der weisen Oekonomie eines höchsten Kunstverstandes ist die Verteilung der instrumentalen Wirkungen erreicht. Die Konzeption war ursprünglich und elementar. Gedanke und Form brechen hervor mit der Kraft des Wunders. Doch man ahnt nicht, wie Beethoven dann mit dem Gedanken gerungen, an der Form gefeilt hat, bis seine Absichten erreicht waren. Daher kommt die beispiellos konzentrierte organische Geschlossenheit der thematischen Arbeit, die Deutlichkeit der verkörperten Idee. Diese konzentrierte Gedrungenheit ist das Werk der Beherrschung von Geist und Form als eine in gegenseitiger Durchdringung untrennbare Einheit, die beseelt ist von der Sicherheit genialen Schöpferwillens. Alles ist wundervoll abgewogen. Niemals verliert Beethoven in höchster Kraft und Leidenschaftlichkeit die ästhetischen Maße. Wir erleben die Auswirkung der gewaltigen inneren Bewegungen eines überragenden Geistes mit den Mitteln und in den beherrschten Formen lapidarer Schönheit. Das ist höchste, nicht überbietbare Kunst. In ihr erreicht das hohe Ethos Beethovens sinnliche Gestalt. In Schmerz, Leiden, Zerrissenheit

irdischen Lebens zwingt er die Form dessen, was ihn bewegt, hinreißt, quält, bei aller Gewalt des Ausdrucks in beherrschte Verhaltenheit. Damit öffnet er klar sein Inneres dem, der zu hören weiß. In Kampf und Schicksal geläutert, klärt sich die Idee. Welche Seele klingt aus den feinen Harmonien und Instrumentierungen! Für Auswirkungen, die zartestes Schwingen, bisweilen verklärtes Verharren der Seele im Göttlichen zum Grunde haben, werden Holzbläsergruppen zu oft überirdischen Weisen eingesetzt. Das sind die Gebetsstellen in der großen Messe. Solche finden sich in den Symphonien. Sie leuchten in die Tiefe der liebeerfüllten Seele des Tondichters und enthüllen die ganze Intensität seiner Gebetskraft. Derselbe Klangsinn kehrt wieder in den Kammer-Tondichtungen für vier Streichinstrumente, besonders in den gehaltenen erdentrückten Sätzen der letzten Quartette. Beethovens Kunst ist bestimmt durch innere Dramatik. Sie wird in den Seelen empfänglicher Hörer anklingen und Früchte tragen in Menschen, die ihr Denken und Fühlen einstellen auf Wertveredelung ihrer Lebensbetätigung. Da ist lebendig unbeugsamer Wille, höchste sittliche Tatkraft, durch die Unbilden irdischen Wesens hindurch sich zu läutern zu göttlicher Reinheit. Die gipfelhafte Zuspitzung dieser Kunst trifft unmittelbar zusammen mit dem letzten Sinn christlicher Religion, wie diese in den Evangelien, in den Paulinischen Briefen „schimmert und leuchtet", um mit Goethe zu sprechen. Beethoven mußte durch alle Zweifel und Aengste hindurch Gott suchen, bis er ihn fand am Ziel seines Heldentums: seinen Gott. Der offenbart sich ihm unmittelbar und wird ihm zu starkem inneren Erlebnis. Denken wir an das „Benedictus" der großen Messe. Versenkung in den Gedanken des Göttlichen zeichnet dessen Musik aus. Das Göttliche selbst ist versinnbildlicht in dem Violinsolo. Es schwebt durch mehr als zwei Oktaven zart und leise herab, bis es sich zu einem wundervollen Instrumentalgesang aufschwingt. Das Göttliche selbst senkt sich in dieser Gestalt herab und durchdringt die Seele des harrenden Beters. Dieses tiefen inneren Erlebnisses ist Beethovens aufwühlende Kunst erschütterndes Zeugnis. Sie ist die Kraft des erhabenen Geistes, der berufen ist als Führer zu lebendiger Vertiefung und zu sittlicher Aufrichtung. An der eigenen Kraft richtet sich selbst auf die Seele von höchstem Adel. Innige Verwachsung eint die Kunstschöpfung mit der Person und dem Leben ihres Meisters. Damit ist seine Kunst die denkbar subjektivste. Sie ist unmittelbarer Ausdruck von Beethovens eigenem Innenleben. Sie stellt dar sein ganzes Suchen, Kämpfen und Siegen. Daher ist sie wahrhaft modern und wirkt so ergreifend auf uns, die wir in besonderer Weise kämpfen und suchen. Die titanischen Maße der Lebensvorgänge in Beethovens Kunst überwältigen den einzelnen oft

so sehr, daß er die Empfindung hat, einer allein könne es gar nicht ertragen. Daher aber auch die unendliche Vertiefung, das sittliche Kraftbewußtsein, das sich auf die empfängliche Seele überträgt und sich in ihr auslöst. So hat Luther gerungen um Gott. Und Freude in Gott wurde die Erfüllung seines Kampfes. So baut Beethoven willenhaft und folgestark aus den Elementen auf zu domgewölbter Geschlossenheit: Ueberwindung der Welt wurde sein Sieg!

Gewaltiges seelendramatisches Geschehen verkörpert sich in erhabener Klarheit in der Symphonie Nr. 3 (eroica, Es-dur), in der (sogenannten Schicksals-) Symphonie Nr. 5 (c-moll), in der Symphonie Nr. 9 (d-moll), in der großen Messe (Missa solemnis, D-dur Werk 123), in den letzten Streichquartetten, um nur einige Gipfel aneinanderzureihen. Jedes dieser Werke charakterisiert die Seele des Titanen[1]). Die Stürme und Kämpfe, die sie besteht, brausen vornehmlich in den Anfangssätzen. Ihre Kräfte sammelt sie in den ergreifend vertieften langsamen Mittelsätzen. Hier kehrt der Geist sich völlig nach innen. In ihnen faßt der Titan wie im Gebet Letztes in ergreifende Formen und enthüllt es dem empfänglichen Hörer. Der Sieg erstrahlt in den gewaltig gesteigerten Endsätzen. In der höchsten formalen Steigerung erreicht der Tondichter Erkenntnis, befreiende Freude, erfährt er Erlösung. Damit greift das seelendramatische Geschehen über in das Gebiet des Religiösen. Das Faustische Ringen, das sich durch Beethovens gesamtes Schaffen hindurchzieht, findet hier sein Ziel. Die höchste Emanation des altgermanischen Gedankens „durch Nacht zum Licht" wird Wirklichkeit. Es verschmelzen altgermanisches Ethos und christlicher Gedanke. Ja, die reine christliche Idee, durch Leiden geläutert reif und berufen zu sein zur Herrlichkeit, zur Erlösung, verklärt diese Einheit und spricht ihre deutlichste Sprache mit vornehmstem künstlerischen Ausdruck.

Das konzentriert sich am tiefsten in den ergreifenden Gestaltungen der großen Messe (Werk 123). Sie sind erfüllt von unermeßlichem Reichtum an Gedanken und Gefühlsinhalten. Die „Missa solemnis" ist nach Beethovens wohlgetroffener Meinung sein größtes und gelungenstes Werk. Sie nimmt innerhalb seines Gesamtwerkes eine Sonderstellung ein. Das ist verursacht durch den Gegenstand. Das Werk erreicht Wirkungen, die außerhalb jedes irdischen Maßes liegen. In der „Missa solemnis" offenbart sich Beethoven am umfassendsten. Das Erleben des Werkes ist dergestalt tief, bei allem absolut Persönlichen so intensiv kosmisch, daß uns das Gefühl packt, es auf Erden niemals völlig aufnehmen und verarbeiten zu

[1]) Vgl. insbesondere des Verfassers Schrift: „Missa solemnis, Die Geisteswelt Beethovens als überzeitliche Größe", Verlag A. Bergsträßer (W. Kleinschmidt), Darmstadt.

können. Dies bleibe einem Dasein in vollkommeneren Formen vorbehalten. In dem „Kyrie“ ist erkennbar ein nach Glauben suchendes Hintreten vor Gott in dem Bewußtsein menschlicher Schwachheit und doch auch die Hoffnung auf die große Güte und hilfreiche Barmherzigkeit Gottes. Es tönt aber der unklare Eindruck einer überempirischen Macht, die den Tondichter führt und nach deren Wesen er schmerzlich sucht. Im „Gloria“ folgt die Austönung der Bewegung und der anbetenden Begeisterung, die die Versenkung des religiösen Gemütes in die Kraft der unklar gefühlten Macht in dem Tondichter auslöst. Der Satz ist das überwiegend gefühlsmäßig reflektierte Erlebnis der Gottesherrlichkeit und ihre Lobpreisung. Das Beethovenisch Subjektive liegt hier vor allem in der Originalität der Darstellung, in der Beweglichkeit der Phantasie, in dem Reichtum der Gestaltung, in der Schwungkraft der musikalischen Formen. In der Art der Darstellung tritt die Selbständigkeit der religiösen Anschauung Beethovens der Objektivität des Textes gegenüber zutage. Im Gesamtinhalte der beiden ersten Sätze ist es die allerhabene Höhe des mit großer Intensität gefühlten, aber in seinem Wesen nur unklar erkannten Gottes, nach dessen Güte und Erbarmen er strebt und nach dessen Liebe er sich sehnt.

Im „Credo“ sucht Beethoven in höherem Maße auf dem Wege spekulativ-künstlerischen Denkens die Erkenntnis Gottes. Beethoven erringt die Ueberzeugung von seinem Gott. In diesem dritten Satze wird sein Verhältnis zum Texte ein anderes. Es gilt ihm von nun an, das Bekenntnis *seiner* Religion, seine innerlich-persönliche Stellung zu der im bisherigen Verlauf gesuchten und überwiegend gefühlsmäßig erschauten Gottesvorstellung zu offenbaren. An die Stelle überwiegend gefühlsmäßiger künstlerischer Reflexion tritt jetzt ausgesprochen spekulatives künstlerisches Denken. Nicht als ob damit das Gefühl ausgeschaltet wäre. Es bleibt die herrschende Geistespotenz, wie es ja beim religiösen Suchen und ebenso bei der musikalisch-künstlerischen Hervorbringung immer den letzten Ausschlag gibt. Doch kann es allein nicht zum Ziel gelangen. Es bedarf vielmehr der Beihilfe spekulativen Denkens. Seine Absicht vermittels allerpersönlichster Aussprache auf dem Wege künstlerischer Phantasie darzutun, wobei die Idee des eigenen religiösen Glaubensbekenntnisses als leitender Gedanke stets im Vordergrunde der künstlerischen Gestaltung steht, war spezifisch Sache Beethovens und gerade *seine* höchste Aufgabe. Daher beobachten wir im „Credo“ im Zusammenhang mit der tonsprachlichen Ausarbeitung eine kritische Durchmessung des Textes, die um eine eigene subjektive Ueberzeugung ringt. Zu ihrer Gewinnung bieten die zahlreichen Einzelheiten des Credo-Textes ihm Anlaß und Anregung. Die Idee der gewaltigen Gestaltungen des „et

exspecto resurrectionem mortuorum et vitam venturi saeculi, amen" und der Fuge ist die Vorahnung eines überempirischen Daseins in vollkommeneren Formen, die dem Begriffsbereich unserer Sinne entzogen sind. Sie ist die Vorahnung des ewigen Lebens. Sie enthält das Vorgefühl einer jenseitigen, geistigen, ethisch-persönlichen Lebensgemeinschaft mit Gott. In der sicheren Hoffnung hierauf findet Beethoven die Lösung der irdischen Kämpfe. Das „Sanctus-Benedictus" ist bewußte Anbetung und Versenkung des Tondichters in den Gott seiner Ueberzeugung. Das Göttliche selbst offenbart sich dem inbrünstig Betenden. Es ist versinnbildlicht in der Melodie des Violinsolos. Im „Agnus Dei-Dona nobis pacem" sinkt der Menschengeist zurück in die irdische Welt. Beethoven durchlebt die letzten und äußersten Fragen des Menschenlebens. Er wird sich bewußt, daß der Mensch durch sittliche Gesinnung und sittliche Tat sich wohl Gott nahebringen kann, daß ihm aber gemäß seiner körperlich-sinnlichen Gebundenheit schlechthinige Vollkommenheit und damit auch der wahre Friede versagt bleiben. Die Lösung der Probleme erschaut Beethoven daher in den Gestaltungen des „et exspecto resurrectionem mortuorem et vitam venturi saeculi, amen". So erkennen wir in der Messe eine der erhabensten persönlichen Auseinandersetzungen eines Menschen mit dem Gottesgedanken und den letzten Dingen. Beethoven mußte den Weg der eigenen inneren Erfahrung gehen und konnte nur im persönlichen Suchen den Gott seines Glaubens erringen. Daher ist die Messe die Gestaltung der persönlichen Religion Beethovens. Sie ist Ausdeutung originaler Erkenntnisse der christlichen Weltanschauung durch künstlerische Phantasie. Sowohl für die Erkenntnis des inneren Wesens ihres Schöpfers als für die künstlerische Gestaltung tiefer Glaubenswahrheiten ist sie gleich bedeutsam.

In der neunten Symphonie erscheinen dieselben inneren Motive aus dem spezifisch Religiösen, das in der Messe durch die eigenartig persönliche Behandlung des Textes durch Beethoven bestimmt wird, mehr in das rein Menschliche übersetzt. Das bringt äußerlich die textlose Form absoluter Instrumentalkunst mit sich. Hier bleibt es mehr als in der Messe dem freien Erleben des Hörers überlassen, religiöse Gedanken zu erfassen. Weil das Religiöse nicht im rationalen Intellekt, sondern vermittels des Gefühls in der Seele lebt, sprechen die absoluten Klänge mit besonderer Innigkeit. In der Weihe des Adagios wird der Charakter des Gebetes und der intensiven Versenkung in das Göttliche den meisten hierfür eingestellten Hörern unverkennbar bleiben. Im letzten Satz schärft der Text die Klarheit des geistigen Inhaltes. Dieser ruht fest im Religiösen. Das Gewaltig-Individuelle aber geht über in das Kosmisch-Unendliche. „Der Cherub steht

vor Gott", das dreimalige „vor Gott" mit der Modulation von A nach F, enthält in seiner musikalischen Gestaltung noch die stark persönliche Reflexion von dem in seiner Allmacht unendlich großen Gott. Man wird an die Welt des „Gloria" gemahnt. Aber in den Teilen, in denen Beethoven sich an die „ganze Welt" wendet, findet er aus dem persönlichen Ringen heraus den Weg in die Freiheit des Göttlich-Unendlichen, in die beglückende Jenseitigkeit, in der „alle Menschen Brüder werden": „Ahnest du den Schöpfer, Welt?" Die ff-Betonung des letzten Wortes läßt uns das Entscheidende erkennen. Und in den pp von „Ueberm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen" glauben wir die Chöre der Engel aus einer jenseitigen Wirklichkeit zu vernehmen.

Das ethische und religiöse Weltbild Beethovens liegt in seinem gesamten Kunstwerk als in einer in sich geschlossenen Einheit bewahrt. Die Anfänge der Entstehung erleben wir in der dritten Symphonie (eroica). Ihre Form ist erfüllt von einem persönlichen geistigen Inhalt. Ein einziger großer poetischer Plan liegt ihr zugrunde. Doch stellt sie nicht äußere Vorgänge dar. Beethovens Musik verkörpert Seelendramatik. Damit verlegt sie das dramatische Geschehen in das Innere. Nur der Gegenstand kann ein von außen eindringendes Vorbild haben. Napoleon war für Beethoven das Ideal eines „Helden", wie er sich einen solchen dachte. Beethoven bewunderte die Willenskraft und den Charakter Napoleons. Er sah in ihm den Beglücker der Menschheit, der die Verheißungen der französischen Revolution an idealen Gütern erfüllen werde. Erst später kam für Beethoven die Enttäuschung. Dieses äußere Motiv für die Entstehung der „Eroica" ist für ihren inneren Bestand jedoch unwesentlich. Die Gestaltung der Idee durch Beethoven ist von dem tatsächlichen Charakter des äußeren Vorbildes unabhängig. Das wird auch belegt durch Beethovens eigene Handlungsweise: Er widmet nunmehr die Napoleon zugedachte Symphonie ohne jede Aenderung ihres Bestandes „dem Andenken eines großen Mannes". Die Idee des Helden bildet den Gegenstand der „Eroica". Ihr poetischer Plan ist der Gang des von sittlichem Willen beseelten Menschen durch diese Welt der Unvollkommenheiten, der heldenhafte Kampf um sein inneres Wesen und dessen Auswirkung, der Augenblick des scheinbaren Unterliegens, dann aber der freudige Aufschwung und endliche Sieg in einer jenseitigen überirdischen Welt oder doch in einer diesseitigen durch Leiden und Kampf geläuterten Auffassung und Beherrschung von Welt und Leben. Dies ist Beethovens Vorstellung von einem „Helden": der „ganze volle Mensch, dem", wie Richard Wagner (Sämtliche Schriften und Dichtungen, Leipzig, 5. Bd., S. 170) es faßt, „alle rein menschlichen Empfindungen — der Liebe, des Schmerzes und der

Kraft — nach höchster Fülle und Stärke zu eigen sind: Den künstlerischen Raum des Werkes füllen all' die mannigfaltigen, mächtig sich durchdringenden Empfindungen einer starken, vollkommenden Individualität an, der nichts Menschliches fremd ist, sondern die alles wahrhaft Menschliche in sich enthält und in der Weise äußert, daß sie, nach aufrichtigster Kundgebung aller edelen Leidenschaften, zu einem die gefühlvollste Weichheit mit der energischsten Kraft vermählenden Abschluß ihrer Natur gelangt."

In der fünften (sogenannten Schicksals-) Symphonie weht derselbe Geist. Jedoch unterscheiden sich Motiv und Idee in beiden Werken. Hat Beethoven in der „Eroica" die Idee seines Helden, wie er einen solchen sah, versinnbildlicht, so entnimmt er hier den seelendramatischen Gegenstand seinem eigenen Innern. War dort Napoleon das äußere Motiv, so gibt hier der in Beethoven selbst wogende Kampf „durch Nacht zum Licht" den Anstoß zur künstlerischen Schöpfung. Seinem Kampf mit dem Schicksal und dem endlichen Sieg des Geistes, der von dem Willen zum Guten beseelt, Hindernis und Leiden überwältigt, gibt er Gestalt. Das ist die Idee und der einheitliche poetische Plan der Fünften. Es ist überhaupt das grundlegend Heldische im Gesamtwerk Beethovens. Aus diesem ethischen Grundzug, der das Gesamtwerk durchzieht, erwächst Beethovens Weltanschauung, klärt sich der Charakter des Gotteswesens, das er anbetet und verehrt. Das musikalische Thema, das den Anfang des Werkes bildet, darf das Schicksalsthema genannt werden. Es verkörpert das Schicksal selbst. Beethovens persönliche Aeußerung zu Schindler: „So pocht das Schicksal an die Pforte!" belegt dies noch authentisch. Das Heldische, wie Beethoven selbst es gelebt hat, erscheint in dieser Symphonie wesenhaft personifiziert. Das Schicksalsthema beherrscht sie. Der Kampf mit ihm ist durch die wunderbar straffe tonliche Struktur durchgehend gegeben. Die persönliche Ueberwindung der Welt durch die Kraft des sittlichen Willens ist in diesem Werk mit besonderer Deutlichkeit ausgeprägt. Der Preis des Kampfes um die innere Selbstbefreiung ist die Erlösung. Ihr Eintritt wird ergreifend versinnbildlicht durch den über alle Maßen spannenden Uebergang von c-moll nach C-dur vor Beginn des Finales. Ihr Wesen und ihre Auswirkung tönen weltüberwindend sieghaft in der hinreißenden Steigerung, in den mit beherrschter Leidenschaftlichkeit und in den Grenzen lapidarer Schönheit jubelnden Formen des Satzes. Damit erkennen wir in der Fünften das Sinnbild der festgegründeten Charakterzüge in Beethovens Leben und Werk: die bedingungslose Selbstbehauptung im Vertrauen auf Sinn und Wert des Guten gegen alle widrigen Mächte dieser Welt, als Preis und Krönung das Erlebnis der Erlösung dem, der „immer strebend sich bemüht".

Das Genie birgt scharfe Gegensätze in seiner Seele. Im Verlauf der Fünften hören wir Instrumentalweisen feinster seelischer Ausdruckskunst. Lyrik und Dramatik treten sich scharf gegenüber. Das erleben wir namentlich in der „Missa solemnis", dem Bekenntnis des persönlichen Glaubens. Feinste Episoden vertraut Beethoven den Holzbläsergruppen an. So die zart aufsteigenden Terzen, die zu dem „Domine fili unigenite Jesu Christe" im „Gloria" überleiten; so die Holzbläserweisen, die vor den Worten „qui propter nos homines et propter nostram salutem" Träger der Stimmung sind. In solchen Episoden kündet Beethoven die innersten Töne seines Herzens. Die dieser Art aus dem Herzen quellende Musik zeichnet eine besonders intensiv zu Herzen gehende Wärme aus. Dabei sind charakteristisch die Terzengestaltungen und die Gegenbewegung der Stimmen zueinander. Die Kompositionsart ist Beethoven eigen zu gesteigerter Verdolmetschung menschlicher Empfindungen, die seinen tiefsten Herzensregungen entquellen. Sie spiegelt die unendliche Tiefe seines Seelenlebens, dessen Empfinden in der lichten Weite einer jenseitigen Wirklichkeit seine Heimat findet. Doch nicht nur einzelne Episoden, auch ganze Sätze und Werke geben diese Seite seines Wesens wieder. Denken wir an das wundervolle Larghetto der zweiten Symphonie (D-dur), an das Adagio der Neunten. Vergegenwärtigen wir uns in den verschiedenen, unendlich zarten wie scharf charakterisierenden Tonbildern der sechsten Symphonie (Pastorale, F-Dur) den „Ausdruck der Empfindungen" (Worte Beethovens), die die Natur erweckt.

Dieses Werk bildet den Uebergang in das Gebiet eines in gewisser Hinsicht veränderten Ausdrucksbereichs. Spiegeln die Symphonien Nr. 1 bis 5 vorwiegend Beethovens eigenes Innenleben, so beginnt mit Nr. 6 die Seele der ganzen Menschheit das Motiv des symphonischen Schaffens zu werden. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie den Inhalt bildet. Dieser wandelt sich vielmehr nur aus dem Persönlich-Menschlichen in das mehr Allgemein-Menschliche. Eine originelle Deutung unserer Tage (Otto Neitzel, Beethovens Symphonien, Köln am Rhein, S. 54) nimmt an, daß Beethoven als die Quellen von Lust und Schmerz der menschlichen Seele in der sechsten Symphonie die Natur, in der siebenten (A-dur) den Tanz, in der achten (F-dur) den Humor aufzeigt. Diese Deutung geht zurück einmal auf Richard Wagner, der die Siebente als „Apotheose des Tanzes" bezeichnet, zum anderen auf die verbreitete Auffassung, daß in der Achten der Humor Motiv und Inhalt sei. Beides ist zu äußerlich. Erstere Annahme ist wohl durch die äußeren Formen des letzten Satzes veranlaßt. Beide Annahmen sind zum mindesten einseitig. Die ergreifende Seelendramatik im Allegretto der Siebenten ist nach Charakter und Stimmung mehr noch dem Inhalte der Marcia funebre

der „Eroica“ an die Seite zu stellen als etwa der besinnlichen Innenschau im Andante con moto der Fünften. Der Ernst des ersten Satzes und die Verinnerlichung der langsamen Teile des dritten Satzes der Siebenten lassen den Gedanken an Tanz nicht zu. Ebenso läßt die Achte eine Tiefe empfinden, die weit mehr gibt, als nur die Darstellung eines, wenn auch persönlichen, Humors. Obwohl in diesen Werken der geistige Inhalt sich mehr verallgemeinert, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß durch das gesamte Schaffen hindurch Beethovens Seelenleben das Grundmotiv und den Inhalt bildet. Der Unterschied besteht höchstens darin, daß Beethoven in reiferen Jahren sein eigenes Innenleben überträgt auf ein durch Schmerz und Leiden zu Kraft und Liebe geläutertes Menschentum. Aeußere Motive mögen dabei, wie schon in der „Eroica“, den Anstoß zur Schöpfung gegeben haben. Sie bleiben aber für Idee und Gehalt, die beide durch die musikalischen Formen gestaltet sind, unwesentlich. Es ist letzten Endes immer die große Persönlichkeit des Schöpfers, die den Inhalt bildet und die sich nach einer Seite ihres Wesens offenbart. Sie erscheint jedoch in dem Tonbild nicht immer so greifbar plastisch ausgeprägt, daß sie in Worte zu fassen oder auch nur in Gleichnissen zu umschreiben wäre.

In entsprechender Weise erleben wir die Streichquartette. Namentlich lassen uns die sogenannten letzten Quartette (von Werk 127, Es-dur, an) den Meister von einer besonderen Seite her erkennen. Dieser Kunstgattung bedient sich Beethoven in seinen letzten Jahren fast ausschließlich. In der intimen Ausdrucksform der vier Streichinstrumente gibt er sein Letztes. Die Quartette sind Gestaltung des Zartesten und Innersten, was seine Seele bewegt, das, ganz nur ihm eigen, den Ausdruck völlig losgelöst von jedem Außer-sich, wie es Richard Wagner im Anschluß an Arthur Schopenhauer nennt, erscheinen läßt. Doch sind dem völligen In-sich Grenzen gezogen. Es gibt kein von jedem Außer-sich ganz und gar losgelöstes In-sich eines Menschen. Denn er steht immer im Bereich seiner Umwelt, wenn er auch noch so sehr bestrebt sein sollte, sich von ihr abzuschließen. Daher wird auch sein Seelenleben in jedem Falle Motiven und Einflüssen von außen her unterworfen sein. Dies bewahrheitet sich in Beethovens allerletztem Quartett, Werk 135, F-dur. Der letzte Satz trägt die Ueberschrift: „Der schwer gefaßte Entschluß“. Darunter stehen zwei Themen notiert, eines im Baßschlüssel, Grave 3/2, unter den Noten die Worte: „muß es sein?“, das andere im Violinschlüssel, Allegro alla breve, unter den Noten die Worte: „es muß sein! es muß sein!“ Dann entwickelt sich auf Grund des ersten Themas eine Grave ma non troppo tratto („nicht zu gedehnt“) und auf Grund des zweiten ein Allegro, der eigentliche Schlußsatz. Die Notwendigkeit eines Entschlusses.

welcher Art er auch sein mag, wird in den meisten Fällen durch Motive von außen hervorgerufen werden und ist folgeweise bedingt durch den Zusammenhang mit der Außenwelt. Wir empfinden daher in dem Ausdruck der Quartette aus den letzten Lebensjahren Beethovens, wie er bewußt mit dem Diesseits innerlich abgeschlossen hat und in gesteigertem Maße bestrebt ist, sich völlig loszulösen von der Umwelt, sich ausschließlich nach innen zu kehren. Die Erscheinungen des letzten Satzes von Werk 135 sind ein für Beethoven charakteristischer Ausdruck innerer Dramatik. Die Worte stützen die Deutlichkeit der musikalischen Formen in ähnlicher Weise, wie wir es in der Klaviersonate Werk 81 a, Es-dur, und in der sechsten Symphonie finden.

Insbesondere umfassen auch die Klaviersonaten alle Stimmungen und Seelenzustände, offenbaren sie die Erlebnisfähigkeit, die ihrem Schöpfer gegeben war. Vom Klavier ist Beethoven ausgegangen. Auf diesem Instrument improvisierte er hinreißend. Er behandelt es kühner, als es je früher geschehen war, orchestraler, indem er den harmonischen Reichtum steigert. Diesem Drang des Tondichters kam die Entwicklung des Klavierbaus entgegen. Der Bau des Instrumentes hatte sich gegenüber dem alten, dünn klingenden Hammerklavier derart verbessert, daß es Kraft und Zartheit in gleicher Weise hergeben konnte, daß es nunmehr möglich war, viel reicher zu nuancieren. Nach Form und Stil sind Beethovens Klaviersonaten durch dieselben Eigenschaften ausgezeichnet wie seine Symphonien. Nur die Abmessungen, wie sie das Orchester zuläßt, sind naturgemäß meist eingeschränkt. Ungeheueres bietet in dieser Beziehung besonders Werk 106, B-dur. Diese Vielgestaltigkeit der Form und der sie bestimmenden Gedanken in den engen Kreis des einen Instrumentes zu bannen, konnte nur einem souveränen Kenner und Beherrscher desselben gelingen. Nächst dem Klavier ist es die Violine, deren Literatur eine außerordentliche Bereicherung und Vertiefung erfährt. Durch sie bringt er Höchstes zum Ausdruck. In dem in jeder Beziehung einzigen Violinkonzert (Werk 61, D-dur) schafft Beethoven einen neuen Typus dieser Kunstgattung, der unter Zurücktreten des überwiegend virtuosen Elementes vor allem die Seele des Instrumentes ungehemmt sich auswirken läßt. In ähnlicher Weise wird auch das Klavierkonzert (vor allem das heroische in Es-dur, Werk 73) bei Beethoven zu einer besonderen Art symphonischer Tondichtung. Solo und Orchester sind einander gleichberechtigt und ebenbürtig. Das virtuose Element tritt wohl in Erscheinung. Doch wird es der symphonisch-dramatischen Idee des ganzen Werkes untergeordnet. Aus der Melodie des Violinsolos im „Benedictus“ der großen Messe verkörpert Beethoven das Göttliche selbst und dessen Herabsenkung. In der wunderbaren Kavatine in

Es-dur des Streichquartetts Werk 130, B-dur, erleben wir tiefste seelische Ausdruckskunst, die sich jeder Beschreibung durch Worte entzieht. Beethoven selbst hat die Kavatine „die Krone seiner Quartettsätze" genannt und bekannt, daß niemals seine eigene Musik einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Die Melodie der Violine trägt den melodischen Fluß des Satzes und strömt die Seele des Tondichters mit unmittelbarster Innigkeit aus. Beethoven erkennt die feinsten Ausdrucksmöglichkeiten auf der Violine und nützt ihre große Nuancierungsfähigkeit zur Gestaltung aus. Ihrem Ton vertraut er das Geheimste und Letzte seines Innenlebens an. Schon die warmen Töne der Holzbläser sind in besonderem Grade seine Seelenkünder. Der Schmelz des Violintones ist ihm Sinnbild des Göttlichen. Damit wirkt diese Musik transzendent. Wir erleben sie als Gebet ihres Schöpfers und werden durchdrungen von der beglückenden Erfahrung einer höheren Welt.

Eine besondere Seite der religiösen Weltanschauung Beethovens erscheint in der Oper „Fidelio" und in den drei Ouvertüren zu „Leonore". Hier tritt die Erfahrung der göttlichen Vorsehung in scheinbar verzweifelter äußerer Not in den Vordergrund: Die göttliche Hilfe kommt dem, der im Vertrauen auf die göttliche Kraft und Liebe unbeirrbar durchführt, was er kraft sittlicher Erkenntnis erstrebt. Der Eintritt der zur göttlicherseits als richtig erkannten Zeit rettend eingreifenden Vorsehung ist versinnbildlicht in dem Trompetensignal. Es unterbricht die musikalisch atemraubend gestaltete Spannung, die in ihrem Gefühlsgehalt das Bewußtsein höchster Not und das gefestete Vertrauen auf die göttliche Hilfe gleich stark in sich vereinigt und in ihrer Wirkung erschauernd empfinden läßt. Das Trompetensolo steigert die Spannung auf das äußerste. Der göttliche Eingriff hemmt jedoch den Lauf des Unheils, wendet unmittelbar den Vollzug des Verhängnisses ab. Damit scheint der göttliche Eingriff unter Durchbrechung der Naturgesetze zu geschehen. Das ist jedoch ein Trugschluß. Das Erscheinen des Ministers geht in der Oper vielmehr ganz natürlich vor sich. Verflachte Betrachtung sagt, es sei Zufall, daß der Minister gerade zur rechten Zeit kommt. Was sind aber Zufälle? Sie sind Fügungen, die im göttlichen Heilsplan liegen. Sie bedeuten aber keine Durchbrechung der Naturgesetze. Das schließt nicht aus, daß sie in ihren Wirkungen auf uns einen metaphysischen Eindruck machen. Das tun sie, wenn wir Folge oder Zusammentreffen zeitlich sich stoßender Geschehnisse dergestalt bewundernd empfinden, daß wir ausrufen: Das hat so sein sollen! In diesem Sinne ist die Ankunft des Ministers sinnbildlich zu werten. Solche Begebenheiten können wir im kleinen nicht selten beobachten. Wir lassen nur in der Regel die Empfänglichkeit für sie fehlen.

Im Sinne der Heiligen Schriften können wir sie Wunder nennen. Das unerwartete Eintreffen des Ministers in der Oper erfährt in den Ouvertüren zu „Leonore", am vollkommensten in Nr. 3, C-dur (Werk 72 a), die Wendung in einen völlig vergeistigten inneren Vorgang. Dieser wird zum körperlosen Sinnbild, zur Idee: Die Vorsehung bricht die Macht der bösen Gewalten. Sie bewirkt damit Entspannung und Klärung. Das Element des Guten hat den Sieg errungen. Es wird licht.

Ebenso in der großen Messe wie in den Leonore-Werken gipfelt Beethovens Kunstwerk in der Erlösung. Der Weg zu ihr ist in beiden Gruppen nicht derselbe. In der Messe ringt der Titan erschütternd um die letzten Dinge. Er erficht im „Credo" den Glauben an seinen persönlichen Gott, und er erschaut in einer geistigen, ethisch-persönlichen Lebensgemeinschaft mit Gott die Erlösung. In der Leonore-Gruppe ist das menschliche Problem ein anderes. Leonore verkörpert das Element des wahrhaft Guten, das Befreiung und Erlösung wirkt. Pizarro stellt die dunkele Macht des Bösen dar, das Reinheit und Wahrheit zu erlöschen strebt. Florestan ist der durch die erdrückende Macht des Bösen überwältigte Mensch, ist das Bild der leidenden, im Bann des Bösen gebundenen, erlösungsbedürftigen und Erlösung hoffenden Menschheit. Leonore, das personifizierte Gute und Reine, wirkt im festen Glauben an die „Vorsehung", um jeden Preis ihr Ziel zu erreichen. Sie betätigt die Erlösung durch die Liebe. Die Liebe erfährt durch Beethoven ihre denkbar höchste Personifikation. Ihre Form ist hier die eheliche Liebe in ihrer höchsten Potenz. Leonore setzt alles daran, den Gatten zu finden und zu retten. Sie schreckt vor nichts zurück in dem Glauben: „Es gibt eine Vorsehung!" Sie steht am Ziel in dem Augenblick, in dem sie Pizarro entgegenruft: „Töt' erst sein Weib!" und ihm darauf die Pistole vorhält. Das Böse ist nunmehr gebannt, denn stößt Pizarro zu, so drückt Leonore los. In diesem Augenblick offenbart sich die Vorsehung. Die Gottheit greift unmittelbar ein (Trompetensignal). Das Böse hat seine Macht verwirkt. Die Kraft des Guten, mit der Gott im Bunde ist gegen das Böse, wirkt die Erlösung des leidenden Menschen. Das Gute leidet aber im Kampf gegen das Böse ebenfalls, denn kämpfen ist leiden. Es bedarf daher selbst der Erlösung. Die Erlösung des Menschen kann es vermöge seines rein menschlichen Wesens und seiner göttlichen Kraft wirken, aber sie nicht zum Vollzug bringen. Das kann nur die Gottheit selbst. Sie allein führt ihren Heilsplan durch und zur Vollendung und vollzieht die Erlösung zufolge ihrer das Weltgeschehen lenkenden Allmacht durch Gnade und Liebe.

Innerhalb des in dieser Gruppe von Werken künstlerisch zum Ausdruck gebrachten Ethos vollzieht die Liebe die Erlösung. Beethoven personifiziert die Liebe in Leonore, in der

mit allen Vorzügen edelsten Menschentums begabten Frau. Er gestaltet hiermit gleichzeitig sein Idealbild einer Frau. Wenn auch der Text zu „Fidelio“ nicht von Beethoven selbst verfaßt ist, so hat er doch nicht geringen Einfluß auf die dramatische Gestaltung des Stoffes genommen. Seine Dichtung freilich liegt in den Tönen: Beethoven interessiert die Liebe erst, wenn sie erprobt ihre bedingungslose Kraft wirkt. Die Frau, die ihrem Wesen gemäß in der Liebe aufgeht, wirkt die Erlösung durch die Liebe. Sie betätigt die durch die Liebe bestimmte selbstlose Hingabe an die menschliche Aufgabe, deren Erfüllung sie sich gesetzt hat.

Der religiös-sittliche Grundgedanke ist in Messe und Leonore-Gruppe gleich. Abweichend ist in der letzteren nur die hervorstechende Betonung des Vorsehungsgedankens. Es vollzieht sich ein ewiges Gesetz kosmischen Geschehens zwischen personifizierten Größen. Es ist übertragen auf das allgemein Menschliche. Es wird in den Ouverlüren zu körperlosen Sinnbildern vergeistigt. In der Messe, dem späteren Gipfelwerk, verlegt der gereifte Genius das Geschehen in die eigene Seele. Damit wird die Messe die Gestaltung des Faustischen Ringens Beethovens um Gott und um den Frieden und die Erlösung in Gott. Es wirken sich sittliches Gesetz und religiöse Erfahrung im Geistig-Persönlichen aus.

Wie ist diese oft unheimlich intensive Vertiefung zu erklären? Wie entsteht der mächtige Drang, in einer großen Reihe erhabenster Gipfelwerke über das Menschlich-Sinnliche hinaus sich von dem Irdischen fast völlig loszulösen, in den Gedanken einer allein von göttlichem Geist bestimmten und beherrschten jenseitigen Wirklichkeit zu leben und mit der ganzen Kraft der überragenden Persönlichkeit in ihr aufzugehen? Woher kommt der Eindruck, der sich uns unmißverständlich aufdrängt, daß in Beethoven ein Geist auf uns wirkt, der nicht anders kann, dessen Bewegung es vorgezeichnet scheint, immer wieder höchste ethische Zielsetzung zu meistern und sie in überwältigender Tonsprache zu offenbaren? Das ist letzten Endes das Geheimnis göttlicher Eingebung, deren Wesen wir nie ergründen, der wir uns vielmehr in Ehrfurcht beugen. Doch gibt uns das Schicksal unseres Meisters Wege zur Erkenntnis. Ungefähr seit der Jahrhundertwende befällt ihn ein Gehörleiden, das nach und nach zur Ertaubung führt. Er sieht dieses Schicksal kommen. Ein erschütterndes Zeugnis für die seelische Verfassung Beethovens in dieser Zeit ist das Heiligenstädter Testament, das im Jahre 1802 niedergeschrieben ist. Mehr und mehr wird er abgeschlossen von der sinnlichen Welt seiner eigenen Kunst, wird der gewöhnliche Verkehr mit den Menschen schwieriger. Er zieht sich zurück allein auf sein Innenleben, trennt sich schließlich

ganz von der Außenwelt. Auf diese Weise erfährt sein von Natur bereits überreiches Innenleben seine übermenschliche Vertiefung, deren Ausdruck wir in den Gipfelwerken ergriffen erleben. Den pneumatisch-psychologischen Folgen der Ertaubung für Beethoven widmet Richard Wagner (Sämtliche Schriften und Dichtungen, 9. Bd., S. 91 ff.) in seiner auf Arthur Schopenhauer aufgebauten Schrift „Beethoven" originelle Gedankengänge, die von einem Vergleich mit Teiresias, dem erblindeten griechischen Seher, ausgehen: „Dem Teiresias, dem die Welt der Erscheinung sich verschlossen, und der dafür nun mit dem inneren Auge den Grund aller Erscheinung gewahrt, — ihm gleicht jetzt der ertaubte Musiker, der ungestört vom Geräusche des Lebens nun einzig noch zu jener Welt spricht, die ihm — nichts mehr zu sagen hat. So ist der Genius von jedem Außer-sich befreit, ganz bei sich und in sich. Wer Beethoven damals mit dem Blicke des Teiresias gesehen hätte, welches Wunder müßte sich dem erschlossen haben: eine unter Menschen wandelnde Welt, — das An-sich der Welt als wandelnder Mensch! — Und nun erleuchtete sich des Musikers Auge von innen. Jetzt warf er den Blick auch auf die Erscheinung, die, durch sein inneres Licht beschienen, in wundervollem Reflexe sich wieder seinem Inneren mitteilte. Jetzt spricht wiederum nur das Wesen der Dinge zu ihm und zeigt ihm diese in dem ruhigen Lichte der Schönheit." Wagner entwickelt die phänomenologischen Erscheinungen im Schaffen Beethovens, wie er sie sieht, bis in Einzelheiten weiter. Die Symphonien Nr. 6 bis 8 erscheinen ihm im Lichte einer wunderbaren Heiterkeit, die erst durch Beethoven der Musik zu eigen geworden sei, ja des Humors, die beide aus besiegtem Schmerz und einer überlegenen Lebenshaltung resultieren. „Die Wirkung" der Symphonien Nr. 7 und 8 „auf den Hörer ist eben diese Befreiung von aller Schuld, wie die Nachwirkung das Gefühl des verscherzten Paradieses ist, mit welchem wir uns wieder der Welt der Erscheinung zukehren. So predigen diese wundervollen Werke Reue und Buße im tiefsten Sinne einer göttlichen Offenbarung. Hier ist einzig der ästhetische Begriff des Erhabenen anzuwenden: Denn eben die Wirkung des Heiteren geht hier sofort über alle Befriedigung durch das Schöne weit hinaus. Jeder Trotz der erkenntnisstolzen Vernunft bricht sich hier sofort an dem Zauber der Ueberwältigung unserer ganzen Natur; die Erkenntnis flieht mit dem Bekenntnis ihres Irrtums, und die ungeheuere Freude dieses Bekenntnisses ist es, in welcher wir aus tiefster Seele aufjauchzen, so ernsthaft auch die gänzlich gefesselte Miene des Zuhörers sein Erstaunen über die Unfähigkeit unseres Sehens und Denkens gegenüber dieser wahrhaftigsten Welt uns verrät —."

So zeigt Beethoven in Leben und Werk uns den Weg „durch Nacht zum Licht“, durch Kampf und Läuterung über unbeirrbare Selbstbehauptung zu Sieg und innerer Befreiung: zugleich Zielsetzung und Vollendung. Damit berührt sich sein Bekenntnis:

> „Wir Endliche mit dem unendlichen Geist sind nur zu Leiden und Freuden geboren, und beinah könnte man sagen, die Ausgezeichnetsten erhalten durch Leiden Freuden.“

***

Rainer Maria Rilkes Vermächtnis

von Kurt Busse

Als Rilkes Duineser Elegien erschienen, wurde in diesen Blättern auf das „antwortende Gegenbild" dieser großen transzendenten Kunst hingewiesen, auf die späten Dichtungen Hölderlins. Da und dort ist bei den Nachrufen, die dem toten Dichter in den letzten Monaten gewidmet wurden, die Gleichung der beiden Spätwerke zur Erklärung des Rilkeschen Werkes angezogen werden, aber stets nur aufgefaßt als eine Gleichung der Form, ja eigentlich nur der äußeren Form, der Wortwahl, kaum der Wortfügung und nirgends mit einem Bewußtsein, daß diese äußere Gleichung verwurzelt ist in der Tiefe des Sinnes, aus dem beide Werke erwachsen sind.

Verstanden erst einmal aus ihrem Gegenteil, aus dem, was sie *nicht* sind, wäre zu sagen, daß beide Werke jenseits der Grenze angesiedelt sind, zumindest mit allen Kräften über die Grenze hinausdrängen, die das Bereich der Dichtung umschließt. Hölderlins Werk ist mit zähem, freilich vergeblichem Bemühen, nicht nur philosophisch, sondern als selbst eine Art Philosophie erklärt worden. Es ist gut möglich, daß auch den Duineser Elegien gleiches geschieht. Der Erfolg kann nicht größer sein. Dichtung transzendiert in diesen Werken nicht zur Philosophie sondern zur Religion. Die drei Reiche: Dichtung, Religion, Philosophie grenzen aneinander, und solange sie lebendige Mächte des geistigen Lebens sind, werden sie nicht aufhören, diese Grenzen zu verändern, dem schwächeren Nachbar strittiges Gebiet zu nehmen, um es bei veränderter Zeitlage an ihn auch wieder zu verlieren. Bestehen bleibt, daß solche Grenzen vorhanden sind, daß jene Drei geistige Gebiete und Mächte sind, die wesentlich voneinander sich unterscheiden. Suchen wir nach Kennwerten, die dies verschiedene Wesen im Großen andeutend beschreiben, so bietet sich die folgende Reihe an: Gestalt — Begriff — Schau. Domäne der Kunst ist die geistige Gestalt, Domäne der Philosophie Begriff und Idee erfaßt in ihrem Wesen, ihrer Ordnung, ihrem Bezug auf die verschiedenen Reiche der Wirklichkeit, Domäne der Religion ist sinnlich geistige Schau, das Erlebnis der Welt in ihrer Gänze und als Vollkommenheit, Einheit, als letzten Bezug oder Sinn der Vielfältigkeit, der Widersprüche, der Unvollkommenheit des irdischen Lebens.

Lassen wir jede allgemeinere Betrachtung, in welcher Weise vom Wesenskern aus die Grenzen gegenüber den andern Bereichen verschoben werden können, und fassen wir unmittelbar das Spätwerk der beiden Dichter, Hölderlin und Rilke, unter diesem Gesichtswinkel ins Aug. Von logisch-begrifflicher Ord-

nung ist offenbar in beider Werk kaum mehr zu reden. Im Gegenteil macht es ihre besondere Art und auch ihre Schwierigkeit aus, daß sie sich entschlossen über alles das hinwegsetzen, was wir unter Eindeutigkeit, Klarheit, Fügung, Bezug der Begriffe verstehen könnten. Der Versuch, diese Unsicherheit der Begriffe entweder als Unvermögen oder als Tiefsinn auszulegen, trifft am Ziel vorbei. Diese Werke sind eben nicht philosophische Dichtung, sondern sie sind Ausdruck religiöser Schau. Solche Schau ist ihrem Wesen nach jenseits des Begriffs, auch in seiner höchsten Form der Idee, ist aber ihrem Wesen nach auch jenseits der Gestalt, sowohl der natürlichen der irdischen Welt wie der geistig sinnlichen des Kunstwerks oder des Mythus.

Solche Schau ist, streng genommen, überhaupt undarstellbar. Beharrt aber der Mensch doch darauf, um sich mitzuteilen oder um das Erfahrene vor sich selbst zu bestätigen, zu rühmen und zu preisen im Uebermaß der Empfindung, seine Schau darzustellen, so kann es nur geschehen im Sinnbild oder im Gleichnis. Diese Sinnbilder begreifen aber nie den Sinn, sondern deuten ihn. Das Verstehen des Sinnbilds kann deshalb nie eindeutig sein, sondern immer nur andeutig. Es ist also unmöglich, solch Werk, solch Gedicht, Werk, Geste, was es sei, zu begreifen und begreiflich zu machen, es läßt sich nur auslegen, eben deuten, verstehen in einem bestimmten Sinn, der einen anderen durchaus nicht ausschließt. Nehmen wir ein Stück später Hölderlinscher Dichtung:

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber die Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.
In Klüften wohnen
Die Adler und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaueten Brücken.
Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit
Und die Liebsten nahe wohnen auf
Getrenntesten Bergen
So gib unschuldig Wasser,
O Fittige gib uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehn und wiederzukehren.
(Patmos — erste Niederschrift).

Das ist entschieden keine Philosophie, das ist aber auch keine Dichtung mehr, sondern entweder rhythmischer Unsinn mit Trümmern dichterischer Vision dazwischen oder eben ein religiöses Dokument. Dann müssen die Begriffe: unschuldig Wasser — das Rettende — die Adler — die Klüfte — die leichtgebauten Brücken usw. gedeutet werden, ausgelegt. Ob und wieweit und mit welchem lebendigen Ertrag das möglich ist, bliebe zuerst die Frage. Nehmen wir ein Stück der Duineser Elegien:

Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar
in uns erstehen? — Ist es dein Traum nicht,
einmal unsichtbar zu sein? — Erde! unsichtbar!
Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag!
Erde, du liebe, ich will. O glaub, es bedürfte
nicht deiner Frühlinge mehr, mich dir zu gewinnen, einer,
ach ein einziger ist schon dem Blute zuviel.
Namenlos bin ich zu dir entschlossen, von weit her.
Immer warst du im Recht, und dein heiliger Einfall
ist der vertrauliche Tod.
Siehe, ich lebe. Woraus? Weder Kindheit noch Zukunft
werden weniger . . . Überzähliges Dasein
entspringt mir im Herzen.

Zugegeben, daß hier mehr als bei Hölderlins Patmosversen von dichterischer Gestalt zu reden wäre; daß auch diese Verse nicht im Bereich der „Gestalt" wurzeln, ist trotzdem wohl klar. Ebenso unausweislich drängt sich die Empfindung auf, daß alle diese Werte: Erde, Traum, Verwandlung, Tod, Dasein, irgendeinen anderen bedeutsameren Sinn noch haben müssen, als er sich aus Gebrauch und Brauch unserer Sprache ergibt. Diese Empfindung wird stärker, wenn man beim Lesen der anderen Elegien immer wieder auf gleiche oder sinnähnliche Worte solcher Art trifft. Es wären etwa: Wort, Bild, Doppelbereich, Bezug, die Toten — der Tod, Erde, Sterne, das Offene, Dasein, das Unsägliche, die Klage, die Rühmung, der Engel, das Rettende. Der Versuch, diese Worte aufzulösen in Begriffsreihen liegt nahe und ist bis zu einem gewissen Grade der Klärung durch Vergleich und Deutung auch zu führen. Ein Beispiel dafür. In der gleichen neunten Elegie, der jene Verse oben entnommen waren, lesen wir:

Bringt doch der Wanderer auch vom Hange des Bergrands
nicht eine Hand voll Erde ins Tal, die allen unsägliche, sondern
ein erworbenes Wort, reines, den gelben und blauen
Enzian. Sind wir vielleicht hier, um zu sagen: Haus,
Brücke, Brunnen . . .

Die Beziehung von Erde, der unsäglichen, zum sagbaren Wort, ist nur knüpfbar, wenn wir verstehen, daß „Erde" ein sinnbildlicher Begriff ist für etwas, das seinem Wesen nach eben „unsäglich" ist, von dem wir nur wissen, daß das „Wort" aus ihm erwächst. Was aber ist das „Wort". Hier erhalten wir im Fortgang der Elegie Aufklärung: „. . . . zu sagen, versteh's, wie selber die Dinge niemals meinten zu sein". Nicht Abbild der Dinge ist das „Wort", sondern ihr Urbild. „Wort" ist der Schöpfungsakt, der die Dinge in die Wirklichkeit ruft, und „Erde" ist jenes jeden Begriff und jede Gestalt übersteigende, eben das „unsägliche" Bereich, aus der solche Schöpfung, aus der Gestalt, Bild, Wort, Ding stufenförmig steigt oder, besser gesagt, herniederfällt. Aber ist „Erde" immer nur Sinnbild für jenes Reich, ist es nicht auch einfach das Zeichen für die Welt der Dinge, die uns umgibt, und der wir

als sinnliche Wesen zugeordnet sind? Ohne Zweifel, und in jenen Versen: „Erde, ist es nicht dies, was du willst . . .“ ist „Erde“ offenbar so gemeint. Von ihr wird nun umgekehrt gesagt, daß sie sich sehnt, zurückgenommen zu werden in den geistigen Bezug, daher sie stammt, „unsichtbar“ zu werden, verwandelt im Geist, aufgelöst als irdisches Element, hinüberzusterben in das „überzählige“, das ewige Dasein, das ohne Zukunft und ohne Vergangenheit (Kindheit) im Herzen — sagen wir der Welt oder des Menschengeistes, es deutet auf dasselbe — entspringt.

Die Anschauung von dem doppelten Bezug unseres Lebens zu den „Dingen“ hin und der verwirrenden Vielfalt und Sinnlosigkeit der irdischen Welt und zu dem Geist hin, der schöpferischen, einheitgebenden, allumfassenden und allordnenden Kraft hin, für die wir keinen Namen haben, baut das ganze späte Werk Rilkes auf. Dieser doppelte Bezug wird empfunden als unauflösbares Rätsel. Nennen wir die Harmonie der Kräfte und Strebungen, die unsere gesamte sinnlich geistige Welt bedingen und bauen — Gott — so könnten wir formulieren, Gott wurde Rilke am Ende seines Schaffens zum Rätsel. Genau wie Hölderlin: „Ein Rätsel ist Reinentsprungenes — Schwer zu fassen der Gott — Voller Güte ist, keiner aber fasset allein Gott“. So heben die Elegien mit dem großen Schrei des Zweifels und fast der Verzweiflung an: „Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“ oder: „Jeder Engel ist schrecklich. Und dennoch, weh mir, anfing ich euch, fast tödliche Vögel der Seele, wissend um euch“. Zum Rätsel aber ist beiden, Hölderlin wie Rilke, Gott erst geworden. Das frühe Werk Rilkes ist ganz erfüllt mit Namen und Begriff Gottes. Dem fühlenden Herzen schien er überall zu sein, wenn auch nicht überall klar erkannt, so doch immer froh oder schmerzlich ersehnt, gehofft, geglaubt. Wie der Mensch eine Summe kleinster Teilchen, Erlebnisse, Empfindungen, Eindrücke ist, die durch sein Wesen zusammengehalten werden wie Noten durch eine Melodie, so erscheint Gott als die Melodie der tausendfältigen Wirklichkeiten, als das, was zwischen ihnen steht, was nicht sie, was überhaupt nicht ist und was doch alle Wirklichkeit zusammenfaßt und erfüllt. Für diese Ueberzeugung oder dies Welt- und Gottgefühl fand der Dichter bezaubernde Melodien. Etwas von der unendlichen Weite der russischen Ebene oder der unendlich hinströmenden Melodik slawischer Volksweisen und slawischer Musik lebte in ihnen als Widerschein des Sinnes, dem in einer mächtigen Spannung des Gefühls das Kleinste wie das Größte gleichzeitig und gleichwertig gegenwärtig wurde.

Du bist so groß, daß ich schon nicht mehr bin,
wenn ich mich nur in deine Nähe stelle.
Du bist so dunkel; meine kleine Helle

an deinem Saum hat keinen Sinn.
Dein Wille geht wie eine Welle,
und jeder Tag ertrinkt darin.
Nur meine Sehnsucht ragt dir bis ans Kinn
und steht vor dir wie aller Engel größter,
ein fremder, bleicher und noch unerlöster,
und hält dir seine Flügel hin.
Er will nicht mehr den uferlosen Flug,
an dem die Monde blaß vorüberschwammen,
Und von den Welten weiß er längst genug.
Mit seinen Flügeln will er wie mit Flammen
vor deinem schattigen Gesichte stehn
und will bei ihrem weißen Scheine sehn,
ob deine grauen Brauen ihn verdammen.

Was diesen betörenden musikalischen Wortgebilden fehlt, ist die Mitte, der Kern, die Sachlichkeit, sei es der Gestalt, des Wortes, des Gedankens. Sie schweifen um den Kern in weit und eng gezogenen Spiralen, deren Drehpunkte gleichsam die immer wiederkehrenden Reimsilben sind, aber sie ergreifen ihren Gegenstand nie unmittelbar.

Hier fassen wir von neuem die wesentliche Gleichung mit Hölderlins Werk. Genau in dieser fliehend schweifenden, die Mitte umkreisenden Art sind Hölderlins Hymnen gebaut. Das bedeutet, daß auch sie aus einem ähnlichen Lebensgefühl entsprangen. Der Pantheismus Hölderlins, die hymnische Verherrlichung von Gott-Natur mit dem starken Einschlag der Ideenwelt des 18. Jahrhunderts ist gewiß sehr unterschieden von der impressionistischen Mystik Rilkes. Es ist schon ein Unterschied, ob Klopstock oder Dostojewski Pate steht, aber trotzdem ist die eigentümliche Bewegung dieser Verse vom Ausgang zweier Jahrhunderte gleich.

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
noch an dir wie eine Blüte hing,
noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
der mein zärtlich bebend Herz umfing,
da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
reich, wie du, vor deinem Bilde stand,
eine Stelle noch für meine Tränen,
eine Welt für meine Liebe fand;
da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
als vernähme seine Töne sie,
und die Sterne seine Brüder nannte,
und den Frühling Gottes Melodie,
da im Hauche, der den Hain bewegte,
noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
in des Herzens stiller Welle regte:
da umfingen goldne Tage mich.

Die Prosa des Hyperion noch ist ganz erfüllt von dieser süßen Melodik, obwohl der Sinn des Werkes schon fortzielte von der hymnischen Gedankenseligkeit zur männlicheren Wirklichkeit der Leistung im Bereich der menschlichen, ja sogar enger gefaßt, der nationalen Gemeinschaft. Das neue Welt-

gefühl, die Wendung hin zur sachlichen Erfassung und Darstellung der Welt wurde bei Hölderlin angeregt durch die großen Gestalten Schillers und Fichtes, beflügelt durch seine Gemeinschaft mit Diotima. Es ist dieser Bruch im Schaffen Hölderlins das stärkste Kennzeichen seines Wesens. Die Kurve seines Werkes biegt in harter Zucht tief herunter zum irdischen, zum sozialen, zum nationalen Dasein, um dann wiederum, aber allmählicher sich zu lösen von dieser Wirklichkeit und nun in immer steileren Aufstieg jener Unendlichkeit und Unbegreiflichkeit zuzueilen, die jene frühen Versuche voreilig zu umkreisen und als Gott zu begreifen meinten. Diese Kurve ist bei Rilke die wesentlich gleiche. Als Rilke Rodin kennenlernte, erfuhr er die einfache Weisheit, daß eins vor allem not sei, zu arbeiten, rastlos zu arbeiten, das heißt zu versuchen, die Welt der Dinge und Menschen umzuformen nach dem Bilde, das jeder in sich trägt. Rilke warf seine ganze bisherige Kunst über Bord und schrieb: Neue Gedichte. Die Welt der Menschen und Dinge sollten sie fassen. Gott stand nun jenseits. Der Gegenstand war alles. Es war ziemlich gleich, was für ein Gegenstand es war, der erfaßt werden sollte, ein Bettler, ein Schloß, eine Volksmenge, eine Kirche, ein Rosenstrauß, ein alter Mythos, eine Statue, ein Tier, eine Landschaft. Es galt nur, rein und in ihrem Kern diese Dinge zu erfassen, nicht von außen, beschreibend, sondern von ihrer lebendigen Mitte aus, ihrer wesentlichen Art her, ihrem Sinn, den ihre Gestalt nur entfaltet oder deutet. Immer näher heran an die Oberfläche der Dinge trieb Rilke den Blick und das zeichnende Wort, aber was er sucht, zu greifen und begreifbar zu machen sich müht, das liegt hinter, immer hinter der zauberischen Oberfläche der Wirklichkeit. Als Sohn des 18. Jahrhunderts hat Hölderlin seinen bildnerischen Willen nie so weit vorgetrieben wie Rilke es tat, nur im Augenblicke der Wendung, von der wir sprachen, in der Erinnerung an Frankreichs sonnenüberschüttete, klarlinige Landschaft, da tritt er so nahe heran an die Dinge mit dem nachzeichnenden, dem begreifenden Wort, wie es auch Rilke kaum gelang, und wem gelang es noch?

Geh aber nun und grüße
die schöne Garonne
und die Gärten von Bourdeaux,
dort, wo am schroffen Ufer
hingeht der Steg und in den Strom
tief fällt der Bach, darüber aber
hinschauet ein edel Paar
von Eicheln und Silberpappeln.

Verglichen seien in der Unmittelbarkeit, der unbedingten Sachlichkeit des Worts diese Strophen aus Rilkes Orpheussonetten:

Voller Apfel, Birne und Banane,
Stachelbeere . . . Alles dieses spricht
Tod und Leben in den Mund . . . ich ahne . . .
Lest es einem Kind vom Angesicht,
wenn es sie erschmeckt. Dies kommt von weit.
Wird euch langsam namenlos im Munde?
Wo sonst Worte waren, fließen Funde,
aus dem Fruchtfleisch überrascht befreit.

Die Kraft, die Rilke wie Hölderlin aus der Harmonisierung ihres Werks in der reinen Ausgleichung von Sinn und Bild hinaustrieb, war die Unfähigkeit ihres im Kern eben nicht auf die Gestalt, sondern auf den Sinn, das innerste Erlebnis einstellten Wesens, sich bei der künstlerischen Harmonisierung zu begnügen. Das Gedicht vermochte wohl der rohen Wirklichkeit Sinn zu verleihen, aber — mußte im Augenblick, da das Gedicht, die geistige Gestalt, zur eigentlichen Wirklichkeit, eben zur Wirklichkeit von Bild und Sinn wurde, mußte da nicht die Frage auftauchen nach der Wirklichkeit noch hinter diesem Gedicht? War etwa auch das Gedicht, die geistgeschaffene Gestalt, das geformte und gefügte Wort nicht nur ein Spiegel, in dem wir eine Wirklichkeit erblicken, die auch die ihre ebenso übertrifft, wie das Gedicht die Wirklichkeit der Oberflächensinne übertraf? Der Einbruch in die mit zuchtvoller Mühe aufgebaute Welt der künstlerischen Gestaltung geschah bei beiden, Rilke wie Hölderlin, von derselben Seite her. Vor der rohen Wirklichkeit der Menschen und Zustände, in denen sie als ihrer Gegenwart leben mußten, versagte die erstrebte Harmonisierung von Idee und Bild. Die Nation, die Landschaft der Heimat, die Freunde, selbst sein eigenes Schicksal vermochte Hölderlin einzubiegen in den großen Sinn, in dem sie erst eigentlich wirklich wurden; seine Zeit, die Art der Menschen, wie sie nun einmal waren, die Form ihres Gemeinschaftslebens, ihrer Arbeit, ihrer Vergnügen vermochte er nicht zu fassen. Jener ungeheure Ausbruch des Dichters am Ende seines Hyperion bedeutet den Einbruch in seine heroisch geistige Welt, der unheilbar war. „Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ich, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossne Lebensblut im Lande verrinnt?" Das klirrende Pathos dieser zwei Seiten entwertet die Prosa des übrigen Werkes. Nirgendwo anders im Hyperion als hier stehen wir auf dem festen Grund innerster Erschütterung. Von dieser Erkenntnis der Wirklichkeit aus mußte der neue Aufbau des Weltbildes begonnen werden. Rilkes frühe Verse ignorieren die Wirklichkeit seiner Zeit. Das Stundenbuch ver-

neinte sie. Noch geschah es in einer Form, die die Disharmonien der Gegenwart in dem vagen Gott-Naturgefühl dieser Dichtung auflöste, zumindest übertönte.

Die Könige der Welt sind alt
und werden keine Erben haben.
Die Söhne sterben schon als Knaben,
und ihre bleichen Töchter gaben
die kranken Kronen der Gewalt.
Der Pöbel bricht sie klein zu Geld,
der zeitgemäße Herr der Welt
dehnt sie im Feuer zu Maschinen,
die seinem Wollen grollend dienen;
aber das Glück ist nicht mit ihnen.
Das Erz hat Heimweh. Und verlassen
will es die Münzen und die Räder,
die es ein kleines Leben lehren.
Und aus Fabriken und aus Kassen
wird es zurück in das Geäder
der aufgetanen Berge kehren,
die sich verschließen hinter ihm.

Schneidender schon klingt dieser Ton der Absage aus den Strophen über die moderne Großstadt. Und diese Großstadt, Paris, warf dann auch das Gebäude zusammen, das die gottsüchtigen Strophen des Stundenbuchs, das die geistbeseelten Gestalten der Neuen Gedichte aufgezeichnet hatten. Der Roman Malte Laurids Brigge tut Verzicht auf die gewisse Schönfärberei jener Dichtung und stellt unbarmherzig, rätselhaft, unfaßbar das Bild eines Menschen vor uns hin, in dem die Gedanken, Erfahrungen, Eindrücke, Erkenntnisse, in dem Erinnerungen, Fantasien, Glauben, Furcht, Grauen, Liebe, das ganze Heer der Mächte, die unser Leben wirken, vor uns hingestellt werden, ohne den Anspruch, in ihrem Zusammenhang, der Wesen und Schicksal zugleich ist, sinnvoll und irgendwie gotterfüllt, gottbedeutend zu sein. Es ist verständlich genug, daß der Mensch solcher Erkenntnis auszuweichen strebt. Hölderlin, der heroische von beiden, begann den neuen Kampf sofort. Als ihm die Gewißheit geworden war, daß die allheilende Natur auch eine grausame Gottheit sei, tastet er sich vorwärts in die uralte Verwirrung. Jenseits des Schicksals sieht er in großem Umriß noch einmal den gütigen Gott, aber die Lösung des Rätsels findet er auch hier nicht mehr. Die Güte Gottes und die unerbittliche und grausame und sinnlose Schicksalhaftigkeit des Lebens vermag er nicht zu versöhnen. Auch im Patmos ist ihm die Liebe Gottes nur die einmalige Tat des Herrn, kein sinnbildliches, immer wieder von jedem Gläubigen nachlebbares Geschehen. Auch sein letzter Gesang hebt noch an wie ein De Profundis:

Voll Güt' ist
keiner aber fasset
allein Gott.

Rilkes Dichtung ist nach dem Malte Laurids Brigge für Jahre verstummt. Dann kamen die Sonette an Orpheus. Noch einmal versuchte er die alten Melodien, noch einmal gläubig die dichterische Gestaltung der Wirklichkeit. Aber der Name Orpheus deutet auf die zögernde Wendung. Orpheus ist Pan, der Tiere, Menschen, Bäume mit seinen Tönen bezwang, aber er ist auch derjenige, der in der Unterwelt vor den Toten seine Leier schlug. Den Weg, den Hölderlin nicht fand, zurück ganz ins Innerste des Menschen, um die Last des Schicksals von den Schultern schütteln zu können, tastet Rilke vorwärts.

O wie er schwinden muß, daß ihrs begrifft!
Und wenn ihm selbst auch bangte, daß er schwände.
Indem sein Wort das Hiersein übertrifft,
ist er schon dort, wohin ihr's nicht begleitet.
Der Leier Gitter zwängt ihm nicht die Hände.
Und er gehorcht, indem er überschreitet.

Obwohl diese Sonette noch überwiegend dichterische Gebilde sind, fühlt Rilke vor, daß die Zeit der Dichtung für ihn vorbei sei. Der tiefe Zwiespalt des Lebens, das Doppelreich der Wirklichkeit, das sich ahnend ihm enthüllt, verwehrt sich künstlerischer Formung.

Ein Gott vermags. Wie aber, sag mir, soll
ein Mann ihm folgen durch die schmale Leier?
Sein Sinn ist Zwiespalt. An der Kreuzung zweier
Herzwege steht kein Tempel für Apoll.

Zur gedämpften Melodik der Orpheus-Sonette tritt im gleichen Jahr der große, unerbittliche Ton der Duineser Elegien. Das Rätsel ist nun klar aufgegeben: Was ist Dasein, was Zeit, Leben, Tod, was ist das: Liebe, Leid, Held, Natur, Mensch, wie fügen sich diese Worte und, was sie uns vermitteln oder gestalten, zusammen zu einem Sinn, einer Wirklichkeit, einem Wesen? Gott bleibt hier fast ganz aus dem bitterernsten Spiel. Versuchen wir die Leitgedanken der zehn Elegien herauszuschälen, soweit eben ihr Reichtum sich fassen, ihr Geheimnis deuten läßt, so ergäbe sich dies.

1. Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? . . .

Sie brauchen uns nicht, und die irdischen Dinge vermögen wir nicht zu brauchen? Nirgend ist uns Halt, nirgend Bleiben gegeben. Was uns obliegt, ist der Aufschwung im gesammelten Gefühl unsres Daseins in jenes andere Bereich. Mag sein, daß uns dies Reich der Toten seltsam dünkt und mühsam ihre Bräuche zu lernen. Aber sind nicht im Grunde beide Reiche sich nahe und fast gleich, und sind jene Toten nicht die eigentlich Hilfreichen, die Schöpfer und Träger auch unseres Daseins hier?

2. Jeder Engel ist schrecklich. . . .

Engel, wer seid ihr? des Daseins Erfüllte, Ewige, Dauernde, während wir unaufhörlich uns wandeln und, was eben noch Wahrheit und Erfüllung war, ist schon im nächsten Augenblicke Schein nur und Leere. Zwischen Stein, dem geformten und starren Gebild, und Strom, dem ewigen Wechsel, ist uns Menschen nur ein schmales Fruchtland gewiesen, des deutenden Wortes, des bildgefaßten Lebens. Aber ist nicht auch dies schon vom Strom des Gefühls, das keine Dauer hat, überflutet?

3. Eines ist, die Geliebte zu mögen. . . .

Wir sind nicht, die wir scheinen. Die Vergangenheit unseres Geschlechtes lebt in uns und überwältigt mit Begierde und Zwang des Blutes das zeitgeborene, zeitbestimmte Wesen, das wir doch auch sind, das wir sein wollen, sein sollten.

4. O Bäume Lebens, o wann winterlich? . . .

Wir sind nicht Tier und nicht Engel. Die Einheit fehlt uns, die jenen eignet, die Kraft der Selbstsicherheit. Wir hindern uns alle gegenseitig, verstellen uns unser Wesen, spielen uns selber vor uns selber auf. Könnten wir unseren kleinen Willen ausschalten und die beiden großen Mächte spielen lassen, Engel und Puppe, das unendliche Können und das grenzenlose Müssen! Im reinen Spiel der Kindheit da faßten wir wohl die Ahnung oder Spiegelung solches Vorgangs, das reine Dasein, in dem Tod und Leben in der vollkommenen Gegenwart enthalten sind.

5. Wer aber sind sie, die Fahrenden . . .

Die Akteure des blinden Schicksals, eben die Menschen? Fahrende sind es, vom Schicksal gebogen, gezwungen, ihre Künste zu treiben, mühsam oder zu sehr gekonnt, aber nie im Maße, das die Götter lieben, nie aus der Fülle des Daseins, zwecklos sich selbst genießend, sich selbst genug.

6. Feigenbaum, wie lange schon ist's mir bedeutend . . .

Beute und Frucht zugleich sein, die Vollkommenheit des reinen Daseins zu haben, wem gelingt es? Dem Helden vielleicht und den früh Hinüberbestimmten, denen der Held so seltsam nah und ähnlich ist. Das finstere Schicksal, das uns überschattet, ist ihm Ruf und Inhalt seines Wesens.

7. Werbung nicht mehr, nicht Werbung. . . .

Die Fülle des Daseins gilt es zu ergreifen, die Symphonie der Schöpfung in allen ihren Tönen, den Tag und die Nacht,

die Nacht und die Sterne, denn wie, wie, wie sie vergessen! Es gibt nichts größeres als dies schrankenlos erfüllte Dasein. Was ist Schicksal anderes als solch Dichte des unbedingten Seins. Lösen müssen wir uns von der Scheinwirklichkeit der Dinge. Nirgends wird Welt sein als innen. Unsere Zeit hat den Ruf verstanden der Verwandlung jeder Form und Gestalt, jedes Dings und Gebilds in Dasein, Kraft, in spannenden Drang, der kein Außen mehr kennt. Dankbar freilich wollen wir die Erinnerung bewahren an jene früheren Zeiten, die in großartigen Gebilden, Domen, Sphinxen und Musik ihr Weltgefühl bannten. Wir aber können und wollen es nicht. Nirgends soll Halt sein, überall ein Hinweg. Auch den Gott wollen wir nicht mehr als Gestalt und Haben, sondern nur als Weg und Richtung.

8. Mit allen Augen sieht die Kreatur. . . .

Uns Menschen hindert die Blickrichtung auf die Gestalt, die Blickrichtung heißt das auf den Tod, insofern jede Gestalt als Gebilde totgeweiht ist, hinauszusehen ins Offene, ins Allleben, in die wirkliche Wirklichkeit, wir Zuschauer immer und nie hinaus!

9. Warum, wenn es angeht, also die Frist des Daseins. . . .

Wozu die Mühe unseres Lebens tragen, die wir Schicksal nennen, wenn es doch nicht mehr ist als flüchtiges Schwinden. Nicht des Glücks wegen, das wir genießen mögen, sondern des Sinns wegen der Welt, der einzig durch uns sich verwirklicht. Unser ist das Wort und damit die Gestaltung der Wirklichkeit. Unser die Pflicht, die Dinge zu sagen, weil sie so nur sind. Und wir vermögen über die Schwelle zu treten, die die beiden Bereiche trennt, nur wir haben teil an der Erde und an den Sternen. Die Gefahr ist da, und heut mehr als je, daß die Dinge ihren eigenen Weg gehen, unbeherrscht, unbegrenzt vom Geist, der sie nennt und schuf. Darum seien die Dinge uns heilig, an denen der schaffende Geist ursprünglicher noch sich offenbart, die einfachen Gefäße und Geräte, in denen soviel noch lebt von unserm Wesen.

Die Dinge verwandeln in Geist, das ist wohl der Sinn unseres Daseins, die Erde sterben zu lassen in uns, sie hinüberzuführen in das reine gesammelte Dasein, daß aus unserm Herzen quillt.

10. Daß ich dereinst, an dem Ausgang der grimmigen Einsicht. . .

Der Abstieg ins Reich der Mütter. Erkenntnis aus Schmerzen geboren wird endlich sein, das Wesen der Dinge wird sich enthüllen. Lärm und Torheit des irdischen Welt-

getriebes wird verschwinden und dem reinen Anschauen erschließt sich das Reich der Mütter, der Toten, der Klagen. Klagen heißen die Genien dieses Reichs, denn im innersten Gebirg des Leids nur entspringt der Quell der Freude, der in der irdischen Menschenwelt als tragender Strom ihr Dasein speist. Klage ist die Geste schöpferischen Tuns, das sich stets von oben nach unten von den Sternen zur Erde neigt, ein fallendes Glück, wie die Kätzchen der Hand sich neigen oder Regen fällt auf dunkles Erdreich im Frühjahr.

* * *

Diese gewiß nur andeutende Wiedergabe der Leitgedanken dieser Elegien zeigt bei allen Vorbehalten anderer Deutung unwidersprechlich ein Seltsames: das ist die Entfremdung vom christlichen Lebensgefühl. Noch Malte Laurids Brigge war in seiner Grundstimmung christlich, die Elegien sind durchaus heroisch gestimmt. Der Held, der weltschaffend, gottrotzende Geist, das Schicksal, die Vollkommenheit des ganz erfüllten Daseins sind die Grundtöne dieses Werkes. Im eigenen Schaffen Rilkes finden wir dazu kaum Vergleichbares, kaum Vorgedeutetes, während zum Spätwerk Hölderlins sich Fäden genug hin und wieder ziehen ließen.

Diese ungeheure Wandlung im Geist des Rilkeschen Werkes ist, soviel ich sehe, bisher über der sehr sichtbaren Wandlung der Form immer übersehen worden. Wie tief sie griff, und wie sehr sie wirklich eine Entfernung von dem christlichen Empfinden war, bezeugt am stärksten, ausgesprochener noch als eine der Elegien, das seltsame Elfte der Sonette an Orpheus des zweiten Teils. — Es schildert den alten Jagdgebrauch in gewissen Karstgegenden, wo durch in die Höhlen eingehängte Tücher die bleichen Grottentauben herausgescheucht und dann geschossen werden.

> Fern von dem Schauenden sei jeglicher Hauch des Bedauerns,
> nicht nur vom Jäger allein, der, was sich zeitig erweist,
> wachsam und handelnd vollzieht.
> Töten ist eine Gestalt unseres wandernden Trauerns...
> Rein ist im heiteren Geist,
> Was an uns selber geschieht.

Der Vers: „Töten ist . . .“, ist der einzige des Buchs vom Dichter gesperrt gedruckte. Gewiß ist das, was Rilkes letztes Werk gilt, keine Lösung der Fragen, die er sich, die das Leben heute uns auflegt, aber es ist eine große Form der Fragestellung, ein männlicher Verzicht auf jegliches Beschönigen und Vertuschen im harmonisierenden Gefühl des ungeheuren Zwiespalts, in dem wir heute leben. Die ererbte Form wird in diesen Elegien um keinen Deut entschlossener aufgegeben, als die ererbte und durch Gewohn-

heit liebe Gedanken- und Gefühlswelt. Sie beide, Hölderlin wie Rilke, schienen in ihrer weichen, jünglinghaften Art nicht voraus bestimmt zu der heroischen Tat, die sie auf ihre Schultern nahmen, getrieben von welchem Dämon? Beide zahlten sie den Preis, dessen Gewicht uns voll schmerzlicher Ahnung aus diesen abgebrochenen Versen Rilkes bewußt wird:

Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Siehe, wie klein dort,
siehe: die letzte Ortschaft der Worte, und höher,
aber wie klein auch, noch ein letztes
Gehöft von Gefühl. Erkennst du's?
Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Steingrund
unter den Händen. Hier blüht wohl
einiges auf; aus stummem Absturz
blüht ein unwissendes Kraut singend hervor.
Aber der Wissende? Ach, der zu wissen begann
und schweigt nun, ausgesetzt auf den Bergen des Herzens.
Da geht wohl, heilen Bewußtseins,
manches umher, manches gesicherte Bergtier,
wechselt und weilt. Und der große geborgene Vogel
kreist um der Gipfel reine Verweigerung. — Aber
ungeborgen, hier auf den Bergen des Herzens . . .

***

Konservativismus und Liberalismus

von Walther Schotte

Die Revolution hatte die alten politischen Begriffe in die politisches Wollen, auch parteipolitisches Wollen eingefangen wurde, so gut wie völlig von der Tagesordnung verdrängt. Konservativismus und Liberalismus schienen keinen politischen Lebensinhalt mehr auszudrücken. „Demokratie" war die Parole der Revolution, und die Geister schieden sich in Republikaner und Monarchisten oder in Revolutionäre und Reaktionäre. Demokratie war eigentlich nicht nur die Parole der Revolution, sondern der Zeit; denn sonst wäre wohl eine Scheidung entstanden in Demokraten und Aristokraten (oder doch Monarchisten[1]), denn der Begriff der Aristokratie als politische Lebensform ist in Deutschland niemals lebendig gewesen). Freilich protestierten die Monarchisten wie überhaupt die Gegner der Revolution und der parlamentarisch-demokratischen Republik gegen die Demokratie als politische Lebensform. Aber im Grunde wollten doch auch sie demokratisch sein und übernahmen darum die Idee in einem Wort, das — soviel ich sehe — auf Friedrich Naumann zurückgeht, im Wort vom Volksstaat[2]), der ebenfalls ein spezifisch demokratisches Ideal verkörpert, wenn auch ein anderes, als die demokratisch-parlamentarische Republik anstrebt. Im übrigen stellte sich die praktische Politik in allen Lagern auf die parlamentarisch-demokratische Republik ein; durch das Wahlrecht gezwungen, bauten denn auch die oppositionellen Parteien sich als „Volksparteien" parlamentarisch demokratisch auf, und zwar durchgehends, von unten nach oben, daß von diesem demokratischen Aufbau her und seinem inneren Widerspruch zu den aristokratisch-monarchistischen Idealen der Rechtsparteien ihr Fiasko in der praktischen Politik sich erklären läßt.

Die Revolution ist nicht allein schuld daran, daß die alten Begriffe des Liberalismus und des Konservativismus von der Bildfläche des politischen Kampfes verschwanden. Schon der Krieg hatte das seine dazu getan, um die Begriffe unwirksam zu machen. Als der Kaiser das Wort sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr", da versanken in der Tat konservative, liberale und sozialdemokratische Parteigrundsätze in die Versenkung, und im Kriege galt lange Zeit nur die nationale Leistung als Wertmesser für politische Qualifikation,

---

[1]) Anhänger der ständisch oder sonst wie aristokratisch beschränkten Monarchie.

[2]) Zentrum der politischen Ideologie bei den Völkischen, den Wehr- und Jugendverbänden, z. B. dem Jungdeutschen Orden.

also für einen Aufstieg inmitten einer zur Einheit gewordenen, politische Gegensätze grundsätzlich nicht anerkennenden Volksgemeinschaft.

Die wirklichen Parteibildungen, die dann trotzdem und mit der Länge des Krieges sich ereigneten, sind daher auf ihre Beziehung zum überkommenen politischen Begriffsgut einerseits und zur Begriffswelt der Revolution andererseits zu untersuchen. Gegen das Ende des Jahres 1915 trat zum ersten Male die Partei der Bethmannianer in Erscheinung. Gegen sie bildete sich 1916 die Vaterlandspartei mit geistiger Führung durch den Großadmiral v. Tirpitz, an Stelle dessen später der Generalquartiermeister General Ludendorff mehr in den Vordergrund rückte. Bethmann und seine Gefolgschaft waren eine Partei der Skepsis; sie glaubten nicht mehr daran, daß der Krieg militärisch gewonnen werden könnte. Sie dachten an politische Möglichkeiten zum Frieden zu kommen und waren daher entschlossen, politische Rücksichten zu nehmen, innenpolitisch und außenpolitisch. Diese Rücksichten schienen ihnen eine Anpassung an den Geist und die Formeln der internationalen Demokratie zu verlangen, einen Geist, der sich liberal und pazifistisch drapierte. Sie versuchten, wenn auch ohne großen Erfolg, die Sprache der internationalen Demokratie nachzusprechen und ihre Vokabeln ins Deutsche und besonders ins Preußische zu übersetzen. So wurden sie — übrigens wider Willen — zu Fürsprechern einer demokratischen Verfassungsreform in Preußen und hofften zugleich damit, die seelische Tragfähigkeit des im Krieg stehenden Volkes zu vergrößern. Ihre Gegner, die Vaterlandsparteiler, hatten wohl grundsätzlich gegen Reform in Preußen nichts einzuwenden. Sie hatten innenpolitisch überhaupt kein festumrissenes Programm, sie erklärten einfach: jetzt ist Krieg, und Krieg ist Krieg. Sie wollten jede Reform bis nach dem Krieg vertagen und beschränkten sich darauf, mit dem echt demokratischen Mittel der Propaganda alle Lebenskräfte der Nation für den Krieg zu wecken, ihren Siegeswillen zu steigern und zu verhärten. Die Vaterlandspartei führte darum einen unerbittlichen Kampf gegen die Bethmannianer, gegen ihre Skepsis, vielmehr gegen ihren Unglauben an die Siegesmöglichkeit und darum gegen alle daraus entspringenden Versuche, den Krieg politisch zu beenden, selbst auf die Gefahr eines Remis-Friedens hin oder, wie die Vaterlandsparteiler ihn nannten, eines Verzicht-Friedens. Die Bethmannianer wurden als Pazifisten gebrandmarkt, als internationale Demokraten, als Westler, und wenn diese Brandmarkung Bethmann Hollweg selbst und seinen engeren Freunden auch unrecht tat, so war doch mehr als ein Schein des Rechtes dazu gegeben in Anbetracht der breiten Gefolgschaft hinter Bethmann, in der Männer wie Scheidemann und später Erzberger führend

waren, welcher mitten im Kriege von einer Partei zur anderen wechselte und damit 1917 den Sturz Bethmanns verschuldete.

In diesem Zusammenhang kommt es aber nicht darauf an, Recht und Unrecht der beiden Parteien gegeneinander abzuwägen, sondern ihr Wesen zu bestimmen in seinem Verhältnis zu den politischen Prinzipien unserer Vergangenheit und zu denen des Nachkriegs. Bethmann Hollweg war ein reiner Konservativer, ein politischer Aristokrat, der die Demokratie haßte. Persönlich sogar ein Autokrat, der sich durch seine Weltfremdheit und diplomatisch-taktisches Ungeschick in keiner Weise beirren ließ, seine Schwächen nicht zugab, sondern eigensinnig um seine Politik kämpfte. Wenn er zu Konzessionen an die Masse bereit war oder zu Rücksichten auf die Welt der internationalen Demokratie, so war das bei ihm Politik, eine Politik, zu der er sich fähig glaubte auf Grund einer geburts- und erziehungsmäßig aber auch bildungsmäßig erworbenen Ueberlegenheit, die ihn tolerant machte. Bethmann war Demokrat wider Willen, ein Demokrat malgré lui so, wie sich Graf Brockdorf-Rantzau später einmal charakterisiert hat. Seinem Willen nach also Konservativer, der Praxis nach aber der Demokratie schon verfallen. Seine Gegner aber hatten zur parteipolitischen Welt überhaupt keine Beziehung. Sie waren Vaterlandsparteiler, Nationalisten à tout prix, Siegesgläubige, die aus ihrem Glauben heraus das ganze Volk umfassen wollten und mit den demokratischen Mitteln der Zeit, besonders mit dem der Propaganda praktisch Demokraten waren. Die Vaterlandspartei ist in Deutschland die einzige Bildung von jenem Nationaldemokratismus, durch den vor anderen die slawischen Völker groß geworden sind, die Tschechen und noch mehr die Polen. Der echte Vaterlandsparteiler oder, richtiger gesagt, der Durchschnittstyp von Vaterlandsparteilern der Masse, der sich natürlich von seinen Führern wie Tirpitz und Ludendorff mit ihren sozialen und politischen Bindungen durchaus unterschied, war nur deswegen Monarchist, weil die Monarchie da war, weil das Deutsche Kaiserreich in Krieg stand, und das Reich vielleicht gerade seines Kaisertums wegen angefochten war. Aber er wäre ebenso leicht Republikaner geworden, wenn die Republik die Garantie des Sieges gewesen wäre. Der Vaterlandsparteiler in Deutschland war Imperialist, als welcher er nicht an den Imperator, sondern an das Imperium, an die Größe des Reichs nach dem Siege dachte. Und wie der Vaterlandsparteiler für den Sieg um das Volk kämpfte, so kam es ihm geradezu darauf an, dies Volk zu einer mündigen Nation zu machen, die wußte, um was es geht, Sieg oder Untergang. Einer mündigen Nation, die für den Sieg zu allem entschlossen war, hätte die Vaterlandspartei auch alle demokratischen Rechte zugebilligt. Die Vaterlandspartei ist die erste Form moderner

Demokratie in Deutschland; sie war in sich lebensstärker als die Demokratie, welche die Revolution mit der Republik in das Volk brachte[1]).

Die Neubildung der Parteien nach der Revolution sprach vom Konservativismus und Liberalismus überhaupt nicht mehr. Zwar behielten Zentrum und Sozialdemokratie ihre Namen und im Grunde auch ihr Wesen. Aber sowohl die bürgerlichen Mittelparteien wie die bürgerliche Rechte organisierten sich als Volksparteien, und zwischen ihnen begann ein Rennen um jenes Prinzip, das aus dem Gegensatz des Krieges zwischen Bethmannianern und Vaterlandsparteilern über den Zusammenbruch sich behauptete, das Prinzip des Nationalismus, zu dem sich die Vaterlandspartei restlos bekannt hatte. Die Demokratische Partei, übrigens auch die Sozialdemokratische Partei, sie beide fühlten sich verpflichtet, ihren Namen die Bezeichnung „deutsch" voranzusetzen. Die Partei des Herrn Dr. Stresemann nannte sich prononziert: „Die Deutsche Volkspartei", und die Rechte verquickte die Begriffe deutsch und national zu einer Einheit in ihrem Namen „Deutschnationale Volkspartei". Demokratie und Nationalismus wurden so namenbildend überall verbunden, während doch in Wirklichkeit nicht gradhafte Steigerungen des Bekenntnisses zur Nation, sondern wirklich politische Unterschiede zwischen den Parteien vorhanden waren; Unterschiede, die allerdings durch die Parteiprogramme, welche alsbald nach der Revolution herauskamen, ziemlich verwischt wurden.

Die Volkspartei machte als erste ihre Beziehungen zur alten Nationalliberalen Partei kenntlich. Stresemann erklärte sich als einen Erben Bassermanns. Und es ist interessant, daß das in dem Augenblick geschah, als die Volkspartei aus der Opposition herausging in die große Koalition hinein, und Separatisten der Volkspartei die „Nationalliberale Vereinigung" im Gegensatz zu Stresemann und seiner Partei, gründeten. Dieser Augenblick bezeichnet überhaupt einen bemerkenswerten Bruch in der Parteigeschichte der letzten zehn Jahre. Wie schon erörtert, hatte der Gegensatz aus dem Kriege über die Revolution in die neue Zeit hinübergewirkt, der Gegensatz zwischen Bethmannianern und Vaterlandsparteilern im Kampf um die Frage, was ist „wahrer Nationalismus". Die Vaterlandsparteiler hatten aus ihrem Siegwillen heraus ihre Gegner nicht Pazifisten, sondern sogar Defaitisten genannt, um schließlich jenen Vorkämpfern der Gegenpartei, die gegen Schluß des Krieges führend wurden, die nationale Gesinnung überhaupt abzusprechen. Und es ist wichtig, festzustellen, daß auch nach der Revolution viel hitziger als der Streit um

[1]) In diesem Zusammenhang wichtig der Ursprung der Vaterlandspartei aus dem Alldeutschen Verband; die Niederlage der Vaterlandspartei erklärt dessen heutige Schwäche.

die Staatsform der Kampf um den wahren Nationalismus wurde. Die Opposition sprach den sogenannten Revolutionsparteien immer wieder die nationale Gesinnung ab. Als sich nun die Volkspartei, die bisher im rechten, als im nationalen Lager sich befunden hatte, über den Graben, einen wahren Schützengraben des Kriegs um den Nationalismus hinüberging, um sich mit den Parteien der Weimarer Koalition zu verbinden, mußte und wollte sie auch „ihren" Nationalismus mit hinübernehmen und proklamierte daher, daß sie Erbe der Nationalliberalen Partei sei. Nun bekamen die Prädikate Deutsche sozialdemokratische Partei, Deutsche demokratische Partei in Verbindung mit dem Nationalliberalismus der Deutschen Volkspartei zum ersten Male etwas Farbe; allmählich, nachdem auch die Deutschnationale Partei parlamentarisch-politisch zu changieren anfing, sogar so viel Farbe, daß darüber der Streit um den Nationalismus selbst verblaßte. Immer mehr traten dafür die politischen Vorkriegsgegensätze in Erinnerung, und es meldeten sich — anfangs zaghaft genug — mit diesen Gegensätzen schließlich auch ihre alten politischen Begriffsstimmungen. Spaltungen in der Demokratischen Partei schufen die „Liberale Vereinigung". Auf der rechten erwachte die alte Deutschkonservative Partei aus ihrem Dornröschenschlaf, ohne allerdings lebensfähig zu werden. Immerhin griffen aus dieser Richtung kommende politische Kräfte in die Politik der Deutschnationalen Partei ein; Graf Westarp, welcher der Vereinigung der alten Deutsch-Konservativen angehört, wurde Parteiführer der Deutschnationalen. Obwohl das erste Kabinett Luther, in dem sich die Deutschnationalen zum ersten Male mit den Mittelparteien, wenn auch nicht als in einem rein parlamentarischen Kabinett zusammengefunden hatten, über Locarno im Grunde noch immer an dem alten Streit um den Nationalismus auseinanderplatzte, wurde doch in der Folge, als die Deutschnationalen ihre außenpolitische Opposition abbauen mußten, ihr innerpolitischer Gegensatz zu den Parteien der Mitte als das Wesentliche empfunden, wofür symptomatisch, daß das zweite Kabinett Luther sich mit einem Bekenntnis zum Liberalismus einführte, das Dr.Luther, ein wenig eingeschränkt zwar, Dr.Stresemann dafür um so deutlicher an einem Festabend der Liberalen Vereinigung im Frühjahr 1926 ablegten.

In raschem Aufeinander wechselten die Parteikombinationen. Das zweite Kabinett Luther wurde gestürzt und auch das dritte Kabinett Marx. Die Parteien der Mitte pendelten zwischen links und rechts hin und her in der Absicht, ihre Vormachtstellung solange wie möglich zu wahren; bis schließlich seit Anfang Januar d.J. die Aussichten einer Rechtskoalition sich sehr erheblich verstärkten. Die Deutsche Volkspartei ist unter Führung ihres Fraktionsvorsitzenden Dr.Scholz für die

Rechtsschwenkung maßgeblich geworden. Um so beachtenswerter ist es, daß Dr. Stresemann die Festrede bei der Reichsgründungsfeier der Deutschen Volkspartei vom 18. Januar d. J. benutzte, den liberalen Charakter seiner Partei zu unterstreichen mit der zugespitzten Formulierung: „Wer nicht liberal ist, gehört nicht zu uns!“

Wir erleben also eine Renaissance der alten politischen Begriffe. Aber natürlich kann diese Renaissance die Begriffe nicht lassen, wie sie sind. Sie wird sie umwandeln müssen und das Problem ist, ob die alten Prägungen, die wieder anfangen, Kurswert zu haben, das Leben wirklich noch festhalten werden.

In der Götterdämmerung dieser Zeit sind verschiedene Schriften über Konservativismus und Liberalismus erschienen. Die bedeutendsten davon waren in Deutschland Moeller van dem Bruck's „Drittes Reich“ und in England die Bücher Carthills, von denen eins dem Liberalismus in England gewidmet ist. Ein Satz Moellers vor allem hat sich dem Gedächtnis der Gegenwart eingeprägt, ein Satz, der durch die Ausführungen Carthills über die Auflösung des englischen Reiches in seinem Buch „Verlorene Herrschaft“ belegt zu sein scheint, der Satz: „Am Liberalismus gehen die Völker zugrunde.“ Nun kann nicht bestritten werden, daß der Liberalismus seit dem 18. Jahrhundert allüberall eine Macht und Herrschaft auflösende Tendenz gehabt hat und der Verdikt, welches ihn trifft, ist historisch nur allzu berechtigt. Auf der anderen Seite beweisen Liberale am Beispiel Friedrichs des Großen, daß Liberalismus als Weltanschauung mit Herrscherwillen und Herrscherbewußtsein sehr gut nebeneinander wohnen könne, wie denn überhaupt der Liberalismus eine Ahnengalerie großer Staatsmänner aufweisen kann von Harun al Raschid bis zu Clemenceau. Ein Streit der Art wird notwendig unfruchtbar bleiben. Etwas anderes aber ist eine Debatte über die Praxis des Liberalismus, sei es über die in Deutschland ab Eugen Richter oder die in England ab Gladstone (womit nicht gesagt sein soll, daß man die Anfangsdaten liberaler Verschuldung an der Politik nicht früher heraufsetzen kann.) Die außerordentliche Vermehrung der Blickpunkte für Geschichte, deren unsere Zeit sich rühmen kann, setzt uns instand, die politische Praxis, die aus verschiedenen Geisteshaltungen heraus geübt wurde, historisch zu verstehen und politisch gerechter zu werten. In solcher universalen Betrachtung könnte man wohl zu dem Urteil gelangen, daß überall da, wo eine im Grunde konservative Staatsführung sich im 19. Jahrhundert gezwungen fühlte, Konzessionen an den Liberalismus zu machen, Unglück die Folge war; und ganz besonders da, wo nicht nur die überkommene Staatsführung konservativ war, sondern wo auch die soziale Struktur des

Volkes und seine außenpolitischen Lebensbedingungen konservative Prinzipien in der Staatsführung notwendig machten. Als besonders tragisches Beispiel wäre für dieses Urteil die liberale Konzessionspolitik des im Grunde konservativen Bethmanns zu nennen.

In der Tat: Praktisch könnte viel gewonnen werden mit einer Untersuchung, inwieweit die politischen Zustände, die soziale Struktur, die raumpolitische Lage eines Volkes ihm erlauben, die politischen Inhalte des Liberalismus zu übernehmen, so wie er sich auf den Grundlagen der französischen Revolution in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wenigstens in Europa ziemlich gleichförmig gebildet hat. Aber mit solcher Untersuchung wäre so gut wie nichts erreicht für die Problemstellung selbst, nämlich für die Frage, inwieweit die geistigen Haltungen, die sich liberal oder konservativ nennen, aus sich heraus zur Politik überhaupt und besonders zur Politik unserer Zeit in Beziehung gesetzt werden können, die den alten Begriffsbestimmungen neues Leben schenken würde.

Die Staatslehre ist geneigt, die geistigen Haltungen als Grundformen politischer Einstellung absolut zu würdigen. Sie bucht auf der einen Seite: Konservativismus, Liberalismus und, wenn auch nicht auf derselben Linie, Sozialismus; auf der anderen Aristokratie und Demokratie als politische Lebensformen; auf der dritten die Staatsformen, auf der vierten die Regierungsformen. Zwischen diesen Blättern besteht ein merkwürdiger Konnex: Die verschiedenen politischen Geisteshaltungen verstehen sich mit den verschiedenen Staatsformen und Regierungsformen. Aber zwischen den geistigen Haltungen und den politischen Lebensformen gibt es festere Beziehungen. Es gibt zum mindesten Affinitäten, beispielsweise zwischen Konservativismus und Aristokratismus oder zwischen Liberalismus und Demokratismus. Von hier aus ergeben sich Fingerzeige für die politisch-geschichtliche Wirklichkeit.

Das Reich bis 1914 war eine Monarchie, in der, trotz Bismarckischer Konzessionen an die Demokratie, in der Regierung selbst der Aristokratismus, wie ihn Preußen enthielt — in versteinerter Form beispielsweise im preußischen Wahlrecht — stark überwog. Hier war die Affinität vom Konservativismus zur Monarchie und zur Aristokratie nicht nur ideell, sondern politisch wirklich und umgekehrt auch die des Liberalismus zur Demokratie und die des Sozialismus zur Republik. Wenn man der Meinung ist, daß die Erhaltung der monarchischen Staatsform und der halbaristokratischen Regierungsform, wie sie im Konstitutionalismus verkörpert war, Lebensbedingungen der machtpolitischen Expansion des Reiches und seiner innerpolitischen Festigung war, dann war allerdings der Liberalismus in seinen letzten Konsequenzen sehr destruktiv.

Um so erstaunlicher ist dann die Lebenskraft dieses geistig politischen Willens.

Nun wird es heute auch unter überzeugten Republikanern nur wenige geben, die der Meinung sind, daß Republik und Demokratie Lebensbedingungen geworden sind für die Größe des Reiches. Der innigst überzeugte Republikaner drückt sich sehr vorsichtig aus und bezeichnet Staatsform und Regierungsform, wie sie die Revolution gebildet hat, als unerläßlich höchstens für den schweren und langsamen Wiederaufstieg der 1918 zerbrochenen Nation. Realpolitisch stellt sich heute fast alles auf den Boden der Republik und schützt ihre Verfassung. Aber das Merkwürdige ist, daß eine intensive Auseinandersetzung der Parteien mit dem Problem der Demokratie, eine Auseinandersetzung, die der wiedererwachende Liberalismus ebenso wie der Konservativismus von ihnen verlangen muß, in der Breite so gut wie völlig fehlt.

Es gibt Menschen, die glauben, das Gras wachsen zu hören. Und so Gescheite meinen, daß der Konservativismus, wenn er Zukunft haben sollte, sich letzten Endes mit der Staatsform vertragen wird, nicht aber mit der Regierungsform der parlamentarischen Demokratie. Der Konservativismus werde in Opposition dazu bleiben, und sich erst befriedigt geben, wenn der notwendige aristokratische Einschlag in der Regierungsform durchgewirkt sei. Es ist nun sehr die Frage, ob nicht heute auch der Liberalismus sehr im Unterschied zu seiner Einstellung gegenüber der konstitutionellen Monarchie für eine aristokratische Verbesserung der Verfassung zu haben ist; ob nicht die Affinitäten zwischen Liberalismus und Demokratismus sich lockern und dafür solche zwischen Liberalismus und Aristokratismus sich allmählich zeigen werden. Mit anderen Worten, ob man nicht praktisch politisch mit der Möglichkeit rechnen muß, daß der Liberalismus, welcher in seiner reinsten Form im 19. Jahrhundert politisch destruktiv gewesen ist, heute ein positives Verhältnis zur Machtpolitik, zur Herrschaft als solcher in seiner politischen Betätigung suchen wird.

Dennoch aber wird selbst da, wo Konservative und Liberale praktisch politisch zusammengehen können, ein bemerkenswerter Unterschied in ihrer politischen Haltung sein. Da er, wie für möglich gehalten wird, nicht im Kampf um die Staatsform sich manifestieren wird, muß er auf einer ganz neuen Ebene gelagert sein, auf einer ganz anderen, als die war, auf welcher die politischen Kämpfe des 19. Jahrhunderts stattfanden.

Ist denn nun der Gegensatz des Krieges zwischen Bethmannianern und Vaterlandsparteilern etwas rein Zufälliges gewesen? Ist er von den Leidenschaften der Revolution in die Nachkriegszeit hinübergerissen worden, um jetzt zu verschwinden, weil er in der Gegenwart keine Stätte mehr hat? Jetzt bei-

spielsweise, nachdem die Deutschnationalen mit der Mitte sich koaliert haben, und die Demokratische Partei vielleicht nur durch das Ungeschick ihrers Führers in Opposition gekommen ist? Gewiß war der Gegensatz in seiner geschichtlicher Gestalt ein Zufall des Krieges; denn, wie er die Menschen schied, so brachte er sie durcheinander. Konservative und Liberale waren schließlich auf beiden Seiten. Aber mit dem Verlust des Krieges hat vielleicht doch eine saubere Trennung stattgefunden, und selbst wenn das Prinzip der Trennung zunächst noch unklarer und undeutlicher wurde, so hat die Trennung selbst größere Klarheit geschaffen. Alle die vielen, welche glauben[1]), daß der Parlamentarismus als Regierungsform historisch zwangsläufig sei und eine Zukunft habe, nehmen denn auch an, daß eben diese Zukunft in Deutschland große parlamentarische Parteien schaffen werde. Parlamentarisch ausgedrückt: eine große Rechte, das Zentrum in der Mitte und endlich eine große Linke, die sich in der Masse aus der Sozialdemokratie aber auch aus dem linken Flügel der Demokraten und dem rechten der Kommunisten bilden werde. Und in dieser Dreiteilung werde die Rechte nationalistisch imperialistisch, die Linke pazifistisch-internationalistisch sein. Eine solche Entwicklung halten auch wir nicht für unmöglich, und zwar selbst dann nicht, wenn die parlamentarische Demokratie nicht in der exzessiven Art sich erhält, die sie heute hat. Dann aber ist denkbar, daß das Verhältnis zwischen Liberalismus und Konservativismus, welches sich in der Vorkriegszeit wesentlich von den politischen Einstellungen zu Demokratie und Staatsform her bestimmte, künftighin ebenfalls und wesentlich außenpolitisch sich ausdrücken muß. Dabei kann man die Hoffnung haben, daß nicht mehr der Streit um den Grad des Nationalismus oder um den „wahren Nationalismus" so wie heute noch Deutschnationale und Volksparteiler künftighin auch Konservative und Liberale unterscheiden wird, sondern eine verschiedene außenpolitische Weltanschicht, die in jedem Fall auf der Grundlage eines in sich gesicherten Nationalbewußtseins beruhen wird. Das Thema dieser Weltanschicht ist natürlich Europa.

Es gibt Methoden der Außenpolitik, die man als liberal oder als konservativ charakterisieren möchte, wobei die Frage ist, ob diese Charakterisierung mehr ist als Umschreibung durch das Mittel der Analogie zu bekannten Erscheinungen, oder ob durch die Charakteristik nach einer offensichtlich gegebenen Analogie auch eine inhaltliche Beziehung zu den Erscheinungen des Liberalismus und Konservativismus ausgedrückt wird. Als liberale Außenpolitik wird man die verstehen, welche sich zum Prinzip des Ausgleichs, des schiedlich-friedlichen Vertrages, der

[1]) Wir teilen diesen Glauben nicht. Die gedachte Differenzierung der parteipolitischen Tendenzen ist — unabhängig von parlamentarischen Entwicklungen — auch uns wahrscheinlich.

Schiedsgerichte bekennt, die Freiheit anderer Staaten grundsätzlich anerkennt und allgemeine Grundsätze proklamiert, wie etwa die internationale Handelsfreiheit oder die Politik der offenen Tür, die der Integrität schwacher Staaten (Aegypten, Türkei, China), ihren internationalen Schutz und endlich das Selbstbestimmungsrecht der Völker und so weiter. Eine konservative Außenpolitik stellt derartigen Grundsätzen gegenüber ihren geschichtlich begründeten Führeranspruch auf und erklärt ihn aus ihrer moralisch-politischen Verantwortlichkeit gewöhnlich im Namen von Idealen, die mit der Geschichte der vorherrschenden Nation auf das innigste verbunden gewesen sind oder doch als verbunden galten. Eine solche konservative Außenpolitik war die der Heiligen Allianz, welche den Prinzipien der Legitimität der Dynastien, der ständischen Ordnung und der christlichen Staatsidee diente, die mit Friedrich Gentz im Namen eines moralisch-politischen Gleichgewichts von Europa konservativ für die Erhaltung der geschichtlichen Staatsbildung Europas eintrat, also eine konservative Politik für die Ordnung Europas und die Erhaltung seiner Staaten selbst forderte. Konservativ begründet wurde meist auch die Kolonialpolitik der europäischen Vormächte, die sich mit dem Missionswillen der christlichen Kirche verband. Konservativ war endlich das Prinzip vom Primat der weißen Rasse, die Selbstbehauptungsanspruch und Führungsanspruch ihrerseits begründete aus der Ueberlegenheit der geschichtlichen Welt Europas gegenüber den ungeschichtlichen Lebensformen farbiger Völker.

Indem so Einstellungen und Methoden im Zuge der Außenpolitik als liberal oder konservativ sich charakterisieren lassen, muß man doch gleich zur Beurteilung der Frage, ob hier wirklich Liberalismus oder Konservativismus in der Außenpolitik sich aussprechen, die einschränkende Feststellung machen, daß der liberale oder konservative Charakter der Außenpolitik keineswegs überall und jederzeit mit dem konservativen oder liberalen Charakter der außenpolitisch aktiven Regierungen sich deckt. So sehen wir die gegenwärtige konservative Regierung Englands eine Außenpolitik treiben, die ihrer ganzen Anlage nach und auch in den Methoden liberal genannt werden muß. Und es ist sicher, daß, wenn heute in Deutschland eine geschlossene konservative Mehrheit die Macht in die Hände bekäme, auch sie gezwungen sein würde, in der Außenpolitik sich „liberaler" Methoden zu bedienen und liberale Ziele vorzuschützen, so lange wenigstens, als unsere Schwäche, durch einseitige Abrüstung bedingt, fortdauert. Andererseits hat man liberale Regierungen wie die Gladstones eine Außenpolitik treiben sehen, die zwar das liberale Vokabular gebrauchte, übrigens um ihre Ziele zu verschleiern, die aber tatsächlich nur aus einer im Grunde konservativen Einstellung möglich gewesen ist und aus solcher Einstellung den Grund zum englischen Imperialismus

gelegt hat. Endlich erlebten wir am eigenen Leibe, daß Frankreich mit dem Vertrag von Versailles und seiner Rhein-Ruhr-Politik uns gegenüber eine Außenpolitik geführt hat, die, durchaus konservativ, die Linie der französischen Politik aus der Geschichte der letzten dreihundert Jahre fortsetzte, eine Politik also, in welcher der Weltherrschaftsanspruch der französischen Nation dominiert und kaum noch verhüllt war dadurch, daß auch Frankreich sich der in der heutigen Zeit gesprochenen Sprache vom Weltbestimmungsrecht der Nationen anpaßte, was Clemenceau die Klugheit gebot gegenüber mächtigen Bundesgenossen, wie Wilson, der zu übertölpeln war, und was für ihn, Clemenceau, einen der größten Zyniker aller Zeiten, Deutschland gegenüber ein Genuß gewesen sein muß.

Der Liberalismus in der Außenpolitik, das heißt also eine Denk- und Redeweise, die das Wort Menschheit voranstellt, von Völkerbund, Abrüstung, Schiedsgericht, Ausgleich und Entspannung spricht, ist heute Trumpf. Dabei aber zeigt sich, daß Außenpolitik eben Außenpolitik ist, ein *Machtkampf* zwischen Völkern, die heute noch durch keine höhere Ordnung und von keiner höheren Gewalt zusammengehalten und auf den Weg des Vergleichs oder des Gerichts gezwungen werden können. Durch Machtkämpfe entstehen und vergehen auch heute noch Reiche, und es ist der Liberalismus oder der Konservativismus in der Außenpolitik von diesem Standpunkt aus gesehen kaum mehr als Angleichung der eigenen Kraft an die Verhältnisse. Man kann sagen, daß nach dem Grade des Widerstandes, den eine Außenpolitik in der Welt findet, und nach dem Grade der Macht, den sie selbst gegen diese Widerstände einsetzen kann (wofür auch ihre innenpolitischen Verhältnisse maßgebend sind), eine Nation liberale oder konservative Methoden, das heißt schwächere oder stärkere Mittel wählt, stolzere oder bescheidenere Rechtfertigungen findet, ehrlicher ist, oder verlogener. So stark ist zur Zeit keine der europäischen Nationen, ist auch Amerika nicht, daß selbst da, wo skrupellos Machtpolitik getrieben wird, und wo man früher konservative Rechtfertigungen mit Würde gebraucht hätte — man denke nur an den Konflikt Amerikas mit Nicaragua — nicht demokratische Grundsätze herangezogen und die Methoden liberal versüßt würden. Aber das Bild kann sich ändern. Wenn keine einzelne Nation mehr zu solcher Präponderanz in der Weltpolitik gelangen sollte, so kann das doch für einen Block von Staaten möglich werden. Wir sind überzeugt, daß in diesem Fall der konservative Diktionär der Weltpolitik wieder entdeckt werden wird.

Diese Betrachtungen mußten eingeschaltet werden, um unsere Behauptung, daß das Verhältnis zwischen Liberalismus und Konservativismus in Deutschland sich künftighin von der Außenpolitik her bestimmen lassen und in ihr ausdrücken

werde, vor Mißverständnissen zu schützen. Also nicht taktische Einstellungen, sondern Weltansichten müssen Liberalismus und Konservativismus voneinander unterscheiden; das Objekt solcher Ansicht aber wird Europa sein. An dem Bilde, das er sich von Europa macht, wird man den Liberalen und den Konservativen erkennen. Von jener seiner Ansicht Europas her wird der Liberalismus und wird auch der Konservativismus als politische Einstellung, als parteipolitische Einstellung, in der Innenpolitik Lebensinhalt und Kampfaufgabe gewinnen.

Wenn wir allgemein den Liberalismus in der Außenpolitik als Glauben oder Bekenntnis zu einer durch das Völkerrecht begründeten, im Vergleich sich erhaltenden internationalen demokratischen Ordnung der Staatenwelt umschrieben, den Konservativismus aber als geschichtlichen Führungsanspruch der eigenen Nation, so läßt sich diese Verschiedenheit nicht ohne weiteres auf die Differenz übertragen, die zwischen einer liberalen und einer konservativen Europaansicht besteht. Nur der Paneuropäismus Coudenhove-Calergis — in Wirklichkeit ein innereuropäischer Pazifismus — wäre von solcher Kontrastierung her getroffen. Was sowohl der liberalen wie der konservativen Ansicht Europas eigentümlich ist, das ist das Bewußtsein von der besonderen Einheit, die Europa ist. In der *Vorstellung* dieser Einheit zeigen sich dann die Unterschiede von Liberalismus und Konservativismus.

Der deutsche Konservative — und es ist hier überhaupt nur von *deutschen* Konservativen und *deutschen* Liberalen die Rede, trotz aller Beziehungen, die, als in einer europäischen Begriffswelt gelegen, zu den englischen und auch zu den französischen Konservativen, beziehungsweise Liberalen, vorhanden sind — also der deutsche Konservative hat das Bewußtsein von Europa als Einheit aus *geschichtlichem Erlebnis*. Umgekehrt steht das geschichtliche Erlebnis des Liberalen im schreienden Widerspruch zu seinem Bewußtsein von Europa als Einheit, denn sein Bewußtsein dieser europäischen Einheit ist aufgebaut auf der Gemeinschaft von Kultur, Zivilisation und Wirtschaft in der europäischen Welt der *Gegenwart*. Es ist keine Gegenwart von heute, sie war auch in der Vergangenheit schon da. Die Gemeinschaft des europäischen Lebens ist auch Geschichte; aber auf diese retrospektiven geschichtlichen Erklärungen der Gemeinschaft gibt der Liberale nicht viel, der sich viel mehr auf die „Absoluten Werte" beruft, wie sie allüberall in Europa *heute* noch geteilt werden und wie sie Europa trotz einer Geschichte von Kriegen wieder zusammenschweißen. In der Rangordnung und Gruppierung der Werte, welche dem Liberalen die Einheit Europas ausmachen, zumal seine geistige Einheit, wovon der Liberale besonders gern spricht, zeichnen sich natürlich wiederum die Verwandtschaftsgefühle des Liberalismus zu *innenpolitischen*

Lebensordnungen der europäischen Geschichte ab, wie Demokratie und Republik. Aber nicht vom Zeitungsgeschrei gegen den Faschismus her wird man den Liberalismus als europäische Weltansicht begreifen können, sondern nach seiner Wahl jener Werte, die wahrhaft lebenbestimmend in Europa gewesen sind und es heute noch sind. Der Liberale erlebt Europa als die Welt des Unternehmertums, als die Welt des großen Individuums: des „Wagenden Kaufmanns", des schaffenden Industriellen, des Künstlers, des Gelehrten, des Forschers. Die großen Kategorien des europäischen Individualismus, welche den Individuationsprozeß Europas einleiteten und vorantrieben: Gewissensfreiheit, Denkfreiheit, Forscherfreiheit, Freiheit des wirtschaftlichen Handels, Freiheit des politischen Lebens, *die* stehen dem Liberalen auch heute noch als Fixsterne in der europäischen Welt, wie er sie sieht, um *sie* bewegt sich jenes europäische Leben in Gemeinschaft, das er im geistigen Austausch zwischen den Völkern, in ihrem wirtschaftlichen Verkehr kulturpolitisch und zivilisationspolitisch fördern will. Gegenüber einer unendlichen europäischen Bewegung, die trotz aller Herkunft aus individualistischem Idealismus in der Praxis oft nicht mehr ist als kapitalistische Herrschaft und oberflächenhafter Zivilisationskult, verschwinden dem Liberalen die großen politischen Formen des europäischen Lebens, zerbröckelt ihm das harte Sein der Politik, entwerten sich ihm die geschichtlich-politischen Kategorien von Völkern, Nationen und von Staaten.

Von hier her aber kommt der Konservative. Auch er leugnet nicht die Einheit Europas. Aber ihm ist sie ein Spannungsverhältnis, das sich philosophisch immer noch am leichtesten mit Hegel erklären läßt, als These, Antithese und die noch zu erreichende Synthese. Mit dem „Heiligen römischen Reich", das wir als Erbe aus der Antike übernahmen, hat die deutsche Nation Europa konstituiert. Im Mittelalter *war* Europa eine moralisch-politische, eine seelisch gewollte Einheit, wirklich auch durch die großen Lebensordnungen des Kaisertums und der Kirche und dicht verbunden durch die Sprache der antiken Kultur. Aber diese Einheit des Mittelalters wurde aufgelöst durch die Antithese der Nationen als Individualitäten im Widerspruch zu dem Universalismus des Mittelalters, der als Idee fortwaltet; als Idee, und wie der Konservative sagt: als *Mission* des deutschen Volkes, das berufen ist, eine höhere Einheit in und über Europa aufzurichten. Eine solche Sendung braucht und soll nicht imperialistisch, weder im Stile des Imperium romanum noch dem der englischen Weltherrschaft verstanden werden, aber sie schließt andererseits nicht nur die Möglichkeit, sondern die Notwendigkeit des Kampfes in sich ein. An einen Kampf wird gedacht, der zwischen den Spannungen der verschiedenen nationalen

Präponderanzen in Europa den Ausgleich bringen soll, eine Lebensordnung schaffen soll, die nicht durch einen demokratischen Vertrag, sondern durch die Notwendigkeit begründet sein wird, eine Notwendigkeit, wie sie die europäische Idee *setzen* wird!

Man wird sagen, daß in der Praxis der Gegenwart und der von Morgen die Verschiedenheit der Europaansichten in der Politik kaum zur Geltung kommen wird, daß die verschiedenen politischen Handlungen, sei es des Liberalen, sei es des Konservativen, sich allmählich angleichen werden. Das ist sicherlich richtig, solange Europa in der Unfreiheit aus Anämie bleibt, in die es durch die Blut- und Kraftverluste des Weltkrieges hineingekommen ist. Wenn aber diese Verluste einmal ausgeglichen sein werden, dürfte sich der Unterschied zwischen einem konservativen und einem liberalen Weltbild, die ihre Orientierung von „Europa" hernehmen, doch auch in der praktischen Politik recht wesentlich bemerkbar machen. Natürlich nicht in dem Ausmaße, daß zwischen Liberalismus und Konservativismus ein Kampf um Leben und Tod entbrennt. Gehen sie doch beide von Europa aus und denken beide in, mit und *für* Europa auf den Grundlagen eines gesicherten Nationalbewußtseins. Diese Voraussetzung, daß das Nationalbewußtsein auch bei uns Deutschen allmählich solche Sicherheit bekommen hat oder doch bekommen wird, daß also sich nicht mehr im Kampf um den „wahren Nationalismus" die Geister zerreißen werden, ist allerdings für alle diese Ausführungen über einen außenpolitischen Liberalismus und über einen außenpolitischen Konservativismus wie selbstverständlich gemacht worden. Dann wird man aber auch bei allen Unterschieden, die in der Praxis je länger, um so deutlicher hervortreten werden, die andere Entdeckung machen, daß ganz genaue Grenzen zwischen Liberalismus und Konservativismus nicht gezogen werden können. Man kann die *Pole* bestimmen, von denen liberale oder konservative Ansichten und Handlungen *dynamisiert* werden, aber die Grenzen ihrer Kraftfelder verlieren sich und überschneiden sich, soweit und obwohl sie einander gegensätzlich sind. Das war schon der Fall in den Zeiten, als Liberalismus und Konservativismus *innenpolitisch* herrschten. In jedem Konservativen steckt nach Bildung, Herkunft, Blutmischung, Temperament und Charakter etwas vom Liberalen, bald mehr, bald weniger, und in jedem Liberalen etwas vom Konservativen. Liberalismus und Konservativismus bleiben Parolen, an denen sich politische Menschen orientieren; als bluthafte Wesen gehen aber Politiker nicht in Begriffen auf.

***

Inland und Ausland

Zeitschriftenschau.

I.

Während die Memoiren der Königin Hortense, von denen hier mehrfach die Rede war, in der Vorveröffentlichung der „Revue des deux mondes“ ihrem Ende entgegengehen, und der Pariser Verlag Plon-Nourrit die große Buchausgabe, die nicht weniger als 67 Bogen umfassen soll, vorbereitet, ist in Deutschland ein anderes Memoirenbuch erschienen, das sich wenigstens äußerlich mit Zeit und Gegenstand der Betrachtungen Hortenses deckt: Die Aufzeichnungen des Barons Fain, die Ernst Klarwill zum erstenmal in vollständiger deutscher Uebersetzung vorlegt. (Neun Jahre Napoleons Sekretär. 1806—1815. Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin 1926.) Einige Abschnitte dieser mit fast archivalischer Sorgfalt ausgearbeiteten, auch den kleinsten Zug aus dem Leben des Großen treulich aufbewahrenden Erinnerungen, die eine gleichsam photographisch genaue Erfassung des napoleonischen Arbeitstages bieten, hatte nämlich bereits Joachim Kühn in seinem Napoleon-Buch (Ullstein, Berlin 1920), das den Kaiser aus weniger beachteten Perspektiven zeigte und darum die Leuchtkraft seiner Farben nicht einbüßen wird, mitgeteilt. Nun erhalten wir endlich das gesamte Buch dieses stillen Archivars, dessen treue Dienstleistung der Kaiser ebenso zu würdigen wußte, wie seine historischen Arbeiten, die Napoleon sogar in seinen letzten Feldzug mitnahm. So kam es, daß Fains Abhandlungen über das Jahr 1814 nach der Schlacht von Waterloo in Napoleons Reisewagen erbeutet, übersetzt und sogleich in Deutschland bekannt wurden. Seine nach über hundert Jahren in deutscher Sprache folgenden Aufzeichnungen, die sich auch ohne solche Sensation einen Platz in der Napoleon-Literatur des deutschen Lesers sichern werden, berichten in sachlichster, darum nicht weniger spannender Weise über das innere und äußere Kabinett, über Verwaltungsfragen, Staatsrat, dienstliche Berichte und die Persönlichkeiten der Berichterstatter, aber auch über den Alltag und Sonntag Napoleons, seine Gewohnheiten und sein Verhalten auf den Soireen wie auf Dienstreisen und im Felde. Ergeben sich so natürlich gewisse Schnittpunkte mit den Memoiren Hortenses, so ist doch nach dem Gesagten ohne weiteres klar, daß man nirgends Wiederholungen zu befürchten, stets Vervollständigung und Bereicherung zu gewärtigen hat. Wenn Fain zunächst die Tageschronologie festhält, beschränkt er sich niemals auf trockene Nebensächlichkeiten; was er uns aufbewahrt, hat niemals allein den Reiz des bloß Gegenständlichen, stets sind seine Notizen zugleich auch Materialien zur Psychologie des großen Korsen. So, wenn er vom Verlauf des Frühstücks berichtend, die Tätigkeit des kaiserlichen Bibliothekars Barbier würdigt, um sofort auch ein Bild von Napoleons innerem Verhältnis zu den Büchern zu geben, das am wahrsten aus jenen zwei Briefen spricht, die er von sehr verschiedenen Kriegsschauplätzen seinem Portefeuille-Sekretär Meneval in die Feder diktierte und die auch hier ihren Platz finden sollen:

Bayonne, 17. Juli 1808.

Der Kaiser wünscht eine Reisebibliothek anzulegen, die ungefähr tausend schön gedruckte Bände in Duodezformat umfassen soll. Seine Majestät beabsichtigt, diese Werke für seinen persönlichen Gebrauch drucken zu lassen; um Platz zu sparen, soll der Rand wegbleiben. Jeder Band hätte 500 bis 600 Seiten zu umfassen. Die Bücher wären zu binden, mit losem Rücken und möglichst dünnen Einbänden. Diese Bibliothek soll im allgemeinen umfassen: 40 Werke religiösen Inhalts, 40 Bände Epen, 40 Bände Theaterstücke, 60 Bände Gedichte, 100 Bände Romane, 60 Bände Geschichte. Der auf tausend Bände fehlende Rest ist aus Memoirenwerken auszuwählen.

Folgende Bücher religiösen Inhaltes wären aufzunehmen: Das Alte und das Neue Testament in den besten Uebersetzungen, einige Episteln sowie die wichtigsten Werke der Kirchenväter; der Koran, mythologische Werke, einige ausgewählte Abhandlungen über verschiedene Sekten, die auf den Gang der Weltgeschichte bedeutenden Einfluß ausgeübt haben, wie beispielsweise die Arianer, die Calvinisten, die Reformierten usw.; eine Geschichte der Kirche, wenn dadurch die Zahl der vorgeschriebenen Werke nicht überschritten wird.

Die Epen hätten zu umfassen: Homer, Lukian, Tasso, Telemach, die Henriade usw.

An Tragödien: Von Corneille dasjenige, was nicht schon unter die früher angegebenen Kategorien fällt.

Von Racine hätten „Die feindlichen Brüder", „Alexander" und die „Kläger" wegzubleiben; von Crébillon ist nur Rhadamiste, Atreus und Thyestes aufzunehmen. Voltaire ist so wie Corneille zu behandeln.

Geschichtliche Werke: Es sind einige gute Bücher chronologischen Inhaltes aufzunehmen, weiter die wichtigsten alten Quellenwerke; endlich alle Bücher, welche die Geschichte Frankreichs in Einzeldarstellungen behandeln.

Den geschichtlichen Werken wäre beizufügen: Macchiavellis Abhandlungen über Titus Livius, der „Geist der Gesetze", die „Größe der Römer", endlich die als lesenswert anzusehenden geschichtlichen Werke Voltaires.

An Romanen: Die „Neue Heloïse" und die „Bekenntnisse" von Rousseau, selbstverständlich die berühmtesten Werke von Fielding, Richardson und Lesage; die Erzählungen von Voltaire.

Anmerkung: Von Rousseau ist weder „Emile" noch auch die große Menge unnützer Briefe, Erinnerungen, Reden und Abhandlungen aufzunehmen; das Gleiche gilt von Voltaire.

Der Kaiser wünscht ein erläuterndes Verzeichnis mit Anmerkungen, in denen die wertvollsten Werke besonders hervorgehoben werden. Weiter einen Ueberschlag über die voraussichtlichen Kosten des Druckens und Bindens dieser tausend Bände; auch ist zu berichten, wie viele Werke eines jeden Autors in einem Band vereinigt werden können. Weiter ist das Gewicht eines jeden Bandes, die erforderliche Anzahl von Kisten und deren Ausmaß anzugeben; schließlich ist mitzuteilen, wie viel Raum das Ganze beanspruchen würde.

Der Kaiser wünscht ferner, Herr Barbier möge im Einvernehmen mit einem unserer besten Geographen die Durchführung folgender Arbeit in Angriff nehmen: Es sind alle Werke über die Kriege am Euphrat und gegen die Parther, beginnend mit jenen des Crassus bis ins achte Jahrhundert, unter Berücksichtigung der Feldzüge des Antonius, Trajan und Julianus usw. in einer zusammenfassenden Bearbeitung darzustellen; auf Karten eines handlichen Maßstabes sind die von den einzelnen Heeren zurückgelegten Marschrouten nebst den alten und neuen Namen der Länder sowie der hauptsächlichsten Städte ersichtlich zu machen, desgleichen die geographische Konfiguration der Gegenden und die historischen Daten eines jeden Feldzuges, die den zuverlässigen geschichtlichen Texten zu entnehmen sind. gez. Meneval.

Schönbrunn, am 12. Juni 1809.

Der Kaiser empfindet alltäglich das Bedürfnis nach einer aus Geschichtswerken bestehenden Reisebibliothek. Diese hätte ungefähr 3000 Bände in Klein-Oktav, gleich den Büchern in Klein-Oktav-Format in der Sammlung des Kronprinzen, zu umfassen; jeder Band, 400 bis 500 Seiten stark, wäre in schönen Didot-Typen auf dünnem Velinpapier zu drucken. Das Duodezformat beansprucht zu viel Raum; auch sind die Ausgaben der in diesem Format gedruckten Bücher meist schlecht. Diese 3000 Bände sollen in 30 Kisten untergebracht werden; jede Kiste hätte drei Fächer, jedes Fach 33 Bände zu fassen. Die Sammlung soll einen Haupttitel und eine Hauptnummer führen, dies unabhängig von den Titeln der Werke. Letztere hätten in fünf oder sechs Abteilungen zu zerfallen:

1. Chronologie und Weltgeschichte.
2. Alte Geschichte nach den Schilderungen der zeitgenössischen Schriftsteller sowie in modernen Darstellungen.
3. Die Geschichte des oströmischen Reiches seit Konstantin nach zeitgenössischen und modernen Historikern.
4. Allgemeine und Spezialgeschichte, wie der „Essai“ von Voltaire.
5. Neuzeitliche Geschichte der europäischen Staaten: Frankreichs, Italiens usw.

Beizufügen wären: Strabo, die alten Karten von Danville, die Bibel und etwas Kirchengeschichte.

Dies die Grundzüge für die Einteilung des Ganzen in fünf oder sechs Abteilungen, die bei Anlage und Auffüllung genau zu befolgen sind.

Es wäre erforderlich, eine gewisse Anzahl von Fachleuten, die gleichzeitig Geschmack besitzen müssen, mit der Ueberprüfung und Korrektur der herzustellenden Werke zu betrauen; diese hätten alles Ueberflüssige, wie beispielsweise Anmerkungen der Herausgeber usw., sowie lateinische und griechische Textstellen auszumerzen. Nur die französische Uebersetzung ist aufzunehmen. Ausschließlich einige italienische Werke, von denen es keine Uebersetzungen gibt, dürfen in der Ursprache eingereiht werden.

Der Kaiser ersucht Herrn Barbier, den Plan für eine solche Bibliothek auszuarbeiten und ihm die vorteilhaftesten und billigsten Bedingungen für die Herstellung dieser 3000 Bände bekannt zu geben.

Sobald diese 3000 Bände historischen Inhaltes vorliegen, wäre die Herstellung weiterer 3000 Bände in Angriff zu nehmen, die Reisen, Literatur, Naturgeschichte usw. zu umfassen hätten. Der größte Teil dieser Bände wäre leicht zu beschaffen, da viele dieser Bücher ohnehin im Klein-Oktav-Format hergestellt sind.

Herr Barbier wird weiter ersucht, ein Verzeichnis der geeigneten Werke nebst deutlichen und eingehenden Ausführungen über diesen ganzen Fragenkomplex einzusenden; auch hätte er sich über die mit diesen Aufgaben zu betrauenden Gelehrten, die hierzu erforderliche Zeit, die voraussichtlichen Kosten usw. zu äußern. gez. Meneval.

Und nun zu den Memoiren der Königin Hortense. Die letztveröffentlichten Abschnitte behandeln die an Spannungen und Reibungen so überreiche Zeit des Wiener Kongresses bis zur Rückkehr Napoleons nach Paris; wenn auch Hortense darin die großen Vorgänge gleichsam nur durch den Vorhang sieht, so zittert doch fast auf jeder Seite ihrer Bemerkungen die Erregung nach, die in großen Wellen bis an ihr vereinsamtes Gestade schlug. Zunächst hatte sie eine Einladung ihres Bruders nach Baden erhalten, der sie auch für kurze Zeit Folge gab. Von diesem Aufenthalt weiß sie nicht genug zu rühmen, wie sehr sie nicht bloß mit der engeren Verwandtschaft ihres Bruders, sondern auch den übrigen deutschen Fürstlichkeiten, die sich dort aufhielten, auszukommen verstand. Dabei fällt eine hübsche Betrachtung über deutsche Fürstinnen ab: „Im allgemeinen fehlt es den deutschen Fürstinnen nicht an einer gewissen Leutseligkeit, und doch haben sie nicht die richtige Einstellung. Eigentlich zeigen sie immer dasselbe Gesicht.... Die meisten denken nicht genug daran, daß Wohlwollen der wichtigste und lieblichste Reiz einer Fürstin ist, und daß sich auswirkende Güte für sie erste Pflicht bedeutet. Gewöhnlich richten sie sich zu sehr nach den Regeln der Etikette. Freilich muß eine gewisse Reserviertheit, ja Feierlichkeit an einem Hofe herrschen, weil sonst in der zu zahlreichen Gesellschaft leicht ein gewöhnlicher Ton sich einnisten könnte, aber im engsten Kreise sollte jeglicher Zwang einer mehr familiären Behaglichkeit Platz machen."

In Baden trifft sie auch mit Julie von Krüdener zusammen, die nicht übel Lust zu haben schien, sie in die Geheimnisse ihrer Mystik einzuweihen, aber erschreckt davon abläßt, sobald sie die Königin in Tränen sieht. Immerhin verabschiedet sie sich nicht von ihr ohne die Prophezeiung, daß der Wiener Kongreß kein regelrechtes Ende nehmen würde. Der Kaiser Napoleon werde von Elba zurückkehren und mächtiger sein als je zuvor! Nicht ohne Reiz wird man sodann die Schritte verfolgen, die Hortense in Paris unternahm, um, ohne mit der napoleonischen Partei brechen zu müssen, den Bourbonen Beweise ihrer Loyalität geben zu können. Aus diesem Grunde suchte sie sehr bald um eine

Audienz bei Ludwig XVIII. nach, die ihr auch gewährt wurde. Der König kam ihr sehr höflich entgegen, war aber zunächst so verlegen, daß er kein Wort herausbrachte und gewiß zufrieden war, als sie ihrerseits das Wort ergriff, ihm ihren Dank abzustatten. Dann fand auch er die Sprache wieder und gab sogar seinem Bedauern Ausdruck, die Kaiserin Josephine nicht gekannt zu haben. Damit hatte er natürlich die Tochter auf seiner Seite, die sofort mit der Erwiderung zur Stelle war, wie sehr Josephine in all ihrem Wohltun gerade die Anhänger seiner Familie berücksichtigt habe. Als dann aber Ludwig XVIII. darauf keine andere Antwort wußte, als die Erwiderung, daß ihm bekannt sei, eine wie gute Royalistin sie auf Martinique gewesen sei, kann Hortense doch nicht umhin, wenigstens ihren Memoiren anzuvertrauen, daß das eine gewiß einzig dastehende Reflektion über die Gattin des Kaisers Napoleon gewesen sei. Beachtenswert übrigens, daß sich im Thronsaal seit der Abdankung Napoleons nichts geändert hatte: nicht bloß die kaiserlichen Adler auch das kaiserliche N hatte man nicht entfernt.

Was Hortense sodann von der gerichtlichen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten über die Zusprechung der Kinder zu berichten weiß, hat insofern unsere Teilnahme, als sie dadurch wirklich in eine recht peinliche Lage geriet. Mußte sie sich vor Gericht gegen ihren Mann verteidigen, so griffen die Zeitungen sehr bald die ganze Affäre auf und fielen nun über König Ludwig in so gehässiger Weise her, daß sie fast gleichzeitig sich verpflichtet glaubte, ihn wiederum in Schutz zu nehmen. Man versteht es wohl, wenn sie es als ihren größten Kummer bezeichnet, daß damals ganz Frankreich auf sie blickte. Dabei passierte es ihr überdies, daß sie als Verteidiger jenen Anwalt Laborie hatte, von dem kurz vorher der Regierung vertraulich bekannt geworden war, daß er einem gewissen Maubreuil, der die Diamanten der Königin von Westfalen gestohlen, nach den Weisungen Talleyrands Auftrag erteilt hatte, die ganze napoleonische Familie zu ermorden. Nur infolge der Unkenntnis Maubreuils, ob in diesen Auftrag auch die Kaiserin Marie Louise und ihr Sohn, der König von Rom, einzubeziehen seien, und der dadurch verursachten Verzögerung, war es zu danken gewesen, wenn es zur Ausführung nicht gekommen war. Begreiflich genug, wenn die Anhänger der Bourbonen mehr oder minder deutlich flüsterten, daß sich im Salon der Königin Hortense alle Mißvergnügten versammelten und man vom König und seiner Familie schlecht spräche. Hortense verwahrt sich in ihren Aufzeichnungen sehr energisch gegen diese Unterstellungen und behauptet, daß nur ein einziges Mal von ihren Gästen, zu denen die Herren de Broglie, de La Bedoyère, de Flahaut, de Ségur, Lavallette und Perregaux gehörten, die Politik den Abend beherrscht, weshalb sie ostentativ die Gesellschaft sich selbst überlassen habe; seitdem sei nur über Literatur und Kunst gesprochen worden. Voll Stolz beruft sie sich auf das Zeugnis des jungen Engländers Bruce, der der Hofpartei erklärt habe, daß allein in ihrem Salon die große französische Tradition noch fortlebe. Ernster befaßte man sich erst mit all dem Gerede, als am 6. März in Paris die große Neuigkeit von der Landung Napoleons

in Cannes eintraf. Natürlich hieß es da sofort, daß man in Hortenses Salon diese Kunde gebührend gefeiert, wie man denn sogar wissen wollte, daß Charles-Guillaume Etienne das bedeutsame Ereignis durch seine Verse festgehalten habe. Freilich war man noch längst nicht allgemein der Ansicht, der Nachricht Bedeutung beimessen zu müssen; fehlte es doch nicht an Besuchern, die der einstigen Königin von Holland in bedauerndem Tone erklärten, daß Napoleon offenbar verrückt geworden sei, und die der Adoptivtochter Mitleid mit einem solchen Lebensausgang des großen Mannes bezeugten. Auf der anderen Seite stellten sich auch Warner ein, wie z. B. Fouché, der Herzog von Otranto, mit dem seither jede Verbindung abgebrochen gewesen war, der sich aber nun heimlich bei ihr einfand, um sie zu schleuniger Flucht zu überreden. Tatsächlich war auch schon das Gerücht im Umlauf, daß Hortense mit ihren Kronjuwelen die Truppenwerbungen Napoleons bestritten habe. Man wird es begreiflich finden, wenn sie sich unter solchen Umständen dazu verstand, ihre Wohnung aufzugeben und bei der einstigen Erzieherin ihres Bruders Unterschlupf zu suchen. Das gibt ihr Anlaß zu eigenartigen, doch uns Heutige kaum mehr überraschenden Beobachtungen über Systemwechsel und Mimikry, wie sie sich vom Fenster einer im dritten Stockwerk gelegenen Bürgerwohnung anstellen ließen. Hatte sie sich anfänglich nämlich ängstlich hüten müssen, um nicht von ihrem Gegenüber, einem königstreuen Maler, gesehen und angezeigt zu werden, so konnte sie am 20. März, dem Tage von Napoleons Einzug, feststellen, daß dieser Maler, der sonst immer das weiße Band seines Bourbonischen Ordens ostentativ im Knopfloch gezeigt hatte, nun plötzlich diesen Schmuck bescheiden hatte verschwinden lassen und jetzt eifrig an dem Bildnis eines Kaiserlichen Ministers arbeitete!

Mit jenem 20. März 1815 nun hatte Hortense zwar ihre Freiheit wieder, aber die alte Zeit war damit für sie noch längst nicht wiedergekehrt. Als einzige Angehörige der kaiserlichen Familie hatte sie einst durch Vermittlung des Zaren bei dem neuen Machthaber sich Aufenthaltserlaubnis in Frankreich erwirkt, und man wird es begreiflich finden, wenn Napoleon davon nicht gerade erbaut gewesen war und sie infolgedessen zunächst sehr kühl behandelte. Erst später, als er sich zu einem Frühstück in Malmaison einfand und damit die ganze in der Umgebung Josephinens verlebte Vergangenheit in ihm wieder mächtig wurde, kam es zu einer besseren Verständigung und Annäherung. Natürlich nahm Hortense wie einst an den abendlichen Empfängen, die sich an das Diner anschlossen, teil, und so kann sie in ihren Erinnerungen manch intimen Zug von seinem Aufenthalt auf Elba und dem Grunde seiner Rückkehr mitteilen. Die folgende Stelle sei daraus auch hier festgehalten: „Napoleon hatte dort eine kleine Besitzung, die Saint-Martin hieß, und auf die er täglich hinausritt; aber dieser Weg genügte seinem Tätigkeitsdrang längst nicht. Daß er sehr schlecht untergebracht war, gab ihm doch zu Klagen keinen Anlaß. Abends spielte er oft vingt-et-un oder Domino. Zuweilen war der oder jener Bewohner der Insel zu Gast, aber zu seiner täglichen Gesellschaft gehörten nur die Prinzessin Pauline, seine Mutter und Personen aus deren Gefolge. Kein einziger Brief aus Frankreich gelangte nach

Elba, und diese völlige Abgeschlossenheit mußte ihm seine traurige Lage natürlich noch verschärfen. Als zu Neujahr ein Brief des Grafen Lavallette eintraf, enthielt er auch nichts anderes als die üblichen Glückwünsche und Danksagungen. Sonst aber hatte man über die Vorgänge in Frankreich nicht den geringsten Anhaltspunkt. Nur zahlreiche Engländer unternahmen aus Neugier die Reise nach der Insel; sie wurden wohlwollend aufgenommen, und der Kaiser schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, mit ihnen zu plaudern. Ganze Wochen hindurch blieb man ohne jede Zeitung. Endlich trafen sie alle auf einmal ein, wurden geradezu verschlungen, und der Kaiser beschloß daraufhin sofort, die Insel umgehend zu verlassen. In seinen Plan weihte er nur seine Mutter ein, verbot ihr aber aufs strengste, darüber zu sprechen, besonders sollte die Prinzessin Pauline nichts davon erfahren, weil er genau wußte, daß sie nicht den Mund halten könne. Meine Schwiegermutter hat mir nachher ihre Unterhaltung erzählt. Am Abend gingen sie gemeinsam im Garten auf und ab. Dabei sagte der Kaiser: ‚Frankreich ist unglücklich. Tagtäglich büßt es mehr von seiner Machtstellung ein, zu der ich es gebracht habe. Was hältst du von meinem Plan, Mutter? Ich hätte nicht übel Lust, es aus dieser Lage zu befreien.‘ Darauf die Mutter, noch unter dem Eindruck des eben Mitgeteilten: ‚Laß mich einen Augenblick als Mutter darüber nachdenken, dann werde ich dir antworten.‘ Und nachdem sie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, leidenschaftlich: ‚Ja, geh, erfüll dein Geschick. Du bist nicht dazu geschaffen, auf dieser gottvergessenen Insel zu sterben‘.“

Was Hortense schließlich über die politische Lage in der Auffassung Napoleons mitteilt, ist nicht eben von Belang. Beachtenswert höchstens ein anonymer Brief, der offenbar im Auftrage des Zaren ihr eines Morgens vor die Tür gelegt worden war. Darin stand in nicht mißzuverstehender Weise, daß es für Rußland (und damit also auch für die Verbündeten) mit dem neuen Oberhaupt Frankreichs weder Frieden noch Waffenstillstand, noch sonst eine Verständigung gebe, worauf Napoleon übrigens sehr bald auch gar nicht mehr gerechnet haben dürfte. In der kaiserlichen Familie aber hoffte man offenbar noch immer auf einen anderen Ausweg, wenigstens überliefert Hortense einen darauf abzielenden Vorschlag ihres Bruders, des einstigen Vizekönigs von Italien, wonach Napoleon sich durch Plebiszit in seinem Kaisertum von der Nation hätte bestätigen lassen, danach aber abdanken sollen, um so die Krone seinem Sohne zu erhalten. Napoleon selbst täuschte sich, wie gesagt, über den Ernst der Lage keineswegs und setzte alles daran, auch nur hunderttausend Mann auf die Beine zu stellen, denen er dann schon die Stoßkraft einer doppelt so großen Armee geben wollte. Als dann aber im Juni 1815 die Stunde des Aufbruchs gekommen war, zeigte er zwar beim Abschiedsdiner die gewohnte Ruhe und unterhielt sich mit seinen Gästen völlig gelassen über literarische Dinge — wie es aber wirklich in ihm aussah, lehrt die nicht einfach rhetorisch zu nehmende, ahnungsschwere Frage, die er mit einem letzten Händedruck an die Gattin seines Großmarschalls Bertrand richtete: „Ob wir uns nicht doch noch nach Elba zurücksehnen werden?“

II.

Verspätet geht mir eine neue, grundsätzlich gewiß beachtsame Zeitschrift zu, die zum 1. Januar 1927 ihr erstes Heft herausbrachte: „L'esprit international, The international mind“ (Verlag Hachette, Paris), lautet der Titel dieser ausschließlich französisch geschriebenen Zeitschrift. In Verbindung mit dem Signet der Carnegie-Stiftung, die unter der Leitung von Nicholas Murray Butler als Herausgeberin zeichnet, dürfte er an sich schon als lebendigste Einführung in die Welt ihrer Absichten und Ziele empfunden werden. Im übrigen sorgt ein flüssig geschriebenes Vorwort noch besonders dafür, jedes Mißverständnis auszuschließen. Darin wendet sich das Redaktionskomitee gegen den subjektiven wie objektiven Mißbrauch der öffentlichen Meinung, die durch Irreleitung der großen Masse nur allzu häufig bereits zu den schwersten Störungen der internationalen Beziehungen geführt habe und deshalb der Kontrolle bedürfe. Aber noch immer sähen die wenigsten Menschen über die Mauern, die unsere Unzulänglichkeit fast um jedes Land herumgelegt hätte. „Wenn man von einigen wenigen absieht, die durch ihren Beruf oder sonstwie daran gewöhnt sind, auswärtige Veröffentlichungen über ihr eigenes Land zu lesen, so bleibt die große Menge unter uns, die ihre Nachbarn nur unter dem engsten Gesichtswinkel des traditionellen Standpunktes betrachtet. Die findet sich dann häufig mißverstanden oder ignoriert. Sollte es dennoch nicht möglich sein, diese Tendenzen zu bekämpfen, auf jeden dahin zu wirken, daß er lernt, seinen Nächsten zu verstehen und dessen Standpunkt zu begreifen, mit einem Wort, die Erziehung der internationalen öffentlichen Meinung ins Werk zu setzen? Diese Aufgabe der Klärung und wechselseitigen Erleuchtung hat sich die Zeitschrift vorgenommen. Sie wendet sich an alle diejenigen, die den Wunsch haben, den einengenden Einfluß ihres Milieus abzustreifen, und die ihr Gesichtsfeld genau so erweitern wollen wie ihre Informationsquellen, um mehr Anhaltspunkte für die Wertsetzung zu gewinnen und dadurch zu einer gerechteren und besser begründeten Meinung zu kommen.“

Zu den Deutschen, die sich diesen Standpunkt nach der Meinung der Carnegie-Stiftung bereits erobert haben, gehört natürlich Thomas Mann, dessen im Pariser Institut der Stiftung gehaltene Rede vom 20. Januar 1926 über die geistigen Tendenzen des heutigen Deutschlands hier Aufnahme gefunden hat. Voran geht der französischen, von Henri Lichtenberger besorgten Uebertragung ein Brief Thomas Manns an das Komitee der Stiftung vom 3. November 1926, in dem er sich für die Ehre der Mitarbeit bedankt und auf seinen inzwischen bei S. Fischer erschienenen Bericht über seinen dortigen Aufenthalt, den er unter dem Titel „Pariser Rechenschaft“ hat erscheinen lassen, kommentierend verweist. Man hatte ihn um solcher Ausführlichkeit willen pedantisch gescholten: „Warum bin ich gegen meine Gewohnheit so mitteilsam gewesen? Weil ich die feste Ueberzeugung hatte, daß alles das nicht mich allein anginge, daß die öffentliche Meinung meines Landes ein direktes Anrecht auf diese Erinnerungen habe, und daß ich mich nicht habe besser erkenntlich erweisen können für den Empfang, den man mir in Paris be-

reitet hat, als indem ich das alles nicht in egoistischer Weise für mich behielt, sondern meinen Landsleuten davon so sichtbar wie nur möglich Zeugnis ablegte. Weil ich das feste Gefühl hatte, daß man diese persönlichen Erinnerungen als einen Markstein in der Geschichte der Beziehungen zweier großen Völker würde betrachten müssen, auf deren Einvernehmen, wie ich in meinem Pariser Vortrag ausgeführt habe, der Friede, die Einigkeit und die Zukunft Europas beruht."

Aber die großen Aufgaben, an die die führenden Männer der neuen Zeitschrift herantreten, werden politisch wohl am bedeutsamsten umschrieben durch den Aufsatz des ehemaligen griechischen Außenministers Politis, der sich ausführlich über die neue internationale Politik ausläßt. Was er in seinen Ausführungen bietet ist nicht mehr und nicht weniger als der Versuch —, einen Knigge für den Umgang mit dem Völkerbund zu schreiben. Ausgehend von der Theorie des Gleichgewichts, die Europa Jahrzehnte hindurch beherrscht habe und die er natürlich verurteilt, weil sie zu jenen verhängnisvollen Koalitionen, die den großen Krieg von 1914 nach sich zogen, geführt hätten, leitet er über zu dem Völkerbund als dem Idealmittel, die Staaten in friedlicher Arbeit nebeneinander sich entwickeln zu lassen. Wenn es bisher trotzdem Reibungen und Mißverständnisse gegeben habe, so beruht das auf der falschen Auslegung, die man dem großartigen Instrument bisher habe zuteil werden lassen. Die Siegerstaaten hätten geglaubt, daß der Völkerbund vielleicht ausschließlich dazu da sei, sie in ihren Eroberungen zu bestätigen; die Besiegten dagegen angenommen, daß er der Weg sei, der ohne Krieg zu einer Revision der Verträge von 1919 führen müsse. „Diese Auffassung kann die schwersten Folgen haben: die Minoritäten werden zu ihrem Widerstand ermutigt, auf ihre Rechte pochend, fordern sie nur noch stürmischer Durchsetzung ihrer Wünsche; dabei werden delikate Fragen vor den Rat gebracht, und zahlreiche Staaten müssen es sich gefallen lassen, vernommen und öffentlich kritisiert zu werden. So laufen sie Gefahr, als Angeklagte zu gelten und den Anschein zu erwecken — und die feindliche Propaganda dürfte diese Auffassung noch unterstreichen —, als seien sie ihren internationalen Verpflichtungen widersätzlich nicht nachgekommen. Diese Folgen können dem Frieden recht abträglich werden. Um das zu vermeiden, müssen es sich die Minoritäten angelegen sein lassen, ihre Politik mit feinem Takt den Forderungen der neuen Situation anzupassen. Andererseits werden die Siegerstaaten alle Maßnahmen ergreifen müssen, den übernommenen Verpflichtungen aufrichtig und getreulich nachzukommen, um die Beschwerden der Minoritäten zu vermindern und schließlich gänzlich verschwinden zu lassen. Nur wenn sie es wagen können, sich auf einen Kampf vor dem Rat einzulassen, sich dort von den Klagen, die man gegen sie erhoben hat, zu reinigen, die Gesetzmäßigkeit ihrer Handlungsweise vor aller Oeffentlichkeit nachzuweisen und, wo nötig, ihr Unrecht einzusehen und wieder gutzumachen, nur dann werden sie schließlich es dahin bringen, daß man sich an systematisch verleumderische Anschuldigungen ins künftige nicht mehr heranwagt."

Politis verweist darauf, daß diese Gegensätzlichkeit des Nehmens auf der einen, des Gebens auf der anderen Seite

jeder Gesellschaft innewohne, und daß daher bei einigermaßen gutem Willen, den freilich alle Seiten bezeugen müßten, auch der Völkerbund über solche Reibungsflächen hinwegkommen müsse. Er vergißt dabei nur, daß die Verträge, die nun einmal zum Ausgangspunkt der ganzen Einrichtung genommen wurden, Deutschland und die übrigen besiegten Staaten ganz ungeheuerlich benachteiligt haben, und daß man daher wohl zuerst eine gesunde Grundlage wird schaffen müssen, wenn man an dem Völkerbund ein richtig und gerecht funktionierendes Organ wird haben wollen. Gern soll anerkannt werden, daß hier ein Staatsmann spricht, der nicht bloß über die Dinge nachgedacht hat, sondern sich auch Mühe gibt, über Parteien und Parteilichkeit hinauszukommen, daher seine Darlegungen Anregungen enthalten, die es wohl verdienten, diskutiert zu werden — nur freilich eben auf jenem Forum, das nicht ausschließlich für die Siegermächte Sitzplätze vorsieht.

III.

Die „Europäischen Gespräche", die unter der umsichtigen Leitung Albrecht Mendelssohn-Bartholdys in den vier Jahren ihres Bestehens als Hamburger Monatshefte für Auswärtige Politik namentlich zur Klärung oder doch Aufhellung des zentralen Problems der Kriegsschuld in Themenstellung und unerschrockener, weil wohlfundierter Beantwortung dankenswerte Arbeit geleistet haben, werden, nach dem ersten Heft des neuen Jahrgangs (das nun von dem bekannten Verlag Dr. Walther Rothschild in Berlin-Grunewald herausgegeben wird) zu urteilen, auch nach Beendigung der großen Aktenpublikation ihre bisherige, dem politischen Aufklärungsdienst in vornehm-sachlicher Weise dienende Arbeit nicht ruhen lassen. So entsprechen sie ihrem Programm, nicht zwar Politik zu treiben oder zu lehren, aber die politischen Dinge wissenschaftlich zu erfassen und zu erforschen und aus diesem fachlichen Studium praktische Lehren zu ziehen. Darum will auch Professor Mendelssohn-Bartholdy keineswegs jene Sentenz Lord Greys sich zu eigen machen, der er auf einem Londoner Diner in einem Trinkspruch auf den Völkerbund Ausdruck gab, daß nämlich vielleicht noch mehr als die Propaganda der ersten Kriegsschuld-Anklage eine Gegenpropaganda die Wahrheit verdunkele. Vielmehr weiß er mit vorbildlicher Würde dieser, wie er annehmen möchte, wohl nur von den Zeitungen verderbten Entgleisung oder Naivität entgegenzutreten:

„Wenn irgendwo in der Welt, auf ministerieller Höhe oder in der Tiefe einer pseudo-liberalen Jingo-Redaktion, die Meinung bestehen sollte, daß die Propaganda erst dann abzulehnen sei, wenn sie von Deutschland kommt, oder, noch deutlicher gesprochen, daß man nach acht Jahren unaufhörlicher propagandistischer Beschuldigungen der deutschen Vorkriegspolitik nun in dem Augenblick aufhören müsse, überhaupt noch von den Kriegsursachen zu sprechen, in dem von Deutschland aus eine große Zahl von russisch-französischen Geheimdokumenten zu einem Gegenangriff auf die Vorkriegsdiplomatie der Entente zusammengefaßt worden ist und eine Reihe von Historikern des Auslandes sich durch diese

Dokumente von schwerer Mitschuld der Kabinette von Petersburg und Paris überzeugt erklärt haben — wenn irgendwo die Meinung besteht, daß man *jetzt*, ehe dieser Gegenangriff noch weiter vorgetragen wird, aufhören solle, politisch von der Schuld am Kriege zu sprechen und nur noch in der Gelehrtenstube, weit vom Ohr des Volkes, sich mit den Ursachen des Krieges sollte beschäftigen dürfen, dann möchten auch wir mit der klarsten Entschiedenheit sagen: Quod non! Die ehrlich unbefangene und gewissenhafte Forschung kann wohl im Stillen beginnen, aber sie kann nicht in wahrer Verbindung der Geister über die ganze Welt hin vollendet werden, solange nicht der politische Kampf sich, propagandistisch wie er nun einmal sein muß, ausgetobt hat. Gerade wer in Deutschland an diesem Kampf selbst nicht teilnehmen kann — nicht jeder ist Gegenwartsmensch genug, um dabei diensttauglich zu sein —, der muß dennoch fordern, daß zunächst unbeschränkte Freiheit der Rede gewährt sei. Man komme uns jetzt nicht, nach diesen Jahren der Schmähung, mit einem Gebot des guten Tons; man warne *uns* nicht vor Uebertreibungen und Einseitigkeiten, solange drüben Bourgois-Pagès auf dem Schreibtisch steht und die „apokalyptischen Reiter" über die Kinowand laufen. Auch bei uns muß zuerst Sturm und Gewitter vorbeigegangen sein, damit die sanfte stille Stimme der Wahrheit, in gereinigter Luft, vernehmbar werde."

Der Reihe von Aufsätzen, die früher bereits „Ursachen und Anlässe, Ziele und Folgen" des Krimkrieges, des spanisch-amerikanischen und des russisch-japanischen Krieges behandelten, schließt sich im Januarheft 1927 eine außerordentlich bemerkenswerte Punktation über die Ursachen des großen Krieges an, die jene Gemeinsamkeit der Ansichten formuliert, wie sie Professor Mendelssohn-Bartholdy nach den verschiedensten Gesprächen und Diskussionen mit Hörern seiner im amerikanischen Williamstown gehaltenen Vorträge in einer Round-Table-Konferenz nach Darlegung seiner Ansicht über die Hauptergebnisse der deutschen Aktenpublikation entwerfen konnte. Die außerordentlich klar und gewandt abgefaßten Feststellungen sind der Wichtigkeit ihres Stoffes entsprechend so umfänglich, daß jeder Politiker, der weiter mitreden will, sich ernsthaft mit ihnen wird auseinandersetzen müssen. Hier als Hinweis und Probe nur zwei, freilich wesentlichste Punkte:

„*Der siebente Punkt*: Die Haager Konferenz von 1899 und der Widerspruch Deutschlands gegen die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit. Gerade in diesem Teil ihrer Arbeit sind die deutschen Aktenherausgeber in Deutschland selbst beschuldigt worden, sie hätten die Schuld des Kaisers und der Regierung am Scheitern dieser Verständigung, dieses geplanten Rechts-Bundes aller Staaten zu verschleiern oder zu beschönigen gesucht; ihre Anmerkungen und die Anordnung des 15. Bandes, der die Haager Konferenz zwischen den beiden Kriegen, dem amerikanisch-spanischen Krieg (Philippinen) und dem Burenkrieg zeigt, liefen darauf hinaus, die anderen Mächte der Unehrlichkeit bei ihren Beteuerungen echter Friedensliebe und strenger Rechtlichkeit im Völkerleben zu beschuldigen. Ich glaube nach reiflicher Prüfung nicht, daß wir Herausgeber gerade hier ein peccavi zu sagen hätten. Ich bekenne, daß ich dabei aus der heutigen Weltlage

heraus spreche, und damit, durch den Vergleich „ex post", etwas tue, was der Historiker nicht tun darf. Aber hier sprechen wir politisch, und die Tatsache, daß heute, im Zeichen des Völkerbundes und nach der völligen Vernichtung der deutschen Waffenmacht, alle anderen Großmächte, die Vereinigten Staaten voran, den Vorschlag eines für alle Streitfälle obligatorischen Schiedsgerichts ablehnen, ja diesen Vorschlag geradezu als einen unerträglichen Angriff auf ihre Souveränität ansehen, kann nicht unbeachtet bleiben, wenn wir über das Verhalten der deutschen Regierung bei jener Haager Konferenz zu Gericht sitzen. Bülow nahm als Staatssekretär des Auswärtigen Amts damals der Sache nach im wesentlichen denselben Standpunkt ein, den heute die Vereinigten Staaten gegenüber dem Ständigen Gerichtshof einnehmen: er lehnte diese Bindung für alle Zukunft und für ungewisse, nicht vorherzusehende Fälle ab und wollte sich die „Freiheit der Entschließung für jeden einzelnen Fall" wahren; dafür läßt sich, wenn es ernst gemeint ist, gerade vom Standpunkt des Pazifisten aus sehr viel sagen, da eine solche Regelung die Regierungen in jedem Einzelfall vor die ganze Verantwortung der Annahme oder Ablehnung schiedlicher Lösung stellt.

Wir sind durchaus nicht geneigt, die deutsche Konferenzpolitik da zu entschuldigen, wo sie, statt ruhig ihre Bedenken zu entwickeln und den Beschluß abzuwarten, die offene Aussprache zu umgehen und besonders ihre Bundesgenossen, deren Delegierte der obligatorisch-ständigen Schiedssprechung günstig gesinnt waren, scharf zu machen versucht hat. (Große Politik Nr. 4282, 4287, 4291, 4302.) Noch weniger wird man die Opposition beschönigen wollen, die, man möchte fast sagen aus Geschäftsneid, „alte Diplomaten und Politiker" als solche gegen die Uebertragung der Streitfälle an ein Schiedsgericht getrieben haben (Nr. 4311). Und am allerwenigsten kann die Rechtsabteilung des deutschen Auswärtigen Amts von dem Tadel dafür entlastet werden, daß sie in pedantischer Rechthaberei jenen Nur-Diplomaten beigestanden ist, statt zu erkennen, daß hier in der Tat der Rechtsgedanke im Völkerleben vorandringen wollte.

Aber eines werden wir dabei freilich jenen Zynikern zugeben müssen, die am stärksten gegen die ständige Schiedssprechung arbeiteten: es war ein Scheingefecht, das geführt wurde — zu einem guten Teil geführt wurde, um Deutschland vor der Welt als Feind friedlicher Lösungen zu diskreditieren, ohne daß die Treiber dieser Art von Friedenspolitik sich selbst auch nur im geringsten hätten verpflichten wollen, einen ernsten Streitfall schiedlich aburteilen zu lassen. Immer wieder versicherten die verantwortlichen Minister der Großmächte der deutschen Regierung, daß an ernste Fälle bei dem Pauncefoteschen Vorschlag nicht gedacht sei. „Nach hiesiger Auffassung solle das permanente Schiedsgericht lediglich die Aufgabe haben, Differenzen von geringerer Bedeutung, namentlich wenn es sich um pekuniäre Entschädigungsansprüche handele, nicht aber größere und politische Fragen zu entscheiden, und die Anrufung desselben solle nicht obligatorisch, sondern fakultativ sein," erklärte Lord Salisbury (Nr. 4306); ebenso stand Muravjev (4323 ff.). Und das Entscheidende war: man wußte aus der frischen Erfahrung des Krieges

der Vereinigten Staaten gegen Spanien, daß sowohl die Vermittlung als der Schiedsspruch, vom Schwächeren sehnlich gewünscht, vom Stärkeren aber aufs entschiedenste perhorresziert worden war. (Große Politik Nr. 4118 ff.). Dasselbe wiederholte sich kurz darauf im Burenkrieg, und nicht viel später im russisch-japanischen Krieg."

„Achter Punkt: Die deutsche Marokkopolitik. (Große Politik, Bände 20, 21, 24, 29.) Sie gilt in der Literatur zur Vorgeschichte des Krieges als das wichtigste Kapitel, und wir haben in Lord Grey's Memoiren noch ein letztes, ganz unwiderlegliches Zeugnis dafür, welche Bedeutung in der Tat die Marokkopolitik von 1905 bis 19111 für die Verschärfung des Gegensatzes der Mächtegruppen in Europa gehabt hat. Lord Grey's Auffassung läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die deutsche Regierung mit ihrem Anspruch des Mitredens in Marokko die Störung der englisch-französischen Freundschaft und schließlich die Zertrümmerung des englisch-französischen Mittelmeer-Abkommens von 1904 bezweckt habe; Deutschland habe auf diese Weise wieder in die Position der neunziger Jahre zurückzugelangen versucht, in der England seinen Erpressungen — besonders in Aegypten und Mittelafrika — wehrlos ausgesetzt gewesen sei.

Nun bestreiten wir nicht, daß die Angst Englands vor einer Wiederkehr des Zustandes der neunziger Jahre einen gewissen Grund hatte; denn wirklich war, wie unsere Akten in aller Ausführlichkeit (und vor dem Erscheinen der Grey'schen Memoiren) gezeigt hatten, in den zwei einzigen Konfliktsfällen dieser vierzehn Jahre zwischen 1890 und 1904, bei dem Einspruch gegen die englische Kongo-Pacht 1894 und bei der mise en demeure wegen englischen Schikanen in Kleinasien die Form der Marschall'schen Eröffnungen an England ungeschickt und für die Empfindlichkeit des Foreign Office verletzend, und noch mehr gilt das von Marschalls zurückgenommenem, dann aber den übrigen Kabinetten notifizierten Ultimatum wegen des Jameson-Einfalls.

Auch wird niemand bestreiten wollen, daß die deutsche Politik das englisch-französische Abkommen von 1904 in seiner Einseitigkeit ungern gesehen und versucht hat, ein gleiches Abkommen aus England herauszuholen, was ihr mißlang, und daß sie auch, besonders von 1901 an, einer spanischen Anregung folgend, mehrfach sich um eine Kontinentalliga gegen England bemüht hat. Aber das waren Züge der deutschen Politik, die eben zunächst gegen die Bildung zweier annähernd gleichen Machtgruppen in Europa gerichtet waren — Deutschland war ja damals noch nicht so völlig isoliert wie von 1908 an — und das, was Deutschland erreichen wollte, konnte die Isolierung Englands sein; es konnte aber auch ebensogut sein die Stellung Englands zwischen Deutschland und Frankreich, die heute im Locarnovertrag verbrieft ist. War das aber der Fall, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß das England von 1904 sich schon dafür entschieden hatte, die damalige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, den damaligen Friedensstand Europas, nicht verbürgen zu können, sondern nur verbürgen zu können (wie es jetzt getan hat) eine Grenze, die Frankreich den Rhein in die Hand gibt. Und wo ist dann die Kriegsursache?

Das deutsche Aktenwerk gibt etwa 1600 Dokumente zur Marokkofrage von 1904 bis 1911, und eine große Zahl davon ist äußerst schwierig-diplomatischer Art. Wir beanspruchen nicht, die Frage zu lösen, zu der ja auch die englischen und französischen Akten hoffentlich in gleicher Lückenlosigkeit sprechen werden; aber wir stellen diese Frage: ist es wahr, daß der deutsche Anspruch auf gleiche wirtschaftliche Machtsphäre in Marokko nur (oder wenigstens in der Hauptsache) ein politischer Zug gegen die Aussöhnung Englands und Frankreichs war? Ist es nicht wahr, daß die deutschen Unternehmungen in Marokko sich durch das englisch-französische Abkommen bedroht fühlen und von der Vorherrschaft Frankreichs eine Politik der „geschlossenen Tür" befürchten konnten? Und war das nicht bei gutem Willen und offenem Blick für England zu erkennen?

Nur zwei Sätze sollen positiv aufgestellt werden, von denen der eine gegen, der andere für die deutsche Politik spricht; für diese Sätze werden wir Zustimmung auch der Gegner erwarten können.

Gegen die deutsche Politik sprechen unsere Akten insofern, als diese Politik nach außen den Kaiser in völlig falschem Licht erscheinen ließ und dadurch im Ausland, und gerade auch im weitab gelegenen, nach dem Schein urteilenden Ausland die Legende von dem Kaiser im glänzenden Adlerhelm und mit dem klirrenden Säbel geradezu züchtete. Die Akten zeigen, daß der Kaiser in einer bei seinem Wesen ganz ungewöhnlichen Beständigkeit der aggressiven Marokkopolitik entgegen war, sich der Tanger-Aktion bis zuletzt zu entziehen suchte, in der Casablanca-Affäre die deutschen Beamten aufs schärfste tadelte und in den letzten Stadien der Kiderlen'schen Marokkopolitik von diesem, wo es immer ging, ohne Nachricht gelassen und ferngehalten wurde. (Große Politik Nr. 6563 ff., 7029, 7064, 7291, 8282 Anm., 8371, 8448, 8457, 10 485, 10 543, 10 576 Anm., 10 600, 10 607, 10 630, 10 638, 10 699; am besten zusammenfassend die Notiz vom 4. Oktober 1908 (Nr. 8457): „S. M. der Kaiser hat den Vassel'schen Bericht vom 18. v. M. mit großem Interesse gelesen. Der Bericht sei ausgezeichnet geschrieben, und Vassel habe scharf beobachtet. Das Resultat, zu dem er gelange, sei aber eine scharfe Verurteilung unserer bisherigen Marokkopolitik. Das Ziel, welches wir uns gesteckt, und welches leider den Beifall der ganzen öffentlichen Meinung in Deutschland finde, würden wir doch nicht erreichen. Es sei daher allerhöchstseine Ansicht und sein Wunsch — das möge ich dem Auswärtigen Amt sogleich mitteilen —, daß wir uns, soweit es noch gehe, mit Anstand aus der Affaire ziehen und so schnell wie möglich zu einer Verständigung mit Frankreich über Marokko unbeanstandet des Zwischenfalls in Casablanca kommen sollten. Dreier Deserteure wegen, die sich ihrer Militärpflicht in Deutschland schimpflicherweise entzogen hätten, dürfe eine Störung der durch unsere Note bereits angebahnten Verständigung mit Frankreich nicht stattfinden. Jenisch." Das oben an letzter Stelle genannte Aktenstück wird in Anm.*** durch jene Angriffe der deutschen Presse erläutert, in denen der Kaiser als „Stütze der englischen und französischen Politik" und als ein schmählich gefallener König angegriffen wurde, weil er eine friedliche Lösung der Agadirkrise wünschte.)

Für die deutsche Politik aber spricht, stärker als irgendein Dokument, die Tatsache, daß seit 1912 Marokko aus den potentiellen Kriegsgründen völlig ausgeschaltet war und daß dann auch in dem Konflikt, aus dem der Weltkrieg entstand, Marokko überhaupt keine Rolle gespielt hat."

IV.

Die „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" gibt soeben in einem Ergänzungsheft II (Selbstverlag 1927. Buchhändlerischer Vertrieb durch Dietrich Reimer Verlag) den wesentlichen Inhalt von vier Vorträgen wieder, die vor drei Jahren bereits der Amsterdamer Geograph S. R. Steinmetz als Gast der Berliner Universität über die Nationalitäten in Europa gehalten hat. Die Minderheitenfrage ist seitdem viel diskutiert worden, und gerade auch unsere Zeitschrift darf mit Genugtuung darauf verweisen, daß sie durch einen der besten Sachkenner, Staatssekretär a. D. Lutz Korodi, sie von allen Seiten hat beleuchten lassen. Auch verfügen wir jetzt über Max Hildebert Böhms hochverdienstvolles Buch „Europa irredenta". Was dennoch den Ausführungen von Professor Steinmetz eine besondere Beachtung in hoffentlich weitesten Kreisen muß schenken lassen, ist einmal die nicht zu übersehende Tatsache, daß diese Darlegungen von einem Gelehrten stammen, der als maßgebender Vertreter des neutralen Auslandes auch bei einem internationalen Forum aufmerksameres Gehör finden wird, zu zweit der bedeutsame Umstand, daß er seine Beurteilungen auf eine vielfach gerade aus dem ehemals feindlichen Auslande stammende Literatur stützen kann. Die sich so ergebenden Resultate sind für unsere gegenwärtige Lage so überaus wichtig, daß sie wenigstens an zwei Beispielen Belege finden sollen. Zunächst mag da wiederholt werden, was er in mustergültig klarer Zusammendrängung des stoff- und problemreichen Komplexes über Elsaß und Lothringen vorzutragen hat. Die entscheidende Frage lautet für ihn: waren die Elsässer und die deutschen Lothringer zu den drei entscheidenden Zeitpunkten, nämlich in den Jahren 1681, 1871 und 1918, Franzosen oder Deutsche? Seine Beantwortung der verwickelten Angelegenheit gibt Steinmetz mit folgender Auseinandersetzung:

„Der Rasse nach sind die betreffenden Menschen nicht von der Süddeutschlands zu unterscheiden: alpiner Typus herrscht hier wie in Frankreich, und die blonde nordische Rasse fehlt in Nordfrankreich ebensowenig wie in Deutschland. Die Geschichte erzählt uns, daß die Lothringer zu den ripuarischen Franken gehörten, die Elsässer zu dem Volksstamm der Alemannen. Die Ortsnamen bestätigen dies. Während des ganzen Mittelalters gehörten diese Länder zum Deutschen Reich, obwohl Metz und Westlothringen von französischer Kultur durchdrungen waren. Durchaus deutsch blühten hier die sehr selbständigen Reichsstädte, alle Schicksale des Deutschen Reiches: wie Kaisermacht, Städteblüte, inneren Kampf, Reformation und Dreißigjährigen Krieg, erlebten sie mit, nicht die des französischen. Aber schon um 1300 strebte Philipp der Schöne nach der Erweiterung der französischen Grenze und unterstützte diese reinen Eroberungspläne mit denselben Phrasen,

die später Verwendung fanden. Mit großer Grausamkeit traten schon damals die Franzosen in diesen Gegenden auf. Gegen Ende des Mittelalters hatten sie Lothringen zum Teil durchsetzt, und viele Beziehungen verbanden beide. Elsaß war unter verschiedene Herren verteilt, aber die Sprache, die gemeinsame deutsche Kultur hielten das Volk mit dem Reich verbunden, der ganze Süden gehörte dem Hause Oesterreich. Auch die lothringischen Städte schätzten ihre deutsche Städtefreiheit im Gegensatze zu dem französischen absolutistischen Zentralismus sehr hoch. Es ist aber begreiflich, daß diese Städte und Länder dem lockeren Verbande des Deutschen Reiches nicht so fest angeschlossen waren und die Autorität der Einheit nicht so deutlich spürten, wie es in einem Territorialstaate oder gar in einem späteren Nationalstaat möglich war. Das war aber mit allen Teilen Deutschlands der Fall. Da nahm Franz I., der das linksrheinische Land erobern wollte, einige Städte in Besitz (1552); das Reich war zu schwach, sie zu verteidigen; auch war es zu zerspaltet, — das ewige deutsche Elend. Während des Dreißigjährigen Krieges galt das erst recht.

Wie wenig französisch sich damals die Bevölkerung fühlte, geht daraus hervor, daß der berühmte Jean Callot sich weigerte, den Einzug des französischen Königs in Nancy mit seiner Kunst zu verherrlichen; er verewigte aber in seinen Zeichnungen die gräßliche, abermalige Verwüstung des Landes durch die Franzosen. Beim Frieden von Münster 1648 wurde nach Lavisse nur das Ober-Elsaß an Frankreich abgetreten. „D'une séparation totale de l'Alsace et de l'Allemagne il ne fut pas question". Der Moniteur von 1790, Nr. 53, erkennt an, daß Straßburg und andere Teile zum Deutschen Reich gehörten und ihm durch „l'ambition" geraubt wurden, aber nach dem Völkerrechte wieder dem Reich zugehören sollten. Europa war entrüstet, als Ludwig XIV. Nanzig 1670 und Straßburg 1681 mitten im Frieden raubte. Lothringen wurde 1674 von Turennes wilden Horden vernichtet, also nicht als französisches Gebiet betrachtet! Fénélon und in unserer Zeit Lavisse verurteilten die Posse der „chambres de réunion" aufs schärfste. Die Gallisierung des Landes wurde in der allergrausamsten und brutalsten Weise vorgenommen. Franzosen, besonders Picardier, wurden eingeführt und angesiedelt. Das sind alles die besten Beweise, daß Elsaß-Lothringen nicht französisches Land war, die Bevölkerung nicht als solche betrachtet wurde und daß diese keineswegs freiwillig ihren Staat und ihre Nationalität aufgab. Batiffol versuchte 1918 die Geschichte zu fälschen: ohne Gewalt wäre die Annexion vorgegangen, Lavisse aber hatte das Umgekehrte schon eher eingestanden. Die breite Masse des Volkes blieb den deutschen Sitten, der deutschen Sprache, ihrer deutschen Art treu. Erfolg hatten die Franzosen nur bei den höheren Klassen und in der Verwaltung, die moderner und besser war als die damalige deutsche. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drang die damals unleugbar überlegene französische Kultur und Aufklärung in das Elsaß ein. Den Wendepunkt bildete erst die große Revolution, welche hier, wie übrigens in ganz Europa, mit Jubel begrüßt wurde. Man hatte die Könige gehaßt und konnte sich deshalb mit dem Volke verbrüdern. Das Deutsche Reich, damals so

feudal, veraltet und machtlos, hatte dem nichts gegenüberzustellen. Wie tief innerlich muß das Deutschtum hier aber gewesen sein, daß das Volk dennoch solange treu blieb. Napoleon eroberte dann das linke Rheinufer, der Siegesrausch des Kaiserreichs ergriff die Elsässer, jetzt auch begreiflicherweise die niederen Klassen, wie Görres erkannt hat. Die neue Wohlfahrt, die verfeinerte Kultur, der politische Liberalismus gewann alle Geister, die relative Demokratisierung des Landes tat das übrige. Der große Befreiungskrieg gegen Napoleon wurde von den Elsässern nicht mehr mitgemacht, ebensowenig die deutschen Fortschritte auf jedem Gebiete seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Unsere Antwort auf die ersten zwei der drei gestellten Fragen ist also: Mitte des 17. Jahrhunderts beim Raub durch Frankreich waren die Elsässer und deutschen Lothringer in jeder Hinsicht gute Deutsche, die Eroberungen, die Schwierigkeiten in der Gallisierung und die eigenen französischen Aussprüche beweisen es; um 1870 aber war das entschieden nicht mehr so. Das Volk hatte die deutsche Sprache zwar behalten, wie ich selbst oft spürte, die höheren Klassen aber nicht, und die ganze Bevölkerung fühlte sich wie ein Teil Frankreichs, ein Verlangen, nach Deutschland zurückzukehren, gab es wohl nirgends. Andererseits hatte das Land die weit längste Zeit zu Deutschland gehört und war in der Periode so gut deutsch wie irgendein anderer Teil; allerdings betraf dies die pränationale Periode, und gerade in der nationalen war es französisch, mit vollem Bewußtsein und aus freiem Willen. Im Jahre 1870 hat Deutschland also insofern entschieden nicht nach dem Nationalitätsprinzip gehandelt, als es Elsaß-Lothringen annektierte: eine freie, ehrliche Volksabstimmung hätte diese gewiß nicht gutgeheißen. Dennoch mußte die Entnationalisierung noch durch die Regierung Napoleons III. mit aler Strenge durchgeführt werden, und gab es bis tief in das 19. Jahrhundert hinein viele sehr beachtenswerte Aussprüche von Liebe und Treue für die deutsche Sprache und die angestammte deutsche Kultur.

Und wie war es nach 1870? Wurden die annektierten, altdeutschen Länder durch das deutsche Volk mit offenen Armen aufgenommen? War man sich bewußt, daß ihr Herz gewonnen werden mußte, daß sie die Vorteile jeder Art, welche die Mitgliedschaft des Deutschen Reiches gewähren konnte, auch lebhaft und ungeschmälert erhalten und empfinden mußten? Konnten sie sich vollständig als Deutsche unter Deutschen im vereinten Vaterlande fühlen? Ich glaube, diese Fragen können kaum mit ja beantwortet werden. Das Reich hat im Reichsland eine veraltete, engherzige Politik geführt; es hat das Volk, die breite Masse, nicht an sich gezogen, und die umworbenen höheren Klassen nicht zu gewinnen vermocht, was es vorher hätte wissen können. Mehrere neutrale, Deutschland sehr zugeneigte Beurteiler, welche das Elsaß kannten, waren dieser Meinung. Deutschland hätte das Volk aber sehr wohl ganz gewinnen können, denn einige Tatsachen weisen darauf hin: die Ablehnung eines Plebiszits durch die siegreiche französische Regierung, die Aussprüche Lienhards, die Lepelletiers, des französischen sehr patriotischen Abgeordneten, daß Metz vollständig eine deutsche Stadt geworden, die Marcel Sembats, daß die Trennung von Deutschland nicht länger begehrt wurde, und sehr viel anderes mehr.

Hätte Deutschland, das den Weltkrieg so großartig geführt hat, wie nie ein anderes Volk je einen Krieg, gesiegt, hätte der Krieg kürzer gedauert, hätte das Grenzland nicht so besonders schwer unter ihm gelitten, Elsaß und Lothringen wären für immer fest mit dem übrigen deutschen Volk verbunden geblieben."

Steinmetz erinnert daran, daß noch 1917 der „Temps" (in der Nummer vom 6. Juni) es nicht gewagt habe, die Entscheidung auf eine Volksabstimmung zu stellen; und wenn auch der Kenner elsässischer Erinnerungen von Hohenlohe bis zu Lujo Brentano nicht bloß „ein wenig mehr Geschick von deutscher Seite und ein bißchen Zeit" gewünscht hätte, so wird er bei mehr superlativischer Verwendung dieser Geschicklichkeit gewiß gern an das holländische Sprichwort glauben, wonach es auf altem Eise leicht friert.

An zweiter Stelle mag Steinmetz mit seiner Aeußerung über die italienische Irredenta hier zu Wort kommen. Korsika rechnet er eigentlich gar nicht dazu, weil er die Bewohner dieser Insel als praenational bezeichnet, in sozialer, kultureller und politisch-wirtschaftlicher Hinsicht sie kaum höher bewertend als die Albanier. Nun aber seine Stellungnahme zur Südtiroler Frage, die hier um so mehr am Platze ist, als wir seit einigen Wochen ein ganzes Buch von 430 Seiten besitzen, das Paul Herre der schwierigen Materie gewidmet hat. (C. H. Beck Verlag München 1927):

„Etwa um 15 v. Chr. haben die Römer das Land erobert und romanisiert, aber nicht tief, und bald drangen die deutschen Stämme von Norden herein, in welcher Zahl, ist unbekannt; wohl aber ist bekannt, daß Kaiser Otto das ganze Gebiet bis zum Mincio und Po vereinte. Um 1600 waren das Volk und die niedere Geistlichkeit in Trient italienisch und verstanden die deutsche Sprache nicht, im 18. Jahrhundert gingen deutsche Sprache und Art hier noch mehr zurück. Schon um 1751 zeigte sich eine gewisse Irredenta unter den südtirolischen Studenten der Universität von Bologna; wirtschaftliche Unzufriedenheit kam hinzu, den Deutschen mangelte es an Takt. Napoleon verteilte das Land unter Bayern und Italien, also nicht im Interesse der Nationalität, sondern in dem seiner Politik. Bayern war, die Italiener machten sich in Tirol verhaßt. Während des ganzen 19. Jahrhunderts nahm die italienische Bewegung in Welsch-Tirol zu und blieb die Abwehr der österreichischen Regierung schwach. Schon 1859 war es deutlich, daß die Italiener schnell vordrangen und daß ihr Ziel die Brenner-Grenze war. In den jetzt folgenden Wirren schien es, daß die Bauern, die Geistlichkeit und die Beamten im Süden der Regierung treu blieben, der Adel und die Grundbesitzer aber zu Italien neigten, ein Verhältnis ungefähr wie in Flandern, wo die höhere Klasse „franskiljonsch" ist. Mazzini entwarf sein irredentistisches Programm, welches sich darauf stützte, daß Rom hier vormals herrschte, Sprache und Sitten auf italienische Art hinwiesen, und . . . daß Italien hier ein prächtiges Einfalltor besitzen würde. Das Volk zeigte aber noch immer wenig Interesse für die Trennung, mit den deutschen Tirolern war es durch Kirche und gleiche Lebensweise verbunden. Im Eves-Tal bei Bozen wurde die deutsche Sprache auf den Schulen verlangt,

und in Lusern bei Trient war Andreas Hofer noch im Jahre 1900 der gefeierte Held. Italien, der Bundesgenosse Deutschlands und Oesterreichs, rüstete sich offenbar zum Kampfe gegen das letztere um seine Irredenta, wohl nicht ohne die Sicherheit dabei, in Frankreich Hilfe zu finden. Die Vorwürfe der italienischen Bevölkerung Südtirols finden wir ausführlich vorgetragen und leidenschaftlich verteidigt bei Gayda, die österreichische Ansicht bei Mayr. Dem Unparteiischen macht es den Eindruck, daß Eroberungssucht und nicht Nationalismus Italien bewegten, wie aus den an Oesterreich gestellten Forderungen vom 8. April 1915 hervorging. Die Niederlage Mitteleuropas im Weltkrieg hat Italien dies alles gegeben, weit über die Grenze der Nationalität hinaus. Mit der Brenner-Grenze bekamen die Italiener zwei Drittel der Bevölkerung von ganz Tirol, d. h. alle Ladiner, die keine Italiener sind, und 43 v. H. der entschieden deutschen Tiroler; mehr als ein Drittel der Bevölkerung ihres eroberten Gebietes sind Deutsche. Dagegen könnte die Salurner Grenze als die richtige Nationalitätsgrenze betrachtet werden, bei der die geringste Zahl auf beiden Seiten ihre Nationalität verloren hätte, das Ideal in solchen Fällen. Dafür siegte aber die Eroberungssucht der Italiener, und zwar ohne eigenen Sieg, also mit völkisch schwachem Fundamente. Sogar Auerbach und Dominian (zwei dem ehemaligen Feindbund angehörige Sachkenner) hatten Salurn als den richtigen Grenzpunkt anerkannt."

Was Steinmetz in wenigen beispielgebenden Sätzen skizziert, findet reichste und gründlichste Fundierung in Herres Werk über die Südtiroler Frage, das aus souveräner Beherrschung des historischen Tatbestandes überzeugend nachweisen kann, wie „nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Pfluge das deutsche Volk sich das geschichtliche Recht an Etsch und Eisack" eroberte, und trotz stoffreicher Argumentierung fesselnd darlegen kann, wie Mussolinis loderndes Wort von der italienischen Grenze, die von der unfehlbaren Hand Gottes gezeichnet sei, verstanden werden müsse.

So ist es ein Buch geworden, dem man nicht nur in weitesten Kreisen Deutschlands teilnehmende Aufnahme wünschen muß; auch im Ausland, und voran in Italien, sollte es sachlich-ruhige Leser finden, die vor allem breit sind, die besinnlichen Schlußbetrachtungen Professor Herres produktiv in sich weiter wirken zu lassen. Herre ist kein bramarbasierender Teutone, der allenthalben gordische Knoten zerhauen möchte. Ausdrücklich betont er am Schluß nochmals, daß der Streit um die Brennergrenze keinesfalls mehr den Inhalt der Südtiroler Frage bilde. Und ebensowenig erwartet er in draufgängerischer Art von Deutschlands Außenminister, daß er mit Hilfe des Artikels 11 oder 19 der Völkerbundssatzung die Frage vor dem internationalen Forum sofort anschneide. „Sicherlich sind mancherlei Gefahren damit verbunden, und der verantwortliche Staatsmann ist berechtigt und verpflichtet, ihnen in weitgehendem Umfange Rechnung zu tragen und sich voreiliger Handlungen zu enthalten." Aber ein Recht auf Einspruch seitens des deutschen Volkes wie der Weltmeinung gegen die rücksichtslose Entnationalisierung der deutschen Minderheiten Südtirols muß der anderen Seite gleichfalls unbe-

nommen bleiben. Vielleicht, daß Italien ihn eher begreifen lernt, wenn es den psychologischen Grund dafür kennt, weshalb wir uns gerade um diese 200 000 Deutschen mit solcher Vorliebe kümmern: „Der Deutsche ist der Mensch des Südwehs, und Südtirol ist das deutsche Sonnenland. Dieses Gebiet, in dem die südliche Natur mit großartigen Uebergängen in die nordische Landschaft wächst, steht dem deutschen Gebiet besonders nahe.“ Gewiß ist das eine gewichtige Realität, aber ob man dafür auf Mussolinis Verständnis wird rechnen dürfen? Herre tastet vorsichtig alle Möglichkeiten ab, prüft alle Handhaben, die irgendwie dazu dienen könnten, den Dingen Einhalt zu tun — und fragt endlich und kaum noch mit rechter Zuversicht, ob man nicht an Mussolini selbst appellieren solle, der doch — 1919! — einst scharf zwischen dem politischen Problem der Brennergrenze und dem kulturellen der Behandlung der fremdstämmigen Volksteile geschieden habe. „Möchte Mussolini, wenn nicht Italien, die Kraft finden, von sich aus diesen Weg zu beschreiten. Dann wird Südtirol werden, was es schon hätte sein können: die Brücke für eine dauernde Verständigung und Freundschaft zwischen dem deutschen und italienischen Volk.“ Hoffentlich ist die inzwischen erfolgte Zwangsverschickung des deutschen Rechtsanwalts Dr. Holdin in Salurn, die von den in Innsbruck am 1. Februar 1927 lebhaft dagegen protestierenden Tirolern in ihrer Entschließung als ein Kampf gegen die gesamte deutsche Kultur bezeichnet wurde, nicht bereits die endgültige Antwort des faschistischen Italiens auf jenen hochsinnigen Schlußappell Paul Herres an italienische Einsicht und Ritterlichkeit.

Walter Heynen.

Besprechungen

Philosophie

Philipp Mainländer, Meine Soldatengeschichte, herausgegeben von Walter Rauschenberger. Berlin, Georg Stilke. 1925.)

Am 31. März 1876 hat der erst 34 Jahre alte Philipp Batz — er nannte sich Mainländer — am Tage des Erscheinens des ersten Bandes seines Werkes: „Die Philosophie der Erlösung" seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt. Der Fall steht nicht einzig da. Ist es der Wunsch eines Ehrgeizigen, seinem Werke verstärkte Aufmerksamkeit zu schaffen, der hier in den Tod getrieben hat? — Dann fiele das Ereignis in die — noch zu schreibende — Psychologie der Eitelkeit. Ist es eine Auswirkung des noch über Schopenhauer hinaus gesteigerten Pessimismus, den Mainländer-Batz als Lebensüberzeugung durch seinen Tod bekräftigt hat? — Es war kein frühzeitig Erschöpfter, kein Hysteriker, der sich hier den Tod gab; ein Mann in bester Vollkraft, schaffensfähig und lebensstark; freilich ein Sonderling in seiner ganzen Lebensführung, einer, der Wohlleben und glatte Bahn nicht ertragen konnte, der sich nach Leid und Plage sehnte — Christus und Buddha sind seine Idealgestalten, deren Leben er nachzugestalten sucht — der am Grabe seiner Mutter Virginität bis in den Tod gelobte; wir wissen nicht, ob infolge trüber Erfahrungen mit Frauen, ob aus geschlechtlicher Anormalität heraus, oder vielleicht doch unter dem Zwang der Idee, die leidende Menschheit müsse durch freiwillige Enthaltsamkeit, also durch Aussterben, Erlösung vom Leid des Lebens suchen?[1]) — In jedem Falle gehört die Geschichte Mainländers in die Sexualpathologie, mag man sie deuten, wie man will. —

Der frühzeitig Dahingegangene hinterließ neben der zweibändigen, heute noch selten gelesenen „Philosophie der Erlösung" Bruchstücke einer Selbstbiographie. Er war keine jener triebhaften Naturen, die unmittelbar unter dem Zwang eines gebieterischen Gefühls zu handeln pflegen, bei denen Besinnung und Prüfung ihres Tuns erst nachfolgt; sondern, im Gegensatz dazu, stark reflexiv veranlagt, immer mit sich selbst und seiner Person beschäftigt, jeden Schritt seines Lebens sorgsam erwägend, mit Bewußtsein, ja fast mit genießerischem Behagen lebend. Das alles verrät die vorliegende biographisch-psychographische Skizze „Meine Soldatengeschichte", die Walter Rauschenberger jetzt aus dem unveröffentlichten Nachlaß Mainländers in der Schriftenreihe der „Preußischen Jahrbücher" (Nr. 18) veröffentlicht hat. 1861, 20jährig, hatte er sich vom Dienst in der hessischen Armee losgekauft; von 1866 an bemüht er sich ernstlich darum,

[1]) „Im Taumel der Wollust wird die Erlösung verscherzt." — „Die Menschheit zuerst leidlos machen, dann sie in den Frieden des absoluten Todes führen, das wollen die echten Philosophen . . ." (Philos. d. Erlös. II, 322.)

als Freiwilliger in die preußische Armee eingestellt zu werden, in den Krieg zu ziehen, auf dem Schlachtfeld zu sterben (S. 17)! Als selbst der Krieg 1870/71 vorübergeht, ohne daß der Wunsch Erfüllung fand, verdoppelt er seine Bemühungen, aus Vaterlandsliebe, weil es wieder Krieg geben würde, wie er sagt; aus Sehnsucht nach Schwerem, nach leidvollem Erleben, wie es sich seinem tiefsten Innern entringt, ja, im letzten Grunde wohl aus jener Todessehnsucht heraus, die ihn offenbar schon jahrelang gequält und die ihn schließlich zuletzt in den Tod getrieben hat. 1874 — durch ein Immediatgesuch an den Kaiser — erreicht er sein Ziel, und, um das Maß des Schweren ganz vollzumachen, wählt er als Regiment die Halberstädter Kürassiere. Es ist zugleich das Jahr, in dem er — in wenigen Monaten — sein Werk: „Die Philosophie der Erlösung" schreibt. Sie sollte eine Fortsetzung der Lehren Kants und Schopenhauers sein, zugleich Wissenschaft und Religion, Bestätigung des Buddhismus und Christentums, dabei aber von Grund auf atheistisch. Die geistige Entwicklung der Zeit ist hart darüber hinweggeschritten. Mainländer ist heute im Kern als entschiedener Anhänger Schopenhauers gestempelt. Man kann nicht sagen, daß er die geistige Größe seines Meisters erreicht hat. Ihm fehlt — (bei aller Konsequenz der Grundlinien) — dessen Universalität und Tiefe.

Aber die Mainländersche Soldatengeschichte ist — abgesehen von dem Wert der biographischen Erzählung — in jedem Falle doch eine wertvolle Quelle für psychologische Untersuchungen. Es ist die Frage: Inwieweit besteht ein Zusammenhang zwischen depressiver (melancholischer) Gemütsverfassung und pessimistischer Lebensbewertung? — Schopenhauer war im Leben ein behaglicher Genießer, mürrisch und ungenießbar für andere, die ihm zur Unzeit in den Weg kamen, aber in sich selbst doch von einer gewissen satten Zufriedenheit mit seiner Person und seinem Lebensschicksal. Er lehrte den Unwert des Lebens. — Mainländer hatte eine im Ganzen offenbar ruhige und glatte Bahn, ein materiell jedenfalls sorgenfreies Leben; aber er sehnte sich nach Leid und Ungemach und legte sich freiwillig ungeheure Lasten auf. Auch er lehrte dabei den Unwert des Lebens und zog für sich daraus sogar die Konsequenz des freiwilligen Todes. Ist der Pessimismus als Weltanschauung also ein Ergebnis der Erfahrung? Oder nicht vielmehr eine psychologische Grundeinstellung des Menschen, die aller Erfahrung vorhergeht und diese erst ihrem Charakter nach bestimmt? — „Das Leben überhaupt ist ein elend jämmerliches Ding: es war immer elend und jämmerlich und wird immer elend und jämmerlich sein, und Nichtsein ist besser als Sein" („Philosophie der Erlösung", I, 207 f.). Derselbe, der so schreibt, schildert aber in seiner Biographie eine Fülle tiefer, echter Freuden: „Kein Fest im ganzen Jahr steht meinem Herzen so nahe als das Weihnachtsfest. Ich glaube, ich könnte zwölf Meilen weit laufen, nur um zehn Minuten lang in die strahlenden Lichter des grünen Baums starren zu können. Ich bade mich um diese Zeit immer in einem Meer der Lust und des Frohsinns" (!). — „Ich war von jeher ein flotter Tänzer (auf den Bällen in Neapel habe ich stets Kehraus gemacht) . . ." — „Das Karriere-Reiten bei der Kavallerie . . . ist die höchste Lust, die der Mensch in

der Bewegung empfinden kann. Es ist das schönste Reiten, ein himmlisches Vergnügen." — „Die Felddienstübungen waren die reine Wonne und gaben den Vorgeschmack aller Herrlichkeiten des in zaubervoller Ferne liegenden Mannövers." — Die Proben des Widerspruchsvollen könnten noch vermehrt werden. Für die Psychologie des Pessimismus in der Philosophie dürften sie unentbehrlich sein.

Im Ganzen ist die Erscheinung Mainländers für den Psychologen reich an Problemen, ja, an Rätseln. Das Dunkel wird sich nie ganz lichten lassen, ebensowenig wie bei Kleist oder bei dem jugendlichen, ungewöhnlich begabten Otto Weininger, der vielleicht ebenso für sein Werk „Geschlecht und Charakter" starb wie Mainländer für seine „Philosophie der Erlösung". Dem Selbstmord gegenüber versagt bisher noch fast aller psychologischer Spürsinn. Zumal da, wo er mit sexuellen Regelwidrigkeiten zusammentrifft. Will man den Drang zum Abstrakt-Philosophischen schon als Auswirkung der sexuellen Hemmungserscheinungen erklären, wobei man freilich wohl eine Teilursache vorschnell zur Totalität erhebt, dann ist damit der Trieb zur Selbsttötung noch in keiner Weise erklärt. Für die Aufhellung des Problems Mainländer ist die nun erfreulicherweise als Buch allgemein zugängliche Soldatengeschichte ganz unentbehrlich!

August Vetter, Kritik des Gefühls. Prien (Oberb.), Kampmann & Schnabel. 1923. 460 Seiten.

Dieses nach seinem Ziel ungewöhnlich hochschichtig angelegte, nach seinem Inhalt ungewöhnlich reiche, immer wieder überraschende, nicht leicht ausschöpfbare Buch, hält in seiner Ganzheit leider nicht, was es im Anfang verspricht. Vetter hat sich eine „kritische Untersuchung des Gefühlslebens" zur Aufgabe gestellt, „beginnend mit dem unmittelbaren Triebgeschehen und endigend bei den reflektierenden Bewußtseinstatsachen". Er sucht diese Aufgabe weniger am menschlichen Subjekt, als an den Objektivationen zu erfüllen, indem er der Kritik der Gesellschaftswerte eine Kritik der Kunstwerte und erst dieser — das Zentrum seiner Bemühungen — eine Kritik der Geschlechtswerte folgen läßt. Dabei leitet ihn offenbar der Wille, für unsere Zeit vom irrationalistisch-psychologischen Standpunkt das zu geben, was Kant vom rational-logischen Standpunkt aus seinem und unserm Jahrhundert in der „Kritik der praktischen Vernunft" gegeben hat. Das Psychologische ist nur Ausgangspunkt; das Ethische soll Ziel sein. Und unvergleichlich scharf sind manche Ansätze: „Will man zugestehen, daß nur ein von allen mitbestimmenden Sinnenreizen befreites und lediglich der Pflichtidee gehorchendes Handeln wahrhaft sittlich genannt zu werden verdient, so muß man — was schon Kant nicht entging — weiter folgern, daß es alsdann noch keine einzige moralisch reine Tat gegeben hat und auch in Zukunft nicht geben kann, weil unsere Tätigkeit, wie auch unser Empfinden, niemals völlig von sinnlichen Triebwünschen zu sondern ist." Oder: „Der Satz des ethischen Bewußtseins: ‚Ich will', ist eine ebenso unmittelbare Erfahrungsgewißheit wie der Satz der logischen Erkenntnis: ‚Ich bin', aus dem Cartesius die theoretische

Philosophie ableitete. Von dem ersteren Grundsatz hat mithin die praktische Philosophie auszugehen." — Wer, von diesen Zielweisungen aus, freilich nun etwa eine Psychologie des Gefühls- und Trieblebens erwartet oder gar eine Grundlegung der Ethik, die diesen unveräußerlichen seelischen Realitäten gerecht wird, der bleibt enttäuscht. Eben gerade diese innere Konzentration um ein einheitliches Zentrum fehlt dem Buch, wenn es auch im dritten Teil so scheint, als sei alles Vorhergegebene, reich an klugen Bemerkungen, auch an solchen, die durch Weckung von Widerspruch wertvoll sind, im Grunde dazu da, um zu zeigen, daß alle gesellschaftlichen Beziehungen, ja, das ganze Kulturleben, vor allem das religiöse Leben, Kirche und Staat, ihre Wurzeln im — Sexual-Erotischen haben, wobei Homosexualität und Heterosexualität, Autoerotismus und Heteroerotismus als gleich normale, gleich zu bewertende Lebensäußerungen eingestuft sind. Hier wie in zahllosen Wendungen zeigt sich die starke Abhängigkeit Vetters von Freud, dem er, bei aller scheinbar stark kritischen Haltung, doch völlig verfallen ist; aber auch Weininger hat bei diesem Buch fraglos Pate gestanden, dessen Theorie (S. 51) gestreift, aber von Vetter mit Unrecht ohne Namensnennung gelassen bleibt. Wo Vetter nun aber wirklich Ernst macht mit dem Versuch einer Analyse psychologischer Fakta, am Menschen, nicht an Kulturwerten, da erzeigt er, fast erschreckend und schon äußerlich deutlich hervortretend, seine stark konstruktive Neigung. Ein Beispiel für viele: „Daß der Mann an sich das sexuelle Symbol des Raumes und des sinnlichen Körpers, das Weib an sich dagegen die geschlechtliche Personifikation der Zeit und der sittlichen Seele darstellt, scheint sich bereits in der Lagerung ihrer unterschiedlichen Fortpflanzungsorgane auszudrücken usw." — Wie hier Raum, Zeit, Sinnlichkeit, Sittlichkeit in Kontrast gestellt sind, so werden auf sexual-erotische Gegensätze auch Wissenschaft und Kunst, Staat und Kirche, Religion und Politik usw. zurückgeführt. Damit ist wissenschaftlich nichts gewonnen. Aber Vetter will offenbar wohl auch diesen Anspruch gar nicht stellen. Zeichnet er doch den neuen Typus des Philosophen gewißlich nach dem Bild seiner eigenen Seele: „In der erkenntnistheoretischen Epoche ging die Philosophie von den Formen des Denkens aus und erreichte von daher eine kritische Logik. In der psychologischen Neuzeit beginnt sie dagegen mit den Tatsachen des Gefühls und gelangt von hier aus zu einer kritischen Ethik. Wie jene deshalb in der Wissenschaft verankert ist, so ruht diese auf der Kunst. Daraus erklärt sich, warum der neuzeitliche Typus des Philosophen nicht mehr aus der Reihe der wissenschaftlich Erkennenden, sondern aus dem Bezirk der künstlerisch Schaffenden hervorgeht und daß seine Grundform der problematische Künstler selbst ist, der sich seines Konflikts bewußt wird." — Wie die neue Philosophie, von den Tatsachen des Gefühls ausgehend, auf der Kunst basierend, zu einer gar kritischen Ethik gelangen soll, das hat nun freilich Vetter nicht gezeigt, und hier wird es wohl auch nicht abgehen ohne eine gute Dosis „kritischer Logik." Was Kant die „Architektonik eines Lehrgebäudes" nannte, der streng logisch exakte, übersichtlich gewissenhafte, von Stufe zu Stufe fortschreitende Aufbau eines Werkes, das eben fehlt diesem Buche Vetters. Hätte es das, es wäre

fraglos ein großer Wurf! Wer aber nicht die Mühe scheut, zwischen Dornen und Gestrüpp wie in einem Garten-Labyrinth zu suchen, der kommt in dieser Fundgrube immer noch auf seine Kosten! — Der Verfasser aber möge noch einmal zu solchem Wurfe ausholen, nicht nur mit genauer Kritik des Gefühls, sondern auch mit schärfster Kritik des — logischen Aufbaus. Er darf sich seine Ziele ruhig wieder ganz hoch stecken!

Kurt Joachim Grau.

Politik

A. Hugenbergs Streiflichter.

Irgendwo ist von Macchiavelli gesagt, er gehöre zu denen, die „amano piu la patria, che la salute dell' anima" — die ihr Vaterland mehr lieben als das Heil ihrer Seele —, und es habe nie einen weniger macchiavellistischen Mann gegeben, als eben Niccolo Macchiavelli.

Die beiden Sätze haben einen tiefen und allgemein gültigen Zusammenhang. Wer überall und gegen jeden immer nur den einen Gedanken der Macht des Staates und seiner Förderung durch ihrer Verantwortung bewußte Führer vertritt, stößt auch in unseren demokratischen Zeitläuften viel an, stört sich und anderen die Ruhe der Seele. Durch Parteihaß verzerrt, wird sein Bild durch die Tagespresse der dem Willen des souveränen Volks dienstbaren Parteien geschleift. Denn sie fühlen den unbeugsamen, der Massenherrschaft immer und überall entgegenwirkenden Willen. Darum her mit den Mitteln der neuesten publizistischen Kampfesart in all ihrer Anmut. Darum vorwärts mit persönlicher Verunglimpfung jeder glaubhaften Art. Zu solcher modernen Kriegstechnik gehört in erster Linie die „Typisierung" — gewisse Dinge immer mit dem Namen und den Namen immer mit gewissen Dingen zusammenzunennen. — So entsteht ein Schreckbild für Jedermann. Grauslich anzusehen, grauslicher noch von ihm zu hören. Nur wer den Mann selbst wirklich kennt, der weiß, daß alles Schwindel ist. Der sieht nur den emsig arbeitenden, im Dienst einer scharf betonten Weltanschauung seine Kräfte aufreibenden Menschen und fühlt sehr bald, daß dieser auch rein menschlich gerade alles das in vollstem Masse besitzt, was ihm die Feinde gewohnheitsmäßig — vielleicht auch gewerbsmäßig — absprechen, nämlich Treue, Freundschaft, Uneigennützigkeit und Opferwillen. Der politische Kampf verzerrt die Wahrheit weiter. Er beeinflußt schließlich auch das Verhalten des angreifenden und angegriffenen Einzelnen. Es kommt beiderseits zu Formulierungen, die nur aus der Siedehitze des Streits zu verstehen sind. Diese Formeln aber — und das ist das Bezeichnende in unserem Zeitalter der Massenpsychose — gewinnen Körper und eigenes Leben, schüren selbständig weiter und treiben alle Versuche des Zusammenschlusses erst recht auseinander.

Dieser sachlich sinnwidrige und letzten Endes allen schädliche Zustand erhält eine besondere Note, wenn der Vorkämpfer undemokratischer Gedankengänge das Glück hat, auf einem in ganz besonderem Sinne demokratischen Gebiet ganz besondere Erfolge

zu erzielen. Ich meine die Beeinflussung der Massen durch die Presse, ein Gebiet, das seit alter Zeit in Deutschland die früher unter der Flagge Freisinn und Fortschritt, jetzt mit Vorliebe unter Schwarz-Rot-Gold kämpfende Richtung zu ihrer Domäne gemacht hat. Wären die undemokratischen Gedanken nur in Blättern vertreten, die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinen, so wäre es nicht so schlimm. Man würde im Gegenteil sich mit dem geistreichen Gegner hin und wieder gern raufen. Nun er sich aber erdreistet, seine Gedanken in modernster Form der breitesten Oeffentlichkeit einzuhämmern, greift er ein in das seit Jahrzehnten mit gewisser Ausschließlichkeit beherrschte Einflußgebiet; und darum der Krieg, der Krieg bis aufs Messer.

In dem mir vorliegenden, unlängst im Verlage von August Scherl erschienenen Buch von Dr. A. Hugenberg: „Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart" findet sich ein neuerer Aufsatz des Verfassers, in dem er die persönliche Verunglimpfung, er sei Inflationsgewinnler und Multimillionär zurückweist und mit gewisser Befriedigung feststellt, daß es ihm vergönnt sei, an „einem nationalen Zweckvermögen" zu arbeiten, das nicht einem einzelnen, einer wirtschaftlichen Gesellschaft oder Gruppe, oder einem wirtschaftlichen oder anderen Verbande dient, über dem vielmehr ein Kreis sich selbst ergänzender nationaler Männer aus allen Berufen steht, die darin einig sind, daß sie mit ihrer Arbeit dem Vaterland dienen wollen. Hierin gipfelt die Lebensarbeit des seit Jahren täglich schwer angegriffenen Mannes. Er weiß genau, daß die politische Demokratie mit Naturnotwendigkeit in den sozialistischen Verteilungsstaat oder, was für unsere geistigen und werktätigen Arbeiter vielleicht noch schlimmer wäre, in eine international gerichtete Plutokratie übergehen muß, wenn nicht zur rechten Zeit Dämme eingebaut werden. So kämpft er mit überschäumendem Temperament gegen den marxistischen Sozialismus und arbeitet an der Besserung unserer Verfassungszustände durch Befehdung des verantwortungslosen Geschwätzes unserer Parlamente. Eine Folge von Aufsätzen aus dem Jahre 1925 mit der Spitzmarke „Untergang in Schmutz oder geistiger Wiederaufbau" bietet Gedanken, die aus der öffentlichen Besprechung nicht wieder verschwinden dürfen. Die Darstellung zeigt klar, daß der Verfasser Taten will für die deutsche Arbeiterschaft statt Gesetze und Verordnungen, in denen sich die Agitation ihrer Führer leider meist erschöpft. Die Ausführungen über Arbeiterwohnungen und Werksaktien sollten auch die sozialistisch gerichteten Führer veranlassen, ihre Vorschläge auf diesem Gebiet einer Nachprüfung zu unterziehen.

Wer genau hinsieht, wird unschwer erkennen, daß Dr. Hugenberg im Laufe der Jahre in wirtschaftlichen Dingen wesentlich positiver geworden ist, als dies noch während des Krieges und in Weimar in der Nationalversammlung der Fall war. Damals glaubte er noch, den Gedanken einer national gebundenen Wirtschaft, wie er durch die Minister August Müller, Wissell und deren Staatssekretär von Moellendorff als erster und bisher einziger Versuch der Bekämpfung des Marxismus durch gemeinwirtschaftliche Gebilde auf berufsständischem Wege vertreten wurde, mit allgemeinen Erwägungen aus dem Bereich einer individualistischen Weltanschauung — „vom Individuum aus organisieren",

sagt er sehr bezeichnend — abtun zu können. Er hat nach dieser Richtung hin wacker vorbeigehauen und Dinge prophezeit, die glücklicherweise nicht eingetroffen sind. Später ist er selbst näher an die Probleme herangegangen und hat versucht, sie von seiner Weltanschauung aus zu lösen. Eine Tatsache, an der ein jeder, der die Verpflichtung in sich fühlt, gerecht zu urteilen, nicht vorbeigehen darf.

Dann die Innere Kolonisation. Die möglichst ohne Störung der Bodenpreisentwicklung durchzuführende Auflösung zu großer Besitze, die Ueberführung des Landes in die Hand leistungsfähiger Ansiedler und deren Sicherung durch genossenschaftlichen Zusammenschluß. Hier hat er zuerst erkannt, daß so gewaltige Wertverschiebungen nur in geschäftlichen Formen und unter Einschaltung geschäftlicher Verantwortungen möglich sind, daß staatliche Administration in der Bemessung von Ankaufs- und Verkaufspreisen des Siedelungslandes zurücktreten muß. Daher seine Gründung provinzieller, gemeinnütziger Siedelungsgesellschaften — eine Großtat schlechthin auf einem der wichtigsten Gebiete der inneren Verwaltung. Eben darum aber angefochten und in unseren Tagen sogar bekämpft. Wie denn überhaupt der neue Staat manchen Schritt zurück tut, den der alte endgültig nach vorn gesetzt glaubte.

In weitere Vergangenheit weisen seine Vorschläge für die Politik des alten preußischen Staates gegenüber dem im letzten Menschenalter vor dem Zusammenbruch in den östlichen Provinzen dauernd vorgedrungenen Polentum. Hier ist er unbestritten der erste gewesen, der die Gesamtheit dieser bevölkerungspolitischen Fragen richtig gesehen hat. Der alte preußische Staat wäre zur Durchführung seiner Vorschläge an sich vielleicht in der Lage gewesen, wenn die Führung nach 1890 nicht so vollständig versagt hätte. Hugenbergs Ausführungen über die damaligen Zustände im hohen Beamtentum kann jeder, der diese Dinge hat mitmachen müssen, nicht ohne Bewegung lesen. Daß seine Kritik solcher Zerfahrenheit richtig war, beweist das jetzige Benehmen der Polen, das auch nur in Gedanken sich vorzustellen dem schärfsten „Hakatisten" vor 1918 nicht gelungen wäre.

So haben wir alles in allem das Lebenswerk eines Mannes, der sein Vaterland mehr liebt als die Ruhe seiner Seele und der als Mensch gewiß sehr vielseitig ist, niemals aber den Anforderungen entspricht, die an das Schreckbild des „Hugenberg" der sozialistischen und demokratischen Presse gestellt werden müßten.

Ministerialdirektor a. D. Dr. Hans Meydenbauer

Theater

Berliner Theater.

Nicht, weil der Erfolg es rechtfertigte, sondern nur weil es ein lange und mit Spannung erwartetes Theaterereignis ist, stehe am Anfang der Erörterung über eine monatliche Bühnenernte Fritz von Unruhs „Bonaparte"[1]). Es ist im Theater-

[1]) Buch-Ausgabe: Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei.

geschäft üblich geworden, daß — je nach des Autornamens Kurswert — ein Stück gleichzeitig an vier bis vierzig Bühnen zugleich zur Uraufführung gelangt. Das „Deutsche Theater“ in Berlin konnte den Termin nicht innehalten und kam nach Frankfurt, Mannheim, Breslau durchs Ziel. Denn — Werner Krauß bekam die Grippe; nicht lange, aber — um mit Schiller zu reden — dieser Mortimer starb doch dem Regisseur Hartung im rechten Augenblick. Man darf zuvor feststellen, daß weder im Reich noch in Berlin das Stück ein Erfolg gewesen ist; seine Aufnahme war allenthalben matt und flau. Unruh behandelt aus dem Napoleon-Stoff die Ermordung des Herzogs Enghien und die historisch etwas später liegende, hier unmittelbar angeschlossene Kaiserkrönung Bonapartes. Beide Ereignisse werden in eine innere Bindung gebracht. Man erwartet von Napoleon, daß er sich zu einer höheren Menschlichkeit durchringen wird, wenn er schon glaubt, den Herzog beseitigen zu müssen. Aber er bricht nicht nur das Gesetz, sondern er wirft Gesetz und Republik über den Haufen und krönt sich zum Kaiser, nur auf sich und seine Eitelkeit bedacht, aber mit der Gabe, durch das Wort zu faszinieren, zu betören; er zieht sie alle wieder auf seine Seite, die sogar jenem Versuch Hilfe leisten wollten, den Hulin unternimmt: nämlich um die Republik zu retten, Napoleon durch den Herzog Enghien erstechen zu lassen. Das soll vor Gericht geschehen, und hier ist auch der einzige Moment, in dem dieses redeüberlastete Stück zu einer dramatischen Explosion ansetzt. Nur ist Enghien auch dazu nicht einmal zu gebrauchen und blamiert sich vor den Republikanern, indem er mit dem Gepränge der Bourbonen gegen die neuen Tatsachen zu Felde zieht; so daß denn jene Republikaner, nun wild geworden, auf ihn losschlagen. So wird also Heldentum gegen Menschentum, Gesetzlichkeit gegen Tyrannei, Republikanertum gegen Imperatorenwahn gestellt. Aber die Kaiserkrönung Napoleons ist auch ein Ventil für den Korsen gegenüber — der Untreue seiner Frau. Bonaparte liebt dieses kleine Luderchen, aber jeder, der von solchen Dingen ein bißchen zu verstehen glauben mag, wird das Gefühl haben, daß dieser Bonaparte entsetzlich viel redet, anstatt dieser Frau ein einziges Mal handfest seine Liebe zu zeigen.

Hartungs Regie, im Sprachlichen merkwürdig wenig zu spüren, hatte mit Ernst Schüttes Bühnenbildern auf Gliederung und lebendige Bewegung hingearbeitet und mit Recht namentlich den Gerichtsakt in Vincennes in starker Steigerung aufgebaut. Ich habe die Frankfurter Aufführung Weicherts gesehen, und wenn man bedenkt, daß man in Berlin für die Besetzung die Auswahl hat unter einem viel größeren Reichtum überlegener Schauspieler, so muß man sagen, daß in allem Regiemäßigen die Frankfurter Inszenierung dem undramatischen Stück durchaus gerechter wurde als die Berliner Regie, und Weichert hatte es erreicht, daß der Schlußakt, die Kaiserkrönung, zu einem eindrucksicheren, weil weit gefaßten Bild sich ausgestaltete, während bei Hartung, im engen Raum, dieser Schluß gerade erst recht verpuffte. Ein Darsteller wie Werner Krauß als Napoleon ist, weil er diesen mißlungenen Bonaparte und seine brutale Knallprotzigkeit geistiger nahm und man ihm also das faszinierende

Wort glauben mochte, dem festeren und massigen Heinrich George überlegen, der sich schließlich überschrie. Rudolf Forsters Enghien ist gespielt in Gehaltenheit, in dekadenter Müdigkeit; ich gestehe jedoch, daß der Frankfurter Darsteller Odemar dieser Gestalt im Organismus der Aufführung einen erheblicheren Akzent gegeben hat. Für den Republikaner und Halbverräter Hulin bringt Oskar Homolka Kraft und ausladende Breite mit, so wie dann Dagny Servaes an Süße, Lieblichkeit, Koketterie, Weiblichkeit der Frankfurter Darstellerin Margarete Anton (ich kenne sie von Leipziger und Berliner Aufführungen) sehr weit überlegen ist.

Unruhs künstlerische Vergangenheit hätte ihn zu einem dramatisch und dichterisch erheblicheren Werk verpflichtet. Auch die Berliner Aufführung — was will es schon heißen, wenn die Berliner Premièrelöwen für ihre Sensationslust den Dichter am Schluß ein paarmal rufen! — war kein Erfolg, und es erscheint mir gar nicht zweifelhaft, daß Werner Krauß sehr bald wieder als Neidhart von Gneisenau gegen Napoleon ins Theaterfeld ziehen wird.

Hätte Paul Kornfeld, wie Unruh einer der jungen Autoren der Zeitwende, seine Komödie „Kilian oder die gelbe Rose“ [1]) als Einakter geschrieben, so hätte man seinen Einfall, mit einem Lustspiel den Spiritisten, Okkultisten, Philosophie-Schwärmern, Bildungssnobisten usw. eins zu versetzen, wahrscheinlich uneingeschränkt loben können. (Der Theaterkritiker ist immer noch so magisterhaft, einem Dichter zu sagen, wie er es anders und besser hätte machen können.) Kornfeld hat uns diesen Gefallen nicht getan, sondern hat sein Stück mit drei Akten zu Tode gewalzt. So ist der Hieb verlangsamt und bleibt wirkungslos. Allerdings hat der Regisseur Erich Engel für die Aufführung im Staats-Theater an Jakob Tiedtke eine lebensnahe und lebenserfüllte Gestalt, denn wenn Tiedtke, anfangs schüchtern, unbeholfen, noch mit sich kämpfend, ob er nicht den Irrtum aufklären soll, als Buchbindermeister Kilian mit seinem gesunden Menschenverstand die Dinge ebenso schlicht, ebenso schlagend, ebenso hoch herausbringt wie der erwartete Philosoph, wenn er dann diesen an die Luft setzt und schließlich nach diesem Nachtspuk mit freier Brust in seine Welt zurückkehrt — dann wird auch an den erlahmenden Stellen des Stücks das Interesse immer wieder wachgehalten. Bedeutend im Ausdruck des Körpers und der Sprache war Mathilde Sussin in der Rolle der sinnlich-snobistischen Mutter, und Aribert Wäscher traf den kalten, überlegenen Ton des nicht recht gelungenen Professors.

Im „Schiller-Theater“ soll wohl der Schützling des Staats-Theaters, Herr J. Rehfisch, Kasse machen mit dem Volksstück „Razzia“ [2]). Ich habe mich seit langem gegen diese Kreuzung von sudermännischer Hohlheit und anspruchsvollem Getue bei diesem Autor gewandt. Von seinen zahlreichen schlechten Stücken ist dies der schlechtesten eines. Erstens ist an der Geschichte von der Proletarierfamilie, die durch einen Fehltritt herunterkommt, nichts mehr neu, zweitens ist der versteckte Vorwurf gegen die

---

[1]) Buch-Ausgabe: Berlin, S. Fischer.

[2]) Buch-Ausgabe: Berlin, Oesterheld & Co.

Justiz billig und platt, und drittens ist eines kapitalistischen Schriftstellers Kokettieren mit dem angeblichen Herzschlag für den Proletarier durchaus verlogen. Rehfisch macht manchmal handfeste Theaterszenen, hier gelingt ihm, etwa in dem ersten Bild, mit erstaunlicher Sicherheit sogar der Kitsch. Die Aufführung unter Karlheinz Martin, die nicht alles schriftstellerisch Minderwertige in dem Stück überwinden konnte, war schauspielerisch gut, durch Paul Graetz, Friedrich Kayßler, Paul Bildt, allenfalls auch Gerda Müller (die dieser Rolle fremd ist), vor allem durch Erich Riewe. Das Publikum tobte vor Vergnügen. Vor 20 Jahren hätte man in Berlin solche Produkte geistiger Impotenz wahrscheinlich ausgepfiffen.

Auch die Komödie „Dover—Calais" von Julius Berstl ist nicht etwa eine Sache, die ihre gleichzeitige Annahme an ungefähr 50 Bühnen rechtfertigen würde. Aber man hat hier harmlose Schneiderware, die eine Weile unterhält, namentlich wenn der verdrehte Millionär so überlegen charakterisiert wird, wie bei der Wiedergabe im „Komödienhaus" durch R. A. Roberts und das Mädel, die ihn dem Leben wiedergewinnt, soviel Frische und Charme hat wie Erika von Thellmann.

Die Hochflut der diesjährigen Shaw-Aufführungen steigert die „Tribüne" durch eine Aufführung der Komödie „Der Liebhaber", die aus der Frühzeit des Dichters stammt. Die vier Akte der ursprünglichen Fassung sind mit mehr und minder Geschick in drei zusammengezogen; aber es bleibt noch immer genug in diesem Stück, worüber die Zeit inzwischen hinweggegangen ist. In dem Zeitalter des Bubikopfes, des kniefreien Rockes und des Monokels der Damen wendet sich die Satire über den Aufklärungsklub im Geiste Ibsens schon gegen Dinge, die heute niemand mehr aus der Fassung bringen, zumal wenn das Stück, wie es in der „Tribüne" geschah, im Kostüm unserer Tage gegeben wird. Im übrigen war die Aufführung frisch und lebhaft. Lothar Müthel als heiratsscheuer Liebhaber hatte in Käthe Haack und Annemarie Steinsieck eine ausgelassene und eine etwas schwerblütige Partnerin.

Mit besonders betonter Anerkennung muß die Aufführung von Strindbergs „Traumspiel" in der „Volksbühne" herausgehoben werden. Holl als Regisseur hat durch eine energische und treffsichere, vielleicht bewußt sehr märchenfremde Inszenierung, ohne zu ermüden, dieses Publikum offenbar mit dem Stück gepackt, in dessen Mittelpunkt Agnes Straub stand, mit klarer, harter, heller, mehr anklagender als klagender Sprache, hineingestellt in ein Ensemble, an dessen Niveau Holl weiterarbeitet mit merklichem Erfolg, weil er nach und nach bessere Schauspieler herangezogen hat. Gewisse Kreise versuchen, die „Volksbühne" auf den Weg eines politischen Kampf-Theaters zu drängen. Gelingt das, dann wird man sie als künstlerisch erledigt ansehen dürfen und ihr den Rücken kehren. Die Gefahr ist offenbar sehr groß, da auch ihr Organ, „Die Volksbühne", auf dem besten Wege ist, ein partei-politisches Tendenz-Blatt zu werden. Die „Traumspiel"-Inszenierung Holls hat bewiesen, daß die „Volksbühne" nicht nötig hat, sich von der Kunst weg in die Politik des Tages und die Tendenz der Partei schieben

zu lassen. Man kann künstlerisch frei, unreaktionär, liberal, neuem Schaffen innerlich bereit sein und danach handeln; von solchem Standpunkt bis zu einem doktrinären Partei-Theater aber ist ein weiter Weg!

Eine tiefe und starke Wirkung haben „Die Perser" des Aeschylos erzielt. Seit Jahren leitet Dr. Wilhelm Leyhausen den Sprechchor der Universität, und wenn man auch schon seine gepflegte Kunst öffentlich an Goethe oder Hölderlin hat kennen lernen können, so ist doch jetzt zum erstenmal sein noch erweiterter Chor in ein Theaterkunstwerk eingegliedert worden, und da „Die Perser" rhetorisch genug sind, so kommt der Sprechchor reichlich zur Verwendung, ja, man hätte eine milde Kürzung des ganzen Werkes, das Leyhausen neu und gut übersetzt hat, nicht unangenehm empfunden. Allerfeinste Tonstufungen, rhythmische Gliederung und Steigerung, stärkste Stimmen-Disziplinierung, erfühlte Musikalität und körperliche Ausdrucksfähigkeit — dadurch ist diese Arbeit mit einer Vorbereitung von über zwei Jahren ausgezeichnet. Darsteller wie Lothar Müthel, Walter Franck oder Eduard von Winterstein haben die Schauspieler-Partien übernommen. Man möchte wünschen, daß diese am Sonntagvormittag in der „Städtischen Oper" dankbar aufgenommene Leistung nicht so vereinzelt bliebe im Berliner Theater-Organismus.

Auf eine neue Rolle der Bergner wartet Berlin wie auf eine Sensation. Das neue Stück für Elisabeth Bergner ist so schlecht, daß es von Rehfisch sein könnte. „Die treue Nymphe" heißt es und stammt, nach dem englischen Roman, von Margaret Kennedy. Ich bin in der glücklichen Lage, von dem Stück bereits alles vergessen zu haben, nur „Hintertreppe" und „Kolportage" klingen mir noch im Ohr. Wenn Elisabeth Bergner ein morbides, eben erwachendes Mädchen spielt, halb Gamin, halb Weib, dann kommt soviel Rührung und reine Kindlichkeit, so mancher Ausdruck gewinnender Zartheit, Hingabe, Sehnsucht, Gebrochenheit in die Rolle, daß man dem Regisseur und Direktor Barnowsky die Annahme dieses blöden Stückes beinahe verzeiht; ja, man muß es ihm verzeihen, da ja Prominente wie Elisabeth Bergner oder Käte Dorsch vertragsmäßig ihre eigenen und ihres Direktors Dramaturgen sind. In der Aufführung im „Theater in der Königgrätzer Straße" trat mit gewachsener Schärfe der Charakterisierung Johanna Hofer seit längerer Zeit wieder auf; ihre Leistung erhob sich zu bestem künstlerischen Niveau; dagegen blieb Walter Jansen an der Oberfläche; mehr Raum haben diese Rollen allerdings ohnehin nicht.

Hans Knudsen.

Politische Korrespondenz

Abrüstungsvorschlag Coolidges, polnischer Handelsvertrag, China.

Das Ereignis des Monats auf außenpolitischem Gebiet ist der Antrag des Präsidenten Coolidge an die großen maritimen Mächte der Welt, die Rüstungen zu beschränken. Er wird nicht überall ernst genommen; man will in ihm nur ein Manöver sehen, das auf die Präsidentenwahl im November 1928 berechnet ist. Coolidge beabsichtigt zum drittenmal zu kandidieren, es haben sich aber einflußreiche Mitglieder der rupublikanischen Partei dagegen ausgesprochen. Sie weisen auf das ungeschriebene Gesetz der Union hin, daß ein Bürger höchstens zweimal hintereinander auf den höchsten Platz im Staate gestellt werden dürfe, und finden recht erheblichen Beifall, denn es versteht sich von selber, daß ein Präsident nach zwei Amtsperioden vielen Parteimitgliedern sachliche und persönliche Enttäuschungen bereitet haben muß. Einer Auffrischung seiner Popularität ist also Coolidge unzweifelhaft bedürftig. Der Versuch, durch größere Aktivität in der inneren Politik aufs Neue eine nationale Stellung zu gewinnen, verbietet sich für den Präsidenten wegen der Gedankenarmut, die auf jenem Gebiet unter den Amerikanern herrscht. Die Gegensätze zwischen Republikanern und Demokraten sind fast vollständig abgeschliffen; beide Parteien wollen ungefähr dasselbe, das heißt sie sind darin einig, daß in dieser besten aller Republiken nichts wesentliches geändert werden soll. Wohl würde Stoff genug für eine Reformtätigkeit vorhanden sein, beispielsweise zur Verwirklichung des sozialen Gedankens in Gesetzgebung und Verwaltung, soweit in den Vereinigten Staaten von pfleglicher Verwaltung überhaupt geredet werden kann. Wenn die Kohlengrubenbesitzer in England ihren Arbeitern, nachdem diese den Streik verloren hatten, eine Verlängerung der Arbeitszeit aufgezwungen haben, sind sie dazu vielleicht in erster Reihe durch die schier unbegrenzte Länge der Arbeitszeit bei den amerikanischen Konkurrenten bestimmt worden.

Aber der chaotische Zustand ihres Staatswesens bekümmert die Amerikaner wenig, und sie können sich diese Vernachlässigung erlauben, denn die noch immer relativ dünne Bevölkerung des Landes wühlt in Naturschätzen, die unerschöpflich scheinen. Der Weg zum wirtschaftlichen Vorwärtskommen ist Niemandem versperrt; alle, einschließlich der Arbeiter, fühlen sich als potentielle Millionäre. Die politische Gleichheit ist schöner Schein, aber die soziale ist in weitgehendem Maße verwirklicht; im übrigen entsprechen die Vorrechte der Reichen, soweit es solche gibt, dem Volkswillen. Die Führerschaft der Plutokratie, in die jeder hoffen oder träumen darf, aufzusteigen, wird nicht nur ertragen, sondern innerlich gebilligt.

Wenn also die Amerikaner trotz der handgreiflichen groben Gebrechen ihres Staats in der inneren Politik Quietisten sind, gilt von den auswärtigen Angelegenheiten der Union keineswegs dasselbe. Die Amerikaner gehören zu den größten Eroberern

der Weltgeschichte. Texas und Kalifornien, Havanna, Portorico und die Philippinen haben ihren Expansionsdrang nicht gesättigt. Sie streben nach der Hegemonie zunächst auf dem Isthmus und in Mexiko, dann in Lateinisch-Amerika überhaupt, und ihr reserviertes Auftreten in China verbirgt einen Ehrgeiz, der viel größer ist als der von den Chinesen so heftig angefeindete englische. Zu den stärksten Triebkräften der weltgeschichtlichen Entwicklung gehört der Widerspruch, der allem Historischen immanent ist, und an dessen praktischer Ueberwindung durch Kompromisse es sich unaufhörlich abarbeitet. So wohnt in der Seele des Amerikaners neben einem Chauvinismus von unerhörten Abmessungen eine ebenso gewaltige pazifistische Ideologie. Heuchelei ist sie um so weniger, als eine antimilitaristische geistige Einstellung dem lockeren Gefüge des amerikanischen demokratischen Staates entspricht. Eine starke selbstbewußte Wehrmacht paßt schlecht zu den politischen und gesellschaftlichen Institutionen der Vereinigten Staaten. Aber auch in den anderen Ländern müssen die Amerikaner bemüht sein, auf eine Beschränkung der Rüstungen hinzuwirken, da sie bei dem Antimilitarismus im eigenen Lande sonst außerstande sein würden, die auswärtigen Interessen der Union wahrzunehmen. Sogar ihre Sicherheit scheint ihnen dabei auf dem Spiele zu stehen. Wie empfindlich sie in diesem Punkte sind, haben sie gezeigt, als sie die deutschen Flottenbauten als Bedrohung empfanden.

Aus diesem Komplex von machtpolitischen, innenpolitischen und ideologischen Beweggründen heraus haben die Staatsmänner Amerikas den Zusammentritt der Washingtoner Konferenz von 1921 veranlaßt. Es gelang der Union damals, England, Frankreich, Japan und Italien dahin zu bringen, daß sie Einschränkungen im Bau von Schlachtschiffen und großen Kreuzern zustimmten. Wahrscheinlich ist die Konferenz nur infolge der finanziellen Erschöpfung geglückt, die der Weltkrieg hinterlassen hatte. Die Mächte wären ohnehin zum Wettrüsten auf dem Gebiet der Großkampfschiffe außerstande gewesen. Die Zahl der kleinen Einheiten: Kreuzer zweiter Klasse, Torpedofahrzeuge, Tauchboote usw., ließ sich mit den vorhandenen Geldmitteln eher vermehren, und das hat viel dazu beigetragen, daß es zur Abrüstung in diesen Waffengattungen 1922 nicht kam.

Namentlich widersetzte sich Frankreich. Es war nach dem erschöpfenden Krieg weniger als je imstande, im Bau mächtiger Panzerschiffe mit England zu konkurrieren, aber in den Tauchbooten stellte ihm die Technik eine neue Offensivwaffe von furchtbarer Gewalt zur Verfügung, die verhältnismäßig billig herzustellen war. In Verbindung mit der Luftwaffe eröffnet das Tauchboot Frankreich die Aussicht, den Kampf um die Seeherrschaft, den es in drei Jahrhunderten gegen England immer wieder unglücklich geführt hat, in Zukunft einmal unter Erfolg verheißenden Bedingungen erneuern zu können.

Es entspricht den mit außerordentlicher Geschicklichkeit gepflegten Ueberlieferungen der französischen Politik, daß diese offensiven Hintergedanken als der Ausfluß einer nur auf die nationale Sicherheit gerichteten Denkungsart hingestellt werden. Die sekundären maritimen Waffengattungen sind nach der französischen

These die einzige Zuflucht der schwachen Staaten vor der angelsächsischen Uebermacht zur See. Auch hierin, von unvergleichlicher traditioneller Geschicklichkeit, drapiert das Kabinett von Paris Frankreich mit dem Nimbus eines großmütigen Beschützers der Schwachen. Nach den französischen Zeitungen durfte die französische Regierung sich auf eine technische Prüfung des Kellogschen Vorschlages überhaupt gar nicht im Ernst einlassen, sondern mußte ihn so kategorisch a limine zurückweisen, wie es geschehen ist. Denn es handle sich nicht bloß um das Interesse Frankreichs, sondern um das aller kleineren Seemächte, die um des Rechts willen nicht durch eine Oligarchie der fünf großen Seemächte majorisiert und ihrer natürlichen nautischen Verteidigungsmittel beraubt werden dürften.

Und nicht bloß die Mindermächtigen schiebt Frankreich vor, sondern eine noch viel effektvollere Kulisse scheint ihm der Völkerbund zu sein. Der Völkerbund hat die allgemeine Abrüstung in die Hand genommen; schon seit Jahresfrist sitzt in Genf die „Vorbereitende Abrüstungskommission". Niemals, sagen die Franzosen, werden wir uns zum Mitschuldigen eines Planes machen, der aus den erfolgreichen Arbeiten der „Vorbereitenden Abrüstungskommission" das maritime Stück herausbricht und dadurch das Ganze sabotiert. Denn nach der französischen Presse ist die Abrüstung une et indivisible wie die französische Republik. Die „Vorbereitende Abrüstungskonferenz", heißt es in den Pariser Preßorganen weiter, hat Richtlinien gezogen, die, wenn sie der Tätigkeit der endgültigen Abrüstungskonferenz zugrunde gelegt werden, der Menschheit die edelsten Früchte in Aussicht stellen. Sehen wir uns die Genfer Richtlinien einmal näher an. Sie sind von einer militärischen Unterkommission festgestellt worden und gehen von dem Grundsatz aus, daß als „meßbare Friedensstärke", die der Abrüstung unterliegen soll, nur die Soldaten unter der Fahne gelten[1]). Die Reserven bleiben also außer Betracht. Nun hat Deutschland keine Reserven. Uebungen von Reservisten sind ihm durch das Versailler Diktat verboten. Es ist ausschließlich angewiesen auf die 100 000 Berufssoldaten, die man ihm von feindlicher Seite zugestanden hat. Nach den Beschlüssen der Genfer Unterkommission gehen von der „meßbaren Friedensstärke" die unausgebildeten Soldaten ab, so daß Deutschland nicht mit 100 000, sondern mit 96 000 Mann zu Buche steht. Mit diesem minimalen Abzug vergleiche man, was den Franzosen alles nicht angerechnet wird. Zunächst gleichfalls die unausgebildeten Soldaten, 160 000 von 700 000. Dann aber die gesamten Truppen in den Kolonien: nicht weniger als 220 000 Mann.

So drückt die Genfer Unterkommission, die ganz unter Einfluß Frankreichs gearbeitet hat, die „meßbare Friedensstärke" der französischen Armee von 700 000 auf 320 000 herunter. Da aber Deutschland nur 96 000 Mann hat, so genügt jene Rechnungsmethode nicht, um zu beweisen, daß es in Frankreich nichts

[1]) Für das Folgende ist zu vergleichen Graf Max Montgelas, General der Infanterie a. D. „Probleme der Abrüstung". Im „Hochland", Januar 1927. Von demselben Verfasser: „Vergleichende Tabellen zum gegenwärtigen Stande der Abrüstungsfrage" in D. W. Funk. Jahrgang 1927, Heft 3 vom 1. Februar.

Wesentliches abzurüsten gibt. Zur Erhärtung dieser These müssen andere Wege beschritten werden. Sie zu finden hat der Genfer Unterkommission keine Verlegenheiten bereitet. Sie hat bestimmt, daß zur Ermittelung der „meßbaren Friedensstärke" nicht bloß die Soldaten gezählt werden sollen, sondern auch die Grenzwächter, Zollbeamten und Polizisten, mögen sie eine militärische Ausbildung erhalten haben oder nicht. In Deutschland gibt es solcher Leute 150 000; wieviel in Frankreich, darum hat sich die Genfer Unterkommission wenig bekümmert, vielmehr dekretiert, daß für Frankreich nur die 30 000 Gendarmen zugeschlagen werden sollen.

Dadurch ist man ein hübsches Stück weiter gekommen: Die deutsche Armee steigt durch den Zuschlag von 150 000 Polizisten usw. auf 246 000 Mann, die französische durch den Zuschlag von 30 000 Gendarmen auf 350 000. Frankreich, das edelmütige, unschuldig Angegriffene, hat ein Heer von 350 000 Mann; Deutschland, das seine Schuld am Krieg anerkannt hat, das sich von dem Oberfeldherrn in jenem Krieg und von deutschnationalen Ministern regieren läßt, hat rund 250 000. Ist dieses kleine Uebergewicht nicht Frankreich um seiner Sicherheit willen zu gönnen?

Das wird der roten Internationale und ihren irregeleiteten Mitläufern schon einleuchten; vorsichtshalber aber hat die Genfer Unterkommission noch ein kleines Sophisma angebracht. Sie hat als Richtlinie festgestellt, daß der Kampfeswert eines Soldaten mit der Länge seiner Dienstzeit wachse. Das ist bis zu einem gewissen Grad natürlich wahr, wird aber zur Spiegelfechterei, wenn man den Satz auf die deutschen Berufssoldaten mit ihrer mangelhaften Bewaffnung anwendet. Die naiven oder vorurteilsvollen Elemente in der franzosenfreundlichen Internationale werden durch jenen dialektischen Kunstgriff zu dem Urteil verleitet, daß die 250 000 deutschen Soldaten mit ihrer zwölfjährigen Dienstzeit mindestens obensoviel wert seien wie die französischen, die nur $1^1/_2$ Jahre unter der Fahne stehen.

Die in den Händen Frankreichs befindliche Genfer Unterkommission hat die Karten so geschickt gemischt, daß der Völkerbund dem hochherzigen Frankreich eigentlich eine Aufrüstung anraten müßte, anstatt ihm eine Abrüstung zuzumuten. Mindestens aber die éléments stables am Rhein sind doch ein Bedürfnis, nach dessen Befriedigung die Menschheit schreit. Denn wie kann eine bloße Volkswehr von 350 000 Mann der Kulturwelt volle Sicherheit geben gegen eine zweite Invasion der germanischen Barbaren, die über 250 000 Qualitätskrieger halten dürfen?

Wie verstockt diese in Versailles so unbegreiflich mild behandelte Nation ist, wird sich gerade infolge der Beschlüsse der Genfer Unterkommission deutlich herausstellen. Zu ihnen gehört nämlich auch der Satz, eine Heeresverfassung sei als defensiv anzusehen, wenn allmählich die Dienstzeit verkürzt, die Herstellung von Kriegsmaterial eingeschränkt und die Dauer der Reserveübungen vermindert würden. Es ist kein Zweifel, daß das verstockte Deutschland alle diese Gelegenheiten, sich das Wohlwollen des internationalen Pazifismus zu erwerben, verpassen wird. Es wird sich damit herausreden, die Reduktion der aktiven Militär-

dienstzeit verbiete ihm der Versailler Vertrag, Reserveübungen gleichfalls, und die Fabrikation von deutschem Kriegsmaterial hätten Frankreich und England wetteifernd gedrosselt. Dagegen werden die Deutschen in ihrer Gehässigkeit darüber lachen, wenn Frankreich, um sich billig das Lob des Völkerbundes zu verdienen, etwas weniger Tanks und Flugzeuge fabriziert (es hat schon 2—3000 Tanks und 2500 Flugzeuge; wir dürfen diese Waffen nicht haben), wenn es die Reservisten ein paar Tage weniger üben läßt und sogar in gut gespieltem Pazifismus die Dauer des aktiven Dienstes ein wenig herabsetzt.

Sein Militarismus — die Schwäche der Gegenseite in Betracht gezogen, der kolossalste der Geschichte — würde durch jene liebenswürdigen Konzessionen an die Freunde im Völkerbund nicht im geringsten berührt werden. Es hat der Genfer Unterkommission gefallen, von der „meßbaren Friedensstärke" alle Reservisten abzuziehen. Nur durch dieses Kunststück ist es möglich gewesen, die Zahlen 700 000 und 96 000 für Frankreich und Deutschland zu „errechnen", auf die dann alle weiteren Tricks aufgebaut worden sind. Es ist aber eine politische Komödie, wenn ein Gremium, beauftragt, auf das Abbauwürdige in dem Militarismus der Staaten mit dem Finger zu weisen, so verfährt. Frankreich bildet jeden brauchbaren jungen Mann militärisch aus; es ist für jedermann „meßbar", daß die Jahrgänge der Zwanzig- bis Vierzigjährigen in Frankreich vier bis fünf Millionen Krieger ergeben. Alle diese darf es bis auf 700 000 abziehen, damit dann auch mit dieser Ziffer noch die skizzierten Manipulationen gemacht werden.

Im übrigen verläßt sich Frankreich nicht auf die eigenen militärischen Kräfte, sondern umspannt Deutschlands gefesselten Leib auch noch mit einem Netz von Verbündeten. Unter ihnen ist Polen bei weitem der waffengewaltigste. Es hat nicht weniger als 291 000 Mann „meßbare Friedensstärke", und ist damit — von den inkommensurabeln Verhältnissen Rußlands abgesehen — die zweite Militärmacht der Welt. Italien hat nur 248 000, die Tschechoslowakei und Rumänien haben gar nur 150 000. Daß die französische Politik, von den Russen ermuntert, immer wieder den Versuch machen kann, sich mit Rußland zu verständigen und eine Aussöhnung zwischen diesem Reich und Polen herbeizuführen, und daß es in Polen selber eine dieser Abwandelung günstig gesinnte Partei gibt, läßt den Franzosen den Wert ihrer Allianz mit Polen in noch hellerem Licht erscheinen. Darum nimmt die französische Presse in dem Streit um den Handelsvertrag wie ein Mann für Polen Partei. Zwischen links- und rechtsstehenden Zeitungen ist hierin kein Unterschied zu bemerken, oder er liegt höchstens in der Tonart. Seit Heinrich von Anjou im 16. Jahrhundert den polnischen Thron bestieg, haben die Franzosen in Polen immer einen wichtigen Faktor ihres politischen Systems gesehen. Kein Wandel der Regierungsformen in Frankreich hat hierin je etwas geändert. Die Regierung der Frau von Pompadour gab ihr langjähriges Bündnis mit Friedrich dem Großen auf, um den Kurfürsten von Sachsen, der auch König von Polen war, zu decken, als in Sanssouci Pläne auf den Erwerb Sachsens, Westpreußens und

anderer polnischer Provinzen hervorzutreten schienen. Ehe die Franzosen diesen territorialen Umsturz in Osteuropa duldeten, erschöpften sie sich lieber in einem siebenjährigen Kontinentalkrieg, während ihnen inzwischen der englische Erbfeind hohnlachend Kanada, Indien und überhaupt die überseeische Welt entriß. Denn über die Seeherrschaft und die Kolonien ging den Franzosen schon damals ihre Sicherheit oder was sie dafür hielten. Die Sicherheit Frankreichs erforderte nach der Auffassung des französischen Hofs, daß der Aufschwung Preußens über den Trümmern der deutschen Kleinstaaten verhindert würde, und daß die vergiftete polnische Wunde am Leibe Preußens offen blieb.

Um den Preis seiner maritimen Aspirationen und des Staatsbankrotts setzte Frankreich damals durch, daß Friedrich den ungünstigen Hubertusburger Frieden schließen mußte. Als es ihm dann später aber doch gelang, Frankreich zu isolieren und die erste Teilung Polens zu erwirken, hat diese diplomatische Niederlage des Hauses Bourbon sehr erheblich zum Ausbruch der Revolution von 1789 beigetragen. Die auf hundert Schlachtfeldern siegreiche Revolution schuf zugleich mit dem Rheinbund das Großherzogtum Warschau. Die Polen waren Napoleons tapferste Soldaten; als alle anderen von ihm abfielen, blieben sie ihm treu. Paris wurde die Metropole der polnischen Emigration. Die französischen Liberalen waren ebenso polenfreundlich wie einst die Damen und Herren am Hofe Ludwig XV. Als nach dem Zusammenbruch der polnischen Revolution von 1830 der Kriegsminister Ludwig Philipps, der keinen demokratischen Tendenzkrieg für Polen wollte, in der Kammer zu sagen wagte: „L'ordre reigne à Varsovie", war die nationale Entrüstung so ungeheuer, daß der Thron des Bürgerkönigs gefährdet schien. Dann kam Napoleon III., und unter ihm wurde die Verbindung zwischen der französischen und der polnischen Nation enger als je. Von dem Thron des gekrönten Verschwörers gingen unterirdische Fäden aus, die durch ganz Europa liefen, und nach der polnischen Revolution von 1863 war es so weit, daß Frankreich zur Wiederherstellung Polens die Waffen ergreifen wollte. Das Emporkommen Bismarcks hat diese Machenschaften durchkreuzt. Die Polenfreundschaft der Franzosen aber suchte sich, nachdem Napoleon versagt hatte, andere Exponenten. Als Zar Alexander II. 1867 die Pariser Weltausstellung besuchte, gab der Republikaner Floquet, der dem Selbstherrscher „Vive la Pologne, monsieur!" zurief, den machtpolitischen und ideologischen Trieben der französischen Nation einen elementaren Ausdruck.

Was die dritte französische Republik in Versailles und nachher für Polen getan hat, hat sie, wie die Franzosen nun einmal die Stellung ihres Landes in Europa ansehen, für Frankreich selber getan. In Paris und Warschau stimmt man darin überein, daß die Stärke Frankreichs und Polens nur auf die Schwäche Deutschlands gegründet werden kann. Kein Locarno, Genf und Thoiry wird in diesen historisch tief verankerten Ueberzeugungen etwas ändern.

Keinen Augenblick hat die französische Presse untersucht, wie in den so überaus verwickelten Differenzen Deutschlands und

Polens über den Handelsvertrag Recht und Unrecht verteilt sein könnten. Daß das ganze Recht auf Seiten Polens, das ganze Unrecht auf unserer Seite ist, gilt den Franzosen aller Parteien als mathematische Wahrheit. Der schlechte Witz, die neuen deutschen Minister hätten den Abbruch der Verhandlungen herbeigeführt, wird in den Pariser Zeitungen kolumnenweise mit tiefem Ernst breitgetreten; leider nicht ohne Zutun deutscher Demokraten, deren Nationalgefühl durch den Parteigeist irregeleitet wird. Diese außenpolitischen Zusammenhänge stärken natürlich die handelspolitische Position Polens sehr, und leider sind es nicht die einzigen Atouts, die Warschau in der Hand hat. Auch England sucht die Freundschaft Polens. Wir haben oben darauf hingewiesen, daß, von Rußland abgesehen, Polen die zweitstärkste Armee der Welt hat. Das kommt diesem Land auch in der Handelspolitik zugute, denn Handelspolitik und Machtpolitik sind letzten Endes nicht zu trennen. England nähert sich Polen, um nötigenfalls einen kontinentalen Degen gegen Rußland zu seiner Verfügung zu haben. Die Anleihe, deren Polen zur Sanierung seiner Wirtschaft bedarf, und die ihm das unter der Inflation leidende Frankreich in dem nötigen Ausmaß schwerlich geben kann, würde unter Umständen von angelsächsischen Banquiers zu bekommen sein. Es heißt, daß England auch der litauischen Finanznot ein Ende zu machen verspricht, wenn die Regierung in Kowno fortfährt, den Bolschewisten den Daumen aufs Auge zu drücken, und wenn sie die von ihrer Vorgängerin überkommene Schärfe der litauisch-polnischen Beziehungen abbiegt.

Wir dürfen uns also nicht verhehlen, daß unsere außenpolitische Lage eine recht schwierige ist, nicht nur bezüglich des Handelsvertrags mit Polen, der ja nur ein kleines Teilstück der uns gestellten außenpolitischen Probleme ist, sondern als Ganzes. Die beiden großen Westmächte Europas bewerben sich wetteifernd um Polen, das sich seit dem 17. Jahrhundert als unser Erbfeind fühlt. Wohl blickt Polen unter Pilsudski, wie es heißt, mehr nach Osten als nach Westen, aber wenn es im Osten zuerwerben will, denkt es nicht daran, dieserhalb im Westen etwas aufzugeben. Der um Deutschland gelegte eiserne Ring wird auch nicht brüchig durch den Gegensatz zwischen England und Frankreich, der durch die von Coolidge wiederaufgeworfene Frage der maritimen Abrüstung in ein neues Stadium getreten ist. Wohl ist der Widerstreit zwischen dem englischen und dem französischen Interesse seit Jahrhunderten ein beherrschender Faktor der europäischen Politik; aber seine Stärke ist unendlich variabel, und heute wird Frankreich, wenn es nottut, mit noch viel größerer Bereitwilligkeit als im 18. Jahrhundert seinen überseeischen Ehrgeiz hinter die sogenannten Sicherheitsbelange in Europa zurückstellen. Was die Franzosen ihre Sicherheit nennen — wir haben gesehen, wie sie die Abrüstungsfragen in diesen Komplex einstellen — geht ihnen mehr an Herz und Nieren als ihre Beschwerden gegen England. Zwar macht die französische Diplomatie nicht nur der Beschränkung der Seerüstungen Opposition, sondern sucht sich England auch in China unangenehm zu machen. Hier wachsen die englischen Verlegenheiten mit jedem Tage. Was an Kompromissen über die Konzession von Hankau am Tage gewoben wurde,

trennte die schlitzäugige Penelope Cheng in der Nacht wieder auf, bis Downing Street matt wurde und auf der ganzen Linie nachgab. Die Kantontruppen nähern sich siegreich Schanghai, in dem die bolschewistische Gährung mit jedem Tage wächst, und aus dem sich die Engländer nicht hinauswerfen lassen können wie aus Hankau, denn in Schanghai, in dem fast die Hälfte der chinesischen Seezölle aufkommt, ist das Herz des englisch-chinesischen Handels. Trotzdem ist die englische Regierung nicht ganz sicher, daß sie bei ihrer geduldigen und maßvollen China-Politik das Land hinter sich haben wird, denn das Friedensbedürfnis ist in England gewaltig, und der Einfluß der bolschewistischen und antimilitaristischen Ideologie nicht zu unterschätzen. Aber was uns betrifft, so haben wir bei unserer andauernden tödlichen Schwäche keinen Grund, uns über die ostasiatischen Wirren und den englisch-russischen Antogonismus, der sich daran entzündet, zu freuen. Diese Spannungen kommen wohl Polen zugute, aber nicht uns, die wir immer Gefahr laufen, daß Frankreich sich seinen Widerstand gegen englische Aktionen am Rhein oder einem andern Punkte, wo deutsche Interessen in Frage kommen, zugunsten seiner sogenannten Sicherheit abkaufen läßt. Wir brauchen also bei der gegenwärtigen Lage der Welt eine Staatskunst, die auf der Höhe ist, so nötig wie je, aber wie soll sie sich erfolgreich betätigen bei der Schwäche und Zerfahrenheit unseres nationalen Bewußtseins, namentlich auf der linken Seite?

Emil Daniels.

Albrecht Buttny, Gebhard Truchseß. Leipzig und Hartenstein, 1927. Erich Matthes.

Es ist keiner der abgebrauchten geschichtlichen Stoffe, den Buttny behandelt; jene Zeit des ausgehenden 16. Jahrhunderts, in der Gebhard Truchseß von Waldburg und Prinz Ernst von Bayern um die Kurwürde in Köln nicht nur, sondern ebenso um Protestantismus und Katholizismus kämpften, hat eine große stoffliche Weite, die der Verfasser offenbar gut kennt. Er nützt die Möglichkeiten des Stoffes besonders in dem Sinne aus, daß er einen farbengeschmückten Hintergrund malt, auf dem sich der Kampf der Parteien abhebt, allerdings nicht, ohne durch die Fülle den Kern zu gefährden. Man würde ihm unrecht tun, wollte man hervorheben, daß, trotz aller Bewegtheit und Buntheit auch im Personenbestand, kein eigentliches Drama geschaffen ist; denn der Verfasser nennt sein Stück in wohltuender Zurückhaltung nur „Sechs Bilder aus Kur-Köln", und so ist wohl anzunehmen, daß ihm vor allem daran gelegen war, eine geschichtlich interessante Zeit lebendig zumachen und in die Erinnerung zu rufen, indem er sie auf einzelne Kernpunkte des Geschehens konzentriert und den Streit der Hauptgestalten kulturgeschichtlich mit breitem Pinsel untermalt.

—n.

Ludwig Wagner, Der Szeniker Ludwig Sievert. Studie zur Entwicklungsgeschichte des Bühnenbildes im letzten Jahrzehnt. Bühnenvolksbundverlag. Berlin 1926.

Namentlich an den Bühnen von Mannheim, Baden-Baden, Frankfurt a. M. hat sich Sievert als Bühnenmaler einen sehr klangvollen Namen gemacht; nun freilich als Bühnenmaler in einem schöpferischen Sinne besonderer Art. In seiner Einleitung setzt L. Wagner auseinander, wie sich die moderne szenische Kunst vom Realismus entfernt hat, und er hat das Glück, in Sievert ein vorbildliches Beispiel dafür geben zu können, daß der moderne Bühnenbildner von Format seine Phantasie am Werk des Dichters oder Musikers anreizt und eine Bild-Schöpfung hervorbringt, deren Sinn, Linie, Stimmung, Farbe ganz und gar aus der Atmosphäre des dramatischen Werkes herausgestaltet ist. Auf 90 Bildtafeln ist das szenische Material ausgebreitet und läßt die unerhörte Weite des Sievertschen Schaffens erkennen: vom Malerisch-Dekorativen entwickelt er sich weiter zur Phantastik, zum unwirklichen Märchenton; er beherrscht die ironisierenden Linien ebenso sicher wie er den religiosen, ernsten Sinn architektonisch-malerisch zum Ausdruck bringt; er kann sich am Spielerisch-Tänzerischen in rauschhafter Farbenekstase befreien und kann dann wieder auf geometrische Gliederung und rhythmische Strenge kommen. Immer aber ist eine erlebte und ganz offenbar erfühlte Harmonie des Szenischen und des Dramas vorhanden, das Szenische ist aus dem Geiste der dichterischen Idee heraus lebendig geworden. Das Buch wird seines hohen Preises wegen vielleicht nicht in sehr weite Kreise dringen; es wird aber in jedem Falle für das Verständnis eines sehr wichtigen Teiles am Theaterkunstwerk fördernd wirken, und auch die Theaterwissenschaft ebenso wie die Bühnen-Praktiker werden es dankbar

empfinden, hier das Werk eines am Theater groß gewordenen, nun führenden Mannes, in so brauchbaren Wiedergaben und klugen Ausdeutungen beisammen zu haben. Der Bühnenvolksbund darf sich auf dieses Werk etwas zugute halten. H. Kn.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor.)

Adam, Abel. Das geht zu weit. Paul Stangl, Verlag, München.

Boese, Dr F. Krisis der Weltwirtschaft, Übervölkerung Westeuropas, Steuerüberwälzung. Verlag Duncker & Humblot, München.

Brandenburg, Prof. Dr E. Polnische Geschichte. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Boyneburg, Bern. Der Weg aus dem Chaos. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

Crous, Ernst. Die Schriftgießerei in Königsberg unter Friedrich dem Großen 1740—1766. H. Berthold A.-G., Abt. Privatdruck, Berlin.

Delbrück, Vor und nach dem Weltkrieg. Verlag O. Stollberg & Co., Berlin.

Diehl, Karl. Beiträge zur Wirtschaftstheorie. Verlag Duncker & Humblot, München.

Elze, Walter. Der Streit um Tauroggen. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Hammer-Verlages, Leipzig.

Hollack, Kapitän. Germania am Scheidewege. Verlag Winkler's Buchhandlung, Lübben.

Lutz, Herm. Lord Grey und der Weltkrieg. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte, Berlin.

Linden, Dr Walter. Eisenbahn und Konjunktur. Verlag G. Braun, Karlsruhe.

von Mantey, Oberst a. D. Kartenbild des Marnefeldzuges und der Marneschlacht. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Moser, Otto von, Generalleutnant. Das militärisch und politisch Wichtigste vom Weltkriege. Chr. Beöser A.-G., Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Nemirovskij, M. J. Die Schulbildung i. d. Ukraine. Verlag Hermann Sack, Berlin.

Ostdeutscher Heimatkalender 1927. Verlag Deutscher Ostbund E. V., Berlin W 9.

Preuß, Dr H. Verfassungspolitische Entwicklungen in Deutschland und Westpreußen. Carl Heymanns Verlag, Berlin.

Radbruch, Prof. Gustav. Der Mensch im Recht. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Der Prozeß Rouzier. Buchdruckerei K. & A. Kaußler, Landau (Pfalz).

Schmidt, A. Die Weltanschauung des Pazifismus im Lichte des christlichen Glaubens. Westdeutscher Lutherverlag G. m. b. H., Witten.

Sprengel, Prof. Dr J. G. Die deutsche Kultureinheit im Unterricht. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Das Hermann-Stehr-Buch. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.

Ungern-Sternberg, Dr R. von. Geldwertschwund, sozialer Friede und Staatsgefühl. Verlag E. Philippe, Buchhandlung G. m. b. H., Frankenstein.

Verhandlungen des 5. Pr. Richtertages und der Vertreterversammlung des Pr. Richtervereins zu Kassel.

Wyneken, Gustav. Der Europäische Geist. Der Neue Geist, Verlag, Leipzig.

Wahnes, G. H. Freundliches Begegnen. Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10.
Für den Anzeigenteil: Adolf Kuttner, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43.

Vor kurzem erschienen
die ersten drei Bände der neuen Reihe:

Betriebswissenschaftliche Bücher

Herausgeber WERNER BONDI

Band 1: **Wirtschaftsfragen der Massenfertigung**
von Dr. Ing. K. H. SCHMIDT, DARMSTADT — Ganzleinen **M. 2.50**

Band 2: **Fließende Fertigung**
von Dipl.-Ing. H. L. MITTELSTAEDT — Ganzleinen **M. 3.–**

Band 3: **Zeitstudien**
von Dipl.-Ing. HANS FREUND — Ganzleinen **M. 2.50**

*

Die betriebswissenschaftlichen Bücher behandeln zum ersten Mal die hochinteressanten und gegenwärtig im Mittelpunkt der Erörterung stehenden Fragen aus den Grenzgebieten zwischen Technik und Wirtschaft. Für die Fortentwicklung unserer Wirtschaft ist es von ungeheurer Wichtigkeit, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit rationeller Betriebsführung in die breite Menge der industriell Tätigen hineingetragen wird.

GEORG STILKE * VERLAGSBUCHHANDLUNG * BERLIN NW 7

Gewissen

Das nationalpolitische Kampfblatt der jungkonservativen Bewegung

Das „Gewissen" hat zur Aufgabe: innerhalb der führenden Oberschicht den Geist und den Willen zu entwickeln zu einer nationalen Politik und zur Wahrung der Unabhängigkeit der Staatsführung von Massengeist und Massenherrschaft. Es hat zur Aufgabe die Pflege konservativer Gedanken, die Durchdringung der deutschen Volkstumsbewegung mit politischem Geist, die Abwehr artfremder Einwirkungen, den politischen Kampf um die Einung unseres Volkes über Parteien und Klassen, Weltanschauungen und Konfessionen hinweg durch eine Führung, die das Gewissen der Nation durch ihr Wirken und Tun bestätigt.

Mitarbeiter:

Heinrich von Gleichen / Walther Schotte / Heinz Brauweiler / Max Hildebert Boehm / Martin Spahn Hans Schwarz / Karl Hoffmann / Hans Meydenbauer / Fritz Hesse / Werner Wirths / Harald von Rautenfeld / Rolf Schierenberg / Kurt Ziesché / Ernst Krieck / Paul Ernst / Franz Schauwecker Harald Laeuen / Hans Grimm / Walther Schulz / Friedrich Tobler / Edgar Pröbster / Hans F. Helmolt Willi Klawitter / Ernst Tiessen / Erich Brock / Erich Lilienthal / Karl Bleibtreu / Emmy Voigtländer J. von Uexküll / Wilhelm Büsselberg / Hermann Lufft / Hans Nagel / Alfons Hugle / Friedrich Solger Friedrich Karl von Zitzewitz-Kottow Gustav Steinbömer / Annalise Schmidt / Ernst Jünger Heinrich Rogge — Helmut von den Steinen / Hans Kisker / Otto Strasser / Edgar Stahff / Karl Brill Clemens von Mirbach / Hans Siegfried Weber / Elisabeth Siewert / Hugo Schlüter Hans F. K. Günther / Ernst H. Fischer

Schriftleitung: Hanns F. Frosch

Probeabonnement für einen Monat kostenlos durch den

Ring-Verlag Berlin W 30

LUDWIG RÖHRSCHEID

BUCHHANDLUNG · KUNSTHANDLUNG · ANTIQUARIAT

BONN, AM HOF 28 Gegründet im Jahre 1818 FILIALE TRIER
FERNSPR. NR. 723 Älteste Firma am Platze BRÜCKENSTR. 13

Großes Lager aller wichtigen Neuerscheinungen.

Besonders gepflegte Wissensgebiete:

Medizin · Philologie · Jus · Volkswirtschaft · Kunst · Literatur Politik · Geschichte.

Unverbindliche Ansichtsendung nach auswärts.
Einrichtung von Volksbibliotheken. Fachmännische Beratung.

Auf Wunsch werden kostenlos verschickt:

Katalog 143: Theologie
„ 148 u. 149: Naturwissenschaften
„ 150: Rheinische Heimatkunde
„ 151: Klassische Sprachwissenschaft
„ 152: Neuere Sprachwissenschaft
„ 153: Orientalia

Das Antiquariat umfaßt zirka 100000 Bände der gesamten Weltliteratur.

Ankauf ganzer Bibliotheken. Reiches Lager an Kunstdrucken und Originalen.

Verlangen Sie meine MONATSBERICHTE „EINST UND JETZT“ und meinen WEIHNACHTSKATALOG (über 3000 Titel)

Soeben erschien:

Stilke's Rechtsbibliothek Nr. 53

Das Recht der Untersuchungshaft

nach dem Gesetz vom 27. Dezember 1926

von **Fritz Hartung,** Ministerialrat im Preuß. Justizministerium

150 Seiten, in Ganzleinen gebunden **RM 5.—**

Die tief in das geltende Strafprozeßrecht eingreifenden Vorschriften der soeben vom Reichstag verabschiedeten großen Novelle zur Strafprozeßordnung sind von dem Verfasser, der an dem Zustandekommen des Gesetzes einen großen Anteil gehabt hat, in eingehendster und sorgfältigster Weise erläutert worden. Einen besonderen Wert erlangt das Werk dadurch, daß der Verfasser das gesamte Recht der Untersuchungshaft in den Kreis seiner Arbeit einbezogen hat und so einen klaren Einblick in alle Auswirkungen der Novelle auf diesem besonders schwierigen Rechtsgebiet gibt. Selbstverständlich sind auch die nicht auf die Untersuchungshaft bezüglichen Teile des Gesetzes mit derselben Sorgfalt und Ausführlichkeit erörtert, wie das Haftrecht. Auch die sonstigen, seit dem 1. 4. 1924 zur Strafprozeßordnung ergangenen Aenderungen sind in dem Werk erläutert. Das Buch bildet daher einen Nachtrag zu Schäfer-Hartung, Strafprozeß (Stilkes Rechtsbibliothek Nr. 30) und ist für jeden in der Strafrechtspflege als Richter, Verteidiger oder Staatsanwalt tätigen Juristen unentbehrlich.

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7

Soeben erschienen:

Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik

von

Dr. W. Recke

Staatsarchivrat in Danzig

Gr. 8°. XI u. 399 Seiten. Preis geheftet RM 10.—, in Leinen gebunden RM 12.—

Aus dem Inhalt:

I. Der Untergang des polnischen Staates

II. Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik
(während des 19. Jahrhunderts)

III. Die Wiederaufrichtung Polens während des Weltkrieges

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7

Soeben erschien:

Leitfaden des geschädigten Aktienbesitzers und Gesellschaftsgläubigers

Rechtsschutz gegen schädigende Handlungen der Organe der Aktiengesellschaft,

von **Rechtsanwalt Dr. Werneburg**

61 Seiten, broschiert RM 2.—

Diese Schrift zeigt dem Aktienbesitzer, der durch schuldhafte Handlungen und Unterlassungen der verantwortlichen Verwaltungsorgane der A.-G. Schaden in Gestalt der Wertminderung bzw. gänzlichen Wertlosigkeit seines Aktienbesitzes erlitten hat, wie auch dem so geschädigten Gesellschaftsgläubiger, in leicht verständlicher Form, in welcher Weise ihm das Gesetz Rechtsschutz sowohl in Hinsicht auf die Möglichkeit eines Schadensausgleiches durch Gewährung von zivilrechtlichen Schadensersatzansprüchen als auch eines im Wege des strafgerichtlichen Verfahrens verfolgbaren Strafanspruchs gegen die verantwortlichen Leiter der A.-G. gewährt.

GEORG STILKE, VERLAGSBUCHHANDLUNG, BERLIN NW 7

Soeben erschien:

Der Erde Eiszeit und Sintflut

Ihre Menschen, Tiere und Pflanzen

Von

Dr. O. Hauser-Weimar

Geheftet RM 16.—. In Ganzleinen gebunden RM 18.—
Groß-Oktav-Format, VIII und 360 Seiten Umfang

Mit 16 schwarzen und 6 farbigen Abbildungen, 2 Karten zum Wanderungsweg der Urrassen und einer Tabelle über die Entwicklung von Mensch und Kultur

*

Dieses Werk gibt einen fesselnden Gesamtüberblick zum Werden des Lebens. Der Entdecker ältester Menschenrassen zeichnet in seinem gewohnten flüssigen Stil die Momente auf, die zu den Grundlagen des menschlichen Aufstieges geworden sind und aus denen heraus die Entwicklung des Denkens und der Anfang ältester Urreligion herauskristallisiert wird. In neuen Lebensbildern sehen wir die Entfaltung der ältesten Werkzeugformen, die des frühen Menschen erstes Kulturinventar ausgemacht haben. Ein Buch, das die Ehrfurcht vor dem Leben und seinem vielgestaltigen Formen zu fördern geeignet ist.

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7

Eisenschmidt's Buch- und Landkartenhandlung

Amtliche Hauptvertriebsstelle des Reichsamts für Landesaufnahme

Berlin NW 7, Dorotheenstraße 60

Werke aus allen Gebieten des Wissens sowie die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur werden stets vorrätig gehalten, fehlende schnellstens besorgt.

*

Klassiker, Romane, Tagebücher, Briefe, Erinnerungen, Militärliteratur, Geschichte, Politik, Reisen, Länder- und Völkerkunde, Landwirtschaft, Gartenbau

Sämtliche amtlichen Karten der Landesaufnahme sowie Generalstabskarten aller europäischen Länder. Automobil-, Radfahrer-, Flugstrecken- und Wanderkarten

HANS WINTER
VORM. K. SEYBOLD
BUCHBINDEREI
NÜRNBERG, SPITZENBERGG.